VERÖFFENTLICHUNGEN DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU...




LI .RY
UNIVERSITY OF
CAL FORNIA


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 1.

BEITRÄGE ZUR VOLKSKUNDE SÜD-SCHANTUNGS

VON

P. GEORG M. STENZ, *S. V. D.*

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET

VON

A. CONRADY



R. VOIGTLÄNDERS VERLAG
LEIPZIG 1907.

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Die Abbildungen 1 und 18 sind nach Skizzen im Manuskript, 10—12, 14, 17 und 19 nach Photographien des Herrn Stenz, die übrigen nach den von ihm eingesendeten chinesischen Originalen hergestellt.



Einleitung.

Es war der auch von dem Herrn Verfasser geteilte Wunsch des Museums für Völkerkunde, daß ich die Herausgabe des nachfolgenden Schriftchens übernehmen und ihm ein Geleitwort mitgeben solle. Ich bin ihm um so bereitwilliger nachgekommen, als ich den Aufsatz auch unbesehen schon mit großer Freude begrüßt habe. Denn was wir bis jetzt von Monographien zur chinesischen Volkskunde besitzen, das läßt sich ungefähr an den Fingern einer Hand herzählen. Und doch sind sie von so großer und allgemeiner Wichtigkeit. Denn sie vermitteln durchaus nicht bloß die Kenntnis des heutigen Chinesentums mit seiner reichen individuellen Gliederung unter der einförmigen Decke der gemeinsamen Kultur, die doch als das Produkt eines hochzivilisierten Naturvolks schon an sich ein verlockender und dankbarer Gegenstand vergleichender Studien ist: sondern wir können an ihrer Hand auch die alte Tradition beleben, kontrollieren, mitunter berichtigen und hier und da sogar das Bild der ehemaligen Zustände nicht unwesentlich ergänzen, ja zuweilen erst verstehn. Und damit helfen sie die Grundfesten eines Baues bereiten und sichern, der vielleicht einzig in seiner Art ist. Denn da dem Chinesen Brauch und Religion fast identische Begriffe sind, so hat er von alten Zeiten her seine Staatsgebräuche und daneben auch die Sitten der verschiedenen Landesteile aufgezeichnet; daher geht seine Tradition, dank auch der Stabilität der chinesischen Kultur, in nahezu lückenloser Folge sehr weit zurück. Es ist also in vielen, vielleicht in den meisten Fällen möglich, die Geschichte eines Brauches von unsern Tagen bis in ein graues Altertum, ja bisweilen sogar bis in jene Urzeit zu verfolgen, wo er aus den natürlichen Lebensbedingungen eines primitiven Volkes herauswuchs. So lassen sich beispielsweise einzelne Opferbräuche an der Hand der gerade hier überraschend aufrichtigen chinesischen Überlieferung durch die alten Rituale hindurch bis in die Periode



des „wirtschaftlichen Individualismus“ hinaufführen. Das ist eine Genealogie der Bräuche, wie sie selten vorkommen wird, und ich glaube, sie muß der vergleichenden Ethnographie und ihren Verwandten fast noch willkommener sein, als dem Fachmann; es liegt also auf der Hand, wie wertvoll — als ein neuer Mitarbeiter — ein jeder solcher Beitrag ist.

Haben wir somit allen Grund dankbar zu sein, wenn der Europäer in China das alte Sprichwort beherzigt: 入國問禁入鄉問俗 *juh kuoh wen kin, juh hiang wen suh* „betrittst du ein Reich, so frag' nach seinen Verboten; betrittst du ein Dorf, so frage nach seinem Brauch“ — mag es auch in dieser wie in seiner älteren Form in anderer Absicht geprägt worden sein —, so sind wir doppelt verpflichtet, wenn die Sammlung in so exakter Weise gemacht wird, wie hier: ein enges, aber dem Autor wohlbekanntes Gebiet, sorgfältige, systematische, nüchtern-sachliche Beschreibung auch des Kleinsten, Angaben über die einheimische Tradition von der Geschichte eines Brauches, aber wenig eigne Konjekturen — kurz Beschränkung im Großen, Ausführlichkeit im Einzelnen. Denn das ist es, was der Fachmann zur Weiterarbeit braucht und was er leider so oft vermißt. Als ein besonderes Verdienst des Verfassers muß es dabei gelten, daß er sich ganz der Gruppierung Grubes in seinen trefflichen „Beiträgen zur Pekinger Volkskunde“ angeschlossen hat, denen er auch die Anregung zu verdanken erklärt; umso bequemer hat es nun der Fachmann, die Materialien in ihre Schubfächer einzuordnen.

Es wäre verlockend, dies wenigstens in Bausch und Bogen gleich hier zu versuchen; doch das geht schon des Raumes halber nicht an. Es sei mir aber vergönnt, es bei einer eigenartigen Erscheinung zu unternehmen, die meines Wissens noch nicht erklärt und überhaupt untersucht, sondern nur einfach als Tatsache registriert worden ist: ich meine die Erscheinung, daß das Wortspiel bei allen, auch den ernstesten Bräuchen eine so große Rolle spielt.

Das ist doch sehr auffallend, und man könnte geneigt sein, sie unwürdig oder doch kindisch zu schelten — wie das z. B. Callery (Legge, Sacred Books of the East 28, 451, Anm. 1) wirklich getan hat — auch wenn man nicht vergißt, daß wir Ähnliches haben (ἰχθύς!), und ich will gewiß nicht leugnen, daß dem Chinesen die Grenze mitunter verschwimmt — vielleicht wegen der lächelnden Skepsis, womit er seinen Göttern (wenigstens den buddhistischen) gegenübersteht. Aber sollte nicht schon der konservative Charakter gerade des chinesischen Ritus vermuten lassen, daß wirs auch hier mit etwas Althergebrachtem zu tun haben? In der Tat glaube ich zeigen zu können, daß das Wortspiel in seinem Ursprunge wenigstens nicht kindisch, sondern kindlich, d. h. primitiv ist.

Ein erster und wichtigster Schritt dazu ist wohl schon, wenn man, mit Confuz zu reden, „die Namen richtigstellt". Der Name Wortspiel ist eingebürgert; richtiger würde es aber sein, statt dessen Rebus zu sagen — wie dies auch, aber seltener, geschieht — und je nachdem zwischen ideographischen und phonetischen oder kurzweg Sinn- und Lautrebus zu unterscheiden. Denn beides gehört zusammen wie Stamm und Wurzel.

Die Sache besteht ihrem Kern und Wesen nach nämlich darin, daß man die beim feierlichen Brauch (d. h. dem Ritus in dem umfassenden chinesischen Sinne) auszudrückenden Begriffe durch konkrete Gegenstände oder durch deren Abbildungen widergibt, und zwar sind dies entweder einfache oder zusammengesetzte Symbole — wie Granatapfel für Kindersegen —, also Sinnrebus, oder Gegenstände resp. Abbildungen solcher, deren Name mit dem des Begriffes gleichlautet — wie *ts'ung* „Zwiebel" für *ts'ung* „Scharfsinn" — also Lautrebus, oder endlich, und meistens wohl, wird eine Verbindung beider Gattungen angewandt. Auf diese Weise ist es dann möglich, ganze Sätze herzustellen, z. B. durch Tor, Brödchen (*po*) und Baumschwamm (*muh-erh*) auf dem Grabe den Satz: *po* (*men-*)*muh* „schiebe den (Tor-)Bolzen, d. h. den Grabriegel, zurück" (Grube, Pekinger Totengebräuche, Journ. Peking Or. Soc. IV, 57). — Daß außerdem auch konkrete Wesen und Dinge, deren man bei der Zeremonie bedarf, durch ihr plastisches oder gemaltes Bild vertreten werden, kann hier vorläufig außer Betracht bleiben.

Es liegt also nach Form und Mitteln eine je zwiefache Gliederung vor. Allein wie die letztern — Sinn- und Lautrebus — offenbar vollkommen gleichwertig gebraucht werden, so ist es andrerseits ganz einerlei, ob die Gegenstände in feierlicher Handlung unmittelbar überreicht oder sonstwie gebraucht oder ob sie, entweder plastisch in körperlicher Form — wie bei der Ausstattung des Opfertisches, des Grabes u. dgl. — oder malerisch im Bilde — wie namentlich auf den Gewandstickereien, die uns Grube so fein gedeutet hat —, bloß für das Auge dargestellt werden: Mittel, Zweck und vermeintliche Wirkungen sind dieselben. Insonderheit ist die bildliche Darstellung, nach den häufigen Übereinstimmungen zu urteilen, eine direkte Parallele der körperlichen, während sich diese wieder schon durch den Gebrauch der Gegenstände als gleichbedeutend mit der Darreichung, der Handlung, ausweist. Es besteht nur der eine Unterschied, daß die letztere wohl in der Regel auf die Vorführung mehrgliedriger Sätze verzichtet, soweit die vorhandenen Beispiele einen Schluß erlauben, und es vorzieht, die verbale Beziehung durch die Geberde, eventuell in Verbindung mit *certis verbis* auszudrücken. Aber das bedeutet

keinen Wesensunterschied, denn sie verzichtet darum nicht auf den Satz überhaupt; es gibt vielmehr Beispiele genug (s. S. 9f.) für die wichtige Tatsache, daß sie kurze nur aus einem Verbum bestehende Sätze bilden kann, indem sie dieses genau wie die „Darstellung" durch einen als Lautrebus fungierenden Gegenstand wiedergibt.

Diese zwiefache Identität, die sich als nächstes Resultat der Betrachtung ergibt, legt uns nun meines Erachtens schon den Schlüssel zur Erklärung in die Hände. Ich denke mir den Gang der Dinge folgendermaßen.

Es ist bekannt, daß alle Völker, je weiter zurück je mehr, bei der heiligen oder feierlichen Handlung der Symbole bedurften. Der Chinese macht keine Ausnahme davon, und das ist umso verständlicher, als die psychologische Grundlage gerade hier noch so klar zutage liegt: er hält bis zum heutigen Tage Symbol und Symbolisiertes für identisch.[1] Ja die außerordentliche Vorliebe für das Sinnbild, die ihm im Blute liegt, erklärt sich vielleicht daraus oder doch mit daraus, daß ihm ehedem eben alles heilige Handlung war — eine natürliche Folge des Schamanismus, der alles mit bedenklichen Geistern beseelt und so, möchte man fast sagen, eine in Praxis umgesetzte Lehre von der „Tücke des Objekts" ist. — Aber es war nicht ein beliebig beschaffnes, es war vielmehr ein greifbares, körperliches Symbol, was die feierliche Handlung erheischte, wo es irgend angängig war. Auch dies hat seine Parallelen über die ganze Erde hin, und für China muß es auf Grund der alten Riten, die hier überdies manche überraschenden Analogien gerade zu den Anschauungen primitiver Völker aufweisen, als eine Tatsache bezeichnet werden. So wurde, um nur ein Beispiel herauszugreifen, ganz wie in verwandten Fällen des altdeutschen Rechts, der Vasallenfürst dadurch mit seinem Lande belehnt, „ergriff" Besitz davon, daß ihm der König eine Erdscholle von der angeblichen Farbe seines Territoriums überreichte. Das körperliche Symbol also ist der Ausgangspunkt.

Nun gab es aber in einem so eng und ängstlich von Riten umsponnenen Dasein, wie es der Chinese von jeher geführt hat, und namentlich bei fortschreitender Entwicklung zweifellos eine Menge von Begriffen und Vorstellungen, die nicht ohne weiteres jener Forderung gemäß, also plastisch, ausgedrückt werden konnten. Was tun? Da trat wohl eine zweite Anschauung helfend ein, die der Chinese wiederum als ein Erbe der Urzeit mit primitiven Völkern teilt, daß nämlich auch der Name eines Dinges, der gesprochene Laut, das in Wirklichkeit hervorrufe und darstelle, was er besagt, d. h. daß Name und Wesen identisch seien. Bei-

[1] Vgl. auch de Groot, Relig. Syst. of China 212.

spiele dafür gibt de Groot an mehreren Stellen seines „Rel. Syst.“ (z. B. S. 90, 95, 212, 325), und man darf wohl auch die Angabe des *Tso-chuan* (Chin. Class. V, 48) von 705 v. Chr. hinzufügen, wonach die Opfer an einen Berg, einen Strom u. dgl. oder ein Amt vernichtet, wer dessen Namen nimmt, um ihn seinem Sohne zu geben; sie ist nicht nur meines Wissens das älteste Zeugnis dafür, sondern auch deshalb interessant, weil sie das in China alteinheimische Tabu der Namen erklären hilft.

Damit war nun die Brücke zum Lautrebus geschlagen; denn es handelte sich jetzt nur noch darum, ein bekörpertes Homophon des darzustellenden Begriffes finden. Das ist im Chinesischen niemals schwer gewesen; man wird aber auch oftmals, und vielleicht gerade zuerst, durch etymologische Verwandtschaft darauf geführt worden sein, die sicherlich je früher, desto deutlicher noch empfunden wurde. Bei den Worten für die scharfe Zwiebel und den Scharfsinn z. B. liegt das ja noch heute vor Augen; *ts'ung* (das „Scharfe, Gezwiebelte“) hieß auch eines der berühmten Schwerter des Altertums (*Sün-tze* 17, 13b). Besonders stark mochte diese Beziehung vielleicht gefühlt werden, wo der abstrakte Begriff eben nur deshalb den Namen eines Konkretums erhalten hatte, weil dieses ein natürliches Sinnbild für ihn war, wie ich das u. a. bei *kuh* „Getreide“ und „Glück, Wohlstand“ vermute, oder wo ein Gegenstand schon als Sinnbild des Begriffes fungierte, dem er seiner Eigenschaften halber den Namen verdankte, wie z. B. wohl *shi* „Pfeil“ = „gerade“ (s. u.). In solchen und ähnlichen Fällen war ja der Sinnrebus zugleich schon ein Lautrebus, und dies mußte den Übergang sehr erleichtern. Übrigens scheint im weiteren Verlauf manches echte alte Sinnbild zum Lautrebus umgedeutet worden zu sein, wie z. B. Kastanie (*lih*) und Dattel (*tsao*), die uralten Symbole der Frauentätigkeit aus der Zeit des wirtschaftlichen Individualismus her, die schon der Kommentator des *Hia-Siao-cheng* (im *Ta-Tai-li-Pu-chu* 2, 18a) recht schwächlich auf die „ehrerbietig-scheue“ (*lih*) und „frühe“ (*tsao*) Tätigkeit der Frauen deutet, und die auch heutzutage z. B. bei der Brautausstattung (s. u. Kap. 3) als Wortspiele fungieren. — In jedem Fall aber glaubte man mit dem Gegenstande, den man so darbot, den Wesensinhalt des Begriffes zu geben, dessen Namen er teilte.[1]

Dieselbe magische Eigenschaft wie Symbol und Name hat endlich aber auch das plastische oder gemalte Bild — das ja im Grunde auch nur ein Symbol ist. Das bezeugt außer den Angaben de Groot's (Rel. Syst. 807 u. pass., Fêtes annuelles à Emoui 638), den Bildersagen, die

[1] Und daß sogar die empfangende Gottheit dieser Überzeugung war, zeigt die alte Anekdote bei Grube (Pekinger Totengebr. 26,27), wo sie Mehlköpfe (*man-t'ou*) als Äquivalente für Barbarenköpfe (*man-t'ou*) entgegennahm.

Hirth (Malerei in China) und Giles (Introduct. to the history of chin. pictorial art) mitteilen, und mancherlei anderem deutlich auch der Glaube, daß man ein Wesen in seinem Bilde kränken und schädigen könne. Auch dafür findet man Beispiele bei Giles und de Groot; von älteren Belegen erwähne ich hier nur die (wohl fälschlich dem Wu-yih angedichtete) Anekdote des *Shi-ki*, daß dieser Kaiser mit dem Bilde Gottes ein Spiel gemacht und es dann geschmäht habe, und die amüsante Geschichte des *Chan-kuoh-ts'eh* (9, 18ª) von dem „gottlosen" König K'ang von Sung (318—286 v. Chr.), der die Statuen seiner Mitfürsten im Kloset aufstellen ließ und ihnen nach Gesicht, Armen und Beinen schoß; ein drittes wird unten gegeben werden. Auch diese Anschauung ist ja in allen ihren Formen über die ganze Welt verbreitet. So ist es denn verständlich, wie die bildliche Darstellung hat gleichberechtigt neben die körperliche treten können; der Übergang von dieser zu jener wird ja ohnehin durch die plastische Abbildung vermittelt. —

Bei dieser Erklärung wird, wie man sieht, das Wortspiel als ein Spiel mit Worten wenigstens für die älteste Zeit ganz ausgeschaltet: es ist der ernsthafte Versuch eines kindlichen Alters, gewisse Ideen darzustellen. Daher kann ich auch das eingangs erwähnte abfällige Urteil nicht unbedingt unterschreiben; mag das chinesische Wortspiel gelegentlich in der Tat kindisch sein, so scheint doch auch bei den nicht rituellen — die übrigens schon ziemlich früh vorkommen — oft genug eine naive, tastende Etymologie vorzuliegen. Daß aber sonst mitunter, und vielleicht schon recht frühzeitig, der Humor dabei Gevatter gestanden hat, wie in dem ergötzlichen Beispiel bei Grube (Pekinger Totengebräuche 4), das wird keiner abstreiten wollen, der den chinesischen Charakter kennt. Mußte ja doch auch die Sprache schon, wie alle ähnlich abgeschliffnen (z. B. das Englische), unmittelbar dazu verlocken.

Dies Ergebnis einer deduktiven Betrachtung wird nun auch bestätigt, wenn man der Geschichte des Lautrebus nachgeht. Schon die Erforschung der literarischen Quellen, die man da zunächst unternehmen wird, läßt ihn uns in seiner heutigen Verwendung durch die Reihe der Jahrhunderte wenigstens bis in eine höchst respektable Vorzeit hinaufverfolgen. Bei dem Mangel an Untersuchungen darüber ist es vielleicht willkommen, wenn ich hier eine etwas vollständigere Auswahl aus dem gesammelten Belegmaterial gebe, als sonst erforderlich wäre. Doch überspringe ich dabei die nachchristlichen Jahrhunderte als nicht notwendig zum Beweise und führe daraus nur ein Beispiel der T'ang-Zeit an, weil es eine so typische Form zeigt: nämlich einen Gürtel mit Fledermäusen aus rotem Jade — also, wie der Erklärer sagt, 紅蝠 *hung-fuh* „rote

Fledermäuse", d. h. 洪福 *hung-fuh* „überströmendes Glück".[1] Es findet sich im *Ku-yüh-t'u* (52, 6ᵃ), das überhaupt gleich dem *Poh-ku-t'u-luh* und dem *Si-ts'ing-ku-kien* gute Ausbeute gibt und noch bessere verspricht. Eine ebensolche Fundgrube ist, wie sich ja denken läßt, das „Ritual der Chou" (*Chou-li*), und dies führt nun direkt und ausschließlich in die vorchristliche Zeit; denn auch von seinen vermutlichen Interpolationen wird kaum eine jüngeren Datums sein. Da jedoch immer wenigstens der Verdacht einer solchen vorliegt, so schicke ich seine Zeugnisse den datierbaren voraus, wenn sie auch vielleicht ebenso alt sind wie die ältesten von diesen. Ich wähle folgende aus.

Nach *Chou-li* (*Ts'iu-kuan*) 25, 19ᵃ/ᵇ hat der *Hu-choh-shi* (壺涿氏) das Amt, das Wassergewürm auszurotten, indem er es durch den Klang der irdenen Trommel verscheucht oder mit glühenden Steinen wirft. „Wenn er den Wassergeist töten will", heißt es dann weiter, „so steckt er ein Stück des weiblichen *K'u*(橭)-Baumes quer durch einen Elefantenzahn (象齒 *siang-ch'i*) und versenkt es; dann stirbt der Geist und das Gewässer wird ein Hügel". (若欲殺其神、則以牡橭午 (= 忤, alte Lesart 五, wohl = 互) 貫象齒而沈之、則其神死淵爲陵). Der anscheinend sinnlose Brauch wird nur sinnvoll, wenn man ihn als Lautrebus nimmt, wozu der Name des zu tötenden Wassergeistes 罔象 Wang-*siang* ohne weiteres auffordert, aber der verschiedenen Lesarten wegen sind verschiedene Deutungen möglich; die ansprechendste ist vielleicht: „den Siang austrocknen" (橭 *k'u* = 枯 *k'u* „dürr, wasserlos", cf. *Tze-tien* s. v.). Diesen Passus, den übrigens Prémare (bei Gaillard, Croix et Svastika 52) nicht ganz richtig übersetzt hat, mit Chu Hi für eine Interpolation des Liu Hin zu halten, liegen meines Erachtens ebensowenig Gründe vor als dafür gegeben werden, nämlich keine.

Sodann erscheint dort (*Tung-kuan*, 梓人 *Tze-jen*) 30, 23ᵇ der Lautrebus 侯 *hou* „Scheibe" für 侯 *hou* „Vasallenfürst" in dem (vom *Shuoh-wen* etwas abweichend zitierten) Gebet beim Bogenschießen, der zudem die vollständige Gleichsetzung von Symbol und Symbolisiertem recht hübsch illustriert. Es liegt hier zugleich ein Sinnrebus vor, denn der Vasall wurde eben durch einen glücklichen Schuß auf die Scheibe zum *hou* (vgl. *Li-ki* 10 (46), 53ᵃ und Legge SBE 28, 451, der hier vielleicht selber nicht ganz „das Ziel getroffen" hat); ob auch noch Wortverwandtschaft daran beteiligt ist, muß angesichts der ältern Form 后 *hou* „Fürst" einstweilen dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es aber eine Übergangsform. Nebenbei bemerkt,

[1] Hiernach ist wohl die „Übersetzung" der roten Fledermaus bei Grube (Zur Pek. Volkskde. 94) zu vervollständigen.

fand diese Fürstenwahl bei dem „Teichpalaste" (澤 宮 *ts'eh-kung*) statt, den man dann natürlich als den „Wahlpalast" (擇 宮 *ts'eh-kung*) auffaßte.

Eine ähnliche Bewandtnis scheint es mit den Pfeilen (矢 *shi*, ehemals wohl *chik*) zu haben, die nach dem *Chou-li* (*Ts'iu-kuan*, 大 司 寇 *Ta-sze-kuan*, 23, 5[b]; vgl. Plath, Gesetz und Recht 96) und, wenn ich nicht irre, auch nach Sün-tze bei Gerichtsverhandlungen eingereicht wurden, um die Geradheit (直 *chih* = *chik*) der Gesinnung anzuzeigen. Denn der Pfeil könnte von der Gestalt und dem geraden Fluge den Namen haben — „gerade wie ein Pfeil" ist auch eine altchinesische Redensart — und so träfen hier, wie oben erwähnt, Sinn- und Lautrebus zusammen. Sonst hat der Pfeil, wie das öfter vorkommt, auch noch andere symbolische Bedeutung: es wird u. a. als Einführungsgeschenk im Felde und als Sinnbild der Autorität übergeben. Auf diese Weise übertrug z. B. der Markgraf I von Wei 659 v. Chr. nach dem *Tso-chuan* (V, 126) einem seiner Beamten die Verteidigung seiner Hauptstadt durch einen Pfeil. Aber auch dies könnte schließlich als ein Lautrebus aufgefaßt werden, der sich auf die Bedeutung „(Truppen) ordnen" (矢 *shi*) gründete. —

Gehen wir nun zu den datierten Zeugnissen über, so bietet sich da zuerst die Bemerkung des Tsai Wo im *Lun-yü* (III, 21, 1), daß die Chou am Altar der Erde Kastanien (栗 *lih*) angepflanzt hätten, um dem Volk ehrfürchtige Scheu (栗 = 慄 *lih*) einzuflößen. Nimmt man sie auch als eine persönliche Ansicht des Sprechers, so führt sie immerhin doch in die Zeit zwischen 494 und 478 v. Chr. zurück.

Etwa fünfzig Jahre früher spielt dann dem *Shi-ki* (28, 7[a]; vgl. Chavannes Mém. histor. III, 428 und *Shuh-tien* 2, 6[a]) zufolge die pointenreiche Geschichte von dem Bogenschießen nach dem Fuchskopf (射 貍 首 *sheh li-shou*), das der Zauberer Ch'ang Hung veranstaltete, um die säumigen Vasallenfürsten wieder zu den vorgeschriebenen Hofbesuchen herbeizuzwingen. Der Fuchs (貍 *li*) hieß nämlich auch 不 來 *puh-lai* „der Nichtkommer" (übrigens etwa nur eine Dialektform von 狐 貍 *hu-li*? cf. *p'ei-li* des *Fang-yen*), stellte also passend die unbotmäßigen Fürsten dar. Zugleich aber — und das gab der Sache noch mehr Salz — war *li-shou* „Fuchskopf" auch der Titel des Liedes, zu dessen Klängen diese Fürsten seit alters schießen mußten, und dieser enthielt wenigstens nach einem Kommentator des *Ngi-li* (7, 34[a]) selbst wieder ein Wortspiel: „die Nichtkommer sind die Ersten (首)", nämlich zum Erschossenwerden. Die Zeremonie konnte also entweder sagen wollen: „beim Erschießen sind die Nichtkommer die Ersten", oder, wenn man *hou* („Scheibe" und „Fürst") für *shou* „Kopf" einsetzen darf: „auf die nichtkommenden Fürsten schießen", oder ganz einfach: „auf die Nichtkommer schießen". Zum mindesten liegt

aber eine Verquickung von Sinn- und Lautrebus in dem Vorgange vor, und er ist außerdem, worauf ich schon oben hingedeutet habe, für die Bewertung des Bildes in China lehrreich.

Wieder hundert Jahre zurück, und wir stoßen in der Erzählung des *Tso-chuan* (V, 127) und des *Kuoh-yü* (7, 16ª der japan. Ausg.) von dem tragischen Geschicke des Prinzen *Shen-sheng*, die überhaupt wertvolles Material für die Symbolisierung liefert, auf die älteste Erwähnung eines Lautrebus, der nach der Zähigkeit seiner Konservierung zu urteilen wohl noch aus viel früherer Zeit stammt und der zugleich vielleicht eine weitere Perspektive eröffnet, nämlich auf die Bedeutnng des chinesischen Gürtelgehänges. Diesem unglücklichen Prinzen gab nämlich sein Vater, als er ihn 659 v. Chr. einer Nebenfrau zu Gefallen in einen anscheinend mörderischen Krieg sandte, unter anderem einen Halbring (玦 *küeh*) als Gürtelschmuck mit. Das war ein Lautrebus, aber — und darin lag eben die Perfidie des Geschenks — ein doppelsinniger, denn *küeh* (決) heißt sowohl „scheiden" („trennen, brechen mit Jemand") als „entscheiden"; die Ratgeber des Prinzen erkannten nicht alle richtig, daß hier das Erstere gemeint war: „komm nicht wieder!" (金玦不復). Seitdem tritt der Halbring in der alten Literatur ständig als Wahrzeichen dieser beiden Bedeutungen auf. „Der Kaiser tut einen Mann von sich ab durch den Halbring (天子絕人以玦)", heißt es bei *Sün-tze* (9 (27), 3ª; vgl. *Poh-hu-t'ung* 2, 16ᵇ); er war nach den ausführlicheren Angaben des Kommentars und des *Ku-yüh-t'u* (62, 10ª) der Scheidebrief zu dauernder Verbannung an die Grenze und ihn trug daher, wie er selber (*Ts'u-tz'e* 2, 7ᵇ) bezeugt, auch der verbannte Küh-Yüan am Gürtel. — Andererseits verlieh der oben erwähnte I von Wei mit dem *küeh* das Recht der (richterlichen) Entscheidung, und so bemerkt *Chuang-tze* (7 (21), 21ᵇ, wenn der Abschnitt echt ist), daß die Literaten runde Kappen trügen, wenn sie sich als himmels-, und viereckige Schuhe, wenn sie sich als erdkundig bezeichnen wollten — man beachte den Sinnrebus! — und daß sie mit einem *küeh* am Gürtel einherspazierten, zum Zeichen, daß sie jede Streitfrage sofort zu entscheiden vermöchten (緩佩玦者事至而斷) — eine Gepflogenheit, deren sonst noch im *Poh-hu-t'ung* (*Tze-tien* s. v.) gedacht wird. — Auch das Signal zur Ermordung des Liu-Pang, das Fan Tseng dem Hiang Yü beim Gastmahl durch Emporheben seines *küeh* zu geben suchte (舉所佩玉玦以示之 *Shi-ki* 7, 13ᵇ), war vielleicht in diesem oder dem noch stärkeren Sinne des Todesurteils gemeint, den *küeh* (決) ebenfalls hat.

Einem so charakteristischen Falle gegenüber drängt sich der Verdacht auf, daß er nicht der einzige sei, sondern daß der Gürtelschmuck über-

haupt bei aufmerksamerem Hinschauen in ähnlicher Weise zu sprechen beginnen werde, zumal man ihn ja nach dem *Tso-chuan* (V, 127) als „das Banner der Empfindung“ betrachtete. In der Tat ist gleich das Gegenteil des Halbringes, der ganze Ring, 環 *huan*, auch das vollendete Gegenstück jenes etymologischen und zugleich symbolischen Rebus; denn durch ihn hieß der Kaiser den Verbannten wieder zurückkehren, (還 *huan*: [天子] 反絕以環, *Sün-tze* a. a. O.), wie er andererseits die Einschließung, 圜 *huan*, einer Stadt anzeigte (城圜用環, *Yu-yang-tsah-tsu* 1, 5^b). Aber ich glaube auch noch andere Parallelen gefunden zu haben; wenigstens bin ich nicht abgeneigt z. B. den 援 *yüan*, durch welchen nach *Sün-tze* (a. a. O.) der Untertan berufen wurde, mit 援 (爰) „ergreifen, (an sich) ziehen, helfen“ zusammenzubringen, und so vermute ich schließlich, daß auch der Gürtelstein 琚 *kü* und der 玖 *kiu*, die im *Shi-king* (I, 5, X, 1, 3) zum Zeichen dauernder Freundschaft geschenkt werden (永以爲好), als Vertreter von 居 *kü* „weilen“ und 久 *kiu* „lange“ dieser Juwelensprache angehören.

Das letztgenannte Werk liefert meines Erachtens noch einen anderen interessanten Beitrag zur vorliegenden Frage in einem Traume, dessen bisherige Deutung auch manche chinesischen Kritiker nicht befriedigt. In dem Liede II, 4, VI, Str. 4, wird nämlich dem König Süan (827 bis 781) gewünscht, seine Hirten möchten träumen, daß „eine Volksmenge (衆 *chung*) zu Fischen (魚 *yü*) und das Banner 旐 *chao* zum Banner 旟 *yü* werde“, denn jenes sage reiche Jahre, dieses wachsende Bevölkerung voraus. Der chinesische Erklärungsversuch ist gezwungen und für den zweiten Teil, der übrigens auch bei der hergebrachten Deutung auf Vortbanner und Stadtbanner ein Wortspiel enthalten könnte,[1] wenigstens im *Shi-king* selbst nicht begründet. Gerade dieser wird aber zu einem einwandfreien Lautrebus, wenn man 兆 *chao*, „(Volks-)Menge“, eigentl. „Million“ (vgl. aber | 民 „das zahlreiche Volk“ im *Shu-king*) und 餘 *yü* „Überschuß“ einsetzt, welch' letztere Gleichung durch die merkwürdige Beziehung dieser beiden Worte *Shi-king* II, 8, I, 5 unterstützt zu werden scheint. Also: „die Volksmenge wird noch mehr“. Und wenn die Einsetzung von 餘 *yü* auch für das 魚 *yü* des ersten Teiles wegen der vermutlichen Verschiedenheit ihrer ehemaligen Lautform etwa Bedenken erregt, so werden sie durch andere Analogien zerstreut; ich wage daher die Interpretation: 種 *chung*, „die Saaten“, werden 餘 *yü* „mehr“. Wie tief das Wortspiel in die chinesische Traumdeutung eingreift, ist ja bekannt.

[1] Daß auch die Banner mitunter (oder öfters?) einen Lautrebus darstellen, zeigt wohl die Fahne 勿 *wuh*, die nach dem *Shuoh-wen* zu eiligem (勿 *wuh*) Herbeikommen mahnte.

Ein Beispiel aus dem *Li-ki* (4 (8), 25[b]) würde hier ganz an die richtige Stelle kommen, wenn es wirklich aus der dort angegebenen Zeit, des Wen-wang (1122—1115) nämlich, stammt. Ihm schenkte also Gott im Traume neun 齡 *ling*, d. h., wie ich abweichend von Legge (SBE 27, 344) aus dem Satze 齒亦齡也 schließen möchte, neun Vorderzähne, und er verstand infolge eines nicht ganz deutlichen Wort- oder Sinnspiels neun Reiche darunter, sein Vater bedeutete ihn jedoch, daß neun Jahre 齡 *ling*) gemeint seien.

Schade endlich, daß die zwei Bücher des *Shu-king* 歸禾 *Kui-ho* und 嘉禾 *Kia-ho* verloren sind! Sie würden uns zweifellos das vollkommene Muster eines Lautrebus aus fast derselben Zeit geben. Denn ich bin fest überzeugt, daß sie die beiden in eine Ähre auslaufenden Getreidehalme (禾 *ho*), deren Auffindung sie ihre Entstehung dankten, nicht bloß als ein reines Symbol, sondern wie alle späteren Erklärer mit ausführlicher Beziehung auf 和 *ho* „Eintracht“ behandelt haben.

Mögen indessen die letzten Beispiele hypothetisch sein — immerhin sind wir an der Hand der alten Nachrichten auch so schon in ein ansehnliches Altertum hinaufgelangt. Aber hier versiegen die Quellen, und wir müssen, um vielleicht weiterzukommen, zu dem altbewährten Hilfsmittel für die chinesische Prähistorie, der Schrift, greifen. Und siehe da, gerade sie eröffnet nun den überraschendsten Blick in eine weit vor aller Geschichte liegende Urzeit: es zeigt sich, daß der Lautrebus als integrierender Bestandteil und in ihren ältesten Dokumenten schon der chinesischen Schrift angehört. Und noch mehr: daß der Einklang vollständig werde, stehen ihm auch der Sinnrebus und weiterhin das Bild zur Seite.

Daß Bilder und einfache wie zusammengesetzte Symbole verschiedner Art den einen Bestandteil der chinesischen Schrift, die Vorstellungsschrift, ausmachen, ist ja bekannt und braucht nicht erörtert zu werden; ich entsinne mich jedoch nicht, daß man auch schon das „Wortspiel“ darin gefunden hätte. Aber was sind die sogenannten „Entlehnungen“ (假借 *kia-tsie*), die jetzt die erste von den beiden Klassen der phonetischen Zeichen bilden, anders als echte und rechte Lautrebus der bekannten Art? Denn auch sie geben den Laut durch ein Bild oder Symbol wieder, wie z. B. *tsuh* „genügen“ durch das Bild des Fußes 足 *tsuh*, oder *p'eng* „Freund“ durch 朋 *p'eng*, das nicht „zwei Schalen einer Muschel“ darstellt, wie z. B. v. d. Gabelentz (Chin. Gramm. § 136) meint, sondern zwei Kaurimuscheln als Symbol eines *p'eng*, d. h. eines Stranges von Kauris (als einer Art Münzeinheit), oder *koh* „(sich) ändern, mausern“ durch das etymologisch verwandte 革 *koh* „Haut“, oder *kan* „schirmen“,

desgleichen durch 干 *kan* „Schild“ usw. usw. Und diese Entlehnungen haben, als die ersten und für lange Zeit die einzigen Ansätze zur Lautschrift, ehedem ganz allein diesen zweiten Bestandteil der chinesischen Schrift repräsentiert, sodaß deren älteste Form in der Tat nur dieselben drei Ausdrucksformen wie die Ritualsymbolik (um die in Rede stehende Erscheinung fortan kurz so zu benennen): Bild, Sinnrebus und Lautrebus, besaß. Aber man sah allmählich ein, daß die Durchführung dieses Prinzips — dessen Entlehnung übrigens Korea und Japan den Ursprung ihrer Silbenschrift verdanken — die Schrift so gut wie unverständlich machen mußte. Daher fügte man, offenbar nach dem Muster zusammengesetzter Symbole (s. u.), ideographisch fungierende Bilder hinzu (also z. B. Hand zu 干 *kan* „Schild“: 扞 *kan* „schirmen“) — ein Hilfsmittel, dessen sich einmal vielleicht auch die Ritualsymbolik bedient, nämlich in dem Tore des eingangs angeführten Grube'schen Beispiels — und die „Entlehnungen“ wurden mediatisiert und zu phonetischen Elementen; nur ein Bruchteil von ihnen (darunter auch die drei ersten der obengenannten) hat sich als ehrwürdiges Denkmal der Urzeit bis in die jetzige Schrift gerettet, wenn auch das Prinzip bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist. Dieser Entwicklungsprozeß erlaubt insofern wieder einen Schluß auf das hohe Alter des Lautrebus, als er vielleicht seine untere Altersgrenze bestimmen läßt; denn er hat möglicherweise, wenn auch ganz schüchtern, schon in der Shang-Dynastie eingesetzt, wenn man der Datierung der Vaseninschriften trauen darf. Auf alle Fälle erweist sich aber der Lautrebus als eines der wesentlichsten und fruchtbarsten Elemente der chinesischen Schrift, denn er ist der Stammvater des bei weitem größten Teiles (etwa 9/10) ihrer Zeichen, der „lautangebenden“.

Diese Übereinstimmung ist aber nicht bloß prinzipieller Natur, sondern sie geht gerade bei den zwei Mitteln der Begriffsbezeichnung, um die es sich handelt, so sehr ins Einzelne, daß man vielleicht mit einigem Rechte sagen darf, die Schrift sei bemüht, für den Sinn- und, was wichtiger ist, für den Lautrebus denselben Ausdruck zu wählen, wie die Ritualsymbolik. So besteht, um mit jenem zu beginnen, das Schriftzeichen 封 *feng* „belehnen“ in seiner ältesten Form 丰 aus Erde und Pflanze darüber: eine Nachbildung entweder der „Riedgras(umwickelten) Erdscholle“ (茅土 *mao-t'u*) des Ritus oder, unmittelbarer noch, der Übergabe von Halm und Ar, die auch im deutschen Rechte durch die Scholle mit daraufgestecktem Zweige symbolisiert wurde; so bildet 儷 *li* „Paar“ (alt 丽) die beiden Hirschfelle nach, die seit grauen Tagen das Verlobungsgeschenk des Mannes waren, u. dgl. m. — Von

Lautrebus dieser Gattung kann ich u. a. nennen: 禾 *ho* „Getreide" und „Eintracht" (j. 和); 栗 *lih* „Kastanie" und „angstvoll" (j. 慄); 医,侯 *hou* „Scheibe" und „Vasallenfürst" (j. beides gewöhnlich 侯); 勿 *wuh* (das Bild einer Fahne mit dreiteiligem Fahnentuch), N. d. oben erwähnten Banners und „rasch" (vgl. 忽 *huh* „plötzlich"); 矢 *shi* „Pfeil" und „schwören" (j. 誓 *shi*) „(Truppen) ordnen" (= 施 *shi*?) — diesen Bedeutungen liegt ebenfalls, wie der schon angeführten Funktion des Pfeiles vor Gericht, der Begriff „gerade, geademachen" zugrunde, den das Schriftzeichen wenigstens nach dem *Poh-ku-t'u-luh* (14, 16[a/b]) schon auf einem Shang-Gefäße bezeichnen soll; dann 升 *sheng* N. e. Getreidemaßes und „emporsteigen" (moderner 陞) und 夬 (alt 㕜, zerbrochner Ring und Hand) *küeh*, das ursprüngliche Zeichen für „Halbring" (j. 玦) und „trennen", „entscheiden" (j. 決 u. dgl.; s. o.), das besonders interessant ist, weil es in der hinzugefügten Hand die Geberde, die Handlung scheint ausdrücken zu wollen. Dem analog ist z. B. die Zusammensetzung des Sinnrebus 取 *ts'ü* „nehmen" aus Ohr und Hand — eine graphische Wiedergabe der Sitte, daß man dem gefangnen wie dem erschlagenen Feinde das linke Ohr nahm, um es als Siegeszeichen im Ahnentempel darzubringen (*Shi-king* III, 1, VII, 8; *Tso-chuan* V, 352, 182, 206), vermutlich, weil man dadurch (das Ritual bewahrt einen gleichartigen Fall!) bei den Ahnen freundliches Gehör erbitten wollte. — Endlich weisen etliche Gefäße der Chou-Dynastie auch das wohlbekannte Bild der Fledermaus (*fuh*) als Schriftzeichen für *fuh* „Glück" auf (vgl. *Si-ts'ing-ku-kien* 16, 16[a]; 24, 14[b] und besonders 32, 13[b], wo es zweifellos ein Schriftzeichen ist).

Denselben Anschluß an die Ritualsymbolik, der hier so klar vor Augen liegt, treffen wir auch bei den „lautangebenden" Zeichen wieder: hier scheint die Rücksicht auf die symbolische Beziehung, in der die verschiedenen Begriffe zu einander standen, bei den ideographischen so gut wie bei den phonetischen Elementen oft genug die (meist nicht kleine) Konkurrenz aus dem Felde geschlagen zu haben. Nur deswegen wohl erhielten z. B. — um nur je ein Beispiel zu nennen — 蝠 *fuh* „Fledermaus" und 福 *fuh* „Glück" dasselbe Phoneticum, oder 盟 *ming* „Vertrag" — der mit Blut geschlossen wurde — ursprünglich den Radikal Blut (eigentlich das Bild einer blutgefüllten Opferschale).[1] Bei manchen dieser

[1] Es ist interessant, zu beobachten, wie dies Prinzip offenbar noch heute fortwirkt. Man findet in dem nachfolgenden Aufsatz mehrere Beispiele dafür, daß der unorthographische Schreiber dasjenige Zeichen als phonetisches Element gewählt hat, dessen Begriff und Laut durch das Wortspiel ausgedrückt werden sollte. So schreibt er z. B. (Kap. 3) 膏 *kao* „fett" statt 糕 *kao* „Kuchen", weil diese Kuchen 高 *kao* „hoch" be-

lautangebenden Zeichen (wie vielleicht gerade bei dem letzten) kann man überhaupt im Zweifel sein, ob sie von Hause aus in diese Klasse gehören und nicht vielmehr symbolische Zusammensetzungen der eben geschilderten Art sind, deren einer Teil aus etymologischen Gründen nur zugleich den Laut andeutete, wie dies etwa bei 聅 (Ohr und Pfeil) *ch'i* „das Ohr mit dem Pfeile durchbohren", sozusagen Einen „pfeilen" (eine Strafe des Kriegsrechts), oder bei 衈 (Blut und Ohr) *erh* (u. a.:) „mit Blut (vom Ohre des Opfertieres) beschmieren" u. a. m. der Fall zu sein scheint. (Das letztgenannte könnte übrigens vielleicht einen Lautrebus der Ritualsymbolik wiedergeben). Aber sicherlich haben sie und ihresgleichen den Anlaß und Übergang zur Bildung dieser Zeichenklasse dargeboten.

Wo aber noch das Lautzeichen soviel von der Vorstellungsschrift enthielt, daß es neben, ja über der Aussprache noch die Ideenreihe mitteilt, die man gleichzeitig hineingeheimnist hat, da kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Schrift einen ungleich tiefern Inhalt hat, in ganz anderer Weise beseelt und sinnschwer ist, als anderswo. In der Tat spricht dem Chinesen die seinige nicht so sehr zum Ohre, als unmittelbar zu Geist und Phantasie; das Schriftzeichen ist ihm noch immer ein Rebus — den er freilich oft in wunderlicher Weise auflöst —, denn es ist ihm ein Bild. Das sagt ein chinesischer Autor, den Giles (Introduct. 1) leider ohne Namensnennung anführt, und ähnlich das *Poh-ku-t'u-luh* (9, 30[b]) mit dürren Worten. Darum besitzt es denn auch die Eigenschaft des Bildes, die Realität dessen hervorzurufen, was es darstellt. Der Glaube an diese seine Zauberkraft wird durch mehrere Beispiele bei de Groot (R. S. 127, 130, 326) hinlänglich bezeugt und spricht sich besonders charakteristisch in dem von Davis. The Chinese II, 215 mitgeteilten Verfahren chinesischer Ärzte aus, die in Ermanglung der Arznei das Rezept eingeben; auch die Ehrfurcht der Chinesen vor beschriebenem und bedrucktem Papier wird darauf zurückgehen.[1] Steinthal hat also schwerlich recht, wenn er in seiner „Entwickelung der Schrift" (S. 82) den Ursprung der chinesischen in dem Drange findet, philosophische Ideen ausdrücken.

Damit ist der letzte Ring in die Kette der Übereinstimmungen gefügt, die auch die Schrift als vollkommenes Gegenstück mit den verschiedenen Formen der Ritualsymbolik verbindet. Und von hier aus fällt nun ein helles aufklärendes Licht auf den ganzen Zusammenhang. Denn wie in der Beleuchtung eines Scheinwerfers tritt jetzt eine Tatsache hervor, die bisher von verdunkelnden Nebenerscheinungen im Schatten gehalten wurde:

---

deuten sollen. Mir scheint das eine nicht üble Bestätigung meiner obigen These zu sein.

[1] Beispiele dafür auch im Verlauf der nachfolgenden Arbeit.

die bildliche Darstellung bei der Ritualsymbolik ist ja in der Tat nichts anderes als eine Schrift, eine Bilderschrift! Oder brauchts der Beweise? So erinnere ich bloß an die mexikanische Bilderschrift, die gewiß unbestritten — und mit Recht — für eine solche gilt und doch nur in ihrem, zudem wohl nur für Eigennamen verwerteten Sinn- und Lautrebus (wofür Beispiele in Wuttke's Gesch. d. Schrift I, 215 f., Taf. 26), die Stufe dieser chinesischen erklommen hat; denn im übrigen gibt sie, wenn auch im Einklang mit dem Charakter der einverleibenden Sprache, die Vorstellung unzerlegt durch ein einziges Bild wieder.[1] Ganz anders die chinesische Form. Zwar scheinen sich auch hier wohl noch Spuren dieser älteren Phase zu finden, aber das sind offenbar rudimentäre Reste; denn darüber hinaus besitzt sie wohlentwickelt und von alten Zeiten her die wesentlichen Merkmale einer echten Schrift, die nicht mehr bloß deutbar, sondern die lesbar ist: der Gedanke ist in seine einzelnen Momente aufgelöst und, was mehr ist, der Laut wird in ausgedehntem Maße und gerade beim Ausdruck des verbalen Elements berücksichtigt.

Da nun aber die körperliche Darstellung, von der jene bildliche ohnehin nur eine auf die Fläche übertragene Parallele ist, und bis zu einem gewissen und nicht geringen Grade auch die eigentliche rituelle Handlung diese Eigenschaften mit ihr teilt, so müssen wir folgerecht auch diese als eine Schrift bezeichnen; wir dürfen also sagen: die durch Gegenstände wirkende (oder körperliche) Ritualsymbolik ist eine körperliche oder Gegenstandsschrift.

Das mag zunächst paradox erscheinen. Aber ich glaube, die Erklärung liegt nicht fern und sie beantwortet mindestens für einen Teil der Fälle zugleich die Frage, die sich wohl aufdrängt, warum überhaupt die feierliche Handlung ein körperliches Symbol verlangte. Ich denke, es kommt wenigstens mit daher, daß ein solches das einzige Hilfsmittel eines

---

[1] Nachträglich und leider zu spät, um es noch zu verarbeiten, finde ich, daß man den Rebus schon als eine Bilderschrift bezeichnet hat: so Tylor, Urgesch. d. Menschh., übersetzt von H. Müller, S. 119 ff., wo auch ein weiteres Beispiel des mexikanischen Sinn- und Lautrebus, und Ochmann (im Programm des katholischen Gymnasiums zu Oppeln 1861). Ich kann mich dieser Bestätigung freuen, und umsomehr, als der letztere auch ein Beispiel davon gibt, daß derselbe Rebus körperlich und graphisch dargestellt wurde. Auch für den Rebus bei der Traumdeutung findet man dort eine Parallele aus Alexanders des Großen Zeit. — Nach Beginn des Druckes bin ich ferner von meinem Freunde Dr. Laufer (Columbia Univers.) auf die Abhandlung von Chavannes über den Symbolisme du décor chinois (Journ. Asiat. IX. Ser. 18, S. 193—233) aufmerksam gemacht worden, die im Ganzen denselben Stoff behandelt. Der Raum verbietet auf ihren reichen und interessanten Inhalt einzugehen, ich möchte also nur bemerken, daß sie die Erscheinung (auch des rébus und calembour) von der psychologischen Seite betrachtet und sich so mit meinem Gedankengange und seinen Ergebnissen nicht berührt.

schriftlosen Volkes war, Nachkommen oder Abwesenden eine Mitteilung irgend welcher Art — Nachricht, Wunsch, Bitte, Befehl u. dgl. — zu übermachen, mit einem Wort: eine Urkunde auszustellen. Denn das war doch bei einem Teile der Riten, vor allem bei den wichtigen Rechtsbräuchen, der Selbst-, bei anderen wenigstens ein Nebenzweck. Ein handgreiflicher Beweis für diese Schrift vor der Schrift ist namentlich die schon öfters erwähnte Erdscholle der Belehnung; denn sie mußte von dem Belehnten dem Hauptaltare seines Landes eingefügt und so aufbewahrt werden[1], war also ein „Wahrzeichen“ ganz im Sinne des deutschen Rechts, wo sie (vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltert. (1828) S. 110) ebenfalls als gerichtliches Dokument gegeben und vorgewiesen wurde. Wenn Grimm jedoch bei dieser Gelegenheit meint, die Symbole seien nicht ein bloßer Ersatz der schriftlichen Aufzeichnung, weil sie sonst nicht neben dieser würden fortbestanden haben, so ist gegen die Begründung wohl zu erinnern, daß es sich um einen altheiligen Gebrauch handelte. Übrigens entsinne ich mich, bei einem chinesischen (?) Autor gelesen zu haben, daß der Besitznachweis durch ein konkretes Symbol in China später von der geschriebenen Urkunde abgelöst worden sei; leider kann ich aber die Stelle nicht mehr finden.

Ist diese Erklärung richtig — und ich darf mich dabei auf eine Autorität wie Wuttke (l. c. I, 60) berufen —, so ist damit auch die Frage gelöst, welcher Art das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Schrift und Ritualsymbolik ist. Denn daß ein solches vorliegt, ist nach dem Bisherigen wohl außer allem Zweifel; es handelt sich nur um die Bestimmung der Anciennität. Diese also muß der Ritualsymbolik zugesprochen werden. Das ist ja auch, wenn man schon deren eingangs dargestellte Entwicklung nicht gelten lassen wollte, an und für sich so wahrscheinlich, daß es eigentlich keines Beweises mehr bedarf; ich will indessen dafür anführen, daß die figürliche Schrift auch anderswo eine Tochter der Bilderschrift ist, und daß diese wieder für die jüngere Nachfolgerin der „redenden Gegenstände“ des Schriftanfangs und weiterhin der „mahnenden“ Gegenstände der schriftlosen Zeit gehalten wird (Wuttke l. c. I, 141 ff., 58 ff.). Gerade zu den letzteren gehören aber die körperlichen Symbole des chinesischen Brauches. Sogar ein Einwand dagegen, den die Ritualsymbolik selber zu suggerieren scheint, stellt sich bei genauerem Zusehen im Gegenteil als ein indirekter Beweis dafür heraus. Sie bedient sich nämlich auch der Schriftzeichen, obwohl in so ge-

[1] Ebenso nimmt der landflüchtige Chung Erh um 650 v. Chr. den Erdkloß, den ihm ein Bauer gibt, als Zeugnis dafür mit (載 之), daß ihm der Himmel das Land gibt: *Tso-chuan* V, 186.

ringem Maße, daß sie den Gesamtcharakter nicht zu ändern vermögen und deshalb auch bisher gar nicht dabei erwähnt worden sind. So trifft man besonders häufig 壽 *shou* „langes Leben“ und 福 *fuh* „Glück“; dann kommen Sinnrebus wie 棗 (*tsao*) in der Bedeutung 重 來 *chung-lai* („doppeltes (Schriftzeichen) *lai*“, d. h.) „komm wieder“ und Lautrebus wie [illegible] (= 倒 酉 *tao-yu* „umgekehrtes *yu*“) = 到 有 *tao-yu* „gelange zu Vermögen“ u. dgl. vor. Kann man aber in der Tat daraus schließen, daß die Schrift älter als jene oder beide gleichaltrig seien? Ich glaube nicht. Denn wenn die Ritualsymbolik die Ebenbürtigkeit der Schriftzeichen dadurch anerkennt, daß sie mit ihnen wie mit den eignen Mitteln schaltet, so ist nicht einzusehen, warum sie, wenn die Schriftzeichen gleichaltrig oder gar älter wären, nicht überhaupt nur aus solchen besteht.

Ebensowenig sind die Beispiele von reiner Ideenschrift ein stichhaltiger Gegenbeweis, die uns wiederholt auf den Bronzegefäßen der Shang-, aber auch der Chou-Dynastie begegnen. Gewiß geben sie die Vorstellung noch ungegliedert und oft durch die merkwürdigsten Figurenrätsel wieder (wie *Tsih-ku-chai-Chung-ting-i-k'i-k'uan-chi* 1, 17[b], 21[b]; 4, 3[a]; *Poh-ku-t'u-luh* 2, 21[a]; *Si-t'sing-ku-kien* 1, 5[b] usw.), und man sollte wirklich meinen, daß hier mindestens Gleichzeitigkeit mit der Ritualsymbolik, wenn nicht höheres Alter vorliege. Und doch ist das wohl ein Irrtum. Denn (die Richtigkeit ihrer Deutung immer vorausgesetzt!) gehören diese Rebus einer Zeit an, wo die älteste Schrift schon vollständig entwickelt war — wie sich am deutlichsten darin zeigt, daß echte Schriftzeichen, ja zuweilen auch die Erklärungen daneben stehen. Sie sind also entweder Rückfälle und Atavismen, oder Spielereien. Ein Teil wird wohl überhaupt als Fabrikmarken und Eigentumszeichen zu deuten sein.

Mit mehr Recht könnte man auf die Überlieferung der Chinesen hinweisen, daß die Knotenschnüre ihre älteste Schrift gewesen seien. Da sie sehr alt und hartnäckig ist — seit Lao-tze und dem Anhang zum Yih-king ist sie eine Art Dogma geworden —, so muß etwas Wahres daran sein, und sie wäre in der Tat ein ernsthaftes Hindernis, wenn sie behauptete oder wenn es sich irgendwie zeigen ließe, daß die chinesische Schrift daraus abgeleitet sei. Das ist aber nicht der Fall.

Allerdings, wenn es meines Wissens auch nirgendwo direkt ausgesprochen wird, ist das bei Einigen wenigstens die Meinung, wie sich auf einem Umwege ergibt. Die Hexagramme des Yih-king nämlich sollen nach der Ansicht mehrerer chinesischer Kritiker die linearen Reproduktionen dieser Quippu-Schrift sein, und etliche von ihnen (wie Hex. 31, 50) will man wieder mit heutigen Schriftzeichen identifizieren. Nun neige zwar auch ich nach eingehender Untersuchung des Yih-king wie Terrien

de Lacouperie und de Harlez, doch zum Teil aus andern Gründen und keineswegs überall in Übereinstimmung mit ihnen, zu der Ansicht daß die Hexagramme Wörter bedeuten, also alte Schriftzeichen sind, und diese aus der Knotenschrift abzuleiten würde vielleicht schon ihre eigentümliche Form empfehlen. Allein daß auch nur eines davon irgend etwas mit irgend einer Form der chinesischen Schrift zu tun hätte, dafür ist meines Erachtens schlechterdings kein Beweis zu bringen — wohl aber für das Gegenteil! — und es ist umso unwahrscheinlicher, als bei fast einem Fünftel davon ein Zeichen je zwei Wörter bezeichnet.

Wir hätten es also bloß mit einer Parallelform der chinesischen Schrift zu tun. Das ist nichts Auffallendes; in China hat es von altersher Provinzialschriften, gewissermaßen Schriftdialekte gegeben, wie das z. B. für den Ausgang der Chou-Zeit ausdrücklich konstatiert (Faber, Prehistoric China 7, *Shuoh-wen* 15 A, 10ª) und durch einige besondere Charaktere bei K'üh Yüan und Chuang-tze wohl auch bestätigt und für die vorhergehende Periode durch die oft ganz heterogenen Varianten desselben Zeichens, vielleicht auch durch die „Tafel des Yü" und die Autochthonenschriften sehr wahrscheinlich gemacht wird. Warum sollten also nicht auch in ältester Zeit zwei Schriftsysteme derart nebeneinander bestanden haben? Hängt das Yih-king wirklich mit der Knotenschrift zusammen, so könnte gar der Verdacht rege werden, sie habe eine besondere Bedeutung für die ersten Chou, also für Nordwest-China, gehabt; denn diese haben ja jenes wenn nicht geschaffen, so doch in die heutige Form gebracht. Aber das als reine Vermutung beiseite; jedenfalls leuchtet ein, daß die Existenz einer Parallelschrift nicht auf die behauptete Entstehung der jetzigen Schrift präjudizieren würde. Dabei könnte sogar eine Beeinflussung ruhig zugestanden werden, und ich möchte sowieso nicht apriorisch-einseitig behaupten, daß die Schrift ganz ausschließlich der Ritualsymbolik entsprossen sei: weist doch z. B. das Schriftzeichen 囘, 回 *hui* „zurückkehren" als ein Bild des Mäanders auf die Mitwirkung der Ornamentik hin, und eine Form wie 見 *kien* „sehen" — Auge und zwei wohl die Tätigkeit andeutende Striche, angeblich Beine — weckt neben der indianischen Geberde (Wundt, Völkerpsychol. I, 1, 211) die Vermutung, daß auch die Geberdensprache ihren Anteil fordern dürfe. Denn die Schrift hatte ja schließlich noch andere Ziele als die Ritualsymbolik. — Jedenfalls würde aber die Entstehung einer solchen aus den Quippu ein willkommenes Gegenstück zum vorliegenden Falle bilden; denn die Knotenschrift ist ja der Ritualsymbolik auch darin parallel, daß sie eine Gegenstandsschrift ist.

Gut fügt sich hier endlich ein lehrreiches Beispiel an, wie sich aus

dem feierlichen Brauch eine Bilderschrift entwickeln *kann*, wie dieser also gerade durch seine körperlichen Symbole zur bildlichen Nachahmung, zur Übersetzung in die Bilderschrift reizt — ich meine die *Bilder zum Sachsenspiegel*, die Grimm (DRA. S. 202 ff.) beschreibt. Den Text begleitend, streben sie seinen Inhalt durch Bilder wiederzugeben und bedienen sich dabei einer Ausdrucksweise, die für das Wesen der Bilderschrift höchst interessant, aber hier nicht eingehender zu berücksichtigen ist. Worauf es hier ankommt ist, daß sie die symbolische Handlung möglichst durch das dabei gebrauchte Symbol — wie die Landübergabe durch das *Rasenstück mit eingestecktem Aste* — bezeichnen und andererseits neben diesem Sinnrebus auch den Lautrebus — wie z. B. durch die *Biergelte* für den *Biergelden* — pflegen. Die Analogie mit China springt in die Augen, und ich denke, daß sie nicht ohne Beweiskraft ist. —

Nach allem Angeführten glaube ich nicht zu irren, wenn ich den Satz aufstelle: *die körperliche Ritualsymbolik* (mit Einschluß aller etwaigen andern Mitteilung durch Gegenstände) *ist eine ältere Stufe oder, wenn man lieber will, eine Vorstufe der heutigen chinesischen Schrift, und zwar ist diese das jüngste Glied einer Entwicklungsreihe, die sich folgendermaßen darstellt:*

1. *Rituelle Handlung* } : *Gegenstandsschrift.*
2. *Körperliche Darstellung* }
3. *Bildliche Darstellung: Bilderschrift.*
4. *Figürliche Darstellung: Wortschrift.*

Denn diese letztere mag immerhin noch Zuflüsse aus anderen Quellen empfangen haben, wie sie sich auch selbst wieder in die mannichfach gekreuzten anderen Äste hineinverzweigt: aber Ursprung (im ältesten Sinne), Hauptstrom und Richtung hat ihr die älteste Form gegeben, weil schon dieser die allen charakteristische Dreiteilung in Bild, Sinn- und Lautrebus und damit der Übergang zur Lautschrift angehört. Man wird daher die Darlegungen *Steinthals* (bes. l. c. 92 f.) über die Entwicklung der chinesischen Schrift auf sie übertragen müssen, und das ist umso leichter, als sie sich — eine erfreuliche Bestätigung! — mit den meinigen über die Ritualsymbolik ceteris paribus im Allgemeinen decken, wenn nicht gar die letztern die psychologische Begründung des gewaltigen Schrittes von der Vorstellung zum Laut verstärken oder vielleicht erst hinzufügen.

So hat sich also, wenn meine Schlüsse richtig sind, das horizontale Nebeneinander der heutigen Erscheinungen in ein vertikales Nacheinander verwandelt, und damit ist die Aufgabe gelöst, die ich mir zu Anfang gestellt hatte, das „Wortspiel“ als den Notbehelf einer kindlichen Zeit zu

erweisen. Dies in Verbindung mit dem andern Ergebnis drängt nun wieder Fragen und Folgerungen auf, von denen ich indessen nur die hauptsächlichsten hier skizzieren kann.

Zunächst: wenn insbesondere der Lautrebus so alteingewurzelt ist, wie er sich gezeigt hat, so liegt die Vermutung nahe, daß er auch in der älteren und ältesten Literatur einen stärkeren Niederschlag hinterlassen habe, als man bisher wohl annimmt. Beispielsweise könnten vielleicht, ganz abgesehen von den Ritualbüchern, die Lieder des Shi-king von diesem Punkte aus eine neue Beleuchtung erhalten, dann namentlich auch die „Elegien von Ts'u", die ja so schon eine Fundgrube des Symbolismus sind. Und natürlich dürfte dabei auch der Sinnrebus nicht zu kurz kommen.

Sodann verspreche ich mir viel davon, wenn die alte Ornamentik in diesem Sinne untersucht würde. Was jetzt ein einfacher Schnörkel scheint, mag ehedem eine so deutliche Sprache geredet haben wie die Schrift, die ja mit der so nahe verwandten Ornamentik noch immer in Wechselbeziehung steht. So stellt z. B. ein Teller angeblich der Han-Periode (*Ku-yüh-t'u-p'u* 15, 1 f.) unserem Auge rein lineare Verzierungen dar, aber nach der sozusagen übersetzenden Inschrift auf der Rückseite sind das 蟠螭如意 *p'an-ch'i ju-ih* „Ringeldrachen und Szepter", d. h. wohl 皤齒如意 *p'an-ch'i ju-ih* „Graues Haar und Alter nach Wunsch"; oder der Mäander (*hui*) hat neben der symbolischen Bedeutung „Güte" (*Ku-yüh-t'u-p'u* 3, 10ª und sonst), die er als angebliches Symbol des Donners, also Regens, also Segens gewonnen hat, auch die oben erwähnte lautliche „wiederkehren" (vgl. Forke, Blüten chines. Dichtg. 64, Textausg. 22ᵇ). Das sind freilich chinesische Deutungen; aber es kommt ja in der Tat auch nicht darauf an, wie das Ornament wirklich entstanden ist — also etwa aus der Bronzespirale, wie vielleicht der chinesische Mäander —, sondern welchen Begriff man damit verbunden hat. Hier haben die chinesischen Kunsthistoriker schon tüchtig vorgearbeitet; ihre Forschungen müssen zum mindesten nachgeprüft und erweitert werden, und ich vermute, daß sich dabei manches Bedeutsame gerade für die älteste Ornamentik finden wird.

Endlich kann ich noch auf die Schrift selber hinweisen. Ihre Untersuchung von dieser Grundlage aus müßte meines Erachtens interessante Ergebnisse über die Komposition ihrer Zeichen und damit wohl ein reiches Material zur Kenntnis der Kulturgeschichte des prähistorischen Chinas zutage fördern. Aber gerade für diese haben wir wohl auch jetzt schon ein wichtiges Resultat gewonnen. Denn wenn ich recht habe mit meinen Folgerungen, so ist die chinesische Schrift im Lande selbst

entstanden und erwachsen, und damit fällt eine Hauptstütze der ohnehin schwach begründeten Theorie (Lacouperies und seiner Anhänger) von der Abstammung der Chinesen aus Baktrien: nämlich der babylonische Ursprung der chinesischen Schrift.

Mit dieser Ankunft bei der Urzeit bin ich denn wieder an meinem Ausgangspunkte angelangt. Es hat sich gezeigt, wie die chinesische Tradition einen Brauch in lückenlosem Zusammenhang von heute bis in graueste Vorzeit hinein zu verfolgen erlaubt, und wohl auch, welchen Wert sie für die allgemeine Forschung hat — findet doch, um aus Mehrerem Eines herauszuheben, die (erst noch zu schreibende)[1] Geschichte des Rebus viel und altes Material darin. Und dabei ist doch nur eine einzige der Anregungen ausgenutzt, deren ein Werk wie dieses so manche enthält — Beweises genug, deucht mich, für den Nutzen einer Arbeit, wie die nachfolgende ist.

Es erübrigt noch, von meiner redaktionellen Tätigkeit Rechenschaft zu geben. Da muß ich vor allem ein Wort der Erklärung und Rechtfertigung über die Anmerkungen sagen, die ich mir hin und wieder beizufügen erlaubt habe. Es war ursprünglich bloß meine Absicht, die Drucklegung des Textes in die Wege zu leiten und zu überwachen. Allein bei der genaueren Durchsicht zu diesem Zwecke ergab sich, daß namentlich die allgemeinen — geschichtlichen, mythologischen u. dgl. — Angaben, mit denen der Herr Verfasser in so dankenswerter Weise sein Gemälde der heutigen Sitten grundiert hat, gelegentlich kleine Berichtigungen und Zusätze nötig machten. Das ist ja gar nicht anders möglich bei einer Arbeit, die in China geschrieben ist, wo man so schmerzlich fern ist von den Hülfsmitteln und Anregungen der europäischen Wissenschaft, ohne darum doch immer die einschlägigen chinesischen Werke in der Nähe zu haben. War nun diese Notwendigkeit einmal gegeben, so lag die Versuchung nahe, dem ausgesprochenen Streben des Autors nach geschichtlicher Perspektive noch weiter Rechnung zu tragen, auch dort, wo er selber darauf verzichtet hatte. Ich habe dieser Versuchung meistens kräftig widerstanden, wo ich ihr aber doch erlegen bin, da handelt es sich wohl nur um Fälle, die mir aus irgend einem besondern Grunde, sei es der Verständlichkeit, sei es namentlich hoher Altertümlichkeit wegen, einen Hinweis unmittelbar zu fordern schienen, der dann aber, wie alle übrigen, mit einer ganz knappen, auszugartigen Form zufrieden sein mußte. Ist dies ein Übergriff, so darf ich doch vielleicht deshalb für Indemnität

[1] Denn Friedreich's „Gesch. d. Rätsels“ genügt doch wohl nicht mehr.

plädieren, weil ich durchaus nur im Sinne des Herrn Verfassers gehandelt zu haben glaube, dem ich mich im übrigen für die Belehrung im Texte und die Anregungen, die er mir gegeben hat, zu großem Dank verpflichtet fühle.

Dafür habe ich es mir andererseits in der Regel versagt, die Parallelen aus den Sittenschilderungen anderer Teile Chinas hinzuzufügen, obschon sie ja vielleicht nicht unwillkommen gewesen wären; aber der Text würde unter allen diesen Zusätzen erstickt sein. Ebenso habe ich mich — nur mit zwei Ausnahmen, wenn ich nicht irre — an die Deutung der Wortspiele nicht herangewagt, wenn sie mir auch zuweilen nicht ganz überzeugend erscheinen mochten. Denn es zeigt sich wohl, daß sie auch hier, wie in Peking (vgl. u. a. das beiden gemeinsame Beispiel Kastanie (*lih-tze*, alt *lil*) = Kinder bekommen (*lih tze*, alt *lip tze*)) bis zu einem gewissen Grade von der Mundart abhängig sind — ein Zeugnis übrigens, daß der alte Stamm noch immer neue Zweige hervortreibt. Die Mundart dieses Teiles von Schantung, obschon sie bei manchen interessanten Abweichungen dem Kuan-hua sehr nahesteht, ist mir doch zu unbekannt für ein solches Wagnis.

Das hat auch bei einem andern und nicht gerade dem kurzweiligsten Teile meiner Tätigkeit einigermaßen mitgesprochen: bei der Richtigstellung der chinesischen Orthographie. Der chinesische Text ist, wie man sofort erkennt, von einem Chinesen mittleren Bildungsgrades geschrieben und infolgedessen nicht ganz rein von vertauschten, also unorthographischen Zeichen. Man kann ja nicht klagen, daß man in China nach dieser Richtung hin verwöhnt würde: der Kutscher, der Koch, die Geschäftsleute u. a. sorgen mit ihren Abrechnungen und sonstigen Literaturprodukten dafür, daß man diese Nüsse knacken lernt. So interessant aber solche Entgleisungen, denen ja schließlich ein nicht unbedeutender Bestandteil des chinesischen Zeichen-, also Wortschatzes das Leben verdankt, in kulturgeschichtlicher Beziehung auch sind (s. S. 10), so können sie doch recht störend werden, wo es sich, wie hier, auch um minder gewöhnliche termini technici handelt und überdies die Zeit beschränkt ist. Und hier konnte mir eben die Transkription nicht immer helfen, weil sie die Mundart wiedergibt. Daher habe ich nicht alle diese „Entlehnuugen“ zu enträtseln vermocht; solche Fälle sind aber durch Noten oder Fragezeichen deutlich gekennzeichnet.

Dieselbe Unkenntnis des vorliegenden Dialektes zwingt mich leider, dem Herrn Verfasser die Verantwortung für die Trausskription zu überlassen, die wohl nicht immer konsequent ist. Überhaupt ist es schade, daß er gerade die Möllendorffische gewählt hat; denn bei ihr kommen

die feinern Lautunterschiede (z. B. zwischen alten und neuen Palatalen) gar nicht zur Geltung, wie sie denn überhaupt etwas unbehülflich ist. Mit aus diesem Grunde habe ich in meinen eignen Zutaten, diese Einleitung mitgerechnet, eine mir geläufigere andere angewandt, die sich im Allgemeinen der Wade'schen anschließt, aber in Einigem — der Beibehaltung von *k*, *h*, *s* vor hellen Vokalen und der Markierung der ehemaligen harten Auslaute durch *h* — der geschichtlichen Entwicklung ihr Recht zukommen läßt. Schon mit Rücksicht auf die Dialektforschung wäre es sehr zu wünschen, daß die Bestrebungen um eine einheitliche Wiedergabe des Chinesischen erfolgreichen Abschluß gewönnen.

A. Conrady.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung einem Wunsche des Herrn Professor W. Grube, den er in seinem vortrefflichen Werke „Zur Pekinger Volkskunde“ (Berlin 1901) ausspricht, daß man sich nämlich mehr dem Studium des chinesischen Volkstums zuwenden solle. Auch ich habe es oft bedauert, daß diesem so wenig Interesse entgegengebracht wird, aber andere berufliche Arbeiten hinderten mich bisher selber auch daran, mich intensiver diesem Studium zu widmen.

Seither habe ich nun etwas Zeit gefunden, und eine Frucht meines Studiums bringe ich hiermit zur Veröffentlichung. Wie mich selber der Stoff mit jedem Tage mehr interessiert hat, so möchte ich durch diese Arbeit auch Anderen, besonders meinen Herrn Confratres, die mehr als andere Gelegenheit haben, das Volk kennen zu lernen, Interesse am Studium des Volkstums einflößen.

Ich habe meine Arbeit „Volksgebräuche im südlichen Schantung“ betitelt. Ich selbst bin nämlich nur im südlichen Schantung, d. i. in den Oberpräfekturen 兗州府 *Jen-tschou-fu*, 沂州府 *I-tschou-fu*, 曹州府 *Ts'au-tschou-fu*, und 濟寧州 *Tsining-tschou* näher bekannt. Jede Provinz, ja fast jede Stadt hat aber manche nur ihr eigene Gebräuche, wie auch der Chinese sagt: 十里不同俗百里不同話 *schy-li pu t'ung-sü, pei-li pu t'ung-hua* „auf zehn Li sind die Sitten nicht gleich, auf hundert Li ist die Sprache verschieden“.

Während Herr Professor Grube es sich zur Aufgabe gestellt hat, mehr die Sitten der vornehmsten Kreise, der Mandarine und des kaiserlichen Hofes zu schildern, glaubte ich, daß es für die Kenntnis des Volkstums auch von Wichtigkeit sei, die Sitten des Mittelstandes kennen zu lernen. Ich habe deshalb in folgendem solche ins Auge gefaßt, die ca. 100 Morgen (一頃地 *i-tsch'ing-tj*) oder ein ähnliches Vermögen besitzen.

Einige kurze Vorbemerkungen über die Einteilung des chinesischen

Jahres sowie die Bauart chinesischer Gehöfte, soweit sie zum Verständnis des Nachfolgenden von Wichtigkeit sind, möchte ich für solche, die mit chinesischen Gebräuchen weniger bekannt sind, vorausschicken.

1. Der Chinese rechnet mit dem Mondjahre (Lunisolarjahr). Der Monat ist ein Mondmonat, von einem Neumond angefangen bis zum Beginn des neuen Neumonds. Der Jahresanfang hat seit der ältesten historischen Zeit mit jedem neuen Herrscherhause gewechselt, seit der Han-Dynastie (206 v. Chr.—221 n. Chr.)[1] wird er aber in jenem Monat gefeiert, innerhalb dessen die Sonne in das Zeichen der Fische eintritt und zwar an dem Tage, wo die Sonnenbahn genau 60 Grad von dem Wintersolstitium entfernt ist. Weil sie aber gegen den 19. Februar cr. in das Sternbild der Fische eintritt und der chinesische Monat nur 29 oder 30 Tage zählt, so fällt das Neujahr jetzt in den Zeitraum vom 20. Januar bis zum 19. Februar.

Das ganze Jahr teilt der Chinese in 24 gleiche Teile (節氣 *tschie-tschi*) ein. Da die Sonne nun, um ein *tschie* zu durchlaufen, im Durchschnitt 30,44 Tage gebraucht, die Zwischenzeit zwischen zwei Neumonden aber durchschnittlich nur 29,53 mittlere Sonnentage beträgt, so entsteht eine Differenz, die durch den 閏月 *yun-yeh* Schaltmonat ausgeglichen wird. Alle 19 Jahre zählt man 7 Schaltjahre. Gewöhnlich unterscheidet man 12 Monate im Jahre, im Schaltjahre aber 13, zu je 29 (小盡 *siau-tschin*) oder 30 Tagen (大盡 *ta-tschin*). Das ganze Jahr zählt demgemäß gewöhnlich 354 oder 355 Tage, das Schaltjahr aber 383 oder 384.

Die Namen der *tschie-tschi* sind folgende. (Ich habe ihnen die analogen Zeichen unseres Tierkreises gegenübergestellt.)

1.	立春	*li t'schun*	Frühlingsanfang		5. Febr.
2.	雨水	*yü schui*	Regen	Fische	19. „
3.	驚蟄	*tsching tschy*	Aufwachen der Insekten		5. März
4.	春分	*t'schun fen*	Frühlingsequinox	Widder	20. „
5.	清明	*t'sching ming*	Klares Licht (klar u. hell)		5. April
6.	穀雨	*ku-yü*	Getreideregen	Stier	20. „
7.	立夏	*li hsia*	Sommeranfang		5. Mai
8.	小滿	*siau mang*	Saatwuchs	Zwillinge	21. „
9.	芒種	*mang tschung*	Saat in Ähren		6. Juni
10.	夏至	*hsia tschy*	Sommersolstitium	Krebs	21. „
11.	小暑	*siau schu*	Gemäßigte Hitze		7. Juli
12.	大暑	*ta schu*	Große Hitze	Löwe	23. „
13.	立秋	*li t'schiu*	Herbstanfang		7. Aug.

[1] Genauer seit der Periode 太初 *t'ai-ch'u*, Großer Anfang = 104 v. Chr. *Cy.*

14.	處暑	*tsch'u schu*	Ende der Hitze	Jungfrau	23. Aug.
15.	白露	*pei lu*	Weißer Tau		8. Sept.
16.	秋分	*t'schiu fen*	Herbstequinox	Waage	23. „
17.	寒露	*han lu*	Kalter Tau		8. Okt.
18.	霜降	*schuan tschiang*	Fall von Reif	Skorpion	23. „
19.	立冬	*li tung*	Winteranfang		7. Nov.
20.	小雪	*siau süo*	Leichter Schnee	Schütze	22. „
21.	大雪	*ta süo*	Großer Schnee		7. Dez.
22.	冬至	*tung tschy*	Wintersolstitium	Steinbock	22. „
23.	小寒	*siau han*	Gelinde Kälte		6. Jan.
24.	大寒	*ta han*	Große Kälte	Wassermann	21. „

Den Tag teilt man in 12 gleiche Teile ein (時辰 *schy-t'schen*), von denen jeder zwei Stunden zählt. Die *schy-t'schen* werden durch folgende Worte bezeichnet.

子	*tzy*	von	11	Uhr	bis	1	Uhr nachts	(auch 三更 *san-tsching*)
丑	*t'schou*	„	1	„	„	3	„	
寅	*yn*	„	3	„	„	5	„	
卯	*mau*	„	5	„	„	7	„	
辰	*t'schen*	„	7	„	„	9	„	
巳	*sy*	„	9	„	„	11	„	
午	*wu*	„	11	„	„	1	„	
未	*wei*	„	1	„	„	3	„	
申	*schen*	„	3	„	„	5	„	
酉	*yu*	„	5	„	„	7	„	
戌	*sü*	„	7	„	„	9	„	(auch 定更 *ting-tsching*)
亥	*hē*	„	9	„	„	11	„	(auch 二更 *öl-tsching*).

Diese 12 Wörter gebraucht der Chinese auch, um einen Zyklus von 12 Jahren (Zwölferzyklus) zu bezeichnen, den er wieder mit zehn Wörtern 甲乙丙丁戊己庚辛壬癸 *tschia, i, ping, ting, wu, tschi, keng, sin, jen, kui* vereinigt und damit einen Zyklus von 60 Jahren bildet (Sexagesimalzyklus). Es ist dies eine uralte Zeitbestimmung der Chinesen und ist oft das einzige Mittel, alte Daten zu bestimmen.[1] Man stellt also z. B. 甲子 *tschia-tzy*, 乙丑 *i-t'schou* usw. zusammen, beim elften Jahre sagt man 甲戌 *tschia-sü*, beim 13. 丙子 *ping-tzy* usw. Nach 60 Jahren kommen

[1] Dies trifft wohl nur für die Zeit von der Han-Dynastie abwärts zu, denn erst damals scheint dieser Sechzigerzyklus, vielleicht unter dem Einfluß des indischen, auf die Jahresrechnung angewendet worden zu sein; vorher diente er nur zur Bestimmung der Tage. *Cy.*

wieder *tschia* und *tzy* zusammen.[1] Die 12 Jahre bezeichnet man auch mit 12 verschiedenen Tiernamen. Diese sind:

鼠 *schu* Ratte
牛 *niu* Ochs
虎 *hu* Tiger
兔 *t'u* Hase
龍 *lung* Drache
蛇 *sche* Schlange
馬 *ma* Pferd
羊 *yang* Schaf
猴 *hou* Affe
雞 *tschi* Huhn
犬 *kou* Hund
猪 *tschu* Schwein[2]

Fragt man einen Chinesen nach seinem Alter, so tut man dies wohl mit den Worten: 屬什麼的 *schu schy-muo-ti* welches Tier bezeichnet das Jahr deiner Geburt? Als Antwort erhält man etwa: 屬牛的 *schu niu-ti* oder 屬馬的 *schu ma-ti* usw.

Zur besseren Übersicht gebe ich hier ein Schema an zur Berechnung von Daten:

鼠	*Schuh* Ratte	甲子 1804 1864 1924	丙子 1816 1876 1936	戊子 1828 1888 1948	庚子 1840 1900 1960	壬子 1852 1912 1972
牛	*Niu* Ochs	乙丑 1805 1865 1925	丁丑 1817 1877 1937	己丑 1829 1889 1949	辛丑 1841 1901 1961	
虎	*Hu* Tiger	丙寅 1806 1866 1926	戊寅 1817 1878 1938	庚寅 1830 1890 1950		

[1] Vgl. zum Vorhergehenden bes. H. Fritzsche, On chronology, Petersburg 1886, der übrigens bei mehreren der *Tsie-k'i* eine etwas abweichende Datierung gibt, und jetzt auch F. K. Ginzel, Handb. d. mathemat. u. technischen Chronologie I, 450 ff. *Cy.*

[2] Der Ursprung dieser eigentümlichen Bezeichnungsweise, die sich auch in Tibet, Siam und bei andern Nachbarvölkern der Chinesen findet, ist trotz verschiedener Ermittelungsversuche noch unbekannt. In vorchristlicher Zeit scheint sie nicht vorzukommen. Nach einer Notiz des 宋史 *Sung-schi* möchte man sie für ausländisch halten, und in der Tat legen die eben erschienenen Zusammenstellungen Ginzel's (l. c. 85 ff.) die Vermutung nahe, daß dieser Tierkreis über Indien aus Babylon gekommen sei. *Cy.*

兎	*T'u* Hase	丁 卯 1807 1867 1927	己 卯 1819 1879 1939	辛 卯 1831 1891 1951		
龍	*Lung* Drache	戊 辰 1808 1868 1928	庚 辰 1820 1880 1940			
蛇	*Sche* Schlange	己 巳 1809 1869 1929				
馬	*Ma* Pferd	庚 午 1810 1870 1930				
羊	*Yang* Schaf	辛 未 1811 1871 1931				
猴	*Hou* Affe	壬 申 1812 1872 1932				
鷄	*Tschi* Huhn	癸 酉 1813 1873 1933				
犬	*Kou* Hund	甲 戌 1814 1874 1934				
猪	*Tschu* Schwein	乙 亥 1815 1875 1935				

Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man das Jahr nach dem Regierungsantritt des Kaisers. So schreibt man z. B. im Jahre 1904: *Kuang-sü* 29, weil der jetzige Kaiser 29 Jahre regiert.[1]

[1] Dies gilt indessen nur für die beiden letzten Dynastien (seit 1368), wo keine Namenswechsel der Kaiser mehr vorgekommen sind. Seit der Han-Dynastie nimmt der

2. Das Haus ist auf dem Lande in 山東 *Schantung* meist aus Lehm gebaut. Ein nur wenig tiefes Fundament wird aus Ziegelsteinen oder Hausteinen gelegt, auf dieses Fundament werden 5, 7 oder 9 Lagen Ziegelsteine gemauert und darauf die Mauer aus Lehm geschlagen oder aus an der Luft getrockneten Ziegeln aufgeführt. Die Außen- und Innenwände werden mit flüssigem Lehm glatt gestrichen. Nur wohlhabende Familien bauen das Haus ganz aus Ziegelsteinen. Das Dach ist in West-Schantung meist flach und mit Sorghostroh gedeckt, worüber eine Lehm- oder Kalkschicht gestrichen ist. In Ost-Schantung ist es meistens schief und mit Stroh gedeckt. Wohlhabende Leute decken das Haus auch mit Dachziegeln in der Form eines sog. Priependaches.

Das Haus ist meist einstöckig. Zwei Balken im Innern teilen es in drei gleiche Teile (三間 *san tschien*). Unter jedem Balken ist in der Wand eine Säule aus Ziegelsteinen oder Holz angebracht. Die Haustüre ist in der Mitte, rechts und links davon sind die Fensterlöcher gelassen. Fenster und Türe sind nach der Hofseite, nie nach der Straße zu angelegt. Der Fußboden ist einfacher Lehmboden, gedielte Fußböden kennt man nicht. Auch eine Zimmerdecke ist gewöhnlich unbekannt, in besseren Familien werden die Balken bemalt und oft auch aus Binsenstroh eine Decke gemacht.

Das Hauptgebäude (堂屋 *t'an-wu*) liegt stets nach Süden, d. h. Türe und Fenster sind nach Süden gerichtet. Diese uralte Einrichtung hat einen sehr praktischen Grund, da nämlich die Sonne im Sommer oben über das Haus hinweggeht, während sie im Winter in das Zimmer hineinscheint und es erwärmt.

Im Hauptgebäude wohnen stets die Eltern. Rechts und links von diesem Gebäude, nach Osten und Westen zu, stehen ähnliche Häuser, die den verheirateten und erwachsenen Kindern zur Wohnung dienen. Jenseits des *t'an-wu* liegen das Tor (大門 *ta-men*), die Küche und Stallung. Damit man von der Strasse aus nicht in den Hof hineinschauen kann, ist im Hofe hinter dem *ta-men* eine Mauer (影壁墻 *yng-pe-t'schiang*) errichtet,

---

Kaiser nämlich bei der Thronbesteigung einen glückbringenden Namen an (das sogen. 年號 *nien-hao*, Jahresname, Regierungsname, z. B. 光緒 *kuang-sü* „Fortsetzung des Glanzes"), den er aber nicht selten mit einem andern vertauscht. So kann die einzelne Regierungszeit in Perioden zerfallen, innerhalb deren nun die Jahre gezählt werden, und zwar entweder in der oben angegebenen Weise oder mit Hülfe des Sechzigerzyklus oder durch eine Verbindung beider Arten — ein ziemlich umständliches System, das bei den vielen gleichlautenden Regierungsnamen gelegentlich nicht einmal seinen Zweck erfüllt, wenn nämlich der Name der Dynastie nicht angegeben ist. In diesem Falle ist es von derselben Genauigkeit wie unser „im Jahre 50" u. dgl. *Cy.*

die oft bemalt, oft auch mit einem kleinen Götzenaltare versehen ist. Im Hofe sind meist einige Bäume gepflanzt.

Ist die Familie wohlhabender oder größer geworden, so wird wohl manchmal das *t'an-wu* durchbrochen und hinter ihm, falls der Platz reicht, ein neuer Hof, ähnlich dem ersten gebaut. Der Durchgang durch das *t'an-wu* ist dann das „zweite Tor“ 二門 *öl-men*. Der erste Hof dient zu Stallungen, Fremdenzimmern usw. Ist hinter dem *t'an-wu* kein genügender Platz, so baut man auch seitwärts an und verlegt dann das *öl-men* seitwärts neben das *t'an-wu*.

Die Kaufläden sind meist der Straße entlang vollständig geöffnet und werden nachts nur durch einen Bretterverschlag verschlossen.

Der Plan des chinesischen Hauses, das ich gerade augenblicklich bewohne, möge das oben Gesagte erläutern.

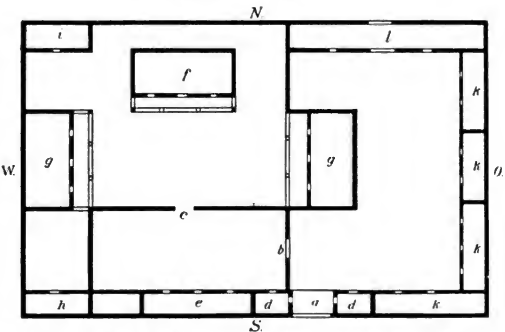


Abb. 1. a) ta-men, großes Tor. b) öl-men, zweites Tor. c) san-men, drittes Tor. d) men-fang, Pförtnerzimmer. e) k'o-t'ing, Besuchszimmer. f) t'an-wu, Hauptgebäude mit Veranda. g) Nebengebäude. h) Dienerwohnung. i) Küche. k) Vorratskammern, Wagenschuppen, Gesindewohnung. l) Stallung.

I.

Die Volksgebräuche während des Jahres.

Wir haben in der Einleitung gesehen, daß das chinesische Jahr in 24 節氣 *tschie-t'schi* eingeteilt wird. An diese *tschie-t'schi* knüpfen sich meistens auch besondere Volksfeiern. Außer diesen aber gibt es noch eine Reihe anderer Festlichkeiten, die uns einen tiefen Blick in das Volksleben Chinas tun lassen.

Das erste und größte Fest des Jahres ist das Neujahrsfest. Vom 1. bis zum 5. des ersten Monats ruhen alle Geschäfte, ja in großen Kaufhäusern gilt diese Geschäftsruhe sogar bis zum 16. des Monats. Während sonst in den engen Straßen chinesischer Städte ein überaus reges Leben herrscht und die Straßen offenen Marktplätzen gleichen, auf denen man fast alles zum Leben Notwendige kaufen kann, sind an diesen Tagen die Straßen fast wie ausgestorben. Selbst die Gasthäuser haben in dieser Zeit die Tore geschlossen. Wer würde denn auch um die Neujahrszeit Reisen machen? 年下不出門 *Nien-hsia pu tsch'u men* am Neujahrstag geht niemand vor die Türe, sagt der Chinese. Man ist deshalb gezwungen, in den letzten Tagen des Jahres seinen Bedarf an Fleisch, Brot, Gemüsen usw. im voraus einzukaufen. Nur einzelne kleinere Geschäfte öffnen vom 2. oder 3. ab eine kleine Türe oder lassen irgend ein Hinterpförtchen auf, wodurch ein Mensch eben hindurchschlüpfen kann. Das gilt nicht als Geschäftsöffnung (不算開門 *pu suen k'e men*). Arbeiten in den ersten fünf Tagen des Jahres bringt Unglück ins Haus.

Vom 19. des letzten Monats ab sind auch bis zum 19. des ersten Monats die Amtsgebäude geschlossen, sind gleichsam Gerichtsferien. Das Siegel der Präfektur (印 *yn*) wird, in gelbes Papier eingehüllt (封印 *fung yn*), auf den Richtertisch niedergelegt, wo es die ganze Zeit hindurch unberührt liegen bleiben muß. Nur die allerwichtigsten Geschäfte, wie Steuereintreibungen und die allergrößten Prozesse, die keinen Auf-

schub dulden, wie große Räubereien und Mordsachen, werden, soweit es eben notwendig ist, besorgt.

In der Neujahrsnacht steht man sehr früh auf (in der dritten Nachtwache, *san-tsching-t'ien*) und zwar die Kaufleute noch früher als die anderen. Letztere nennen das 赶早赶早 *kan tschau kan tschau* „die Frühe benutzen", d. i. jeder will der erste sein, um als der erste das Glück auf sich herabzurufen.

Nachdem man sich das Gesicht gewaschen — was sonst nicht immer geschieht —, geht der Älteste der Familie zu dem im Hofe aufgestellten Altare. Dieser Altar, von Ziegelsteinen erbaut und mit einer Steinplatte belegt, ca. 1 m hoch und breit, steht östlich neben der Türe des *t'an-wu* und bleibt in vielen Familien ständig dort stehen. Für diesen Tag stellt man an der Rückseite desselben eine Strohmatte auf, an welche man das Bild des 天老爺爺 *T'ien-lau-ye-ye* Alten himmlischen Großvaters befestigt (請天老爺爺 *t'sching T'ien-lau-ye-ye*). Ich besitze ein Bild dieses *T'ien-lau-ye-ye*, das folgende Figuren zeigt. Ein alter Mann ist umgeben von zwei Weibern, die seine Dienerinnen vorstellen. Eines der Weiber bedeckt ihn mit einem Schirm. Über dem Greise stehen die Worte: 天地三界十方萬靈眞宰 *T'ien-ti san-tschie*[1] *schy-fan*[1] *uen-ling tschen-tschē* Der wahre Herr[2] von Himmel, Erde und allen Dingen.

Auf diesem Altare zündet nun der Älteste Räucherkerzen und Papiergeld, d. s. kleine Papierblättchen, die die Form von Geldstücken haben, an und verschüttet auf der Altarplatte etwas Schnaps.[3] Während dieses Opfers brennen die Kinder im Hofe 炮張 *p'au-t'schan* Petarden („crackers"), ab, um die 鬼 *kui* zu vertreiben.

Der Chinese denkt sich die ganze Natur mit Geistern belebt und unterscheidet deren drei Klassen: die himmlischen, d. h. die von Sonne, Mond und Sternen und den Himmelscheinungen; die irdischen, die der Berge, Flüsse, Bäume, Quellen usw., der Städte, Dörfer usw.; die menschlichen, d. h. die Geister der Verstorbenen.

---

[1] 三界 *san-tschie* „die drei Welten" ist Himmel, Erde und Mensch. (Diese Bedeutung von *san-kie*, die auch Grube (Zur Pekinger Volkskunde, S. 57) neben der buddhistischen anführt, ist mir unbekannt; jene drei Potenzen werden sonst als 三才 *san-ts'ai*, 三極 *san-kih* und 三儀 *san-ngi* bezeichnet. (Vgl. u. a. *Tu-schu-tschi-schu-lioh* 1, 2ᵃ.) *San-kie* dagegen bedeutet bei den Taoisten die drei Reiche Himmel, Erde und Wasser und bei den Buddhisten die Welt der Begierde, der Formen und des Formlosen (sanscr. *triloka* oder *trailokya*). Ich möchte vermuten, daß hier eine der beiden letzten, und am ehesten die buddhistische Anschauung, vorliegt. *Cy.*) 十方 *schy-fan* sind Ost, West, Nord, Süd, Süd-West, Nord-Ost, Süd-Ost, Nord-West, oben, unten.

[2] Richtiger vielleicht: der Ursprung. *Cy.*

[3] Man übersetzt das chinesische Wort 酒 *tschiu* meist mit Wein, tatsächlich ist aber dieses *tschiu* der reinste, gebrannte Fruchtfusel.

Nach diesem Opfer schreitet der Älteste zu der Ahnentafel (神主 *schen-tschu* oder 牌位 *p'ē-ui*), von dort zu dem Bilde des 財神 *t'schē-schen* Glücksgeistes, das in der westlichen Ecke des *t'an-wu* aufgeklebt ist, von da zum Bette (炕 *k'an*), in den Hof zu dem Wagenschuppen, zu den Ställen, zur Mühle, zum Misthaufen und zündet überall eine Räucherkerze an. Wenn er zu einer Türe hinausgeht, steckt er an jeder Seite des Türrahmens in eigens dazu angehakten Töpfchen eine brennende Räucherkerze auf. Zuletzt bringt er auch dem 竈神 *Tsau-schen* Küchengott, dessen Bild neben dem Herde in der Küche angebracht ist, das Opfer und zwar drei Räucherkerzen; Papiergeld und Schnaps erhalten sonst nur außer dem *T'ien-lau-ye-ye* die Ahnen und der *T'schē-schen.*



Abb. 2. 福祿壽 *Fu-lu-schou*, ein Glücksgott. (Türbild.)

Die Kaufleute verbrennen auch noch Kerzen vor ihren Waren, die Gelehrten vor ihren Büchern, die Handwerker vor ihren Werkzeugen, die Kleinkrämer vor ihren Schiebkarren und Traggestellen.

Jedesmal, wenn der Älteste die Räucherkerzen anzündet, macht er an der Stelle auch K'ot'ou.

Ist dieser Gang gemacht, so findet die eigentliche Darbringung der Opfergaben (擺供 *pē-kung*) vor dem *T'ien-lau-ye-ye*, den Ahnen, dem *Tsau-schen* und wenn es Kaufleute sind, dem *T'schē-schen* statt. Vor dem Bilde des *T'ien-lau-ye-ye* und dem *p'ē-ui* (Ahnentafel) werden acht Schüsseln mit Fleisch und Fischen (葷供 *huin-kung*) aufgestellt, ferner süßes Gebäck (菓子 *kuo-tzy*) und 花山 *hua-schēn*, d. s. Kuchen aus Weizenmehl, in die 棗 *tschau*, die Früchte des Zizyphusbaumes, eingebacken sind. In manchen Familien besteht dieses *kung* auch aus einem Schweinskopf (猪頭 *tschu-t'ou*),[1] einem Hahn (公鷄 *kung-tschi*) und einem Fisch (魚 *yü*). Andere

[1] Diese Opferspende, die nach de Groot (Fêtes S. 47, 31) auch in Amoy, aber, wie es scheint, nicht in Peking gebräuchlich ist, muß uralt sein; denn, wie auch Faber (Prehistoric China, Journ. China Br. R. A. S. 24, 48) meint, läßt sich der Umstand, daß

opfern gar kein Fleisch, sondern nur Gemüse und Gebäck (餗供 *su-kung*) und wollen dadurch 餗淨 *su-tsching*, d. i. in Frieden bleiben. (Hier 餗 *su* „Fastenspeise" für 素 *su* „in Ruhe" gebraucht.) Ein chinesisches Sprichwort sagt nämlich: — 日吃齋勝似百日 *i gyh t'schy tschē scheng se pei gyh*, Am ersten Tage fasten, gilt soviel als hundert Tage fasten.[1] Zu bemerken ist, daß Esels- und Hammelfleisch in den Neujahrstagen nicht gegessen werden darf. Vor diese Fleischschüsseln werden fünf Schüsseln mit Brot und vor diese das Räuchergefäß, ein irdenes oder Metallgefäß (香案 *hsian-nan*) gestellt. Rechts und links von diesem Räuchergefäß stehen zwei Kerzenleuchter mit Kerzen, links noch ein Gläschen Schnaps. Rechts und links von dem Bilde ist auf der Matte Papiergeld angeheftet. Kaufleute legen vor dem Glücksgotte außerdem wohl auch noch zwei Schnüre mit Geld oder auch Klumpen wirklichen Silbers 元寶 *yuen-pau*) nieder. Die Opferspeisen läßt man eine Zeitlang auf dem Altare stehen, den Schnaps aber schüttet man aus (奠酒 *tien tschiu*). Die Landleute opfern vor dem *T'schē-schen* gar nichts, dem *Tsau-schen* bringen sie drei Brötchen.[2]

Ist diese Opferhandlung, die ebenfalls vom ältesten der Familie vorgenommen wird, beendet, so wird zunächst diesem von sämtlichen Familienmitgliedern der Kot'ou gemacht. Darauf macht jeder denen, die in der Verwandtschaftsordnung höher sind (長輩兒的 *tschan-pei-öl-ti*), also z. B. der jüngere Bruder dem älteren und dessen Frau, der Neffe vor dem Onkel usw. den K'ot'ou.

Dann endlich werden die 匾食 *pien-schy*, Pasteten aus Weizenmehl mit Fleisch, Knoblauch und Zwiebeln, ein Lieblingsgericht der Schantunger, in den Kochtopf zum Kochen gelegt. Diese *pien-schy* dürfen am Neujahrstage in keiner Familie fehlen. Den Neujahrstag, an dem diese

der Schweinskopf eine eigne Hieroglyphe hat, nur daraus erklären, daß er beim Opfer eine Rolle spielte. Doch kann ich in der alten Literatur nichts darüber finden, und das (nicht ganz mit Recht oft so gerühmte) *Pei-wen-yün-fu* hat anscheinend das Zeichen überhaupt nicht. Ganz allgemein nur heißt es im *Li-ki* (6 (14), 33ᵃ = SBE 28, 38), daß unter der Hia-Dynastie der Kopf geopfert wurde. *Cy.*

[1] In der Unterpräfektur 費縣 *Fei-hsien* besteht das *kung* aus einem ungekochten Schweinskopf, einem lebenden Hahn, einem Karpfen, drei Broten, einer Schüssel Bohnenkäse (豆腐 *tou-fu*), einer Schüssel Kohl (白菜 *pei-t'schē*). Auf jede Schüssel ist spanischer Pfeffer (辣椒 *la-tschiau*) gestreut.

[2] In der Unterpräfektur 汶上縣 *Uin-schan-(hsien)* wird, nachdem man dem *T'ien-lau-ye-ye* geopfert hat, das 天地碼字 *T'ien-ti-ma-tzy*, ein Bild verbrannt, auf dem 72 Geister (全神 *t'schuen-schen*, alle Geister), gemalt sind. Hierauf macht man den Ahnen, den Türgeistern (門神 *men-schen*) und den anderen oben genannten K'ot'ou und geht, sobald es hell geworden, zur Pagode, um auch dort K'ot'ou zu machen und Papier zu verbrennen.

mangelten, würde der Nordchinese in seinem Leben niemals vergessen. — In einigen Gegenden streut man, um die 鬼 *kui* von dem Kochtopfe fernzuhalten, etwas Kleie (麩子 *fu-tzy*) um den Herd (hier soll das Wort 麩 *fu* Kleie 福 *fu* Glück bezeichnen), in anderen brennen die Kinder während des Kochens Petarden im Hofe ab, um die Geister zu verscheuchen. Hierbei fürchtet man besonders den 皮搨魅子 *Pi-t'a-hu-tzy*, einen Geist, der in Gestalt eines Wiesels auftritt und den Chinesen in ihrer Fantasie viel zu schaffen macht. Er trägt z. B. das Silber oder Getreide der Reichen armen Familien zu und macht dadurch langsam die Reichen arm. Der Glaube an diesen *Pi-t'a-hu-tzy* sitzt den Chinesen tief im Herzen. Hier fürchtet man, daß er die *pien-schy* aus dem Kochtopf stehle und denen zutrage, die keine hätten. Seinetwegen verbirgt man denn auch in irgend einer dieser Pasteten ein Geldstück, weil der Geist den Namen des Kaisers, als 天子 *t'ien-tzy* Sohn des Himmels fürchtet, der auf das Geldstück aufgeprägt ist. Übrigens sagt man von dem, der gerade diese Pastete erhält, 誰吃他誰操心 *schui t'schy t'a, schui t'schau sin* Wer sie ißt, wird Sorgen haben.

Während des Kochens darf das Sorghostroh, womit die Chinesen meist das Herdfeuer unterhalten, und das oft drei bis vier Meter lang ist, nicht vorher durchgebrochen, sondern muß so verbrannt werden, daß man die ganzen Stengel langsam unter den Herd schiebt. In I-tschou-fu brennt man deshalb in der Neujahrsnacht meist nur Bohnenstroh. Wer langes Brennmaterial braucht, 拉長賬 *la t'schan tschang* macht lange, d. i. große Schulden.

Sind die *pien-schy* gar gekocht, so bringt man erst dem *T'ien-lau-ye-ye*, den Ahnen und dem *Tsau-schen* je eine und schüttet zugleich etwas Suppe auf das Räuchergefäß. Dabei spricht man: 老的少的援於[1]不到的都往家來吃饝食 *lau-ti schau-ti, yuen ü pu-tau-ti, tou schan*[2] *tschia lē t'schy pien-schy,* Alt und Jung und die weit weg sind von hier und nicht zu Hause, kommt alle nach Hause und esset *pien-schy.* Dem *Tsau-schen* legt die Hausfrau etwas Suppe auf die Pastete und sagt dabei: 老竈爺爺掀鍋就嘗 *lau Tsau-ye-ye, hsien kuo tschiu t'schan,* Alter Großvater Tsau, wir öffnen den Kochtopf, nun koste!

Nachdem dann die Mahlzeit eingenommen ist, geht man hinaus zu den übrigen Verwandten, um ihnen K'ot'ou zu machen, dann zum Fried-

[1] Wohl 遠與.

[2] Text und Transkription stimmen nicht überein; nach der letztern wäre für 往 wohl 上 einzusetzen.

hof, um vor den Gräbern Papiergeld zu verbrennen und K'ot'ou zu machen.

In den Städten machen die Mandarinen und Vornehmen einander in aller Frühe Besuche. Sie lassen sich in einer Sänfte oder in Wagen mit großem Pomp und in großer Gala an das Haustor des Bekannten bringen und geben dort ihre Karte ab. Empfangen wird an diesem Morgen niemand.

Wenn sich Bekannte und Nachbarn am Neujahrstage begegnen, machen sie sich den *tschuo-i* 作揖 (Verbeugungsgruß), wobei man sich gegenseitig ein glückliches Jahr wünscht. Kaufleuten sagt man dabei z. B. 恭喜發財 *kung hsi fa t'schē* Du mögest dich freuen und reich werden. Sie antworten: 託福託福 *t'uo-fu, t'uo-fu* Habe Anteil an deinem Glück. Kinder erhalten von Verwandten, denen sie 拜年 *pē-nien* ein glückliches Jahr gewünscht haben, einige Sapeken Geld (帶歲 *tē-sui* oder 押歲錢 *ya-sui-t'schien*) zum Geschenke. Sie sollen sich damit viele Jahre erkaufen. „Der Ausdruck *ya* 押 bedeutet sowohl „niederdrücken“ als auch „als Pfand niederlegen“, sodaß *ya-sui* sich etwa durch „Glückspfand fürs Jahr“ übersetzen läßt; doch handelt es sich hier wiederum um ein Wortspiel, indem für 歲 *sui* Jahr, das gleichlautende 祟 *sui* böse Geister, böse Einflüsse zu lesen ist. Daraus ergibt sich, daß dieses Geld als eine Art Talisman dient, durch den die Einflüsse der bösen Geister unschädlich gemacht werden. (Grube, Zur Pekinger Volkskunde, S. 48.)

Die Männer tragen am Neujahrstage alle an dem Gürtel einige Sapeken an einer Schnur. Derjenige nämlich, der dies nicht bei sich trägt, wird 不發財 *pu fa t'schē* nicht reicher werden.

Es ist auch vielfach Gebrauch, am 1. des Jahres ein Bündel Stroh nach unten in drei Bündel zu binden und diese gleichzeitig anzuzünden. Auf der Seite des Dorfes, wo der Strohwisch zuerst abgebrannt ist und sich neigt, wird man in folgendem Jahre schönes Getreide ernten.

Wenn am 1. und 2. gutes Wetter herrscht, wird die Sommer- und Herbsternte gut sein, ist nur am 1. gutes Wetter, so wird nur die halbe Ernte günstig ausfallen.

In den ersten drei Tagen darf auch der Kochtopf auf dem Herde nie ganz leer sein. In I-tschou-fu wird am Herdfeuer auch nichts geröstet, weil sonst die Kinder während des Jahres Geschwüre bekommen. Ebenso hütet man sich, an diesen Tagen Hirsensuppe zu essen, „weil man sonst keine Hirse erntet“ (喝了米不出穀子 *hō-liau, mi pu t'schu ku-tzy*). Man trinkt deshalb nur Thee. (Die Hirsensuppe darf auch am 7. des ersten Monats nicht gegessen werden, da an diesem Tage der Geburtstag der

Hirse ist.) In der Unterpräfektur Uin-schan darf man am 1. im Hofe kein Wasser ausgießen, weil man es den verstorbenen Ahnen auf den Leib gießen könnte.

Es ist auch nicht erlaubt, in der Frühe des 1. die Kinder beim Namen zu nennen, da es sonst die 鬼 *kui* hören könnten, die dann später die Kinder holen.

Während des Neujahrstages verwahrt man zu Hause eine Scheere die man mit Kordel umwickelt hat. Ohne diese würde die Familie zerschnitten und ruiniert werden (vom 破家物鬼 *p'uo-tschia-wu-kui*).

Die jungen Frauen müssen natürlich auch ihren eigenen Eltern ein, glückliches Jahr wünschen und zwar muß das am 1., 2., 3. oder 4. geschehen. Niemals darf aber der 5., 14. oder 23. als Besuchstag gewählt werden, da an diesen Tagen 五鬼亂 *wu-kui luen*, alle Geister losgelassen sind. „An diesem Tage geht nicht einmal der 泰山元君 *T'ä-schan-yüen-tjun* vor die Türe.“ (Über diese wie über die anderen bisher genannten Gottheiten werde ich weiter unten schreiben.)

Die Kaufleute in I-tschou-fu haben am 1. noch einen besonderen Brauch, das 請財神 *t'sching T'schē-schen*, Einladen des Glücksgottes. Auf dem kaiserlichen Kalender ist auch angezeigt, wo in diesem Jahre der Glückgeist zu finden ist, ob im Osten, Süden oder Südwesten. Gleich nach Mitternacht geht man deshalb mit Waffen, Musik, Tamtam (鑼 *luo*), Trommeln (鼓 *ku*), zum Dorfe oder zur Stadt hinaus der Himmelsrichtung nach, wo sich der Geist aufhalten soll. Man geht so lange bis man irgend ein Geräusch von einem Hunde, Vogel oder andern Tieren hört. Dann macht man sofort K'ot'ou — denn durch dieses Geräusch hat sich der Geist bemerkbar gemacht — und führt ihn mit Musik und unter den Klängen des Tamtam und dem Rühren der Trommeln ins Dorf oder in die Stadt hinein.

Wie sehr die Chinesen die 鬼 *kui* Geister in der Neujahrsnacht fürchten, zeigt sich auch z. B. daran, daß nicht einmal die Diebe in dieser Nacht ihr Handwerk auszuüben wagen.

Es dürfte von Interesse sein, hier etwas über die 神 *schen* Geister zu erfahren, die ich oben angeführt habe.

1. Unter dem 天老爺爺 *T'ien-lau-ye-ye* verehrt man den höchsten Geist. „In Nöten und bei anderen besonderen Gelegenheiten,“ heißt es in chinesischen Büchern, „wird der T'ien-lau-ye angerufen.“ Im Volke bezeichnet man auch die Sonne als T'ien-lau-ye und nennt den Mond 天奶奶 *T'ien-nē-nē*, Himmlische Großmutter.

2. Zur Geschichte des 竈王 *Tsau-uang*, Küchengottes wird folgendes erzählt. Er ist geboren in der Provinz Kiang-si, in der Stadt Tschin-nan-hsien (金安縣) und zwar aus sehr niedriger Familie. Er hatte nachts irgendwo gestohlen und mußte, um nicht gefangen zu werden, flüchten. Sein Leben fristete er durch Betteln. Eines Tages



Abb. 3. *Tschang-jü-huang (Chang-yü-huang*, sonst gewöhnlich 玉皇上帝 *Yü-huang-shang-ti*), der oberste Gott, jetzt vielfach die Stelle des *T'ien-lau-ye-ye* vertretend.

kam er an das Tor einer Schule, um dort einige Sapeken zu erbetteln und wurde von dem Lehrer in die Küche geschickt, um da zu helfen. Er nannte ihn *Sy-min* 司命. Unter den Schülern war einer, der sehr arm war und des Notwendigsten zum Leben entbehrte. *Sy-min* brachte diesem täglich die Überreste des Mahles seines Herrn. Als ihn der Schüler fragte, wie er sich ihm dankbar erweisen könne, sagte ihm *Sy-min*, daß er sich später, falls er einmal zu Würden komme, seiner erinnern solle. Der Schüler, *Tschang* 張 mit Namen, wurde später Mandarin und schickte Leute aus, den Wohltäter zu suchen. Diese aber fanden ihn nicht. Betrübt darüber, daß er sich nicht dankbar erweisen könne, ernannte Tschang nun den *Sy-min* zum Küchengott und verlangte von den Seinen, daß sie ihn verehrten. Er schrieb vieles zu seinem Lobe, besonders die Gedichte, die unter dem Namen 人中司命主 *Jen-tschung Sy-min-tschu*, Sy-min der Menschen Herr bekannt sind. (Vgl. J. L. Taberd Documenta rectae rationis. Hongkong 1893); vgl. auch: 五禮通考, 事物原會, 風俗通 und 事文類聚續集.[1]

3. Als 財神 *Tsche-schen* Glücksgott wird ein gewisser 元續 *Yüen t'schaen* verehrt, der unter der *Tschou*-Dynastie (周, im 12. Jahrhundert) gelebt habe. Sein Familienname ist 趙 *Tschau*. Er soll von [姜子牙 *Kiang Tze-ya* (?) *Cy.*] mit einem Pfeile durchbohrt worden sein,

[1] Dies ist eine der vielen Erzählungen über den Küchengott (genauer: den Gott des Kochherdes), von denen man bei de Groot (Les Fêtes annuelles à Emoui. Mus. Guimet XI, 451 ff.) und besonders bei de Harlez (Le livre des Esprits etc., Mém. de l'Acad. de Bruxelles 51, S. 90 ff.) noch mehr findet. Auch ihnen ist vorliegende nicht bekannt und ich selber habe sie nirgends gefunden; freilich haben mir auch die oben zitierten Werke außer dem *Feng-suh-t'ung* nicht zu Gebote gestanden. Aber sie ist jedenfalls eine der unglücklichsten, um nicht zu sagen kindischsten der euhemeristischen Deutungen, die von Alters her so beliebt bei den Chinesen sind; das zeigt schon die deplacierte Verleihung des Namens 司命 „Leiter des Geschickes" an einen Küchenkuli.

Dagegen trägt ihn der Küchengott mit etwas besserm Rechte, weil er nach der gemeinchinesischen Anschauung die guten und bösen Handlungen des Hauses, das er beschützt, aufzeichnet und mit dieser Liste in der letzten Woche jeden Jahres neg Himmel fährt, um dem höchsten Gotte Bericht abzustatten. Sie liegt ja auch dem Shantunger Kultus zugrunde. Es ist indes nicht unwahrscheinlich, daß hier zwei verschiedene Kulte verschmolzen sind; denn 司命 ist auch der Name eines Sternes (im großen Bären), der göttlich verehrt wurde (vgl. beispielsweise die beiden Festlieder des K'üh Yüan an diesen, *Chou-li* 12, 2ª (*Ta-Tsung-poh*), *Ma Tuan-lin* 86, 6ª ff. und *Shi-ki* 28, 17ª (Chavannes Mém. hist. III, 451), *Feng-suh-t'ung* 8, 8ᵇ.) Doch wie fast überall im chinesischen Religionssystem ist auch hier das Genauere erst noch zu ermitteln.

gerade ins Herz hinein. Der Glücksgott hat ja kein Herz.[1] — Andere sagen, daß der Glücksgott ein Bruder des 趙子龍 *Tschau Tzy-lung* sei und zur Zeit der drei Reiche gelebt habe († 228 n. Chr.). — Wieder andere sagen, daß es ein Mohammedaner sei.

So bestehen auch über Alter und Ursprung dieses Kultus noch Meinungsverschiedenheiten. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage zu diskutieren; ich kann nur sagen, daß mich die Untersuchung der einschlägigen Stellen aus der alten Literatur (besonders *Li-ki* 5, 10^{b} = Sacred Books of the East 27, 403,4, und 8, 30^{b} = SBE 28, 206/7; *Lü-shi Ch'un-ts'iu* 4, 1^{b} (vgl. SBE 27, 269); 莊子 *Chuang-tze* 7 (19), 5^{b} = SBE 40, 19; *Ngi-li Cheng-i* 36, 18^{a}; *Shi-ki* 28, 22 f. = Chavannes Mém. hist. 3, 463 ff.; wozu doch wohl noch *Lun-yü* 3, 13, 1 = Chinese Classics 1, 159 gezogen werden darf) zu der Überzeugung gebracht hat, daß der Kultus nicht mit Terrien de Lacouperie (Western Origin of the Early Chinese Civilisation S. 160 ff., wo übrigens das Quellenmaterial über Küchen- und Feuergott ziemlich vollständig gesammelt ist) für einen fremden (südwestasiatischen) Import des 7. Jahrhunderts v. Chr., oder mit de Harlez (Mémoires de l'Acad. de Bruxelles 51 (1893), S. 90 ff.) für eine „Erfindung" der Taoisten zu halten, sondern, wie auch de Groot glaubt, uralt — wenn auch keine Parallele zum indischen Agni — ist. Das Göttersystem schon des ältesten Chinas ist ja überhaupt viel reicher gewesen, als man in der Regel annimmt.

Auch über das Geschlecht der ältesten Küchengottheit sind die Akten noch nicht geschlossen. Es ist möglich, daß sie ursprünglich weiblich war. Dafür spräche außer jener dem Confucius in den Mund gelegten Angabe des *Li-ki* (5, 10^{a}), die sie ausdrücklich als eine „alte Frau" bezeichnet, noch manches andere, z. B. wohl noch die interessante Tatsache, daß ihr Kultus in Schantung Frauensache ist (s. u. S. 47, doch vgl. oben S. 33). Ähnlich wurde im 3. Jahrhundert v. Chr. die „erste Köchin" von Priesterinnen verehrt (*Shi-ki* 28, 17^{a} und Kommentar). Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß es ehedem zwei Herdgottheiten gegeben hat, eine weibliche, die von den Frauen, und eine männliche, die von den Männern angerufen wurde. Wenigstens spricht der Anhang zum *Ngi-li* (s. o.) von einem Opfer an dem Getreide- und einem andern an dem Fleischherd, und der Kommentar weist jenes den Frauen, dieses den Männern zu. Das würde vollkommen zu dem „wirtschaftlichen Individualismus" passen, von welchem als einem Reste der Urzeit das altchinesische Opfer- und sonstige Zeremoniell noch andere recht deutliche Spuren bewahrt hat. Schon hierin zeigt sich, daß die Lösung dieser anscheinend so gleichgültigen Frage von einiger Bedeutung für die chinesische Urgeschichte und weiterhin vielleicht auch für die Urgeschichte der Menschheit sein würde.

Der auch bei andern chinesischen Gottheiten zu beobachtende Genuswechsel könnte einer jener häufigen rein spekulativen Verquickungen zweier Gottheiten (in diesem Falle der Küchen- und Feuergottheit) seinen Ursprung verdanken; doch ist es noch nicht ausgemacht, ob nicht beide, wie die Chinesen annehmen, von Anfang an identisch gewesen sind. Ich möchte es mit de Harlez vorläufig bezweifeln. (Über den Feuergott s. u. S. 45 f.)

Welcher *Chang* das oben erwähnte Lied verfaßt hat, habe ich bis jetzt nicht ermitteln können, obwohl ich mich erinnere, dem letztern schon irgendwo begegnet zu sein. Sollte etwa ein Zusammenhang mit dem ersten taoistischen Papste *Chang Tao-ling* bestehen, der (nach Rosthorn, Ausbreitung der chinesischen Macht S. 41) selber als Küchengott verehrt wird? Nach einer Tradition (de Harlez l. c. 92) hat der Küchengott den Familiennamen *Chang*. — Nachträglich finde ich, daß der 竈君 *Tsau-kün* (und zwar als Masculinum) auch im *Chan-kuoh-ts'eh* 10, $5^{a/b}$ in einer Anekdote erwähnt wird, die zwischen 533 und 491 v. Chr. spielt. — Die 五祀 *wu-sze* („fünf Opfer"), wozu das Herdopfer gehört, werden auch schon bei *Sün-tze* (12 (18), 13^{a}) erwähnt. *Cy.*

[1] Es ist mir nicht gelungen, diese Legende mit einer der andern bei Grube,

Er ist der Gott der Kaufleute und genießt hauptsächlich deren Verehrung. Grube gibt in seinem Werke eine Volkssage wieder über diesen *T'schē-schen*. Zwei Bettler lebten längere Zeit in einem Tempel des Gottes und brachten ihm täglich Opfer. Manches Jahr lebten sie so in Armut und Not, bis endlich die Gemahlin des Gottes sich ihrer erbarmte und für sie ein gutes Wort einlegte. Nach längerem Sträuben gab der Glücksgott den Bitten seiner Gattin nach und legte in das Opfergefäß einen Klumpen Silber. Als die Bettler abends nach Hause kamen und Opfer brachten, fanden sie den Silberklumpen. Sofort regte sich nun in ihnen die Habgier. Jeder wollte ihn ganz haben und jeder sann auf ein Mittel, den anderen unschädlich zu machen. Der eine mischte Gift in die Speisen, der andere wollte seinen Freund mit einem Ziegelstein töten. Als der eine nun vor dem Gotte K'ot'ou machte, zerschmetterte ihm der andere mit dem Steine den Schädel. Nachdem er dann das Silber an sich genommen, aß er noch, bevor er den Tempel verließ, etwas von dem Fleisch. Nicht weit war er gegangen, als er auch schon die Wirkung des Giftes fühlte und bald starb. Nun wußte auch die Gemahlin des Gottes, weshalb sich dieser so lange gesträubt hatte, ihren Bitten zu willfahren. Das Silber hatte diesen Bettlern nur Unheil gebracht. (Vgl. Grube a. a. O S. 53, 54.)

4. 泰山元君 *T'ä-schan-yüen-tjun* ist die Hauptgöttin des hl. Berges T'ä-schan in Schantung. Die Chinesen hatten, wie aus den alten klassischen Büchern ganz deutlich hervorgeht, ursprünglich die wahre Idee des Monotheismus.[1] Nachdem ihnen diese Idee aber mit der Zeit verwischt und verdunkelt worden, blieb ihnen nur mehr der Kult der Naturkräfte, der Berge und Flüsse. Der hohe, imposante T'ä-schan, der oft, in Wolken verhüllt, den Menschen unsichtbar ist, an dessen Gipfel sich die Wolken stoßen, der Blitz und Donner in die Ebene sendet, wurde deshalb auch als Geist verehrt. Die Wolken, die um seinen Gipfel lagern, sind ja das Prinzip der Befruchtung; der Berg war daher der Geist, der befruchtet und Nachkommenschaft erzeugt. Nicht lange und allerhand Legenden umwoben die zerklüfteten Bergspitzen.[2] Der T'ä-schan

de Groot und de Harlez ganz in Einklang zu bringen. Am nächsten kommt noch die Fassung des Tung-shen-huan-i (de Harlez l. c. 101 f.), aus der ich denn auch vermutungsweise den im Manuskript fehlenden Namen des Gegners eingesetzt habe. Da aber bei de Harlez leider die chinesischen Schriftzeichen fehlen und überdies die Transkription gerade hier mit vornehmer Nonchalance behandelt ist (Tschao-kong-ming, Sao-kong-ming, Tsao-kong-ming fast nebeneinander!), so wage ich keine Identifizierung. Es scheint ja überhaupt wieder Synkretismus vorzuliegen, wenigstens könnte aus dem herausgerissnen Herzen des zum Glücksgott erhobnen Pi-kan (cf. Grube l. c. 53) und den pfeildurchbohrten Augen des Chao Kung-ming das durchschossne Herz geworden sein. — Ist der Name *Yüan Chan* vielleicht eine Verwechslung mit 玄壇 *Hsüan(Yüan)-t'an? Cy.*

[1] Ich bedaure, daß ich dem Herrn Verfasser hier nicht beizupflichten vermag. Von einem altchinesischen Monotheismus haben mich gerade diese Bücher nicht überzeugen können. Denn gleich an der ältesten einschlägigen Stelle daraus, *Shu-king* II, 1, 6, heißt es schon: „Shun opferte dem höchsten Gotte, den sechs Verehrten, den Bergen und Strömen und der Schar der (übrigen) Götter." Dazu kommt (II, 1, 8) noch die göttliche Verehrung des Ahnherrn. In der Tat scheinen mir auch alle übrigen Angaben der klassischen Literatur auf ein durchaus polytheistisches, ja schamanistisches Religionssystem schon der ältesten Chinesen hinzuweisen. Finden sich doch, und bis auf den heutigen Tag, sogar Spuren von Fetischismus und Totemismus darin. (Vgl. auch de Groot, Fêtes annuelles 299.) Auch der chinesischen Entwicklung ist also, und nicht bloß in diesem Punkte, „humani nil alienum". *Cy.*

[2] Über den Bergkultus bei den Chinesen, der sich ja seit den ältesten Zeiten findet, vgl. die Bemerkungen von Andrian's (Der Höhenkultus etc. S. 156 ff.).

sollte fünf Söhne haben, eine Fabel, die erst im 10. Jahrhundert in den Büchern erscheint. Im Jahre 932 ernannte Kaiser 明宗 *Ming-tschung* den dritten Sohn des T'äschan 炳靈 *Ping-ling* (炳 *ping* = feurig, glänzend; 靈 *ling* = Wirkung, Erfolg), zum Generalissimus aller seiner Armeen. Er sollte mit Feuersgewalt alle die vielen Feinde des Kaisers niederwerfen. Wenn ihm das auch nicht gelang (die T'ang-Dynastie wurde schon 935 vernichtet), so blieb er seither doch der Retter in der Not. Er verheiratete sich später mit der Göttin 永泰夫人 *Yung-t'e-fu-jen*, der Dame des ewigen Friedens (?) und erzeugte mit ihr ein holdes Töchterlein, die 碧霞元君 *Pi-hsia-yüen-tjun*, die seither die Hauptgöttin des „hl. Berges" geworden ist.

Pi-hsia-yüen-tjun oder 天奶奶 *T'ien-ne-ne*, Himmlische Großmutter, wie sie das Volk gewöhnlich nennt, ist die Göttin des Kindersegens. Hunderttausende gehen jährlich zu ihr, hunderte von Tempeln sind zu ihrer Ehre gebaut. Tausende und Tausende werden ihr geopfert. Der Name 碧霞元君[1] *Pi-hsia-yuen-tjun* bedeutet so viel als hehre, ätherische, lichtstrahlende Göttin, sie ist die lichtstrahlende Göttin des Zeugungsprinzips, oder kurz gesagt, die chinesische Venus. (Vgl. hierüber auch P. Tschepe, Der hl. Berg T'ä-schan. Jentschoufu, Missionsdruckerei; vgl. auch P. Stenz, In der Heimat des Confuzius. Steyl.[2]

Am 5. wird nicht gearbeitet (無忙日 *wu-mang-jy*). (Tsining).

Am 8. des ersten Monats wird das Fest der 七姑娘 *T'schi-ku-nian* gefeiert. Aus Stroh machen die Mädchen eine Weiberpuppe (紮[3] 七姑娘 *tscha T'schi-ku-nian*), und stellen dieselbe, nachdem sie vorher auf einer Wage gewogen worden, auf einen großen Bambusbesen. Dann schleifen die Mädchen diese Puppe mit dem Besen durchs Dorf zum Brunnen, umgehen dreimal den Brunnen, dann zum Teich, den sie ebenfalls dreimal mit der Puppe umgehen, und kehren ins Dorf zurück. Dort wird die Puppe abermals gewogen. Ist sie schwerer geworden — und das ist sie natürlich immer — so gilt das als glückliches Vorzeichen fürs Jahr. Darauf stellt man sie auf einen flachen Korb und „läßt sie K'ot'ou machen". Man schüttelt und rüttelt dabei den Korb hin und her, so daß die Puppe natürlich umfällt, d. i. K'ot'ou macht. Diejenige Dorfschöne, der sie K'ot'ou gemacht hat, wird lange leben.

Diese 七姑娘 *T'schi-ku-nian* ist ein Berggeist, der besonders in der Provinz *Fokien*, in der Unterpräfektur 汀州 *Ting-tschou* verehrt wird. Weiteres habe ich nicht über sie erfahren können.

Ähnlich wie die Mädchen machen auch die jungen Burschen eine Strohpuppe, und zwar eine Männerfigur, die sie 八姑爺 *Pa-ku-ye* nennen.

Wohl die früheste Erwähnung einer „von den Bergen herabgesandten" Gottheit, die zwei Fürsten erzeugt, findet sich *Shi-king* III, 3, V, 1 (9. Jahrhundert v. Chr.). *Cy.*

[1] Wörtlich: „erste (oder geheimnisvolle) Göttin der Jade-Abendwolken". *Cy.*

[2] Nach dem *Jih-chi-luh* K. 25 ist der Kultus dieser Gottheit von dem Sung-Kaiser Chen-tsung (998—1023) eingeführt (s. auch unter S. 45), der Glaube an eine Göttin des T'ai-shan aber und die Meinung, daß der Gott des Himmels ein Enkel des T'ai-shan sei, schon viel älter; sie lassen sich bis auf die Zeit der Hou-Han zurückverfolgen. *Cy.*

[3] 扎?

Auch sie ziehen um den Brunnen und Teich herum. Da es aber dabei, wenn die Burschen und Mädchen sich begegneten, vielfach zu Streitigkeiten kam, ist das *Tscha Pu-ku-ye* seit einiger Zeit vielfach abgeschafft worden.

Wenn am 8., 18. und 28. gutes Wetter herrscht, erntet man ausgezeichnete Baumwolle. Am 8. ist der Geburtstag der Baumwolle.

Am 10. des ersten Monats 忌磨 *tschi muo*, wird nicht gemahlen. Es ist nämlich der Geburtstag des 石頭神 *schyh-t'ou-schen*, des Steingeistes, den man durch das Mahlen zu beleidigen fürchtet.[1] Die Kinder suchen sich einen Stein von ca. 1½ Fuß Länge und Breite und mehreren Zentimeter Dicke und stellen auf diesen einen irdenen Topf mit der Öffnung nach unten. Rund um den Rand des Topfes streichen sie dann feuchte Asche, sodaß der Topf am Steine festklebt. Auf der Erde hat man unterdessen im Abstand von je einem Fuß zehn Striche gezeichnet. Nun fassen zwei Kinder den Topf bei den Henkeln und versuchen ihn mit dem daranklebenden Stein über die Striche hinwegzutragen. Fällt der Stein schon beim ersten Striche nieder, so ist nur 1/10 Ernte, fällt er beim fünften Strich, so ist eine halbe Jahresernte zu erwarten. Daß der Stein am Topfe festhält, schreibt man dem Steingeist zu.[2]

Der 13. des ersten Monats wird von den Gelehrten als Unglückstag bezeichnet. Das gewöhnliche Landvolk kennt diese Unglückstage kaum und schert sich wenig darum. Wer an solchen Unglückstagen (楊公忌 *yang-kung-tschi*) geboren wird, erlebt Unglück, Unfrieden, Leid aller Art. Solcher Unglückstage hat jeder Monat einen, der 7. Monat sogar zwei. Es sind folgende Tage:

[1] Die Existenz dieser Gottheit und vielleicht noch mehr die eigenartige Sitte, die Kap. 2 beschrieben ist, scheint mir einiges Licht auf die versprengten Nachrichten der älteren Literatur (z. B. des *Shi-ki* 28, 3ᵇ f. und (kl. Ausg.) 55, 4ᵃ) über Verehrung von Steinen zu werfen. Auf alten Steinkultus deuten wohl auch noch die steinernen Ahnentafeln hin, die im *Tso-chuan* uud sonst erwähnt werden. Ein modernes Beispiel davon ist die Anbetung des „Großen vom einsamen Stein" (孤石大夫 *ku-shih-ta-fu*) in Schantung, die durch Edikt vom 4. Okt. 1838 verboten wurde (de Groot, Sectarianism etc. in China S. 21, 527). *Cy.*

[2] In der Unterpräfektur *Yuin-t'scheng* besorgen die Mädchen dieses Steinheben. Sie setzen am 9. den Krug auf einen Stein, streuen ebenfalls Asche um den Rand und gießen Wasser darauf. Wenn dann während der Nacht das Ganze zusammenfriert, wird am Morgen des 10. der Krug mit dem Stein durchs Dorf getragen, und zwar um Mühlsteine und Bäume herum. Es bewahrt das vor Krankheiten.

Im	I.	Monat	der	13.	Tag	
„	II.	„	„	14.	„	
„	III.	„	„	9.	„	
„	IV.	„	„	7.	„	
„	V.	„	„	5.	„	
„	VI.	„	„	3.	„	
„	VII.	„	„	1.	„	und 29. Tag
„	VIII.	„	„	27.	„	
„	IX.	„	„	25.	„	
„	X.	„	„	23.	„	
„	XI.	„	„	21.	„	
„	XII.	„	„	17.	„	

Den Grund, weshalb gerade diese Tage Unglückstage heißen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Der 15. des ersten Monats wird 小節 *siau-tschie* oder auch 小年下 *siau-nien-hsia* kleines Neujahrsfest genannt. Zu Hause finden vor den Götterbildern und der Ahnentafel dieselben Zeremonien statt wie am Neujahrstage selbst: Räucherkerzen verbrennen, Papier verbrennen, Petarden anzünden, Opfergaben darbringen, K'ot'ou machen, nur geschieht das nicht so früh am Morgen. Natürlich dürfen an diesem Festtage auch die *pien-schy* nicht fehlen.

Während aber der Neujahrstag sonst sehr ruhig verläuft, ist der 15. ein Tag allgemeinster Freude. In den Städten finden große Märkte statt, auf denen Schauspieler, Tingeltangel, Schaubuden usw. hauptsächlich mit Süßigkeiten und Spielwaren vertreten sind, nicht zu vergessen die Kartenspielerbuden. (Das Kartenspiel ist gesetzlich verboten, wird aber allgemein, selbst unter dem Tore des Mandarins betrieben.) An diesem Tage dürfen sich auch die Frauen und erwachsenen Töchter öffentlich zeigen.

Abends findet das 觀燈 *kuan-teng* Laternenfest statt. In Städten hängt jeder Hausherr vor seiner Türe eine oder mehrere mehr oder weniger künstliche, oft recht interessante und kostbare Laternen auf. Ich habe in 泰安府 *T'ä-nan-fu* solche gesehen, die ganz aus leeren Eierschalen bestanden, auch solche in der Gestalt von zwei Ziegenböcken, die sich, als sie angezündet wurden, fortwährend mit den Köpfen stießen, auch Figuren, die beleuchtet allerhand Grimassen schnitten. Es soll derartige Lampions geben, die mehrere 100 Lot Silber kosten. (Vgl. P. Stenz, In der Heimat des Confuzius. Steyl 1902, Missionsdruckerei.)

Wenn man am Abend auf die Straße hinausgeht — und das tut fast jeder — nimmt man gleichfalls ein Lampion mit. Interessant sind be-

sonders die 龍燈 *lung-teng* Drachenlampen. Durch große bunte Lampions, die an Stöcken getragen werden und mit einem langen Seil unter sich verbunden sind, wird ein mächtiger, grausiger Drache dargestellt. Derjenige, welcher den Drachenkopf mit gräßlich aufgesperrtem und rot beleuchtetem Rachen trägt, übernimmt die Leitung. Wohin er den Kopf wendet, windet sich in furchtbaren Schlingen der ganze übrige Leib nach, auf und ab, rechts und links, sodaß es den Anschein hat, als ob ein gewaltiges Ungetüm sich durch die Straßen wälze.

Auf dem Lande wird natürlich alles einfacher als in den Städten gefeiert, aber die *lung-teng* fehlt in keinem größeren Dorfe. Einige Orte sind sogar wegen ihres Laternenfestes besonders berühmt. In Städten wie auf dem Lande wird von reicheren Familien auch Feuerwerk abgebrannt und leistet man dann in manchen Orten wirklich Großartiges.[1]

Vielleicht könnte auch noch hinzugefügt werden, was ich dieses Jahr (1906) zu beobachten Gelegenheit hatte. Am 15. des ersten Monats kamen Leute zu mir, die in meinem Hofe, ähnlich wie sie das auch bei anderen besser gestellten Leuten tun, eine Vorstellung mit Löwen, einen Kampf mit einem Schiffe, Pferderennen geben wollten. Ich ließ sie vor. Die Löwen, Pferde und das Schiff waren, wie die früher beschriebenen Drachen von Papier sehr kunstvoll gemacht. Unter den Löwen gingen je zwei Mann in gebückter Stellung, die das Tier regierten, die Bewegungen des Kopfes und der anderen Gliedmaßen leiteten. Ebenso waren auch die Pferde. Der Reiter oder besser die Reiterin stand auf dem Boden und trug vor sich und hinter sich das papierne Pferd. Auf dem Schiffe saß ebenfalls ein junger Mensch als Mädchen maskiert und ahmte das Rudern auf einem Schiffe nach. Die Löwen kämpften erst eine Zeitlang miteinander, sie stellten ein Paar vor, später spielten sie zusammen und nachdem sie eine Zeitlang geruht, kam als Schlußeffekt die Geburt eines jungen Löwen, der von einem kleinen Knaben dargestellt wurde. Die Reiter veranstalteten nun in meinem Hofe ein wildes Rennen. Die Schifferin ruderte im Hofe herum, bis plötzlich ein Mann kam, der mit einer Lanze die Schifferin töten wollte. Über den Sinn dieser Vorstellung konnte ich nichts erfahren. In anderen Gegenden soll an Stelle der Schifferin ein Mann auf dem Schiffe fahren und ein Mädchen mit demselben kämpfen. Letzteres stellt eine Göttin vor, die einen Gelehrten, der über den Jangtzekiang fahren wollte, überfiel und in den Götterhain ent-

[1] In der Unterpräfektur 莒州 *Tjü-tschou* ist noch das 送燈 *sung-teng* gebräuchlich, indem man Lampions an Bäume anbindet, „damit sie viel Obst bringen“, oder auf Gräbern anbringt, in Zimmern aufhängt, „damit man vor Krankheiten bewahrt bleibe“.



Abb. 4. 天官 T'ien-kuan (Türbild).

führte, wo sie ihn einige Jahre bei sich behielt und dann mit reichen Geschenken entließ.[1]

Die Landleute haben die Gewohnheit, an diesem Tage auf die Misthaufen einen Dornzweig aufzupflanzen. An die Dornen bindet man kleine rote oder grüne Papierschnitzel, einige Weizenähren und eine kleine Strohpuppe, die ein Kind darstellen soll.

In den Soldatenlagern werden hohe Stangen aufgerichtet, an denen oben grüne Zweige vom Lebensbaum angebracht sind.

An manchen Orten wird auch am 15. der 火神 *huo-schen*, Feuergeist vors Dorf getragen (送火神 *sung huo-schen*). Es werden Bündel von Sorghostroh angezündet und im Laufschritt zum Dorf hinausgetragen, soweit, bis daß die Bündel erloschen sind. Es schützt das vor Feuersgefahr während des Jahres.

Dieser 火神 *huo-schen*, Feuergeister, kennt man mehrere, z. B. den 祝融 *Tschu-yung*, der aus Mittelchina stammt,[2] und Menschenkörper und Tiergesicht hat; den 回祿 *Hui-lu*, der bei Kaiser 嚳 *K'u* (vgl. 左傳) Verwalter des Feuers war; den 三郎 *san-lan*, der als der dritte Sohn des T'ä-schan angesehen wird, und den der Kaiser *Sung Tschen-tschung* 宋眞宗 *Ping-ling-kung* 炳靈公 nennen ließ (vgl. 搜神記 *Sou-schen-tschi*).[3] [S. oben S. 41. *Cy.*]

---

[1] Die Löwentänzer sind auch in Peking wohlbekannt, wo sie eine besondere Gilde bilden (vgl. auch Grube, Zur Pekinger Volkskunde 111/12). Sie geben meines Wissens auch in Privatgehöften ihre Vorstellungen, doch weiß ich nicht, ob gerade am Laternenfest. Andere Parallelen habe ich nicht gefunden, es müßten denn die mit crackers gefüllten 火獅 *huo-shi* „Feuerlöwen" und 火馬 *huo-ma* „Feuerrosse" hierhergehören, die an diesem Tage durch die Straßen Amoys gezogen werden (de Groot, Fêtes 135 f.). — Über die dem Schiffskampf zugrunde liegende Anekdote habe ich nichts ermitteln können. *Cy.*

[2] Wenn auch mancherlei dafür spricht, so ist mir doch eine glaubwerte Überlieferung dieser Art nicht bekannt. *Cy.*

[3] Da diese Wesen nach dem *Tso-chuan* (Chin. Class. V, 671, 580) schon in alter Zeit nicht nur Opfer empfingen, sondern z. T. auch bei Feuersnot angerufen und — was freilich weniger ins Gewicht fällt — mit Sternbildern in Verbindung gebracht werden, so handelt es sich wohl um eine alte Gottheit des Feuers, die aber schon frühzeitig (vgl. Chin. Class. V, 731) aus der Vergöttlichung wieder vermenschlicht und mit den „Feuermeistern" (火正 *huo-cheng*, 火官 *huo-kuan*) und angeblichen Söhnen mythischer Kaiser identifiziert worden sind. *Chu-jung* soll nach *Huai-nan-tze* (5, 18ᵇ), dem 路史 *Lu-shi* (8, 3ᵇ) u. a. sogar selber ein alter Feuerkaiser gewesen und sein Name dann zum Amtstitel geworden sein. Außer den obigen werden im *Tso-chuan* (Chin. Class. V, 439, 580) und im *Kuoh-yü* (18, 3ᵃ; 16, 3ᵃ der japanischen Ausgabe) noch andere genannt; diese Mehrheit erklärt sich wohl entweder aus lokalen und provinziellen Verschiedenheiten oder aus dem bei den Chinesen so beliebten Synkretismus. Das Amt dieser Feuermeister, das nach dem *Lü-shi Ch'un-ts'iu* (14, 6ᵃ) auch der sagenberühmte *I Yin* einmal zu verwalten gehabt hätte, war es nach dem *Tso-chuan* (Chin. Class. V, 439), je nach dem Auf- und Untergang größerer Sterne „die Jahreszeiten durch Feuer zu regulieren", indem sie — im dritten Frühlingsmonat alten Stils — das Feuer „heraus-

Am 16. des ersten Monats findet der „Gang von 100 Schritten" 走百病 *tschou pei-ping* [eigentlich „die 100 Krankheiten laufen"] statt, um Krankheiten zu entgehen. Jeder geht an diesem Tage zum Dorfe hinaus, in der Stadt machen die Frauen und Mädchen einen Spaziergang

zutragen" (出火 *ch'uh huo*) und — im dritten Herbstmonat — es „hinein (ins Haus) zu tragen" geboten (納火 *nah huo*): eine Einrichtung, die sich schon in dem „Kleinen Kalender der Hia-Dynastie" (*Ta-Tai-li-Pu-chu* 2, 19a/b) angedeutet findet, wonach das Feuer im neunten Monat (also im dritten Herbstmonat) „hineingetragen" (内) werden mußte. Nach einer alten Erklärung bezog sich das nur auf das Feuer zu Töpferei und Metallguß; es liegt aber vielmehr ursprünglich jener uralt-heilige Brauch zugrunde, der weiter unten besprochen wird: die Erneuerung des Feuers. Das ergibt sich schon aus dem *Chou-li*. Danach (19, 9a f.) hatte der 司爟 *Sze-kuan*, der „Verwalter des Anzündens", „in den vier Jahreszeiten das Feuer des Landes zu wechseln", indem er es aus zwei je nach den Jahreszeiten verschiedenen Holzarten erzeugte, und seinen Gebrauch ganz wie jene *huo-cheng* zu überwachen, während der 司烜氏 *Sze-süan-shi*, der „Verwalter des Sonnenlichtes", mit Hülfe des Feuerbohrers oder Spiegels das „heilige Feuer" (明火 *ming huo*) von der Sonne nehmen und im zweiten Frühlingsmonat das Feuerverbot ausklingeln mußte, (l. c. 25, 9b ff. — Das letztere lag auch dem „Palastverwalter" — 宮正 *kung-cheng* — ob, doch nur für den Palast). Dieser „Wechsel des Feuers" (改火 *kai-huo* oder 變火 *pien-huo*) wird noch öfter in der alten Literatur erwähnt, so namentlich einmal in den „Gesprächen" des Confuz (*Lun-yü* XVII, 21, 3).

Der *Sze-kuan* hatte außerdem dem *Kuan*, „Anzünder", d. h. nach dem Kommentar dem „Erfinder des Feuers", zu opfern, und in diesem erscheint wohl wieder der alte Feuergott oder Feuerheros in anderer Form. Ein anderer, vielleicht jüngerer, aber immerhin schon bei *Kuan-tze* (23, 5a), *Sün-tze* (12 (18), 16b) und *Chuang-tze* auftretender und jetzt allgemein üblicher Name für diesen Prometheus Chinas ist 燧人 *Sui-jen*, „Erbohrer (des Feuers)", (was ja nach Adalb. Kuhn auch die Etymologie von Prometheus wäre.) Nach der verbreitetsten Ansicht hat er das Feuer nach methodischer Betrachtung der Sterne droben und des Holzes hier unten durch Bohrer oder Spiegel gewonnen, aber das ist natürlich nur eine der bekannten platten und wohlweisen Konstruktionen. Eine spätere Sage, die ich hier anführen möchte, weil sie vielleicht importiert ist und Beziehungen zu denen anderer Völker hat, erzählt das 拾遺記 *Shi-i-ki* und in etwas veränderter Fassung das *Lu-shi* (*Ts'un-ki* 5, 6a/b). Danach hat ein Heiliger der Vorzeit das Feuerzünden einem Vogel im Süden abgelernt, der den Schnabel in einen Ast bohrte, worauf sogleich Feuer hervorkam. Jener *Sui-jen* soll übrigens auch gleich den Feuerwechsel aufgebracht haben, und natürlich werden beide Erfindungen auch wieder andern mythischen Kaisern zugeschrieben (*Lu-shi*. *Hou-ki* 3, 2b/3a Komm.; *Kuang-Poh-wuh-chi* 4, 1a) — immerhin wohl ein weiteres Zeugnis dafür, daß die Erneuerung des Feuers in die Urzeit zurückgeht. —

Mit jenem *huo-cheng* hat man schon ziemlich früh (*Lü-shi Ch'un-ts'iu*) den Küchengott identifiziert (s. oben), und nach einem Kommentar zum *Chou-li* (19, 9b) kamen dem *Kuan* in der Tat dieselben Opfer wie diesem zu. Aber meines Erachtens beweist das nichts für ihre wirkliche Identität. Eine Angabe des alten Wörterbuches 說文 *Shuoh-wen* (7, 17b), daß man dem *Chou-li* zufolge dem *Chuh-jung* am Herde opfere, findet sich laut Kommentar weder in allen Ausgaben, noch meines Wissens im *Chou-li* selber. —

Übrigens habe ich im *Sou-shen-ki* bei einer allerdings nur kursorischen Durchsicht nichts über die obengenannten Feuergeister finden können. *Cy.*

auf der Stadtmauer, die Bauern treiben sogar ihr Vieh aufs Feld — alles, um nicht krank zu werden.[1]

Auch der *Tsau-uang-ye-ye* geht an diesem Tage hinaus, *tschou pei-ping.* Dieser Küchengott hat zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere. Ihnen zu Ehren machen die Hausfrauen zwei Puppen am 2. des ersten Monats, stellen sie auf den kleinen Altar des *Tsau-uang* neben den Kochherd und verbrennen täglich Räucherkerzen vor ihnen. Da nun der *Tsau-uang* am 16. spazieren geht, bekommen seine zwei Weiber zu Hause Streit. Man faßt die beiden Puppen zwischen zwei Sorghostengel und gibt der einen eine Nadel, der andern einen Zwirnfaden in die Hand. Sie sollen den Faden einfädeln. Nun schüttelt man die beiden, sodaß sie übereinanderfallen. Es soll vorkommen, daß während des Schüttelns der Faden wirklich eingefädelt wird und wird das als Hilfeleistung der Geister angesehen. Nachdem sich die beiden so geschlagen, werden sie verbrannt.

Die jung verheirateten Frauen machen gewöhnlich am 1. oder in den ersten Tagen, wie oben gesagt, ihren Glückwunschbesuch bei der eigenen Mutter, kehren aber am selben Tage wieder zurück. Vor dem 15. jedoch muß die Mutter sie wieder abholen lassen. Sollte sie aus irgend einem Grunde aber in dem Hause ihres Mannes bleiben müssen, so darf sie am 15. weder Feuer noch Lampions sehen, weil 見[2]火死婆婆見[2]燈死公公 *tschien huo se p'uo-p'uo, tschien teng se kung-kung,* wenn sie Feuer sieht, die Schwiegermutter, wenn sie Lampen sieht, der Schwiegervater stirbt.

An irgend einem Tage des ersten Monats wird der 猴子 *hou-tzy* Affe, auch 馬撓 *ma-p'i* genannt, eingeladen (請猴子 *t'sching hou-tzy*). Dieser *hou-tzy* wird im 西遊記 *Si-ju-tschi* beschrieben. Sein eigentlicher Name ist 孫猴子 *Suin-hou-tzy* oder 孫悟空 *Suin U-k'ung* 齊天大聖 *Tschi-t'ien-ta-scheng.* Er ist im Königreich 東勝神洲傲來 geboren auf dem Berge 花果山 *Hua-kuo-schan.* Er wurde in einer Höhle aus einem steinernen Ei geboren, das in einem Steine verborgen war. Als man das Ei zerschlug, sprang ein steinerner Affe heraus. Er wurde später das Haupt aller Affen. Die Macht dieses *hou-tzy* ist sehr groß. In seiner Hand hält er als Waffe einen goldenen Stock, den er nach Belieben lang ausdehnen und zusammenziehen kann. Er kann sich auch, wie er will,

[1] Im Kreise *Uin-schan* geht man zum Tempel oder auch zu Verwandten und bringt ihnen 餅 *ping* Kuchen. Man wird dann das Jahr hindurch nicht krank (病 *ping*). (Hier ist wieder ein Wortspiel: 餅 *ping* Kuchen für 病 *ping* krank.) Im Osten Uin-schans sucht man im freien Felde Reißig und kocht damit Wasser, womit man sich die Füße wäscht.

[2] Der Text hat 點 *tien* „anzünden". *Cy.*

verändern und Gestalt von Tieren, Steinen, Bäumen usw. annehmen. Sogar vervielfältigen kann er sich in unzählige Affen. Seine Kraft und Geschwindigkeit ist unermeßlich. Während man mit dem Kopfe einmal nickt, kann er 108000 Li weit laufen. Als Kompagnon hat er u. a. den 猪八戒 *Tschu Pa-tschie* (vgl. 西遊記 *Si-yu-tschi*). Dieser Affe bedeutet nichts anderes als das Herz, während das *Tschu* (Schwein) die Lüste und Leidenschaften bezeichnet.

Um den *hou-tzy* einzuladen, wird im Dorfe Geld gesammelt für Räucherwerk. An dem bestimmten Tage werden vier junge Burschen, die aber nicht *schu-lung-ti* und *schu-hu-ti* (vgl. Vorwort S. 27) sein dürfen, d. h. im Jahre des Drachen oder Tigers geboren sein dürfen, zu irgend einem Tempel oder zu einem Friedhof geführt, von dem man sagt, „daß es nicht stimmt dort“. Solche Orte gibt es überall. Dort werden Räucherkerzen angezündet und wird dabei folgendes Gebet gesprochen:

一匹馬兩匹馬
請孫大老爺來玩耍
一條龍兩條龍
請孫大老爺下天攻

i-p'i-ma, leang-p'i-ma
t'sching Suin-ta-lau-ye lē uen-schua
i-t'iau-lung, leang-tiau-lung
t'sching Suin-ta-lau-ye hsia t'ien kung.

Ein Pferd, zwei Pferde sind zur Stelle;
wir bitten deshalb den großen Suin zu
kommen und seine Fechtkünste zu zeigen.
Ein Drache, zwei Drachen sind bereit;
wir bitten den großen Suin auf die Erde
zu kommen und zu fechten.

Darauf fallen die vier mit dem Angesicht zu Boden und bleiben in dieser Stellung eine Zeitlang ruhig liegen. Plötzlich fällt einer auf die Seite: der *hou-tzy* ist in ihn gefahren und er kann sich nicht mehr selbst bewegen. Man trägt ihn darauf nach Hause. Dort angekommen, zündet man Räucherkerzen an und hält ihm dieselben unter die Nase, solange, bis er von selbst aufspringt. Nun gibt man ihm einen langen Säbel in die Hand und macht mit Tamtam und Cymbeln einen ganz mörderischen Skandal. Der „Besessene“ fuchtelt dabei fortwährend mit dem Säbel in der Luft herum (耍 *schua*) und springt über Tische und Bänke. Glaubt man, es sei des Spuks genug, so läßt man die Räucherkerzen löschen und der „Besessene“ fällt sofort wie leblos zu Boden. Nach einiger Zeit ruft

man ihn mit seinem Namen und er erwacht dann langsam wie aus tiefem Schlafe.

Ähnlich diesem *t'sching hou-tzy* ist das 請仙姑 *t'sching-sien-ku*, Geister einladen, das an einzelnen Orten ebenfalls im ersten Monat stattfindet. Man zieht zwei fünfzehn-, sechszehnjährigen Knaben Mädchenkleider an, frisiert sie auch wie Mädchen und führt sie in irgend ein wenig benütztes, abgelegenes Zimmer. Dort faßt man sie bei der Schulter und schüttelt und rüttelt sie solange, bis sie wie leblos umfallen. „Dann sind sie besessen" (就跌着他們 *tschiu tē-tscho t'amen*). Nun hebt man sie auf, trägt sie hinaus und hält ihnen wie oben Räucherkerzen unter die Nase, „bis sie aufwachen." (熏其來了 *hsün t'schi lē-liau.*) Dem einen gibt man dann in die linke Hand ein 紅帛子 *hung pei-tzy*, ein rotes, ca. zwei Fuß langes, schmales, seidenes Tuch, das von Frauen getragen wird als Kopfputz, in die rechte Hand einen Fächer; dem anderen ein dünnes, ca. zwei Fuß langes Bambusbrettchen, auf dessen Spitze eine Papierblume oder ein papierner Vogel angebracht ist. Die beiden schwingen nun fortwährend die Arme und tanzend geht der eine rückwärts, der andere vorwärts ihm nach. Beliebt ist dabei das 過橋 *kuo-t'schiau*, über die Brücke schreiten, das sich auf eine Stelle in der Legende vom Suin-hou-tzy bezieht. Man stellt zwei Stühle mit der Lehne zusammen und läßt die beiden über die Stuhllehnen hinwegschreiten. Ist's des Spiels genug, so läßt man wie oben die beiden wieder zu sich kommen.

Am 2. des zweiten Monats streut man mit einer Schaufel auf der Tenne, im Hofe und im Zimmer Asche in einem großen Kreise. Im Zentrum des Kreises wird eine kleine Grube gegraben, in die man allerhand Getreide und auch Geld legt (圍場 *ui t'schang*).

Die Zeremonie hat wohl den Sinn, die bösen Geister, die die Asche (灰 *hui*) fürchten, von dem Getreide fernzuhalten. (Vielleicht ist auch hier ein Wortspiel im Spiele: 灰 *hui* = Asche, 毀 *hui* = durchbläuen. [?])

Am 2. werden auch Bohnen und Erbsen gebraten im Kochtopf, die man zwei Tage vorher in Salz- oder Zuckerwasser gelegt hatte. Dadurch sichert man sich vor Skorpionstichen.

Man streut auch am Fuße der Mauern entlang, innerhalb und außerhalb des Hauses Asche, „damit die Skorpione nicht herauskommen." (圍着蝎子 *ui-tscho hsie-tzy.*)

Am 2. wird auch nicht gemahlen. Die chinesische Mühle besteht aus zwei runden, übereinanderliegenden Steinen, zwischen welchen das Getreide zerquetscht wird, das durch ein Loch, welches sich im oberen Steine befindet, hindurchgeschüttet wird. Der obere Stein hat in seiner

inneren Fläche eine ringförmige Rinne, die man 龍 *lung* Drache nennt. Am 2. richtet man nun den oberen Stein halb auf und nennt das 龍抬頭 *lung t'e t'ou*, der Drache hebt das Haupt auf.

Die Frauen machen an diesem Tage auch keine Näharbeiten, aus Furcht, die Augen des Drachen zu treffen (怕紮龍眼 *p'a tscha lung-yen*).

Man ißt am 2. viel die 花糕 *hua-kau* oder 粘糕 *nien-kau*, Kuchen aus Reis und *tsau* (Frucht des Zizyphusbaumes) gemacht, „damit die Pflugschar nicht breche" (不壞犁鏵[1] *pu hue li hua*). (Hier 花 *hua* Kuchen für 鏵 *hua* Pflugschar gebraucht).

Im zweiten oder dritten Monat ist 清明 *t'sching-ming*, auch 寒食 *hen-schy* genannt (vgl. Vorwort). An diesem Feste wird der 城隍 *T'scheng-huang*, Stadtgott, d. i. der Schutzgeist der Stadt, in öffentlicher Prozession durch die Straßen der Stadt getragen (城隍出巡 *T'scheng huang t'schu suin*).

城 *T'scheng*, wörtlich Mauer, 隍 *huang*, wörtlich Stadtgraben. Dieser T'scheng-huang ist der Herrscher über die Toten der Stadt wie der Mandarin die Lebenden regiert. Es ist irgend ein verstorbener berühmter Mann (oft auch fingiert) aus der Stadt selbst, von dessen Geschichte man meist nichts oder gar wenig kennt, der als Stadtgeist verehrt wird. In Tsining z. B. soll derselbe ehemals in der nördlichen Vorstadt gewohnt haben, sonst weiß man nichts von ihm.[2]

Am *t'sching-ming*-Feste wird das hölzerne Bild des *T'scheng-huang* aus der Stadtpagode (城隍廟 *T'scheng-huang-miau*) herausgetragen, auf eine Tragbahre gestellt und im großen, feierlichen Zuge zur nördlichen Vorstadt getragen, wo man zu seiner Ehre ein Mattenzelt aufgeschlagen hat. Die Träger des Bildes und Teilnehmer der Prozession sind Leute, die für ihre Kranken zu Ehren des Gottes ein Gelübde gemacht haben. Viele derselben tragen an diesem Tage Imitationen von Folterwerkzeugen (aus Papier) als Buße, andere tragen wirkliche Ketten, andere verkleiden sich

[1] Der Text hat 滑 *hua*, was gar nicht paßt; besser scheint es, dies Dialektwort durch obiges Zeichen (*hua* „Schaufel") wiederzugeben. *Cy.*

[2] Über die Stadtgötter vgl. de Groot, Fêtes annuelles 586 ff. Sie werden auf den Vorschlag des Papstes der Taoisten hin vom Ministerium der Riten (*li-pu*) in Peking ernannt, haben unter Ihresgleichen im Himmel den Rang, welchen der höchste Beamte der betr. Stadt unter den Menschen hat und stehen sämtlich unter dem Stadtgott von Peking — ein charakteristisches Beispiel für die Art, wie die Chinesen ihre Staatseinrichtungen auf den Himmel projizieren. Übrigens hat der Stadtgott namentlich auch über die Lebenden seines Bezirks zu wachen und jedes Vergehen dem Herrn der Unterwelt zu berichten. Daraus erklärt sich das im Folgenden erzählte Benehmen des Volkes. Auch erwartet man wohl die Verteidigung der Mauern von ihm; wenigstens waren die Pekinger, wie man mir dort erzählt hat, sehr enttäuscht, daß sich der ihrige gar nicht rührte, als die europäischen Truppen 1900 die große Bresche am Wassertor in die Stadtmauer sprengten. *Cy.*

als Mädchen und machen den Zug auf hohen Stelzen mit. Oft fährt auch der Stadtmandarin hinter der Statue im Wagen mit. Väter tragen ihre kleinen Kinder, die man ebenfalls mit Folterwerkzeugen und papiernen Ketten behangen hat und für die man ein Gelübde gemacht, auf der Schulter im Zuge mit. Ich habe gesehen, wie eine große Volksmenge auf den Straßen Spalier bildete und wie beim Herannahen des Bildes viele auf den Boden fielen und K'ot'ou machten.

Andere, die sich nicht am Zuge beteiligen, gehen doch möglichst an diesem Tage zur Stadtpagode, um dort ein Opfer zu bringen.

Am *t'sching-ming*-Feste ißt man kalte Speisen und zwar aus Verehrung und zur Erinnerung an einen gewissen 介子推 *Tschie Tzy-t'ui.*

Der Herzog 獻 *Hien* von 晉 *Tsin* (675—50 v. Chr.) liebte besonders seine Konkubine 驪姬 *Li Tschi* und wollte auf ihren Wunsch hin seine Söhne entthronen nnd den ibrigen zu seinem Nachfolger machen. Als die Intrigen der *Li Tschi* den ältesten Sohn sogar zum Selbstmord getrieben hatten, flüchtete der zweite Sohn 重耳 *T'schung-öl* 654 v. Chr. in ein Nachbarreich. (Das Volk erzählt, *Li Tschi* habe den *T'schung-öl* verführen wollen, dieser aber habe ihrem Wunsche nicht willfahrt und sei dafür von der Hexe bei seinem Vater als Verräter verklagt worden.) Bei seiner Flucht leisteten dem Prinzen besonders vier Männer treue Dienste, darunter einer, namens 介子推 *Tschie Tzy-t'ui.* Dieser ging in seiner Aufopferung so weit, daß er sich ein Stück Fleisch aus dem Schenkel schnitt, damit sein hungernder Fürst zu essen habe. Im Jahre 635 wurde T'schung-öl doch Herzog von Tschin 晉, und er belohnte nnn die treuen Vasallen reichlich, nur den Tschie Tzy-t'ui vergaß er. Als man ihn später daran erinnerte, wollte er sein Vergessen gut machen und den braven Diener doppelt belohnen. Er ließ ihn suchen, doch Tschie Tzy-t'ui, erzürnt über die Undankbarkeit seines Herrn, kam nicht mehr an den Hof. Als ihn darauf der König wollte holen lassen, ging er mit seiner alten Mutter auf das *Mien-schang* (綿上)-Gebirge und versteckte sich dort. Um ihn zum Verlassen seines Versteckes zu zwingen, ließ nun der Herzog Fener an das Gesträuch des Berges anlegen. Doch auch das nützte nichts. Als das Feuer erloschen war, fand man ihn mit seiner Mutter unter einem Weidenbanm (柳樹 *liu-schu*) verbrannt. Der König war sehr betrübt darüber nnd befahl, daß das ganze Volk zur Buße an diesem Tage kein Fener anmache und kein warmes Essen genieße. Man trägt daher auch an diesem Tage 柳楷 *liu-ku*, Zweige vom Weidenbaum, im Haar und das Sprichwort hat sich gebildet: 清明不帶柳,死了變黃狗 *t'sching-ming pu tĕ liu, se-liau pien huang kou*, wer am *t'sching-ming*-Feste keinen Weidenzweig trägt, wird nach dem Tode in einen gelben Hund verwandelt. Man ißt am *t'ching-ming* gerne Eier (vgl. über *Tschie Tzy-t'ui*: 綱鑑古文左傳).[1]

[1] Vgl. ferner *Shi-ki* (K. 39), *Jih-chi-luh* (K. 25 und Anhg. K. 2), *Shui-king-chu* 6, 6ᵃ, das auch als den Ort, wo er sich verbarg und wo ihm dann ein Tempel errichtet wurde, die Gegend von *Ping-t'ao-hien* (Schensi) angibt, sodann Mayers Chinese Reader's Manual No. 235. Giles, Biograph. Dictionary No. 335, de Groot l. c. S. 212 ff. u. a. m. Die Sage von dem Feuertode dieses Getreuen ist übrigens nicht, wie Mayers und nach ihm Giles anzunehmen scheinen, erst nach dem Shi-ki aufgekommen, sondern findet sich schon bei *Chuang-tze* (9 (29), 24ᵇ = Sacred Books of the East (SBE) 40, 174) und *K'üh Yüan* (*Ts'u-tze* 4, 13ᵇ, 17ᵇ). Dagegen bemerken sie mit Recht, daß der geschilderte Brauch nur an seinen Namen angeknüpft und vielmehr uralt sei, nnd de Groot identifiziert ihn, auch im Anschluß an chinesische Kritiker,

An vielen Orten ist es auch gebräuchlich, am *t'sching-ming* 插柏枝子 *t'scha pei-tschy-tzy* („Zypressenzweige aufzustecken"). Man steckt an beiden Seiten der Haustüre frische Zypressenzweige auf. Den Hunden gibt man einen Kranz um den Hals an diesem Tage. Es bedeutet das 求福 *t'schiu fu*, Glück erbitten.

Einige Tage vor dem *t'sching-ming* oder *hen-schy* teilen die Bonzen Papierstreifen mit Schriftzeichen unter die Leute aus (散數 *sa schu* 書). Es sind das ca. ein Fuß lange, weiße Papierstreifen, auf denen in der Mitte ein schmaler ca. 10 cm langer roter Streifen aufgeklebt ist. Auf diesem stehen die Worte: 三代宗親升天文書 *san-tē-tschung-t'schin-scheng-t'ien-uin-schu*, Aktenstück, daß die drei Generationen (Eltern, Großeltern und Urgroßeltern) und die noch Älteren in den Himmel aufgefahren sind. Diese „Aktenstücke" werden am *t'sching-ming* auf den Gräbern verbrannt.

Für die Abgestorbenen hat man nämlich drei Gedenktage im Jahre, das *t'sching-ming*, den 15. Tag des VII. und den 1. Tag des X. Monats. Man geht an diesem Tage an die Gräber hinaus, erneuert die Grabhügel (添墳 *t'ien fen*), verbrennt dort Papier[1] und macht K'ot'ou. Zugleich werden fünf Schüsseln mit Opfergaben dargebracht. Die Frauen kauern

---

zweifellos zutreffend mit der oben besprochenen Erneuerung des Feuers. Diese Ansicht wird, wie ich noch hinzufügen kann, auch von *Lo Pih* (*Lu-shi*, *Fah-hui* 1. 13[b]) und dem Verfasser der *C'hu-hioh-ki* (cit. im *Kuang-Poh-wuh-chi* 4. 37[b]) geteilt und gestützt, die das oben erwähnte Feuerverbot des *Sze-süan-shi* ausdrücklich mit dem „Kaltessen" in Verbindung bringen. (Die im *Kuang-Poh-wuh-chi* 4. 1[a] wiedergegebene Behauptung des *Wu-yüan*, daß letzteres von *Shi-huang-ti* (222—209 v. Chr.) eingeführt worden sei, scheint der tatsächlichen Unterlagen zu entbehren). Nach *Li Fou* (de Groot S. 214, vgl. *Jih-chi-luh* Anhg. K. 2) ist dann jener Feuerwechsel allmählich aus einem viermaligen zum einmaligen — eben im Frühling — zusammengeschrumpft. — Übrigens pflegen *Han-shih* und *Ts'ing-ming* sonst unterschieden zu werden: dieses, ein eintägiges Fest, bildet den Abschluß des dreitägigen *Han-schih*. Vgl. *Kuang-Poh-wuh-chi* 4, 38[a], wo dieses an das Ende des zweiten, jenes an den Beginn des 3. Monats gesetzt wird, und de Groot S. 218, 231; über das Fest vgl. auch Grube, Zur Pekinger Volkskde. S. 64 f. — Bemerkenswert ist das, wie es scheint, ganz vereinzelte Vorkommen dieser Feier bei dem südchinesischen Autochthonenstamme der *Lohan-Miao*, die das dreitägige Kaltessen ebenfalls vom 3. Tage des 3. Monats an in Verbindung mit einem buddhistischen Feste begehen. S. Colquhoun-Wobeser, Quer durch Chryse II, 385. Ob hier eine Entlehnung des chinesischen Brauches vorliegt, ist gleichwohl nicht ganz sicher. —

Es wäre interessant zu erfahren, ob man in Schantung um diese Zeit auch gefärbte Eier — Ostereier — ißt, wie in Südchina. Früher wenigstens (in vorchristlicher Zeit) muß es dort Sitte gewesen sein. Vgl. de Groot l. c. 221. *Cy.*

[1] Im Westen Schantungs wird das Papier auf dem Grabe verbrannt (燒紙 *schau tschy*), in Tsining und Umgegend wird es unter eine Erdscholle gelegt, die man oben auf die Spitze des Grabhügels legt (壓紙 *ya tschy*).

vor den Gräbern und klagen laut, wobei sie fortwährend K'ot'ou machen. Diese Zeremonien vor den Toten finden übrigens nur drei Jahre lang statt.

Im vierten Monat am 8. Tage ist das Geburtsfest der Göttin des Weizens (麥王奶奶 *mei-uang-ne-ne*). Es ist ein Fest der alten Weiber. Sie sammeln Geld unter sich für Räucherkerzen und Papiergeld und gehen gemeinsam zum Dorfe hinaus bis zum nächsten Kreuzwege. Dort formen sie aus Erde einige kleine Hügelchen, auf denen sie die Sachen verbrennen.

Im Frühjahr, an irgend einem Tage, wird auch die Pockengöttin (瘢疹奶奶 *paen-tschen-ne-ne*) verehrt.[1] Die Pocken treten nämlich im Frühjahr häufig auf. An der Türe des Hauses, wo die Pocken herrschen, bringt man einen schmalen Streifen rotes Tuch und einige Papierblumen an. Es soll damit die Göttin geehrt werden, im letzten Grunde geschieht es aber wohl nur deshalb, um auf dieses Haus aufmerksam zu machen, und um es meiden zu können. Wenn das Kind, das die Pocken hatte, gesund geworden, wird aus dem roten Tuch ein Frauenschuh gemacht, den man im Tempel verbrennt.

Am 5. des fünften Monats wird das Fest 端午 *tuen-wu* gefeiert. Es ist ein allgemeines Fest, spielt sich aber nur in den Familien ab. Im öffentlichen Leben merkt man nichts davon, die Geschäfte sind geöffnet und die Arbeiten gehen ihren gewöhnlichen Gang.

In der Frühe des Morgens sucht man auf dem Felde Artemisia (艾 *ngē*), die man auf den Altar im Hofe legt und die in vielen Krankheiten verwandt wird. (治七十二樣病治七十二樣風 *tschy t'schi-schy-öl-yan-tzy-ping, tschy t'schi-schy-öl-yan-tzy-fung*, heilt zweiundsiebzig Arten von Krankheiten und zweiundsiebzig Arten von Erkältungen.) Der Volksmund sagt:

五月端午不帶艾
死了變個老鼈蓋
wu-yöo tuen-wu pu tē ngē
se-liau pien ko lau-pie-kē

Wer am tuen-wu im 5. Monat keine Artemisia trägt, wird, wenn er stirbt, in einen alten Schildkrötendeckel verwandelt.[2]

---

[1] In Peking ist dies der Name der Scharlachgöttin. S. Grube l. c. 58, 59. *Cy.*

[2] Eine Anspielung auf die Sitte, Artemisia im Gürtel zu tragen, könnte vielleicht schon in Vers 69 des *Li-sao* (*Ts'u-tz'e* 1, 11^b = Legge, Journ. Roy. Asiat. Society 1875, 859) gefunden werden, wenn er gleich allegorisch ist und, merkwürdig genug, gerade der Held dieses Festes, K'üh Yüan, diese Sitte darin verurteilt. — Die Ver-

Man pflückt auch Blätter von den Bäumen und gebraucht sie wie Teeblätter (*t'schē t'scha* 採茶). Allgemein werden die 粽子 *tschiung-tzy* gegessen, eine Speise aus Reis oder Hirse, die mit Zizyphuspflaumen vermengt und mit Blättern umwickelt ist. „Wer sie ißt, bekommt keine Augenkrankheit" (不害眼 *pu hē yen*).

Der Ursprung des Festes wird auf den freiwilligen Tod des berühmten Dichters und Staatsmannes 屈原 *Tsch'ü Yuen* zurückgeführt, der den König 懷 *Hue* von 楚 *Tsch'u* als sein Minister vor einer verhängnisvollen Politik zu bewahren suchte. Er wurde jedoch von seinem Amtsgenossen 靳尚 *Tschin Schang* verleumdet und fiel in Ungnade; als er dennoch in der Sorge um Fürsten und Vaterland nicht nachließ und seine inzwischen von den Ereignissen gerechtfertigten Warnungen wiederholte, wurde er von Hue's Nachfolger vom Hofe verbannt. Aus Schmerz über das erlittne Unrecht stürzte er sich am 5. Tage des 5. Monats in den 汨羅 *Mi-lo*. Seither ist es Brauch, daß man Reis oder Hirse ins Wasser schüttet, um dem Wasser zu opfern. Die Tschiung-tzy sind aus Reis oder Hirse in Wasser gekocht. (Vgl. Annalen und P. Tschepe, Histoire du royaume de Tschou.)[1]

Die *Tschiung-tzy* werden auch 角黍 *Tschüo-schu* genannt, d. i. Hornspeise. Zur Zeit der 唐 *T'an*-Dynastie in der Periode *T'ien-pau* (742—56) am 5. des fünften Monats wurde nämlich am Hofe ein Gebäck aus Hirse gemacht, in das man aus einem Bogen aus Horn Pfeile schoß. Wer die Speise mit dem Pfeile traf, durfte sie auch essen.[2]

Das Volk weiß über den Ursprung des Festes nichts. Mir sagte man,

wendung der Artemisia gegen Krankheiten (besonders als Mittel zum Kauterisieren) ist übrigens alt in China; vgl. Mencius (Chin. Class. II, 301). *Cy.* — In einigen Gegenden tragen an diesem Tage die Knaben *nge* in einem Säckchen am Knopfloch, die Mädchen tragen dasselbe im Haar.

[1] In Südchina feiert man an diesem Tage das bekannte und, wie ich nach eigner Anschauung sagen kann, sehr eindrucksvolle und farbenreiche „Drachenbootfest", bei welchem ähnliche Zeremonien wie die genannten beobachtet werden, und das man natürlich aus demselben Anlaß herleitet. De Groot (l. c. 358 f.) macht es jedoch in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch hier wieder nur eine euhemeristische Anknüpfung an einen weit älteren Brauch, nämlich an ein Opferfest für den Flußgott zur Sommersonnenwende, vorliegt, und Grube (l. c. 68 ff.) fällt ihm bei. Das Drachenbootfest scheint umso sicherer alt und unabhängig von dem historischen Ereignis zu sein, als nach *Ma Tuan-lin* (*Wen-hien-t'ung-k'ao* K. 332) ehedem auch in Cochinchina und auf der Insel 闍婆 *She-p'o* (vielleicht Java) im 5. resp. 4. Monat ein ähnliches Bootsfest stattfand, eine Analogie, auf die schon d'Hervey de St.-Denys (Ethnographie de Matouan-lin II, 543) aufmerksam gemacht hat. Entlehnung der chinesischen Sitte ist hier nicht eben wahrscheinlich; man möchte eher annehmen, daß die südchinesische Feier eines der von den alten Autochthonen überkommenen Feste sei, wie sie für ein an und auf dem Wasser lebendes Volk nur natürlich sind; die nordchinesische hat ihre gleichfalls uralten Flußopfer wohl nur äußerlich daran angeknüpft. *Cy.*

[2] Diese Geschichte ist mir unbekannt und läßt sich ohne Quellenangabe nicht leicht auffinden. Der Name des Gebäcks kann aber schon aus dem Grunde nicht wohl darauf zurückgehen, weil es schon im 續齊諧記 *Sü-Ts'i-hie-ki*, das spätestens aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. stammt, in Verbindung mit diesem Feste erwähnt wird. Vermutlich ist der Brauch aber noch bedeutend älter. Der Name wird eher von der pyramidenartigen (gehörnten) Form herrühren („Hirsehörnchen"). Vgl. Grube l. c. 70, de Groot, Fêtes 353 f. *Cy.*

es bedeute nichts anderes als eine Anerkennung für die Arbeit des Frühjahrs und Sommers, sei gleichsam eine Erholung.

Am 13. des fünften Monats ist der Todestag des Kriegsgottes 關公 *Kuen-kung.*[1] Er soll an diesem Tage seinen Säbel schleifen.

Dieser *Kuen-kung* ist die Vergöttlichung des berühmten Parteigängers 關羽 *Kuen Ü* (mit anderen Vornamen auch 長生 *T'schang-scheng*, 壽長 *Schou-tsch'ang* und 雲長 *Yun-tschang* genannt), eines der tapfersten Führer in den Kämpfen, die die Epoche der „Drei Reiche" einleiteten. Er war in der Provinz 山西 *Schan-si*, im Dorfe 常平 *T'schang-p'ing* in der Unterpräfektur 解梁 *Tschie-leang* (jetzt 解州 *Tschie-tschou*) um 162 n. Chr geboren, und die Überlieferung erzählt von ihm, daß er ursprünglich ein kleiner Händler gewesen sei, sich aber dann dem Studium zugewandt habe. Wegen einer Ungerechtigkeit ermordete er den Mandarin seiner Heimat und mußte deshalb flüchten. Nach allerhand Irrfahrten traf er 184 n. Chr. in 涿州 *Tschuo-tschou* zufällig mit 劉備 *Liu Pei*, einem Abkömmling des in den letzten Zügen liegenden Kaiserhauses 漢 *Han*, und dessen Gefährten 張飛 *Tschang Fei* zusammen, die sich rüsteten, gegen die Rebellen vom „Gelben Turban" (黃巾賊 *Huang-tschin-ts'ei*) auszuziehen, welche sich gegen das Kaiserhaus erhoben hatten. Er schloß mit diesen beiden in feierlichem Eide Waffenbrüderschaft und begann nun seine kriegerische Laufbahn, in der er viele und große Heldentaten verrichtet und nicht wenig dazu beigetragen hat, daß *Liu Pei* der Gründer eines der drei Reiche werden und den Kaisertitel annehmen konnte. Zum Gouverneur von 荊州 *Tsching-tschou* gemacht, verfeindete er sich mit dem Fürsten des zweiten der Reiche, fiel nach tapferem Widerstand in dessen Hände und wurde 219 enthauptet, weil er dem alten Eide gegen seinen Waffenbruder nicht untreu werden wollte. Im 12. Jahrhundert wurde er kanonisiert und 1594 zum Kriegsgott erhoben. [Er galt außerdem als Teufelsbezwinger, dann wegen seiner Tapferkeit, seiner Treue und seines Edelmutes als Patron der Kaufleute und wegen seiner angeblichen Belesenheit auch als einer der fünf Götter der Literatur. Vgl. auch de Groot, l. c. 98—123, de Harlez, l. c., Mém. de l'Acad. de Bruxelles 51, 233 ff. *Cy.*]


Abb. 5. 關公 *Kuen-kung* (*Kuan-kung*), Gott des Krieges.

[1] Diese Überlieferung stimmt mit den Tatsachen nicht ganz überein. Es scheint eine Vermischung seines Todestages (im 6. Monat) mit dem Geburtstage seines Sohnes *Kuan Ping* (丨平), am 13. des 1. Monats, zu sein. Der letztere Tag wird in Südchina als Fest des Kriegsgottes gefeiert, während es in Peking am 13. des 5. und am 24. des 6. Monats geschieht. *Cy.*

In der Unterpräfektur 蒙陰 *Mung-yin* wird beim ersten Regen nach der Weizenernte, der für die Herbsternte von größter Wichtigkeit ist, dem 玉皇 *Jü-huang*, der beim Volke auch die Stelle des T'ien-lau-ye-ye vertritt, ein Schwein geopfert und das Fleisch unter diejenigen verteilt, die dieses bezahlt haben.

Am 6. des sechsten Monats ißt man, wie am Neujahrstage, allgemein *pien-schy*.

Am 6. „sonnt der Drache seine Kleider" (曬龍衣 *schē-lung-i*). Man holt dann die Kleider, besonders die Winterkleider, aus den Schränken und lüftet sie in der Sonne.

Auch geht man hinaus ins Feld, um das Getreide zu besichtigen. (看穀秀 *k'an ku-siu*, Besichtigung der Kornblüten.)

In einigen Gegenden, im Osten besonders z. B. in Mung-yin, werden am 6. dem 牛王 *niu-uang*, Ochsengott, Schafe zum Opfer gebracht.[1]

Der 23. ist der Tag des 馬王 *ma-uang*, Pferdekönigs, der besonders in Städten von Pferdebesitzern durch Theaterspielen gefeiert wird.[2]

Gegen Ende des Monats genießen auch die Geister des Exerzierplatzes (校場 *tschiau-t'schang*) in den Städten, wo Militär liegt, Verehrung durch Theaterspielen.

---

[1] Diese Gottheit leitet sich nach Grube (l. c. 58) von einem ebenfalls im *Si-yu-ki* (s. o.) vorkommenden Rinderdämon her. *Cy.*

[2] Vgl. auch Grube l. c. S. 75 u. 56 (der an letzter Stelle genannte 馬明王 *Ma-ming-wang* hat übrigens nach de Groot, Sectarianism I, 200 wenigstens bei der *Lung-hua*-Sekte eine andere Bedeutung). — Die alte Literatur kennt mehrere Pferdegottheiten. Wohl die erste Erwähnung einer solchen findet sich in einem Liede des *Shi-king* (II, 3, VI, 1) aus dem 9. bis 8. Jahrhundert v. Chr., wonach man vor dem Auszuge zur Jagd dem 伯 *poh* „Herrn", d. h., wenn die Scholiasten Recht haben, dem 馬祖 *ma-tsu* „Ahnherrn der Rosse", ein Opfer brachte. Nach dem *Chou-li* (21, 26^b) wurde diesem *ma-tsu*, den die Kommentare mit dem „himmlischen Viergespann" (天駟 *t'ien-sze* = β, δ, π, ρ scorpionis) identifizieren, von dem königlichen Gestütsdirektor in jedem Frühjahr geopfert, während der „erste Pferdezüchter" (先牧 *Sien-muh*) im Sommer, der 馬社 *ma-she*, der zuerst das Roß in das Wagenjoch zwang, im Herbst und der pferdefeindliche 馬步 *ma-pu* im Winter ihre Gaben erhielten. Der heutige Pferdegott mag dem *sien-muh* oder *ma-she* entsprechen. Es ist vielleicht der Erwähnung wert, daß ein 馬王 *ma-wang* noch jetzt (wie vor alters; vgl. u. a. das *Hua-yang-kuoh-chi*) von dem südwestchinesischen Eingeborenenvolke der Lolo und bei denselben Anlässen wie einst der *poh* des Schi-king verehrt und angerufen wird. Sein (?) Steinbildnis zeigt man in einer der interessanten noch unerklärten Felsengrotten von Sze-tsch'uan, die namentlich von Colborne Baber (Travels and Researches in Western China: Supplem. Papers der Roy. Geogr. Society I, 138—41) und Mrs. Bishop (The Yang-tze Valley and Beyond S. 467 f.) beschrieben worden sind. Eine davon trägt übrigens auch das Relief eines liegenden Pferdes auf dem Türsturz. *Cy.*



Der 7. Tag des siebenten Monats ist bekannt durch das „Fest der Weberin“ (牛郎會織女 *niu(ngou)-lang hui tschy-niü.*)[1] Der Volksmund sagt:

年年有個七月七
天上的牛郎共織女
nien-nien ju ko t'schi yüo t'schi
t'ien-xan-ti ngo-lang kung tschy-niü.

Jährlich gibt es einen siebenten des siebenten Monats,
Der Ngo-lang am Himmel macht der Tschy-niü einen Besuch.

Über diese beiden Liebenden gehen mehrere Sagen im Volke um. Prof. Grube gibt a. a. O. 76 f. diejenige an, die auch mir mit wenigen Veränderungen erzählt wurde und die wohl die allgemeinste zu sein scheint. *Niu-lang* oder *Ngo-lang*, der Kuhhirt, entspricht den Sternen α, β, γ des Sternbildes Aquila, *Tschy-niü* den Sternen α (Vega) und ε, ζ in der Lyra. Der Kuhhirt besaß eine Götterkuh, die ihm verraten hatte, daß die 仙女 *sien-niü*, göttlichen Jungfrauen, an einem bestimmten Tage öfters badeten. Er lauerte ihnen auf, wurde aber von ihnen bemerkt. Alle nahmen schleunigst die Flucht, nur eine konnte nicht fliehen, weil ihr der Kuhhirt die Kleider geraubt hatte. Sie mußte ihm versprechen, ihn zu heiraten und tat dies auch auf drei Jahre. Während dieser Zeit starb die Götterkuh, teilte aber vor ihrem Tode dem Hirten mit, daß er ihr das Fell abziehen und sich damit bekleiden solle, wenn seine Gemahlin wieder in den Himmel zurückkehre. Als die drei Jahre vorüber waren, fuhr Tschy-niü wirklich gen Himmel, aber der Kuhhirt legte schleunigst das Fell der Götterkuh um und konnte ihr folgen. Zufällig kam die 西王母 *Si-uang-mu*, die Götterkönigin, des Weges, und um den Kuhhirt von der Tschy-niü zu trennen, nahm sie eine Haarnadel vom Kopfe und zog damit einen Strich quer über den Himmel. Sofort entstand ein breiter Strom, der 天河 *t'ien-ho*, Himmelsfluß, d. i. die Milchstraße, und der Kuhhirt konnte nicht weiter. Beide waren ganz untröstlich über diese Trennung und aus Barmherzigkeit ließ sie die Götterkönigin wenigstens einmal im Jahre zusammenkommen. Am 7. des siebenten Monats fliegen deshalb die Elstern und Raben gen Himmel und bilden mit ihren Flügeln eine Brücke über den *t'ien-ho*, worüber dann der Kuhhirt zu seiner Gemahlin gehen kann.[2]

[1] „Zusammenkunft des Kuhhirten mit der Weberin“.

[2] Nach Mayers (Manual Nr. 311) hat der taoistische Philosoph Huai-nan-tze († 122 v. Chr.) als Erster die seitdem oft besungene romantische Idee in Umlauf gebracht, die dieser Astralmythe zugrunde liegt. Sie findet sich indessen auch schon in einem Gedichte seines ältern Zeitgenossen *Mei Ch'eng* († 140 v. Chr.; übers. in Forkes „Blüten chines. Dichtung“, S. 6: „Hirt u. Weberin“, Textausg. 2[a]). Vielleicht ist sie noch älter. Jedenfalls werden die beiden Sternbilder schon in einem Lied des Shi-king (II. 5, IX, 5, 6) aus dem 8. Jahrhundert v. Chr., auf das Mei Ch'eng auch anspielt, menschlich aufgefaßt: der Dichter klagt darin, daß die Weberin nicht für die Menschen webe und der Hirt seine Ochsen nicht an deren Karren spanne. — Die hier vorliegende Gestalt des Himmelsromans scheint aus mindestens zwei Motiven, dem ursprünglichen und dem in Japan bekannten und jedenfalls über China dorthin gekommenen Schwanenjungfrau-Motiv (vgl. zu dem letzteren F. W. K. Müller in T'oung-pao) kombiniert zu sein; eine einfachere und vermutlich ältere Form gibt das 荊楚歲記 *King-Tsu-sui-ki* (aus dem 6. Jahrh. n. Chr.). Danach war die „Weberin“ eine Tochter des Himmelsgottes, die, im Osten der Milchstraße wohnend, jahraus jahrein aus Wolkenbrokat das Himmelskleid webte. Den Vater dauerte ihre Einsamkeit und er gab sie

Im Volke genießt die sogen. Weberin — sie soll nämlich auch hervorragend im Weben und Sticken gewesen sein und die Wolken am Himmelsgewölbe sticken — weiter keine Verehrung, nur in den ganz vornehmen Familien wird sie von den jungen Mädchen verehrt.

Am 15. des siebenten Monats findet wieder, wie schon oben gesagt, eine Gedächtnisfeier der Toten statt, ähnlich derjenigen, die ich oben beim *t'sching-ming* beschrieben habe.

Desgleichen wird auch der *Tscheng-huang* wieder in Prozession herumgetragen. In Tsining-tschou habe ich abends auch die 河燈 *ho-teng*, Flußlampen, an diesem Tage gesehen. Man formt aus Brotteig ein winzig kleines Schiffchen, umgibt es, damit es vom Wasser getragen wird, mit Sorghostroh, steckt kleine bunte Lampions darauf und läßt sie abends frei im Flusse schwimmen. Es ist ein ganz bezaubernd schöner Anblick, diese hundert und tausend Lampions auf dem Flusse treiben zu sehen. Auch die *ho-teng* wird bei Gelübden angezündet.

Der 21. desselben Monats ist der Geburtstag des 羅祖 *Luo-tzu*, des Gottes der Barbiere. An diesem Tage wird kein rechtschaffener Barbier sein Handwerk ausüben aus Furcht vor der Rache seines Schutzgeistes. An vielen Orten versammeln sich auch die Barbiere zu einem gemeinschaftlichen Mahle.

Am 23. hat der 財神 *T'schē-schen*, Glücksgott (vgl. 1. Monat), seinen Geburtstag und wird dieser Tag besonders von den Kaufleuten festlich begangen. Da der T'schē-schen um Mitternacht geboren ist, findet in dieser Nacht — das einzige Mal im Jahre — auch bei Nacht Theatervorstellung statt, das sogenannte 燈戲 *teng-hsi*, Theater bei Lampen.

Der 3. Tag des achten Monats wird als der Geburtstag des *Tsau-uang* (vgl. 1. Monat) gefeiert. Obgleich derselbe eine so große Rolle in der chinesischen Familie spielt, finden doch an diesem Tage keine besonderen Opfer statt. Ja auf dem Lande kümmert man sich kaum um ihn an diesem Tage. In Städten wird ihm zu Ehren Theater gespielt.

Eines der größten 節 *tschie* des Jahres ist der 八月十五 *pa-yueh schy-wu*, der 15. Tag des achten Monats, 中秋大節 *tschung-t'schiu ta-tschie*, das große Mittherbstfest genannt. Es dient hauptsächlich der Verehrung des Mondes. Man bäckt für dieses Fest ein besonderes Gebäck, die 月餅 *yueh-ping*, Mondkuchen, und bringt am Abend auf

dem „Hirten" im Westen der Milchstraße zur Frau. Von da an vernachlässigte sie aber ihre Arbeit, und so ward sie zur Strafe wieder in die alte Wohnung zurückversetzt und darf nur einmal im Jahre mit ihrem Gatten zusammenkommen. — Über Sage und Fest vgl. auch de Groot l. c. 436—44. *Cy.*

dem Opferaltar im Hofe Opfergaben dar. Es dürfen aber nur solche von runder Form sein, z. B. die Mondkuchen, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Äpfel, Birnen usw. Auf dem Altare verbrennt man Räucherkerzen und macht im Hofe dem Monde K'ot'ou.

八月十五月正圓
西瓜月餅敬老天
敬的老天心歡喜
一年四季保平安

pa-yueh schy-wu yueh t'scheng yüen
si-kua yueh-ping tsching lau-t'ien
tsching-ti lau-tien sin huen hsi
i-nien szu-tschi pau p'ing-ngen.

Am 15. des achten Monats ist der Mond gerade rund,
Mit Melonen und Mondkuchen verehren wir den alten Himmel[1],
Wenn der alte Himmel verehrt ist, freut sich das Herz,
Und das ganze Jahr wird friedlich sein.

Der 15. ist ein allgemeiner Freudentag, an dem auch die Schulen geschlossen sind. Man schickt sich gegenseitig Geschenke, ißt gut — vor allem darf Fleisch nicht fehlen — und am Abend kommen die Freunde zusammen, um gemeinsam zu essen und Schnaps zu trinken. Ärzte und Lehrer erhalten Geschenke.

In einigen Gegenden muß die Familie an diesem Tage rund um den Tisch sitzen.

Der Ursprung dieses Festes muß schon in die ältesten Zeiten verlegt werden. „Der Philosoph *Yang* sagt: Im Kommentar zum Kap. *Tien-jui* des *Tschou-li* heißt es: Der Kaiser opfert zur Zeit des Frühlingsäquinokts am Morgen der Sonne, zur Zeit des Herbstäquinokts am Abend dem Mond. Im *Li-tschi*, Kap. *Yü-tsao*, heißt es: Die Sonne wird außerhalb des östlichen Tores verehrt, und zwar, wie die Note dazu sagt, zur Zeit des Frühlingsäquinokts. Das gleiche behaupten die Philosophen *Ma Yung* und *Tscheng K'ang-t'scheng*. *Tschia I* (ein Philosoph des 1. Jahrhunderts v. Chr.) schreibt: Seit den drei Dynastien (夏 *Hsia* (2205—1766 v. Chr.), 商 *Schang* (1766—1122), 周 *Tschou* (1122—246) ist es Gebrauch, die Sonne in der Frühe im Frühling und den Mond am Abend im Herbst zu verehren, um deutlich zu machen, daß es Ehrerbietung gibt. Denn wenn der Winter kommt, dem Himmel und wenn der Sommer kommt, der Erde zu opfern, ist Himmels und der Erde richtiges Zeremoniell, und

[1] Der Mond wird auch 天老奶奶 *t'ien-lau-nene*, Himmlische Großmutter, genannt, im Gegensatz zur Sonne, dem Himmlischen Großvater.

beim Frühlingsäquinokt morgens die Sonne, beim Herbstäquinokt abends den Mond zu verehren, ist der Sonne und des Mondes richtiges Zeremoniell.“ (Vgl. 文獻通考 *Uin-hsien-t'ung-k'au*, K. 79, 5ᵇ f.)[1]

„Im *Tschou-tschy* heißt es: Zur Zeit des Herbstäquinokts wird in der östlichen Hauptstadt dem Sterne *Ling-sing* (Mond) geopfert, um eine günstige Zeit zu erflehen, Früchte zu säen.“[2]

„Im *Li-tschi*, Kap. *Yüeh-ling*, wird gesagt: Zum Herbstäquinokt werden dem Stern des langen Lebens Speisen geopfert.“ (Vgl. *Uin-hsien-t'ung-k'au*).[3]

„Im *Tschou-li* heißt es: Im Mittsommer morgens schlägt er (ein besonderer Beamter) die irdene Trommel und bläst die Lieder von Pin, um der Hitze zu begegnen, im Mittherbst nachts begrüßt er die Kälte auf dieselbe Weise.“[4]

Die Sage erzählt, daß einst der Kaiser 唐玄宗 *T'an Hsüan-tschung* (713—755 n. Chr.) mit einem Zauberer (Taoistenpriester) namens 羅公遠 *Luo Kung-yüen* am Abend des Herbstäquinokts lustwandelte. Dabei habe der Kaiser gewünscht, einmal den Mond besuchen zu können. Sofort habe der Zauberer seinen Stock in die Luft geworfen und dieser habe sich in eine Brücke verwandelt, auf der der Kaiser zum Monde geschritten sei. Er fand dort einen wunderbaren Hof, großartige Pracht und Herrlichkeit und sah schöne Mädchen unter Gesang tanzen. Zurückgekehrt zur Erde habe der Kaiser angeordnet, daß der Mond in dieser Nacht verehrt werde.

Das Fest wird übrigens jetzt als Dankfest für Befreiung aus den Händen der grausamen Mandschubeamten gefeiert und ist somit gleich-

---

[1] 楊氏曰愚按典瑞朝日注云天子常春分朝日秋分夕月○玉藻朝日於東門之外注云朝日於春分之時○馬融鄭康成皆同此說○賈誼亦曰三代之禮春朝朝日秋暮夕月所以明有敬也蓋冬至祭天夏至祭地此祭天地之正禮也春分朝日秋分夕月此祭日月之正禮也○

[2] 周制仲秋之月祭靈星于國之東都祭靈星者爲人祈時以種五穀○

[3] 月令秋分日享壽星于南郊○

[4] 周禮中春晝擊土鼓歙豳詩以逆暑中秋夜迎寒亦如之○

[Die beiden Opfer in dieser Zeit gehören noch heute zum offiziellen Kultus. Unter den ältesten Dynastien brachte man deren auch noch bei anderen Gelegenheiten dar, so beim Vorstadtopfer für den Himmel (*Li-ki* 8 (21), 39ᵃ·ᵇ = SBE. 28, 218/19, wo noch einiges Weitere über die obigen zu finden ist), und nach dem *Tso-chuan* (Ch. Cl. V, 573) opferte man 530 v. Chr. den Göttern von Sonne, Mond und Sternen, wenn Schnee, Reif, Wind oder Regen zur Unzeit eintraten. —

sam eine Verherrlichung der Rebellion. Nachdem nämlich die jetzige Dynastie ans Ruder gekommen, ordnete sie an, daß in jedem Dorfe und in jeder Stadt über zehn chinesische Familien ein Mandschu stehe. Diese übten aber eine sehr willkürliche Herrschaft aus und unterdrückten das Volk gewaltig. Heimlich wurde daher beschlossen, am 15. des achten Monats alle diese Volksaussauger zu töten und wirklich soll dieses Blutbad an diesem Tage stattgefunden haben. Die Regierung wagte nichts gegen dieses furchtbare Volksgericht zu tun und ließ die Tat ganz ungesühnt. Als dies das Volk merkte, herrschte allgemeine Freude und der 15. des achten Monats wurde seitdem als Gedenktag vom Volke freudig begangen.

Übrigens ist um diese Zeit die Sorgho- und Hirsenernte auch vorüber, und dürfte der Tag auch in dieser Beziehung ein Dankfest sein, das den Göttern dargebracht wird.

Am 9. des neunten Monats ist das Fest 重陽節 *t'schung-yang-tschie.* Es werden besonders die großen Töpfe verehrt (缸神 *kang-schen*, Topfgeister). In allen Schnapsbrennereien, Ölmühlen, Färbereien, kurz überall, wo die großen, irdenen Töpfe gebraucht werden, genießt dieser *kang-schen* Verehrung. Man opfert ihm sogar auf dem Hausaltar und zwar Hühner-, Fischfleisch und Brot, und macht ihm K'ot'ou. Den Arbeitern dieser Fabriken wird an diesem Tage eine gute Mahlzeit bereitet.

Der 1. des zehnten Monats ist wieder ein Totengedächtnistag. Desgleichen findet auch die Prozession zu Ehren des Stadtgeistes statt. Die *kui*, Geister, die zur Zeit des t'sching-ming alle von dem Stadtgeiste von auswärts einberufen waren, damit sie den Früchten nicht schaden könnten, werden am 1. des zehnten Monats wieder freigelassen. (放鬼 *fang kui.*)

Zur Zeit des 冬至 *tung-tschy* im elften Monat müssen die Vorbereitungen für den Winter getroffen werden.

Es ist auffallend, daß in Schantung der ambrosiastampfende Hase im Mond und sein Bild gar keine Rolle bei diesem Feste zu spielen scheint, während ihm doch sonst in China und so auch in Peking eine Hauptrolle zugeteilt ist. Vgl. Grube l. c. S. 83 und de Groot l. c. S. 495 ff. (S. 468 ff. u. 509 ff. noch anderes Material über die Mondverehrung). Des Letztern Erklärung über den Ursprung dieser Mythe kann ich mich indessen nur soweit anschließen, daß sie auch meines Erachtens und trotz Chavannes (La sculpture sur pierre en Chine, S. 80 ff.) zweifellos indisch ist. Nur scheint sie mir ein vorbuddhistischer Import zu sein, weil der Mondhase schon sehr früh, nämlich im 3. Jahrhundert v. Chr. (vgl. *K'üh Yüan's T'ien-wen*), und zwar wohl als bildliche Darstellung in einem Palaste, erwähnt wird. Auch anderes spricht dafür. Heutzutage findet man sein Bild in Peking außer auf den am 15. des 8. Monats überall feilgehaltenen Bilderbogen, deren Mittelpunkt er bildet, mitunter auch als Kohlenskizze auf den Häusermauern. *Cy.*]

In 曹州府 *Ts'au-tschou-fu* und 濟寧州 *Tsining-tschou* ißt man an diesem Tage wieder die Fleischpasteten, die diesmal mit Schaffleisch gefüllt sind. Es sollen dem, der diese gegessen hat, im Winter die Ohren nicht verfrieren. (不凍耳朵 *pu tung öl-tuo.*)

Am 8. des zwölften Monats wird 臘八粥 *la-pa-tschu*, Brei des 8. Tages des zwölften Monats gegessen und den Ahnen geopfert. Dieser Brei ist aus Reis gemacht und mit Zizyphuspflaumen vermischt. Vielfach schicken die Bonzen jeder Familie einen *la-pa-tschu* zu an diesem Tage.

Am 23. verabschiedet man den *Tsau-uang*, Küchengott. Er fährt zum Himmel, um Bericht zu erstatten. Um ihn günstig zu stimmen, opfert man ihm vor seinem unterdessen rauchgeschwärzten und vor Alter zerrissenen Bilde 竈糖 *tsau-t'an*, ein Brot aus Reis- und Hirsenmehl und verbrennt Räucherkerzen. Dabei spricht man:

老竈爺爺你是一家之主
有事你先知有飯你先吃
多説是少説非
lau Tsau-ye-ye ni schy i-tschia-tschy tschu
yu schy-ol ni sien tschy, yu fĕn ni sien t'schy
Tuo schuo schy, schau schuo fei.

Alter Großvater Tsau, du bist der Herr der ganzen Familie, du weißt alles zuerst, du mußt auch zuerst essen. Berichte viel Gutes von uns (nämlich beim T'ien-lau-ye-ye) und berichte nur wenig Böses.

Mit dem *tsau-t'an* will man, wie man sagt, dem Tsau-uang den Mund verstopfen. In Yuin-tscheng schmiert man dem Tsau-uang etwas Suppe, in Mung-yin Honig um den Mund und verbrennt darauf das Bild auf Hirsenstroh (秆草 *ken-tschau*), das man als Pferd des Tsau-uang ansieht. Dabei sagt man:

竈王竈王
你到上房
見了玉皇
多言好事
少説短長
臨來的時候
抱兩個胖小孩兒
Tsau-uang, Tsau-uang
Ni tau schang-fang

Tschien-liau Yü-huang
Tuo yen hau-schy
Schau schuo tuen-t'schang
Lin-le-ti schy-hou
Pau leang-ko p'ang-siau-he-ol.

Tsau-uang, Tsau-uang, wenn du in die himmlischen Wohnungen kommst und den Yü huang siehst, sprich viel Gutes und geh wenig ins Einzelne und wenn es ans Wiederkommen geht, bring ein paar feiste Kinder mit.

Dieser Tsau-uang-Kult geht übrigens nur die Weiber an, die Männer bekümmern sich nicht darum.

Der letzte des letzten Monats ist ein Tag, an dem alles sehr beschäftigt ist. Es müssen ja die Vorbereitungen für Neujahr getroffen werden. Die Einkäufe an Fleisch, Brot und Gemüsen geschehen meist schon einige Tage vorher auf den zahlreichen Märkten.



Abb. 6. Schutzgott des Hauses (gegen böse Geister), ohne bestimmten Namen. (Türbild.)

An die Türen klebt man die Bilder der 門神 *men-schen,* Türgeister, oder rote Papierstreifen mit sinnreichen Sprüchen. Über den Türen, an Karren, Schiffen, Handwerkskasten usw. bringt man kleine rote Plakate an, auf die das Wort 福 *fu*, Glück, geschrieben ist (帖福 *t'ie fu*). Man bereitet die pien-schy und die Opfergaben. Das ganze Haus wird gefegt. An den Türrahmen werden kleine Papiertäschchen oder Tontöpfchen angebracht für Räucherkerzen, über die Türe steckt man das 鬼拷 *kui-pan*, eine Peitsche für die Geister. Es sind das kurze Sorghostengel, deren Rinde man am oberen Ende in viele Streifen geteilt hat, auf die man wieder je einen kleinen Sorghostengel aufspießt, sodaß das Ganze wie eine plumpe Klopfpeitsche aussieht.

Am Abend finden sich bekannte Familien an einem Orte zusammen, bringen jede irgend ein Gericht mit und essen zusammen. Der Schnaps, der hierbei getrunken wird, heißt 辭歲酒 *tzy-sui-tschiu,* Schnaps zur Verabschiedung des Jahres.

In *I-tschou-fu* schickt das ganze Dorf einige Leute zum allgemeinen Begräbnisplatz (官林 *kuen-lin*), wo die Heimatlosen begraben und die

Kinderleichen hingeworfen werden, um die *kui* der dort Begrabenen durch Papierverbrennen und Petarden zu besänftigen. Auf die Gräber streut man Hirse. Jedes Hirsenkorn soll ein Brot vorstellen.

In I-tschou-fu, Mung-yin (vielleicht im ganzen Orte?) werden die Ahnentafeln auf einen Tisch im t'an-wu aufgestellt, d. h. zum 過年 *kuo-nien*, Neujahrfeiern, eingeladen. (Diese Ahnentafeln werden in I-tschou-fu am 17. des ersten Monats, in Mung-yin schon am Nachmittag des ersten „fortbegleitet".)

In I-tschou-fu wird auch am letzten des Jahres in das Loch des Mühlsteines frischer Bambus und ein Pfirsichzweig gesteckt, die am 1. verbrannt werden. Es soll dadurch der Mühlgeist gebeten werden, daß er im nächsten Jahre das Getreide nicht mangeln lasse.

In der letzten Nacht wird Stroh von der Sesampflanze in den Hof gestreut. Der T'ien-lau-ye-ye gibt nämlich in dieser Nacht allen *kui* frei, daß sie nach Belieben überall herumlaufen können. Kommen diese aber in einen Hof, wo das Sesamstroh gestreut ist, so werden sie durch dessen Geraschel erschreckt und fliehen.

Man legt auch in der Nacht einen Stock (三門棍 *san-men-k'uin*) quer vor die Türe, damit der 三木山[1] *San-mu-schen* nicht eintreten und Schaden zufügen kann.

Der berühmte 伍子胥 *U Tzy-sü*[2] (6.—5. Jahrh. v. Chr.) trug einstens auf der Flucht den Sohn seines Königs auf dem Rücken und kam unterwegs bettelnd in ein Dorf, wo ihnen niemand etwas gab. Nur eine alte Frau hatte Mitleid mit ihnen und gab ihnen etwas Brot. *U Tzy-sü* sprach darauf zu ihr: „Am Abend nimm einen Stock und lege ihn vor deine Haustüre; der San-mu-schen wird in dieser Nacht die Anderen bestrafen, dich aber, wenn er den Stock sieht, verschonen." Als am Abend alles schlief, kam *U Tzy-sü* ins Dorf zurück und tötete alle Bewohner, nur an der Türe der alten Frau ging er vorüber.[2]

Der letzte Monat ist auch deshalb wichtig, weil alle Schulden bezahlt werden müssen, soweit sie nicht auf eine bestimmte Zeit ausgeglichen sind. Das führt zu allerhand Streitigkeiten. In jedem Dorf, auf jeder Straße der Stadt hört man schimpfen und fluchen und oft genug kommt es auch zu Handgreiflichkeiten.

---

[1] ? Wohl 神.

[2] Die Geschichte dieses *U Tzy-sü* ist im 史記 *Sche-ki* (Kap. 66) beschrieben (vgl. auch P. Tschepe, Histoire du royaume de Ou. Schanghai 1896). [Diese Sage weicht meines Wissens von allem ab, was die Literatur (auch *Shi-ki*, *Wu-Yüeh-ch'un-ts'iu*, *Yüeh-süeh* vgl. auch *Sün-tze* 18 (25), 2^b, 8^a) von dem bewegten Leben des Mannes zu berichten weiß, so früh auch die Legende begonnen hat, sein markantes Bild zu überspinnen. Sie erinnert dagegen entfernt an die historische Anekdote von *Huang Ch'ao*, die man bei de Groot (l. c. 246) findet. Über *Wu Tze-sü* vgl. auch Mayers (l. c. Nr. 879) und Giles (l. c. Nr. 2358). *Cy.*]

Sprüche, wie sie Neujahr an die Türen angeklebt werden, gibt es unzählige. Ich greife einige der gewöhnlichsten heraus.

一勤天下無難事
百忍堂中有泰和
i-t'schin t'ien-hsia wu naen-schy
pei-jen t'an-tschung yu t'e huo.
Wenn einer fleißig ist, dann ist nichts auf der Welt schwierig,
Wenn alles Geduld hat, dann ist im Hause große Eintracht.

黃道喜臨君子第
紫微高照吉人家
huang-tau hsi lin tjüin-tzy ti
tzy-ui kau tschau tschi-jen tschia.
Der Gelbe Weg (die Ekliptik) schaut freundlich herab auf des Edlen Wohnung,
Der Tzy-ui (Schutzpatron der Häuser und Stern des Kaisers) leuchtet hoch über des Glücklichen Haus.

四時和氣春常在
一家安樂慶有餘
Se-schy huo-t'schi t'schuin t'schang tschē
i-tschia nyen-luo t'sching yu yü.
Wenn die vier Jahreszeiten freundlich sind, ist's immer Frühling,
Wenn die ganze Familie zufrieden ist, herrscht Glück im Überfluß.

東風氣暖來陽鳥
細雨春深發杏花
tung-fung-t'schi nuen le yang-niau
si-yü t'schuin t'schen fa hsing-hua.
Wenn der Ostwind warm ist, kommen die Sommervögel,
Wenn der leise Frühlingsregen eindringt, erschließt sich die Aprikosenblüte.

天上四時春作首
人間五福壽爲先
t'ien-schan se-schy t'schuin tschuo schou
jen-tschen wu-fu schou ui sien.
Unter den vier Jahreszeiten am Himmel ist der Frühling die erste,
Unter den fünf Glücksgütern[1] beim Menschen ist langes Leben das beste.

---

[1] Die fünf Glücksgüter sind: *fu* Reichtum, *lu* Würde, *schou* hohes Alter, *p'ing* Friede, *tei* Tugend.

Ein Spruch neben dem Bilde des Tsau-uang lautet:

福水善火東廚主
鑒宅司命一家尊

fu-schui schen-huo tung t'schu tschu
tschen-tschei se-ming i-tschia tschuin.

Gutes Wasser und ruhiges Feuer sind die Herren der Küche,
Der das Anwesen überwachende Schicksalsgebieter (= Tsau-uang) ist der Geehrte des ganzen Hauses.

Sprüche neben dem Bilde des T'schē-schen lauten z. B.:

日進千鄉寶
時招萬里財

je tschin t'schien-hsian-pau
schy tschau ueng-li-t'schē.

Täglich sende Schätze der tausend Gegenden,
Jederzeit ruf herbei den Reichtum der zehntausend Meilen.

興家立業財源主
治國安邦福祿神

hsing-tschia li-ye t'schē-yüen tschu
tschy-kui ngen-pan fu-lu schen.

Bei der Gründung einer Familie ist Reichtumsquell die Hauptsache.
Bei der Regierung eines Reiches sind Glück und Würde die Götter.[1]

[1] Für die Übersetzungen bin zum größten Teile ich verantwortlich. *Cy.*

II.

Gebräuche, die bei der Geburt und in der ersten Kindheit beobachtet werden.

Die Frau aus dem Volke lebt während der Schwangerschaft im allgemeinen geradeso wie auch sonst. 有什麽吃什麽 *yu schymo, tsch'y schymo,* was sie hat, das ißt sie. Für wichtig werden besonders die ersten drei Monate gehalten. Da im dritten, sechsten und neunten Monat gern Frühgeburten (小產 *siau-t'schĕn*) vorkommen, soll sich die Frau in dieser Zeit vor schweren Arbeiten hüten. Einiger Fleischspeisen muß sie sich überdies enthalten, z. B. des Hasenfleisches, weil das Kind sonst eine Hasenscharte (豁嘴 *huo-tschoui*) bekommt, der Schildkröten (鱉肉 *pie-gou*), weil das Kind sonst nicht zur Welt kommt. Sind aber Unregelmäßigkeiten vorgekommen, hat sich die Frau z. B. überarbeitet oder sich stark geärgert, so gibt es dafür Medizinen (安胎的藥 *ngen-t'e-ti yüeh*).

Die Chinesen wollen schon bald nach der Empfängnis wissen, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen sein wird. Als ich einem Arzte meine Zweifel darüber aussprach und ihm sagte, daß das selbst in Europa nicht möglich sei, lächelte er ganz selbstbewußt und versicherte mir, mit einer Wette seine Aussage bekräftigen zu wollen. Der chinesische Arzt glaubt, daß die Pulsadern am Handgelenk mit den verschiedenen Organen des Körpers in Verbindung stehen. An jedem Arm unterscheidet er drei Pulsschläge (三部脈 *san-pu-mei*). Legt man nun die Finger ganz leicht auf den Puls des linken Armes und fühlt man bald, daß der Puls anfängt, hart und immer härter zu schlagen, so ist das Kind ein Knabe, wenn man dagegen auf den Puls erst drücken muß, um ihn zu fühlen, so ist das Kind ein Mädchen. — Andere Ärzte wollen das Geschlecht des Kindes aus den Fußstapfen der Mutter erkennen. Sie streuen leichten Sand auf den Boden und lassen die Frau darüber hinweggehen.

Ist der Tag der Niederkunft gekommen, so wird die *lau-lau* 老老 oder *schou-scheng-p'o-nian* 收生婆娘 Hebamme eingeladen, die aber auf dem Lande sowohl wie in Städten nur irgend eine ältere Frau aus der Verwandtschaft ist und für ihre Dienste nicht eigens bezahlt wird. 官老老 *kuen-lau-lau*, d. s. solche, die daraus ein Geschäft machen, kennt man nicht. Ist die Geburt sehr schwierig, so ruft man einen Arzt, der aber nie selbst erscheint, sondern nur ein Rezept schreibt. Bei der Geburt dürfen Männer nicht zugegen sein, auch nicht der eigene Mann der Frau.

Sterbefälle bei der Geburt kommen fast niemals vor.

Die Geburt muß immer im eigenen Hause geschehen, darf auch z. B. nicht im Hause der Eltern der Frau geschehen. Ist demnach die Niederkunft unerwartet schnell und wohnt die Frau bei ihrer Mutter, so wird sie sofort, auch in letzter Stunde noch, nach ihrem Hause gefahren. Sollte aber trotzdem eine Frau in einem fremden Hause gebären, so bringt das dieser Familie Unglück. Um dieses zu hintertreiben, muß der Mann der Gebärenden die Tenne der Familie umpflügen (耕場 *keng t'schang*), das Bett (炕 *k'ang*) muß aufs sorgfältigste gereinigt, und beim Abschied muß der Kochtopf der Familie bis an den Rand mit Weizen gefüllt werden.

Eltern, deren Kinder immer bald nach der Geburt sterben, pflegen dieselben frühzeitig „anzubinden" (拴 *schuen*). Vater oder Mutter gehen in einen Tempel, in welchem sich ein 娃娃殿 *ua-ua-tien*, Kindersaal, befindet, d. i. ein Tempel, in dem viele Kinderfiguren aufgestellt sind, und suchen sich dort ein Kind aus. Dem erwählten legen sie eine Schnur um den Hals, an der 200 Sapeken angebunden sind. Dem Kinde wird dann vom Bonzen oder der Bonzin ein Name gegeben, den er auf einen Papierstreifen schreibt. Auf dem Heimwege müssen die Bittenden, sobald sie in ein Dorf kommen oder es verlassen, den Namen des Kindes rufen. Nach der Geburt später wird dann dem Kinde der betreffende Name gegeben und ihm ein Band von roter, grüner oder blauer Farbe um den Hals gelegt, an dem oft noch einige Münzen angebracht sind (*hui pau*). Oft erbittet der Vater auch noch von hundert Familien je eine Sapeke, um dieses Band zu kaufen (*pei-tschia-suo* 百家索 Hundertfamilienschnur).

Die Frau ist bei der Geburt in sitzender Stellung. Nach erfolgter Niederkunft wird die Nabelschnur (臍帶 *t'schi-tä*) mit einer Schere (剪子 *tschien-tzy*) abgeschnitten, nachdem man die betreffende Stelle vorher mit einem Faden fest umwickelt hatte.

Das erste, was die Frau nach der Geburt trinkt, ist warmes Zuckerwasser. Darauf ißt sie, falls das Kind ein Sohn ist, zwei gekochte

Enteneier und zwei Hühnereier; wenn es ein Mädchen ist, nur zwei Hühnereier.

Das Kind wird sofort fest in ein Tuch eingewickelt, weil es sonst, falls es zu dieser Zeit frieren würde, das ganze Leben lang durch Kälte zu leiden hätte. Gestillt wird das Kind in den ersten drei Tagen nicht von der eigenen Mutter, sondern von einer fremden Person.

Die Nachgeburt wird sofort begraben, aber nicht, wie Herr Professor Grube von Peking angibt, im Abort, weil sonst das Kind später gern schimpft und flucht. Die Nachgeburt, die von einem männlichen Kinde herrührt, wird von Apothekern viel gesucht, da sie als Medizin gilt.

Wenn in der Familie die Kinder immer früh weggestorben sind (不成人 *pu tsch'eng jen*, nicht zu Menschen werden), bringt man das nächste Kind sofort nach der Geburt zu einer kinderreichen Familie, wo es drei Tage lang bleibt. Es gilt dann als Kind dieser Familie und nennt die Frau später seine Mutter, trockene Mutter 乾娘 *kĕn-nian*[1]. Die eigenen Eltern nennt das Kind später Onkel und Tante (大爺.大娘 叔.嬸子 *ta-je, ta-nian* oder *schu, schen-tzy*).

Ein anderer Modus, das Kind zu behalten, ist der, es in einen Tempel zu bringen und Gott zu opfern. Der Bonze nimmt das Kind im Namen des Gottes an, gibt ihm auch einen Namen und auch Geschenke, z. B. eine Mütze. Will das Kind später heiraten, so müssen sie es von dem Gott wieder loskaufen und zwar Arme mit etwas Geld, Reichere mit einem Esel oder Schwein. Diese Tiere werden in größeren Tempeln als heilig gehalten, gut gefüttert und dürfen nie geschlachtet werden.

Es ist auch gebräuchlich, die Steinwalze auf der Tenne, die zum Dreschen des Getreides gebraucht wird, als „trockene Mutter" anzuerkennen, dann muß das Kind später dieser Walze zu Neujahr immer K'ot'ou machen und pien-sch'y bringen.

Hilft das alles nicht und sterben die Kinder trotzdem, so gebraucht man andere Mittel. Der Vater kocht einige Bohnen (荳子 *tou-tzy*), Hühnereier (鷄蛋 *tschi-taen*), einige Hundehaare (狗毛 *kou-mau*) und füllt damit ein Täschchen, das er dem toten Kinde um den Hals hängt. Dabei spricht er:

鷄參[鬆?]尖
荳發芽

[1] Der Text hat hier 甘娘 *kĕn-nian* „süße Mutter". Da jedoch ursprünglich „trockne Mutter" dagestanden hat, und dieser Ausdruck noch später immer wiederkehrt, so schließe ich, daß die Korrektur nur auf einer der vielen unorthographischen Zeichen des chinesischen Schreibers beruht und glaube die in Peking und sonst übliche Bezeichnung der Pflegemutter einsetzen zu dürfen. *Cy.*

查清狗毛
再歸家

tschi t'schēn tschien
tou fa ya
tsch'a t'schung kou-mau
tschē hui tschia.

„Wenn das Hühnchen die Eierschale aufpickt und die Bohnen gekeimt haben und wenn du die Haare der Hunde gezählt hast, dann kehre zurück.“

Da die Eier und Bohnen gekocht sind, können natürlich nie Hühnchen hervorkommen und keine Bohnen wachsen, die Haare aller Hunde sind auch nie zu zählen, — das Kind soll also niemals zurückkehren.

Andere beißen dem Kinde die kleine Zehe eines Fußes ab und essen dieselbe; wieder andere schlagen das tote Kind mit Knütteln und Messern, damit es sich doch ja nicht unterstehe zurückzukehren (Seelenwanderung).[1]

Die Leichen der Kinder werden nicht begraben, sondern in ihren Kleidern ohne Sarg vors Dorf getragen, wo sie von Hunden, Raben und anderen Tieren aufgefressen werden. 不過三生不許動土 *pu kuo san-scheng, pu hsü tung t'u* Wenn es nicht drei Jahre überschritten hat, darf die Erde nicht bewegt werden, d. h. den Kindern kein Grab gegraben werden.

Sobald das Kind geboren ist, wird sogleich der Mutter der Frau Nachricht gegeben. Der Bote spricht dabei gar nichts, man sieht nur aus den Geschenken, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist. Der Bote trägt nämlich ein rotes Kistchen, in welchem, wenn das Kind ein Knabe ist, zehn rotgefärbte Eier, zwei Päckchen Zucker und ein Buch, — wenn es ein Mädchen ist, neun Eier, zwei Päckchen Zucker und eine Blume enthalten sind. Die Großmutter (老娘 *lau-nian*) muß als Gegengeschenk zehn Eier (十個鷄蛋 *schy-ko tschi-taen*),[2] vier Päckchen Zucker schicken. Zugleich sagt sie dem Boten, wann sie ihre Tochter besuchen wird. Dieser Besuchstag muß immer ein gerader Tag sein, also der 4. oder 6. oder 8., nicht aber der 3., 5. oder 7. Tag.

Den übrigen Verwandten werden zwei rotgefärbte Eier geschickt. Den anderen Bekannten wird keine offizielle Mitteilung gemacht.

---

[1] An die Seelenwanderung denkt man auch, wenn man sagt, daß der runde blaue Fleck, den das Kind auf dem Rücken hat, von dem Gelde herrühre, das man den Toten in Gestalt des 七星 *t'schi-sing* „Siebengestirns“ unter den Rücken legt (vgl. Kap. IV).

[2] 九子十成 *tschiu tzy schy t'scheng*, wenn 9 Söhne da sind, wird der 10. auch wachsen.

An dem Tage, wo die Großmutter (*lau-nian*) Besuch macht, erscheinen auch die übrigen Verwandten bei der Frau, und es muß ihnen ein Essen bereitet werden.

Bei ihrem Besuche muß die Mutter der Frau (*lao-nian*) dem Kinde folgende Geschenke mitbringen: eine Mütze (帽子 *mau-tzy*), Tuch für ein Kleidchen (衣裳布 *i-schan-pu*), 20—30 Päckchen, die halb mit Reis, halb mit Zucker gefüllt sind, wenigstens 200 Eier, 30—40 Pfund weißes Mehl. 10—20 Pfund Hirse und einige 粉皮子 *fën-p'i-tzy* (Kuchen aus Bohnen); außerdem muß sie als „Besuchsgeschenke“ (見面禮[?] *tschien-mien-li*) mindestens einen Tiao Geld geben. Bei Mädchen fällt das Geld weg.

Auch die Freunde des Mannes lassen es sich nicht nehmen, dem Kinde Geschenke zu bringen und zwar folgende: ein *pei-tschia-tschui* 百家墜), 100-Familien-Ohrring, d. i. ein Ohrring, wozu 100 Familien Geld beigetragen haben, ein *yn-suo-tzy* 銀鎖子, ein silbernes Kettchen, das man dem Kinde anlegt, damit es nicht fortlaufe, ein 銀碗 *yn-uen*, ein kleines silbernes Schüsselchen, ein 銀瓢 *yn-p'iau* (*p'iau* ist eine Kürbis-(Kalebassen-)Schale, ähnlich einem Löffel, die von Bettlern getragen wird), ein 銀棍 *yn-kuin*, ein winzig kleines Stöckchen aus Silber, das wieder an den Stock der Bettler erinnern soll, ein Stück rotes Tuch (紅子 *hung-tzy*) das über der Türe angeheftet wird. Als *tschien-mien-li* gelten: einige Tiao Geld, ein 百家衣 *pei-tschia-j*, d. i. ein Kleid, das aus 100 Läppchen besteht, die man von 100 Familien zusammengebettelt hat. Ist das Kind ein Mädchen, kommen natürlich die Freunde nicht. Die Mädchen sind ja nicht beliebt, da sie den Familiennamen nicht fortführen und die Ahnenopfer nicht darbringen können.

Für diesen Freundschaftsbeweis muß die Familie des Kindes natürlich ein gutes, großes Essen veranstalten.

Die Frau, die geboren hat, darf einen ganzen Monat lang nicht ihren Hof verlassen. Es würde ihr anders sehr übel gedeutet werden.

Die *lao-nian* muß nach 10—14 Tagen Mutter und Kind einen zweiten Besuch machen, braucht aber diesmal nicht die große Anzahl Geschenke mitzubringen.

Einen Monat nach der Geburt werden Mutter und Kind von der *lao-nian* abgeholt. Es würde dem Kinde Unglück bringen, wenn es an diesem Tage zu Hause bliebe. Lebt die *lao-nian* nicht mehr oder ist sie sehr weit weg, so muß die 奶奶 *nē-nē*, d. i. die Großmutter von väterlicher Seite das Kind an diesem Tage zu Nachbarn und Bekannten im Dorfe herumtragen (串門子 *tsch'uen-men tzy*), da sonst das Kind später nicht zur Heirat käme.[1]

[1] In der Unterpräfektur Uin-schan streicht die Mutter, bevor sie abfährt, dem Kinde auf Nase und Ohren etwas weiße Asche (白灰 *pei-hui*). Bevor sie wieder

Hat das Kind eine „trockene Mutter", so muß es die wirkliche Mutter auch sobald als möglich zu dieser hinbringen und ihr K'ot'ou machen und Geschenke geben.

Von Wichtigkeit ist dann die Namengebung. Von den seltenen 希罕 *hsi-hen* Kindern habe ich schon gesagt, daß die „trockene Mutter" oder ein Bonze ihnen die Namen geben und zwar sofort nach der Geburt. Bei den anderen Kindern ist die Art und Weise der Benennung sehr verschieden. Gewöhnlich geschieht es so, daß, wenn viele Leute zusammen bei der Mutter sind, der eine diesen, der andere jenen Namen vorschlägt. Der Name, der dann am besten gefällt, wird genommen. Ist das Kind z. B. sehr unruhig, so gibt man z. B. den Namen 慌慌 *huang-huang* „Unruhig", ist es träge und faul, so nennt man es vielleicht *laen* 懶 „Faul". Häufig erinnert der Name an irgend ein Ereignis jener Zeit, z. B. 亂 *luen* „Unruhig", ein Name, der einem Knaben gegeben wurde, als es in der dortigen Gegend sehr unruhig war, 進堂 *tschin-t'an* „In die Kirche gehen", ein Name, der einem Christenkind gegeben wurde, weil die Gemeinde nach langem Warten endlich eine kleine Kirche hatte und man an diesem Tage zum erstenmal die neue Kirche betrat; *sin-tj* 新堤 „Neuer Damm" zur Erinnerung an den neuen Damm, den man an den Ufern des Gelben Flusses gebaut hatte. Sehr gebräuchlich sind Tiernamen, z. B. 馬 *ma* „Pferd", 騾 *luo* „Maulesel", 狗 *kou* „Hund" u. a. Der erste Junge wird dann oft 大狗 *ta kou* „Großer Hund", der zweite 二狗 *öl kou* „Zweiter Hund" genannt. Häufig sind auch Mädchennamen für Knaben, z. B. 髒女兒 *tschang-niü-ol* „Schmutziges Mädchen"[1], 歹女兒 *tē-niü-ol* „Schlechtes Mädchen", 狗女兒 *kou niü-ol* „Hundemädchen" u. ä. Diese Mädchennamen haben ihren Ursprung im Aberglauben. Man will damit die *kui*, bösen Geister, täuschen, die gern die Knaben holen, die Mädchen aber leben lassen. Abergläubisch sind auch immer die Namen 留 *liu* und 如 *yu*. *Liu* heißt soviel wie zurückhalten, d. h. also, man will den Knaben nur, weil man muß, *yu* heißt, man will ihn nicht.

Später erhalten die Knaben den sogen. 學名 *chüo-ming*, Schulnamen,

zurückkehrt, streicht sie ihm ebenso schwarze Asche (黑灰 *hei-hui*) darauf. Der Volksmund sagt darüber:

白狗去黑狗來
怕孩子掉魂兒
Pei-kou t'chiü, hei-kou le
P'a he-tzy tiau huin-öl.
„Der weiße Hund geht, der schwarze Hund kommt,
Es ist zu fürchten, daß das Kind die Seele verliert."

[1] Der Text gibt 妮 *ni* „Sklavin, Magd".

der meistens von dem Lehrer oder irgend einer befreundeten Person gegeben wird.

Die Mädchennamen werden ähnlich wie die Knabennamen gegeben. Es gibt da 大女兒 *ta-niü-ol* „Großes Mädchen“, 二女兒 *öl-niü-ol* „Zweites Mädchen“, 希罕 *hsi-hēn* „Seltene“, 樂個 *luo-ko* „Freude“, 愛個 *ngē-ko* „Liebe“. Sobald das Mädchen verlobt ist, nimmt es den Familiennamen des Bräutigams an, mit einem 老 *lau*, alt, davor, z. B. 老趙 *lau Tschau*, 老王 *lau Wang*, 老呂 *lau Liü*.

Inbetreff der Kleidung des Kindes gelten folgende Gebräuche. Von Bedeutung sind die 覔渾[1]鞋 *mi-hu-hsie*, Schuhe der Dummheit. Dieselben sind ohne Sohlen und aus einem Stück Tuch gemacht. Hierzu muß die 姑娘 *ku-nian* (Schwester des Vaters) das Tuch stellen, die 妗子 *tschin-tzy* (Schwiegertochter der *lau-nian*) gibt die Randborten, die *lau-nian* stellt die 揑根兒 *ie-kin-öl*, Anziehlappen, die 姨 *j* (Schwester der Frau) macht die Schuhe. Während sie die Schuhe näht, muß sie auf der Türschwelle sitzen und darf erst nach Vollendung derselben aufstehen. Der Volksmund sagt nämlich 姑娘的布妗子的口。老娘的揑根兒姨的手。做上穿上活到九十九 *ku-nian-ti pu, tschin-tzy-ti kou ‖ lau-nian-ti ie-kin-öl, j-ti schou ‖ tschou schan, tsch'uen-schan huo tau tschiu-schy-tschiu ‖* d. h. wenn obige Regeln beobachtet werden, wird das Kind 99 Jahre alt werden.

An dem Kleidchen, anfangs aus einem Stück, 河蟆皮 *ho-ma-p'i* Froschfell, genannt, wird hinten am Nacken das 褡撒子 *ta-sa-tzy*, auch 長命布 *t'schang-ming-pu*, Langlebigkeitstuch, genannt, angenäht, das sind ein oder zwei Bändchen, in denen die Seele sich versteckt halten soll (藏魂的 *t'schang-huin-ti*).

An den chinesischen Kleidern werden sonst die Knopflöcher aufgenäht, wobei die Kordel, woraus das Knopfloch gemacht wird, an den Enden umgebogen und übereinander gelegt wird. Bei Kinderkleidchen darf letzteres nicht geschehen, weil die Seele des Kindes darunter sein (怕窩若小孩子的魂 *p'a uo-tscho siau-hē-tzy-ti huin-öl*) und gequetscht werden könnte.

Nach einem Jahre wird der Kopf des Kindes zum erstenmal mit einem Rasiermesser geschoren. Den Knaben läßt man hinten im Nacken ein kleines Büschel stehen (八尺毛 *pa-t'schy-mau*), „damit sie lange leben“. Oder man läßt auch rechts und links auf der Seite des Kopfes ein Büschel Haare stehen. Hier und da ist es auch Gebrauch, rings um den Kopf einen schmalen Haarkranz übrig zu lassen. Den Mädchen läßt man rechts und links ein kleines Zöpfchen stehen.

[1] Wohl st. 迷糊. *Cy.*

Wenn man die ersten Gehübungen mit dem Kinde macht, haut man mit einem Messer einigemal zwischen seine Beine auf den Boden. Es werden nämlich, wie sich später zeigen wird, den Toten die Füße mit einem Strick umbunden, und da man glaubt, daß der Mensch wieder auf die Welt zurückkehre, hält man den Strick für die Ursache des Nichtgehenkönnens.

Die Verkrüppelung der Füße bei Mädchen ist im südlichen Schantung allgemein. Der Gebrauch ist zu bekannt, als daß ich darüber noch näheres zu schreiben brauchte.

In der frühesten Jugend werden die Kinder öfter krank. Es kommt vor, daß das Kind nur sehr schwach atmet und wie leblos auf dem Boden oder auf dem Bette liegt. Diesen Zustand nennt man „die Seele verlieren" 掉魂 *tiau huin.* Die Hauptsorge ist es dabei, die Seele wieder zu suchen (*tjau huin*). Man legt die Kleider des Kindes auf einen Besen und schleift diesen eine Zeitlang über den Boden. Dabei ruft man laut: 家去睡覺去罷 *tschia t'schiü, schui-tschau-t'schiü-pa*, „Komme nach Hause, lege dich schlafen". Dann legt man die Kleider auf das kranke Kind.[1]

Ein anderes Mittel, die Seele zu rufen, ist folgendes: Man stellt drei Räucherkerzen vor das Bild des Tsau-uang in der Küche, ein Schüsselchen mit Wasser auf den Tisch und überdeckt dies mit einem Kruge. Auf diesen Krug legt man ein Blatt Papier (火紙 *huo-tschy*, Feuerpapier) und zündet es an allen vier Ecken zugleich an. Auf der Seite, wo das Papier zuerst und am meisten abbrennt, ist die Seele zu suchen. Vorsichtig lüftet man nach dieser Seite den Krug ein wenig und hat damit die Seele zurückgerufen.

Wenn das Kind an den Augen erkrankt, ruft man eine schwangere Frau herzu, die ihm einen bunten Faden um das Handgelenk des Ärmchens bindet, Knaben um den rechten, Mädchen um den linken Arm.

Während die Mädchen nun später der Mutter helfen und fast niemals Schulunterricht erhalten, werden die Knaben einigermaßen begüterter Eltern mit dem sechsten oder siebenten Jahre in die Schule geschickt. Der Lehrer (老師 *lao-schĕ*) wird von den Eltern mehrerer Schüler angestellt (請 *tsch'ing*, eingeladen) und besoldet. Bei der Einladung bezahlt zunächst jeder Schüler dem Lehrer 100 Sapeken. Dieser sucht darauf auf dem 皇曆 *huang-li*, kaiserlichen Kalender, einen günstigen Tag aus,

[1] Dieser Brauch, der prinzipiell ganz ähnlich in Südchina geübt wird (vgl. de Groot, a. a. O. S. 243 f.), ist auf das Nächste mit dem Zurückrufen der Seelen verwandt, worüber unten Kap. IV zu vergleichen ist. Er scheint den speziellen Namen 叫魂 *kiao-hun* „die Seele rufen" zu führen. *Cy.*

an dem die Schule beginnen soll. Zugleich wird ein Aktenstück (官書 *kuen-schu*) aufgesetzt, auf dem der jährliche Sold angegeben ist, der dem Lehrer zu entrichten ist, und auf dem die Namen der Schüler stehen. Als Schulgeld müssen die Abc-Schüler jährlich ca. 1000 Sapeken, diejenigen, welche zwei bis drei Jahre studiert haben 2500, noch später 4000 Sapeken bezahlen.

Sobald die Schule beginnt, muß zunächst jede Familie den Lehrer einmal zum Essen einladen. Am ersten Schultage führt der Vater seinen Sohn in die Schule und bringt zugleich einen kleinen Tisch und ein Bänkchen mit (jeder Schüler sitzt ja allein an seinem Tische). Sind alle Schüler versammelt, müssen sie gemeinsam vor dem Bilde des Konfuzius oder in Ermangelung dessen vor einem Stoß Bücher, darauf vor dem Lehrer K'ot'ou machen. Dann werden dem Lehrer einige Gläschen Schnaps eingegossen und der erste Schultag ist beendet. Zu Mittag wird der Lehrer von den Eltern der Schüler gemeinsam zum Essen eingeladen.

Das Schuljahr wird von Neujahr bis zum ersten des zehnten Monats gerechnet. Zur Zeit der Weizen- und Sorghoernte sind Ferien; ebenso ist am 5. des fünften Monats und am 15. des achten die Schule geschlossen. An den beiden letzteren Tagen müssen die kleineren Schüler dem Lehrer je 100 Sapeken schenken, die größeren bringen ihm Schnaps und Eßwaren. Vor der Weizenernte muß er zu einem größeren Mahle eingeladen werden.

III.

Gebräuche bei der Verlobung und Heirat.

Die Verlobung wird durch Mittelspersonen bewerkstelligt und zwar unterscheidet man deren zwei Arten: die 跑媒的 *p'au-mei-ti* (跑 *p'au* = laufen, 媒 *mei* = Heiratsvermittlerin), d. s. solche, die Heiraten in der Ferne vermitteln, wie sie z. B. unter vornehmen und reichen Familien stattfinden und die 媒婆 *mei-puo*, meist alte Weiber oder auch Kleinkrämer, Bettler usw., die in den nähergelegnen Ortschaften genau bekannt sind. Ist das Dorf nicht groß, dürfen Bräutigam und Braut nicht aus demselben Dorfe stammen. Große Entfernungen werden aber von den gewöhnlichen Leuten auch nicht gewünscht.

Die Heiratsvermittler fragen zunächst die Eltern, ob das betreffende Kind schon verlobt sei, ob sie demselben eine Braut oder einen Bräutigam suchen dürften. Erlauben dies die Eltern, so erkundigen sie sich heimlich nach dem Alter, Vermögen, nach der Gestalt der bezeichneten Person (合年命 *ho nieng-ming*). Ist diese Erkundigung günstig ausgefallen, so erlauben sie dem Vermittler (說媒的 *schuo-mei-ti*) den Antrag zu machen. Dieser geht zunächst zu den Eltern des Knaben, und wenn diese eingewilligt, zu denen des Mädchens. Die Kinder selbst werden nicht gefragt. Hat die Familie des Knaben in die Verlobung eingewilligt, will aber die des Mädchens nichts davon wissen, so ist die Sache abgetan, hat dagegen die des Mädchens eingewilligt und die des Knaben will nichts davon wissen, so kann sich der *schuo-mei-ti* auf allerhand Unannehmlichkeiten, ja sogar Prügel gefaßt machen. Willigen beide Teile ein, so wird zunächst das 庚帖 *keng-t'ie* oder die kleine Karte gewechselt. Diese besteht aus einem ca. $1/2$ Fuß langen und $1/4$ Fuß breiten roten Streifen Papier, auf den der Bräutigam schreiben läßt: *tsching-t'schiu tschin-nuo mu-jin* „Bitte ehrerbietigst um bestimmte Zusage. N. N.“, (Abb. 7) während

die Eltern der Braut ebenso antworten: *jan-ta t'ē-ming mu-jin* „Wir willigen ein in deinen Befehl, N. N.“

Der Heiratsvermittler bringt die Karte zunächst der Familie des Mädchens, wofür diese ihm eine Mahlzeit bereiten und 200 Sapeken geben muß. Nachher bringt er zur Familie des Bräutigams die Karte des Mädchens, wofür er wieder eine Mahlzeit und mindestens 400 Sapeken erhält.



Abb. 7. Kleine Karte des Bräutigams.

Darauf wird in dem kaiserlichen Kalender ein „günstiger Tag“ ausgesucht und nach einiger Zeit die große Verlobungskarte (大 書 *ta-schu*) (s. Abb. 8) geschrieben. Diese ist ein Fuß langer und mehrere Fuß breiter, in Form eines chinesischen Buches gefalteter roter Papierbogen, sein Text, der natürlich von rechts nach links und in senkrechten, von oben nach unten zu besonderen Zeilen läuft, lautet in Transkription folgendermaßen: *In-t'schnen-tj mu-jen tuin schou ui t'schang-naen t'schiu p'in jü Ta-tei-wang mu-wung-mu-lau t'schin-tschia sien-scheng ta-jen-tschĕ ling-schu-huen ui schĕ*[1], *ko tschiü tsch'e-tsien tsching-t'schiu tschin-nuo* (folgt das Datum). *Tsch'ien-ming tsche tuin jü hou tsch'ing-tsch'ang.* Dies bedeutet: „Die verschwägerten Verwandten N. N. neigen das Haupt und erbitten für ihren Sohn die Verlobung mit des Großen Mannes, Herrn (folgen Respektsbezeichnungen wie auf S. 79) N. N. schöner und tugend-

[1] Mit 室 *schĕ*, Zimmer, bezeichnet man die Frau, den Mann nennt man 家 *tschia*, Haus.

hafter Tochter als Gattin, überreichen respektvoll diese rote Karte und bitten ehrerbietig um bestimmte Zusage (Datum). Die oben Genannten machen abermals *tschuo-j* (falten die Hände), damit später langdauernde Freude herrsche".

Diese „große Karte", die man in ein flaches Kästchen legt, das man mit gelbem Tuch umwickelt, bringt der Vermittler nun zur Familie des Mädchens. Als Geschenk für das Mädchen nimmt er mit: zwei Kästchen mit Gebäck, vier Brote — damit wie das Brot durch Sauerteig aufgeht (發 *fa*), so auch die junge Familie aufblühe und reich werde (發 *fa*) —, Äste vom Lebensbaum — das Bild des langen Lebens —, ein Päckchen mit Kleie (麩子 *fu-tzy*), die 福 *fu*, Glück, bedeutet, ein Päckchen Salz, damit kein Streit entstehe (有言發 *ju yën fa*) (hier 鹽 *yen* Salz für 言 *yen*, Worte), zwei Zwiebeln (葱 *t'sung*) —, hier 葱 *t'sung* für 聰容 *t'sung-yung*, schön gewachsen, ohne Fehl, ohne Krankheit, gebraucht —, zwei Paar Ohrringe (墜子 *tschui-tzy*).

In der Familie der Braut wird dem *schuo-mei-ti* zunächst mit einer guten Mahlzeit aufgewartet. Dann erst, nachdem die Karte des Bräutigams durchgelesen worden, darf die „Große Karte" der Braut geschrieben werden. Sie lautet ähnlich wie die des Bräutigams. Bei der Verlobung ist es von größter Wichtigkeit, zu wissen, unter welchem Tierkreise (vgl. Vorwort) Bräutigam und Braut geboren sind und muß dies bestimmt und genau gesagt oder geschrieben werden.

Folgende Regel hat dabei Geltung:

烏豬怕猿猴
白馬怕青牛
蛇見猛虎如刀斷
鷄犬交泪流
羊鼠相見一旦朽
飛龍玉兎不到頭

wu-tschu p'a yuen-hou
pei-ma p'a t'sching-niu
scha tschien meng-hu yu tau tuen
tschi t'schuen tschiau lei liu
jang schu siang-tschien i-taen hsiu
fei-lung jü-t'u bu tau t'ou.

Das schwarze Schwein fürchtet den Affen,
Das weiße Pferd den schwarzen Ochsen,
Wenn die Schlange den Tiger sieht, ist sie wie mit dem Messer zerschnitten,
Huhn und Hund zusammen verursacht Tränen,


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

金諾

旹

光緒叁拾秊歲次甲辰七月上浣之吉

前名載頓

裕後慶長

Abb. 8. Die große Verlob



karte des Bräutigams.



Sobald Schaf und Ratte sich sehen, werden sie zugrunde gehen,
Der fliegende Drache zusammen mit dem Hasen werden nicht lange leben.

Die genannten Tiere dürfen also nicht zusammen kommen. Verlobungen zwischen Personen, die unter diesen feindlichen Tierkreisen geboren sind, werden nicht abgeschlossen.

Die Karte der Braut hat etwa folgenden Wortlaut:

德眷弟某人頓首爲長女許字於○大姻望某翁某老親家先生大人之令器爲家○恪具赤箋○仰答○台命○昔○光緒某年某月某浣之吉○前名軾頓○稀後慶長·

„Die verschwägerten Verwandten N. N. neigen das Haupt und geben ihre Tochter dem Sohne des Herrn N. N., des großen Mannes, unserem alten, ehrwürdigen Verwandten, dessen große Tugend leuchtet, als Gatten zur Ehe. Dieses bunte Papier sei ein festes Unterpfand. Wir willigen ein" usw. wie oben.

Als Geschenke gibt die Braut dieselben, wie die ihr geschickten, nur sendet sie anstatt der Ohrringe eine Haarschnur für den Zopf (頭繩子 *t'ou-scheng-tzy*). Der Vermittler erhält außerdem mindestens 500 Sapeken Trinkgeld.

Bei dem Bräutigam angekommen, wird er von diesem wieder mit einer Mahlzeit bewirtet und mit mindestens 1000 Sapeken beschenkt. Die Brautgeschenke gehören ebenfalls dem Heiratsvermittler.

Mit der Überreichung der großen Karte gilt die Verlobung gewöhnlich als unauflöslich.

Ist nun die Zeit herangekommen, daß die Hochzeit stattfinden soll, so sieht man sich nach einem günstigen Tag um, der für die Hochzeit geeignet und glückbringend ist (定日子 *ting jih-tzy*) und schreibt die „wirkliche Karte" (時 [= 實] 書 *schy-schu*) (s. Abb. 9). Auf dieser ist der Tag der Hochzeit, die Stunde, die Lage des Zimmers der Braut usw. angegeben. Folgendes sind die Verse des Textes:

某月某日最爲良
選擇某時大吉祥
某房某間冠笄地
面向某方更安康
娶送之人忌三相
上下車轎向某方
路逢井石化紅蓋
福壽雙全慶無疆

某月某日最為良
某房某間冠笄地
娶送之人忌三相
路逢井石花紅蓋

選擇某時大吉祥
面向某方更安康
上下車轎向某方
福壽雙全慶無疆

天地氤氳咸恒慶會
金玉滿堂長命富貴

Abb. 9. Die wirkliche Karte „*schy schu*“.

天地氤氲
咸恒慶會
金玉滿堂
長命福貴

mu-yöo, mu-jyh tsui ui leang
suen-tei mu-schy ta-tschi-siang
mu-fang mu-tschien kuen-tschi tj
mien-hsian mu-fang keng ngan k'an
t'schiü-sung-tschy jen tschi san-hsiang
schang-hsia t'sche-tschiau hsian mu-fang
lu fung tsching-schy hua hung-ke
fu-schou schuang t'schuen t'sching wu tschian
t'ien-tj yn-yüin
hsien heng t'sching hui
tschin-yü maen t'ang,
t'schan-ming fu-kui.

„Der *x*. Monat, *x*. Tag ist sehr günstig ausgewählt, da dann der *x*. Stern, ein großer Glücksstern leuchtet. Wenn das *x*. Haus, das *x*. Zimmer gebraucht wird, wenn die Braut- und Bräutigamsführer nicht unter dem *x*. Tierkreis geboren sind, wenn die Braut beim Besteigen und Verlassen der Sänfte das Gesicht nach *x* (Himmelsrichtung angegeben) hinwendet, wenn auf dem Wege von und zur Braut am Hochzeitstage Brunnen und Steine verhüllt werden, dann wird das Glück der Brautleute schön und ohne Grenzen sein. Wenn Himmel und Erde immer im Frieden stehen, und die Zimmer voll Gold und Edelsteinen sind, ist langes Leben und hohe Würde zu erwarten".[1]

Dieses *schy-schu* des Bräutigams wird in einem hölzernen Kästchen, umwickelt mit einem gelben Tuche, vom Heiratsvermittler zur Braut hingetragen, wozu noch sechs bis acht Päckchen Süßigkeiten beigelegt werden, die die Braut später unter ihre nächsten Verwandten verschenkt. Diese müssen ihr dafür Kleider, Schuhe, Blumen usw. kaufen (添箱 *t'ieng-siang* „Extratrousseau"). (Die Verwandten des Bräutigams kaufen diesem ebenfalls Kleidungsstücke.)

Ist nun der Tag der Hochzeit (heiraten heißt beim Bräutigam 取親 *t'schiü t'schin*, Verwandtschaft holen, bei der Braut 出門 *t'schu men*, aus der Türe hinausgehen) unmittelbar bevorstehend, so gilt es die vielen Vorbereitungen zu treffen.

[1] Ich würde es für entsprechender halten, wenn wenigstens der Abgesang in Wunschform und wenigstens ein Teil des Vorangehenden als tatsächliche Feststellung übersetzt würden. *Cy.*

I. Vorbereitungen des Bräutigams.

1. Die Kleider müssen von einem 全 備 人 *t'schüen-pei-jen*, einem vollkommenen Menschen, d. h. einer Person, die Mann, Knaben und Mädchen hat, gemacht werden. Die Hose ist entweder rot oder blau, nie weiß, die Strümpfe müssen blau, das Haarband rot sein. Da der Bräutigam am Hochzeitstage jegliche Kleidung, auch die des höchsten Mandarins anlegen darf, so werden auch diese vorbereitet, meist geliehen. (Es gibt für solche Fälle eigene Leihgeschäfte.) Selbst der Beamtenknopf auf dem Zeremonienhute ist dem Bräutigam für den Hochzeitstag erlaubt.

2. Die Geschenke. Als solche muss er beim Abholen der Braut folgende mitnehmen resp. in großen, roten Kisten tragen lassen: a) 16—20 Päckchen (包 *pau*) Süßigkeiten (菓 子 *kuo-tzy*). — b) Zwei Krüge (甏 *peng*) mit Schnaps. (In der Unterpräfektur Uinschan werden in die Krüge zehn Eßstäbchen (快 子 *k'ue-tzy*) gesteckt, das bedeuten soll 駃 有 子 *k'ue yu tzy* wird bald Söhne haben). — c) Zwei Stück Schweinefleisch, einen Hahn und einen Fisch. — d) ein roter Rock ohne jeglichen Zierrat für die Braut (吹 床 衣 *t'schui-t'schuang-i*). Der Rock bedeutet, „daß das Mädchen früher tun konnte, was es wollte, daß es aber nach der Hochzeit gleichsam in einen brennenden Teich springe". — e) ein großes, rotes Stück Leinen, mit dem die Braut am Hochzeitstage sich den Kopf verhüllt 眉 頭 紅 子 *mei-t'ou-hung-tzy*). An jeder der vier Ecken sind zwei Sapeken befestigt. — f) ein kleines, rundes Gefäß aus rotem Papier, ähnlich einer Tasse, das die Braut hinten auf dem Kopf mit Nadeln befestigt (嫡 嫡 *ti-ti*). Es bedeutet, „daß sie jetzt eigentlich erst Mensch wird" (成 大 人 *t'scheng ta-jen*). (In Uinschan macht man an Stelle des *ti-ti* aus rotem Papier eine Blume, die die Braut ins Haar steckt.) — g) einen Korb aus rotem Sorghostroh, in dem ein lebender Hahn liegt, dessen Flügel mit rotem Tuch umbunden sind. Er bedeutet „langes Leben" (長 命 鷄 *t'schang-ming-tschi*). (In Uinschan legt man außerdem in die Kisten noch fünf Stücke Fleisch, von denen das eine 離 娘 肉 *li-nian-jou*, Fleisch des Verlassens der Mutter, heißt. Die Tochter ist natürlich sehr betrübt, weil sie die Mutter verlassen muß, hat sie aber dieses Fleisch gegessen, so schwindet die Traurigkeit.) Rot ist die Farbe der Freude, weshalb auch möglichst alles, was gebraucht wird an diesem Tage, Wagen, Gerätschaften, Kleider usw. rot angestrichen oder mit rotem Tuch oder Matten behängt wird.

3. Das Brautgemach. Im Zimmer wird an der Wand, neben dem Bette, eine rote Matte befestigt. Über dem Bette wird desgleichen eine rote Matte angebracht (仰 持 *yan-t'schy*), vor das Bett wird eine rote

Matte gelegt. Die Fenster werden mit rotem Papier verklebt, auf die Türflügel klebt man rote Papierstreifen mit sinnreichen Sprüchen.

4. Ein „großes Essen". Den Gästen werden außerdem noch 火燒 *huo-schau*, runde, festgebackene Brötchen mit nach Hause gegeben.

5. Opfer. Auf dem Altare im Hofe wird das Opfer vorbereitet (備供 *pe kung*). Außer den gewöhnlichen Opfergaben (Fleisch, Brot usw.) wird auf den Opfertisch ein Korb (豆子 *tou-tzy*) gestellt, in den man etwas Sorgho (高粱 *kau-liang*; bedeutet 高升 *kau-scheng* hoch emporsteigen (im Rang), ein *yöo-tzy*, Weberschiffchen, mit blauen Fäden (bedeutet, daß die Ehe nicht gelöst wird), eine Wage (bedeutet Gerechtigkeit), einen runden, zinnernen Spiegel (鏡子 *tsching-tzy*, bedeutet 儆 *tsching*, klug) legt. Auf dem Tische stehen zwei Kerzenleuchter und ein Schnapstopf mit Schnapsgläschen, außer dem Opferpapier.

Abends vor der Hochzeit oder früh am Morgen des Tages selbst muß sich der Bräutigem den Kopf scheren lassen, dabei rund um die gewöhnlichen Zopfhaare noch einen Haarkranz stehen lassen (die sogenannten 光棍毛 *kuang-kuin-mau*, Hagestolzhaare).

In Uinschan muß der Bräutigam abends vor der Hochzeit auch auf den Friedhof gehen, um den Ahnen K'ot'ou zu machen. Dort ist es auch Gebrauch, auf einen Streifen roten Papiers die Worte 請龍 *t'sching lung*, Einladung des Drachen, zu schreiben und diesen an die Türe zu befestigen. Man fürchtet nämlich zwei Schlangen, eine blaue und eine weiße, mit Menschenköpfen (青蛇白蛇 *t'sching-scha, pei-scha*). Desgleichen klebt man an die Mühle einen Zettel mit den Worten 白虎 *pei-hu* weißer Tiger, aus Furcht, „die Mühle würde das Mahlen vergessen" (怕磨忘着碾 *p'a muo wang-tscho nien*). Am Tage vor der Hochzeit wird dort auch auf einen Karren ein Hahn zur Familie der Braut geschickt, die an Stelle des Hahnes dann ein Huhn zurückschickt (有喜跡 *yu-hsi-tschi*).

Am Tage vor der Hochzeit muß der Bräutigam in vollständiger Gala d. h. mit den geliehenen Mandarinenkleidern, mit Zeremonienhut und Stiefeln im Dorfe oder der Stadt bei den Verwandten und auf dem Friedhof die Runde, und allen K'ot'ou machen. Ein Mann begleitet ihn und breitet jedesmal, wenn er K'ot'ou macht, einen roten Teppich vor ihm aus. Eine Bande Musikanten geht ihm nach und spielt bei jedem K'ot'ou. Gesprochen wird dabei kein Wort. Für die Gassenjugend ist das eine günstige Gelegenheit, ihre Witze und Scherze zu machen. In vornehmen Familien erhält der Bräutigam wohl dabei auch das sogenannte 紅子 *hung-tzy* zum Geschenk, d. i. ein breiter, rotseidener Überwurf, der mit Blumen auf der Brust befestigt wird, und auf den Hut eine vergoldete Blume.

II. Vorbereitungen der Braut.

1. Die Kleider müssen ebenfalls von *t'schuen-huen-jen*, vollkommenen Menschen, gemacht sein. Auch die Kleider der Braut sind vielfach für den Hochzeitstag geliehen.

2. Als Mitgift erhält die Braut vom väterlichen Vermögen nichts. Doch wird ihr eine gewisse Aussteuer gegeben, nämlich: a) ein größerer Schrank (櫃 *kui*), b) ein kleiner Schrank (櫥 *t'schu*), c) ein Tisch mit Schubladen (抽頭桌子 *t'schou-t'ou-tschuo-tzy*), d) zwei Stühle (椅子 *i-tzy*), e) ein Spiegel (鏡架子 *tsching-tschia-tzy*), f) Kleiderschrank (衣架 *i-tschia*), g) Gestell für Küchengeräte (盆架 *p'en-tschia*), h) ein kupfernes Waschbecken (銅盆 *t'ung-p'en*), i) eine Lampe (錫燈 *si-teng*), k) ein Kästchen mit Schminke (粉裝子 *fen-tschuan-tzy*), l) ein Toilettenkästchen (梳頭盒子 *schu-tou-ho-tzy*), m) Teetopf und -Tassen, n) Schnapsgläschen (酒盅子 *t'schiu-tschung-tzy*), o) Kästchen für Schmucksachen (花盒子 *hua-ho-tzy*), p) ein Lederkoffer (皮箱子 *p'i-sian-tzy*).

3. Als Geschenke für den Bräutigam gibt die Braut a) vier Knollen Zwiebel (葱 *t'schung*) (Bedeutung schon oben mitgeteilt); b) etwas Kleie (麩子 *fu-tzy*); c) eine Schüssel Mehlnudelsuppe (麵湯 *mien-t'ang*); d) große runde Brötchen (火燒 *huo-schau*) und zwar für jedes verlebte Jahr zwei Brödchen, außerdem noch vier Stück. Diese vier sind mit Zucker angemacht und gelten den Schwiegereltern, die übrigen sind mit Sesam (芝蔴 *tschy-ma*) belegt und sind für Braut und Bräutigam bestimmt (*huo-schau* hier für 和 [韶? Harmonie]); e) einige Kuchen (花糕 *hua-kau* und 黏糕 *nien-kau*), die aus Reis und den Früchten des Zisyphus gemacht sind (花 *hua* für 花 *hua*, [Schönheit (?)], 黏 *nien* für 年 *nien*, Jahr, 糕 *kau* für 高 *kau*, hoch (*hua-kau* und *nien-kau* bedeuten also hohe Schönheit (?) und langes Leben); f) Äste vom Lebensbaum (栢枝子 *pei-tschy-tzy*) (bedeuten langes Leben); g) einige Erdnüsse (長菓 *t'schang-kuo*; *t'schang* = lang (bedeuten also langes Leben); h) einige ährenlose Büschel des Sorgho (樹莛子 *schu-t'ing-tzg*); i) Eßstäbchen (快子 *k'ue-tzg*). (Über dies Wortspiel s. o.)

Die Geschenke werden in großen, runden Kasten getragen, und in jeden Kasten legt man in jede Ecke je zwei Sapeken; in den Lederkoffer legt man fünf Sapeken. In Uinschan werden in jede Ecke der Schränke *huo-schau* gelegt (bedeuten hier 長命 *t'schang-ming*, langes Leben).

In Tschü-tschou muß sich die Braut rote Zettel schreiben lassen mit dem Zeichen 喜 *hsi* (Freude). Diese klebt sie zu Hause an die Wände, und läßt sie an Gedenksteine (碑 *pei*), an Bäume, an Tempel usw. ankleben, „damit der 凶神 *hsing-schen*, böse Geist, ihr die Sachen nicht verderbe".

Alle Kisten und Kasten werden mit Schlössern versehen und die Öffnungen noch mit einem Streifen roten Papiers überklebt.

III. Der Hochzeitstag.

Die Braut wird vom Bräutigam feierlich abgeholt. Es ist höchst selten, daß der Bräutigam später im Hause der Braut wohnt, gewöhnlich wohnt die junge Frau in der Familie des Mannes.

Nach der Morgenmahlzeit bricht der Zug auf. Bevor der Bräutigam sein Haus verläßt, werden einige Petarden losgeschossen und macht er im Hofe K'ot'ou. Hierbei, wie auch später jedesmal, wenn K'ot'ou gemacht wird, wird die Posaune geblasen und müssen die Musikanten spielen. In die Sänfte, in der der Bräutigam getragen wird, muß er rückwärts hineingehen.

Der Zug setzt sich folgendermaßen zusammen. An der Spitze gehen die Träger der Schnapskrüge (甏 *peng*), ihnen folgen die Träger der Geschenkkasten, ihnen mehrere Lampionträger und die Musikbande. Dann folgt die Sänfte des Bräutigams und eine zweite leere Sänfte für die Braut. Zum Schluß folgt ein Wagen, auf dem, ebenfalls in großer Gala, der 陪客的 *p'ei-k'ei-ti* sitzt, ein Mann, der den Bräutigam führt und bedient und alle Anordnungen trifft.

So oft der Zug in ein Dorf kommt oder dasselbe verläßt, wird dreimal geschossen, ebenso wird einmal geschossen, so oft er an einem Brunnen, einer Pagode, einem Friedhof vorbeikommt. Durch die Dörfer marschiert der Zug stets in obiger Ordnung, im freien Felde aber geht alles kunterbunt durcheinander.

In Uinschan nimmt man im Zuge noch einen roten Schirm (紅傘 *hung-san*) mit. Kommt man unterwegs dann an einer Pagode vorbei, so bedeckt man mit dem Schirme die Türe, weil man fürchtet, die Teufel könnten herauskommen (怕出了鬼 *p'a t'schu-lio kui*). Kommt man an einem Flusse vorbei, so wirft man ein Stück Papier hinein, auf dem ein Mensch gemalt ist, oder an Stelle dessen zwei Sapeken (河神碼子 *ho-schen-ma-tzy*). (爲怕河神 *ui-p'a-ho-schen*, aus Furcht vor dem Flußgeist.)[1]

---

[1] Diese Nachricht ist wertvoll. Es handelt sich hier zweifellos um den letzten Rest der Sitte, den Flußgott durch das Opfer eines Menschen, vermutlich einer Jungfrau, zu begütigen. Wie in ähnlichen Fällen (beim Totenopfer s. u. Anm. zu S. 111) ist der lebende Mensch durch den papiernen ersetzt worden. Die ursprüngliche Sitte ist durch das *Shi-ki* (126, 13 f.; vgl. auch *Shui-king-chu* 10, 9[a]) für das 5. Jahrhundert v. Chr. in Honan (*Yeh* im Dep. *Chang-teh-fu*) bezeugt; dort wurde jährlich ein Mädchen als „Gattin des 河伯 *Ho-poh* (Flußgottes)" in den Fluß geworfen, bis der Statthalter *Si-men Pao* um 424 v. Chr. den barbarischen Brauch beseitigte. Nun zeigt sich, daß dergleichen auch in einer immerhin um einige Längengrade entfernten Gegend geübt worden sein muß.

Ist der Zug am Hause der Braut angelangt, steigt zunächst der *p'ei-k'ei-ti* aus dem Wagen und macht den zwei 送客的 *sung-k'ei-ti*, die das Amt haben, die Braut zu führen, den *tschuo-i*. Darauf hilft er dem Bräutigam aus der Sänfte heraussteigen, der dann ebenfalls die beiden Brautführer begrüßt. Hierauf wird der Bräutigam in das Besuchszimmer (客屋 *k'ei-wu*) geführt, in welchem nur ein Tisch und ein Stuhl stehen. Bevor er sich setzt, muß er vor dem Stuhle K'ot'ou machen. Erst wenn er sich niedergesetzt hat, werden noch andere Stühle gebracht, Tee aufgetragen, die Pfeifen geholt und bald wird auch das Essen gebracht. Alle Teilnehmer des Zuges nehmen auch an dieser Mahlzeit teil.



Abb. 10. Braut im Hochzeitskleide.

Jetzt erst rüstet sich die Braut zur Abreise. Vor ihrem Zimmer werden Lampions angezündet und spielt die Musik ihre Hochzeitsweisen. Das Zimmer, in dem sich die Braut ankleidet, muß nach einer bestimmten Himmelsrichtung liegen, die auf dem *schy-schu* (s. o.) angegeben wurde. Beim Ankleiden müssen zwei „vollkommene Frauen" helfen. Die Schuhe dürfen nicht gestickt, sondern müssen einfach schwarz sein. Auf das Haar setzt sie das vom Bräutigam mitgebrachte *ti-ti*. Während des Ankleidens feuern die Leute des Bräutigams drei Petarden ab.

In Uinschan und Umgegend trägt die Braut am Gürtel um die Lenden einen kleinen zinnernen Spiegel (明心鏡 *ming-sin-tsching*), was bedeuten soll, daß sie ihr Leben lang „klug bleibt, daß sie Kinder erhalten wird

und daß ihr Mann nicht bald stirbt". In Uinschan muß sie beim Ankleiden und Frisieren auch auf einem *t'schuen-huen-i-tzy*, vollkommenen Stuhl (d. i. vollständigen) sitzen. Unter den Stuhl stellt man einen Eimer, in dem man eine Lampe anzündet (全備椅子 *t'schuen-pei-i-tzy*). Nachher ist dann alles vollständig.

Ist die Braut mit allem fertig, so wird sie auf einem Stuhle zur Sänfte getragen. Sie soll vom heimatlichen Boden gar nichts an den Füßen haben. Sobald sie in der Sänfte sitzt, werden schnell alle Vorhänge zugezogen und die Sänfte aus dem Hofe getragen.

In einigen Gegenden bringt man der Braut vor dem Abzug eine hölzerne Tablette, auf der Kleie (麩子 *fu-tzy*) und 100 Sapeken liegen, die man durcheinander gemengt hat. Die Braut greift eine Handvoll. Hat sie dabei viel Geld gefaßt, so ist das für die Familie der Mutter von Glück, hat sie mehr Kleie gefaßt, so ist das glückverheißend für die Schwiegermutter (抓 [?] 財 *tschua t'schē*). Die Ehrenfrau gibt der Braut auch ein Päckchen 鹽艾 *yen-ngē*, Salz und Artemisia, mit, womit angedeutet wird, daß Bräutigam und Braut beide friedlich leben (和美 *huo-mei*) und sich gegenseitig lieben (相親相愛 *siang-t'schin siang-ngē*).

Wenn die Braut in der Sänfte sitzt, geht auch der Bräutigam aus dem Zimmer heraus, macht zunächst vor dem Hause der Braut K'ot'ou und besteigt dann seine Sänfte.

Der Zug ist auf dem Rückwege ähnlich geordnet wie auf dem Hinwege, die Sänfte des Bräutigams wird der der Braut vorangetragen. Dem *p'ei-k'ei-ti* des Bräutigams folgen in einem anderen Wagen die zwei *sung-k'ei-ti* der Braut.

Die Aussteuer der Braut wird schon früh vorausgetragen. Die Geschenke des Bräutigams sind zurückgelassen worden und an ihrer Statt hat man in die Kasten zwei *huo-schau*, in die Krüge Äste vom Lebensbaum, *schu-t'ung-tzy* und Eßstäbchen gesteckt.

Auf halbem Wege nimmt die Braut das *ti-ti* aus dem Haar und wirft es weg.

In der Nähe des Hauses des Bräutigams angekommen, eilen zwei Mann mit brennenden Reißigbündeln (柴 [?] *t'sching*), die rot angestrichen sind, dem Zuge entgegen und tragen dieselben einmal um die Sänfte der Braut herum (打火把 *ta huo-pa*) (man fürchtet, daß böse Geister mitkommen) und stellen sie dann auf den Opfertisch in den Hof.

Dann werden die beiden *sung-k'ei-ti* der Braut von einem *p'ei-k'ei-ti* des Bräutigams begrüßt. Die Sänfte der Braut wird durch das große Tor in den Hof getragen. Dort treten ihr zwei „vollständige Frauen" ent-

gegen, die als Ehrendamen fungieren und reichen der Braut ein Paar Ohrringe 墜子 (*tschui-tzy*) oder auch 200 Sapeken.

In einigen Gegenden z. B. Uinschan ist es üblich, sobald die Braut den Hof betritt, ihr mit Schminke (扮 *fen*) einen Strich durchs Gesicht zu machen. Man will damit die *kui* fernhalten. (Hier 扮 *fen* für 糞 *fen*, Mist.)

Der ganze Hof ist mit Matten belegt, damit der Fuß der Braut den Boden nicht berühre. Sobald nun die Braut, den Kopf tief mit dem Schleier (*mei-t'ou-hung*) verhüllt, die Sänfte verlassen hat, wird sie vor den Opferaltar geführt, wo sie neben dem Bräutigam dem *T'ien-lau-ye-ye* K'ot'ou machen muß. Während dieser Zeremonie werden Petarden (*huo-pien*) abgefeuert und bringt der Schwiegervater auf dem Altare das Opfer dar, Papiergeld (錫箔 *si-puo*), Räucherkerzen (香 *hsiang*) und Schnaps. Darauf wird die Braut, auf einem Stuhle sitzend, ins Vorzimmer des Brautgemachs getragen.[1]

Im Vorzimmer des Brautgemachs steht eine Bank, auf die sich nun Braut und Bräutigam zusammen setzen. Die beiden Ehrendamen füllen zwei Schnapsgläschen und reichen jedem ein Gläschen. Wenn dasselbe ausgetrunken, werden die Gläschen vertauscht und dann von neuem gereicht. In dieser Zeremonie soll eigentlich die Heirat bestehen. Dabei sitzt der Bräutigam auf dem Kleide der Braut (媳婦怕女壻 *si-fu p'a nü-süü*, die Braut fürchtet den Bräutigam, d. h. steht unter ihm). (In Uinschan geschieht diese Zeremonie erst abends. In I-schui, Mung-yn setzen sich Braut und Bräutigam aufs Bett und essen zusammen drei Löffel 寬心麵條子 *k'uen-sin-mien-t'iau-tzy*, eine Art Nudelsuppe. Der Braut werden von den Umstehenden Kastanien (栗子 *li-tzy*; hier für 立子 *li-tzy*, Kinder bekommen) in die weiten Ärmel gesteckt, ebenso 棗 *tsau*, die Früchte vom Zizyphus, die ihr dann von den Festgästen wieder geraubt werden. In Tsining streut man Getreide aufs Haupt der Braut, „daß sie große Nachkommenschaft habe".)

Hierauf entfernt sich der Bräutigam und die Braut wird ins Braut-

[1] In Tsining muß die Braut zwischen einem Feuerteller (火盆 *huo-p'en*) und einem Sattel (馬鞍 *ma-ngen*) hindurchgehen, wenn sie zum Opferaltar schreitet. (Es soll das wahrscheinlich 和美 *huo-mei*, Eintracht und 安 *ngen*, Freude bedeuten.) — In Tjütschou werden in dem Räuchergefäße Hirse (穀子 *ku-tzy*) und Räucherkerzen verbrannt (bedeutet wohl, daß man der Frau mehr als einen Sohn wünscht, 孤子 *ku-tzy* heißt der einzige Sohn.) — [Ich möchte eher annehmen, daß hier ein Wortspiel mit 嘏 *ku* (oder 穀) „Heil, Glück" (vgl. auch Grube l. c. 32) vorliegt. 孤子, dessen *ku* zudem einen andern Tonakzent hat, heißt überdies in der Regel „vaterloser Waisenknabe"; das würde also gerade kein gutes Omen sein. *Cy.*] — In vielen Gegenden bleibt die Braut auch stehen vor dem Altare nnd nur der Bräutigam macht K'ot'ou.

gemach geführt. Dort wird ihr zunächst der Schleier, mit dem sie noch immer tief verhüllt war, sodaß der Bräutigam sie noch nicht gesehen, mit einem Ellenmaß über den Kopf gezogen und auf die Matte, die über dem Bette angebracht ist, geschleudert. Nachher wird ihr das rote Kleid ausgezogen und die Lampe angezündet, die man auch nicht auslöschen darf (長命燈 *t'schang-ming-teng*, Lampe des langen Lebens). Der Docht dieser Lampe besteht aus einer roten Haarschnur. Das Bett ist in den ersten drei Tagen mit Bohnenstroh ausgefüllt, „damit ein 秀才 *siu-t'sche* (erster Gelehrtenrang) aus der Familie hervorgehe".

Von dem *p'ei-k'ei-ti* des Bräutigams wird darauf der Vorhang an der Türe herabgelassen und die Braut bleibt allein im Zimmer zurück. Überhaupt soll die Braut an diesem Tage möglichst wenig sprechen, es gibt solche, die kaum ein Wort sprechen. Am Tage der Hochzeit sprechen, beweist, daß sie eine Schwätzerin ist.

Jetzt endlich beginnt auch die Mahlzeit. Vor derselben muß der Schwiegervater, mit Zeremonienhut bekleidet, den Begleitern der Braut den *tschuo-i* machen und Schnaps einschenken. Dabei sagt er: 小喜事啓動大家我朝上謝謝 *siau-hsi-schyh, t'schi tschung* [? *tung*] *ta-tschia, uo t'schau-schan sie-sie,* In einer geringen Hochzeitsangelegenheit habe ich die Herren bemüht, ich spreche jetzt meinen Dank aus. Die *sung-k'ei-ti* antworten: 揖也不作多提酒壺 *i ie pu tschuo, tuo t'i tschiu-hu,* Ganz richtig, bringe uns nur noch einige Krüge Schnaps. Darauf muß der Bräutigam den Begleitern der Braut K'ot'ou machen, wobei, wie oben schon gesagt, auch die Posaunen geblasen werden und die Musik spielt.

Die *sung-k'ei-ti* gehen nach dem Essen nach Hause.

Die Braut ißt am Hochzeitstage nichts oder doch fast nichts.

Abends ist es an manchen Orten Brauch, daß Verwandte und Bekannte sich ans Fenster des Brautgemachs stellen und dort Witze machen (鬧房 *nau-fang*) [eigentlich am (Braut-)Gemach poltern — Polterabend. S. Grube l. c. 31] oder lauschen (聽房 *t'ing fang*). Damit die *kui* nicht lauschen, stellt die Schwiegermutter einen Besen ans Fenster, den man mit Kleidern behangen hat.

IV. Nach der Hochzeit.

Am folgenden Tage werden die jungen Eheleute durch die Eltern der Braut abgeholt. Nun bekleidet sich die Braut auch mit ihren besten Kleidern, zieht auch bunte, gestickte Schuhe an. Bevor sie das Haus verläßt, muß sie im Hofe vor dem Altar K'ot'ou machen, worauf sie dann die mitgebrachten Brödchen (*huo-schau*) zur Küche bringt und in den Kochtopf legt.

Im Hause der Mutter findet eine Mahlzeit statt. Nachmittags werden der jungen Frau von der Mutter die kleinen Härchen um die Stirn ausgerupft oder falls das nicht geht, mit einer Kordel ausgerieben. (In Uin-schan geschieht das am Hochzeitstage durch die Schwiegermutter.) Man macht um das Haar eine Schlinge mit der Kordel und reibt mit derselben so lange, bis das Haar mit der Wurzel ausgeht (開臉 *k'ē-lien*, das Gesicht öffnen). Verheiratete Frauen kann man daher sofort erkennen, wenn man ihnen ins Gesicht sieht. Das Haar ist vorne in ganz gleichmäßiger Linie ausgerupft. — Am Abend werden die jungen Leute wieder zurückgefahren.

In ihr neues Heim zurückgekehrt, muß die junge Frau wieder im Hofe, dann den Schwiegereltern und sämtlicher Verwandten K'ot'ou machen. Jeder, dem sie das tut, muß ihr 200 Sapeken schenken. Zuletzt geht sie zum Friedhof, um auch den Toten die Verehrung darzubringen.

Am 2. Tage kommen die Nachbarn ins Dorf und machen der Ahnentafel und den Schwiegerelten K'ot'ou. Sie erhalten dafür Schnaps. (喜酒 *hsi-tschiu.*) Auch die Verwandten kommen am 2. und 3. Tage, um den „Freudenschnaps“ zu trinken. Jeder bringt ein Geschenk von 100 bis 200 Sapeken.

Am 6. Tage werden die jungen Eheleute wieder von den Eltern der Frau mit Wagen abgeholt. Der Mann geht abends wieder zurück, die Frau aber bleibt bis zum 9. Tage zu Hause. Am 9. Tage muß sie unbedingt beim Manne sein. (In Mung-yn dürfen die Neuvermählten während eines Monats nicht mit dem Großvater des Mannes sprechen, es würde sonst Unglück entstehen.)[1]

Dieses Hin- und Herreisen findet in der ersten Zeit fortwährend statt. Am 12. z. B. holt die Mutter ihre Tochter abermals ab und behält sie bis zum 1. Monatstag der Heirat. Diesen Tag muß die Frau auch unter allen Umständen im Hause des Mannes zubringen. (對月 *tui-yöo.*)

Abgeholt wird die junge Frau von ihren Eltern im I. Monat vor dem 15. Tage, ferner zur Feier des *tuen-wu* (5. des 5. Monats) und im letzten Monat am 15. Zurückgeschickt muß sie stets werden am Ende des 1. Monats, zur Zeit der Weizenernte, in der heißen Zeit, zur Bohnenernte.

[1] Ein Fall von „avoidance“, wie deren die ältere chinesische Literatur noch andere, wenn auch in verdunkelten Formen, bewahrt hat. Sie gehören wohl in das große Kapitel Mutterrecht, von dem sich im ältesten China ja noch hinreichende Spuren zu finden scheinen — wie wohl auch die zeitweilige Rückkehr der jungen Frau ins Elternhaus, vielleicht schon im Shi-king (I, 1, II, 3) für das 12. Jahrh. v. Chr. bezeugt, damit zusammenhängt. *Cy.*

In ganz armen Familien ist es nicht ganz selten, daß das Mädchen in frühester Kindheit schon verlobt und dann in der Familie des Bräutigams ernährt und erzogen wird. Es werden solche Kinder 團圓媳婦 *t'uen-yüen-si-fu* genannt. Diese Kinder werden meistens schlecht gehalten in diesen Familien. Sind die beiden Brautleute erwachsen, und ist das Mädchen nicht sehr weit weg von der Heimat des Bräutigams, so wird es unmittelbar vor der Hochzeit für einige Tage zur Mutter geschickt. Ist das Mädchen aber weit her gekommen, so geht es vor der Hochzeit für einige Tage zu Verwandten des Bräutigams. Viele Feierlichkeiten finden bei solchen Hochzeiten nicht statt. Die Braut wird auf einem Wagen abgeholt, oder wenn sie im Dorfe selbst geblieben, auf einem Stuhle, macht im Hofe dem *T'ien-lau-ye-ye* K'ot'ou und damt ist alles beendet.

Die erste Frau des Mannes wird 元配 *yüen-p'ei* „erste Genossin" genannt. Stirbt sie und heiratet den Mann eine zweite, so heißt diese 繼配 *tschi-p'ei* „folgende Genossin".

Reiche Leute halten sich auch zwei und mehrere Frauen, 小婆 *siau-p'uo*, und zwar kaufen sie dieselben. Für den Mann liegt darin nichts Entehrendes, wohl aber für die Frau. Besondere Feierlichkeiten finden nicht statt.

Es kommt vor, daß die eigentliche Frau stirbt und nun die Konkubine deren Stelle vertritt. Dann muß aber die Familie der ersten Frau ihre Zustimmung geben. Ist diese erfolgt, so muß die Konkubine oder, falls sie einen Sohn hat, dieser durch K'ot'ou auch sämtliche Verwandten um ihre Einwilligung bitten (求扶 *t'schiu fu*). Ist auch diese gegeben, dann wird ein Tag bestimmt, an welchem alle Verwandten zusammen kommen. Mitten im Zimmer wird ein Stuhl umgestülpt und darauf die Kleider der Konkubine gelegt. Diese macht dann allen K'ot'ou, worauf die Verwandten dem Stuhle (anstatt der Konkubine) K'ot'ou machen. Damit ist sie in die Familie aufgenommen (扶起來了 *fu-tschi-le-liau*) und wird sie fernerhin als rechtmäßige Frau anerkannt und mit dem ihr gebührenden Verwandtschaftsnamen betitelt.

Eine ganz eigenartige Hochzeit ist die unter Toten. Ich gebe in folgendem einen Vorgang wieder, den ein Confrater, P. Pieper, im nordwestlichsten Bezirke von Südschantung, in Jan-ku, erlebt und beschrieben hat (vergl. Deutsch-As. Warte 1904. Nr. 7).

Hochzeits- und Begräbnisfeierlichkeiten am selbigen Tage in einem Dorfe bedeuten schon eine Seltenheit, wenn das Dorf klein ist. Daß aber

eine Hochzeits- und eine Leichenfeier an einem Tage in derselben Familie stattfinden, dürfte in Europa wohl ein Ding der Unmöglichkeit sein. Der spitzfindige Chinese indeß bringt so etwas fertig, und was noch mehr zu verwundern ist, er versteht es sogar einem Toten noch eine Ehehälfte anzukopulieren, und wenn das geschehen ist, begräbt er beide in einem Grabe.

Eine derartige Feierlichkeit ereignete sich kürzlich in dem Orte Puoly im Süden Schantungs, und dabei ging es hoch her. Es handelte sich um einen bejahrten Alten, der das Zeitliche gesegnet hatte und dessen Frau auch bald darauf gestorben war. Es stand nichts im Wege, beide zu begraben, aber ehe das geschah, mußte der Alte erst noch eine längst verstorbene und vergessene Braut heimführen. Die war ihm nämlich vor etwa 50 Jahren zugesprochen worden, als aber dann die Hochzeit vor sich gehen sollte, hatte der Tod die Braut weggeholt. Dem Junggesellen wurde bald eine andere Frau gesucht, und mit der lebte er mehr als 40 Jahre zusammen, bis auch sie beide starben. Die zuerst gestorbene Braut gilt nun aber als die rechtmäßige und sie steht ihrem Manne im Schattenreiche als die eigentliche Frau zunächst. Doch bevor er sie dort heimführen kann, muß er ihr erst hinieden angetraut werden. Das geschah denn am nämlichen Tage, als die Frau unseres Alten begraben werden sollte. Das Grab der verstorbenen Braut wurde geöffnet, die noch vorhandenen wenigen Knochen wurden sorgsam aufgehoben und in einen neuen Sarg gelegt, das „Seelensitztäfelchen“ (*pä-ui* 牌位) wurde in eine Sänfte gesetzt und dann in feierlichem Brautzuge unter Musik und Petardengeknatter zum Heim des Toten geführt. Während Freunde und Verwandte den Hochzeitsschmaus verzehrten, wurden die beiden Seelensitztafeln der Toten nebeneinander gestellt und man unterließ es nicht, auch ihnen die einzelnen Gerichte anzubieten und den Duft der Speisen zuzublasen.

Nachdem man sich gütlich getan und sich tüchtig mit Speise und Trank versorgt hatte, begann dann der zweite Akt — das Begräbnis. Die Musik ließ nun traurige Weisen vernehmen, die von Wein geröteten Gesichter zerflossen in Tränen, jedermann hatte Kraft und Ausdauer zum Heulen, Jammern und Wehklagen. Die Leidtragenden legten ihre schmutzigen weißen Röcke an und wankten hinter den Särgen der zwei Mütter her; einige konnten sich kaum an ihrem „Schmerzenstocke“ (哀杖 *ngai-tschang*) aufrecht erhalten, die Trauer über den so schnellen Tod der guten Mutter hatte sie ganz zermalmt. Mehr aber noch als der Schmerz schien der Wein zu wirken und das Gleichgewicht ihres Körpers zu gefährden. „Unsere gute Mutter, unsere gute Mutter!“ jammerten die

drei Söhne der zweiten Frau, Männer von 30—40 Jahren. „Heute erst bei uns eingekehrt, mußt Du so bald wieder von uns scheiden!“ Dem Sarge der eigentlichen Mutter wurde aber keine Träne nachgeweint. Die Leiche des Vaters war früher im Felde provisorisch aufgebahrt und mit einem Steingewölbe übermauert worden. Jetzt war nebenan eine mächtige Grube ausgegraben, worin alle Särge Platz finden konnten. Alle drei wurden nebeneinander gestellt; die früh verstorbene Braut kam jetzt als die erste Frau zur linken (Ehrenplatz) des Mannes, ihr zur linken fand die zweite Frau ihren Platz, die verstorbene Mutter der drei Söhne, welche aber heute keine Träne um sie weinten. Nachdem dann der Hügel über den drei Särgen aufgeworfen war, kehrten die Söhne wohlgemut nach Hause zurück mit dem freudigen Bewußtsein, daß der Vater im Jenseits mit seiner neuen Braut glücklich sein würde; sie aber konnten jetzt zwei Mütter ihr eigen nennen, von denen die uneigentliche forthin die bevorzugte ist.[1]

---

[1] Dieser Bericht ist eine willkommene Ergänzung zu de Groot's Ausführungen über die Totenheirat (Rel. Syst. 2, 802—6). De Groot verfolgt und verbeispielt diesen Brauch, der sich aus der Auffassung des Lebens nach dem Tode als einer Fortsetzung des irdischen fast von selbst ergibt, von der Zeit des Chou-li bis zu den Ming, vermag aber aus Mangel an Material nicht anzugeben, ob er noch heutzutage besteht, wenn er dies auch vermutet. Seine Annahme wird nun durch die vorliegende Nachricht bestätigt, die zugleich dadurch interessant ist, daß sie ein neues und gerade durch die zugrunde liegende rechtliche Fiktion besonders charakteristisches Zeugnis für die bindende Kraft eines chinesischen Verlöbnisses bildet. *Cy.*

IV.

Gebräuche beim Begräbnis.

1. Unmittelbar vor dem Tode. Ist einer der Eltern schwer erkrankt und wird die Auflösung bald erwartet, so wird ihm kein Hühnerfleisch und kein Zucker mehr gegeben. (鷄 *tschi*, das Huhn, 糖 *t'an*, Zucker.) Man fürchtet nämlich, der Tote könne den Reichtum, „das Süße des Lebens", mit sich in die Unterwelt nehmen und „ißt man ein Huhn, so will man fliegen", (吃鷄就要飛 *t'schy tschi, tschiu yau fei*) d. h. wird man bald sterben.

Ist die Sterbestunde unmittelbar bevorstehend, so wird eine Schüssel Hirse gekocht, die man später dem Toten an den Kopf stellt, (倒頭飯 *tau-t'ou-fen*), zugleich wird aber auch für jedes Familienglied eine Schüssel gekocht, der man Zucker beigibt, da so der Tote das 甜氣 *t'ien-t'schi*, Süße nicht mitnehmen kann. Auf das *tau-t'ou-fen* legt man einen Kuchen (打狗餅 *ta-kou-ping*) aus schlechtem Mehl und Kleie, den der Tote später dem „Hunde" zuwerfen kann, wenn er ihm den Weg versperren will (惡狗攔路 *ngo-kou-laen-lu*).[1]

[1] In Fei-hsien macht man aus Pfirsichkernen, Kalkstein, Mehl, Stückchen vom Maulbeerbaum und Zimmerstaub einen Kuchen, den man der Leiche aufs Herz legt, „damit der Tote ruhig sei und nicht herumgehe." — In Uinschan richtet sich die Zahl der *kou-ping* nach dem Alter des Sterbenden. Für jedes Jahr wird ein Kuchen mitgegeben. Sie werden dem Toten in die Ärmel gesteckt. Außerdem steckt man ihm Kleie in die Ärmel, „damit er unterwegs nicht von den Ameisen gebissen werde" (螞蟻山 *ma-i-schen*). Derselbe Gebrauch herrscht in Itschou-fu. Alten Leuten gibt man einige Kuchen mehr, „weil sie langsamer gehen". Auch etwas Hirse bekommt der Sterbende mit, „damit er die Hennen der Unterwelt füttern kann." (過鷄山 *kuo-tschi-schen.*) In Tjü-tschou gibt man außerdem noch 棗 *tsau*, 糠 *tschien*, Zimmerstaub, 麩子 *fu-tzy*, Kleie mit für die vier Tiere der Unterwelt.

惡狗山吃餅
猴子山吃棗

Außerdem stellt man einen neuen Krug in Bereitschaft, in dem Wasser und etwas Mehl enthalten ist (漿 水 *tschiang-schui*), das der Tote auf der Reise in die Unterwelt trinken kann. (下 食 罐 子 *hsia-schyh-kuen-tzy.*)

Frühzeitig kauft man auch den 噙 口 魚 *t'schin-k'ou-yü*, einen kleinen, silbernen Fisch (oder auch ein Geldstück), der dem Toten sofort nach Eintritt des Todes zwischen die Zähne gelegt wird. Es geschieht das aus Furcht, daß wenn der Tote später als Kind auf die Welt zurückkehrt, dieses stumm sein werde. (怕 出 啞 吧 *p'a t'schu ya-pa.*) Der sterbenden Mutter wird eine kleine Buddhafigur (照 而 [兒?] 佛 *tschau-öl-fu*) mit einem Tuche um die Stirne gebunden.

Wichtig ist auch für die Sterbestunde eine Sänfte aus Papier, in die sich die scheidende Seele setzt, nnd eine Tasche aus Papier (褡 子 *ta-tzy*), auf der der Name des Sterbenden geschrieben steht und in die man Papiergeld (錫 箔 錢 紙 *si-puo* und *t'schien-tschy*) packt.

Während der Kranke in den letzten Zügen liegt, werden ihm die Totenkleider angezogen, die aus grobem Leinen oder aus Seide sein müssen. Der Mann erhält auch Stiefel und Mütze (亡 人 帽 子 *wang-jen-mau-tzy*). Die Kleider müssen mit Watte gefüttert sein. Kleider ohne Futtertuch (單 的 *taen-ti*) bedeuteten für den Sohn „frühen Tod". (Das kurze Oberkleid 褂 子 *kua-tzy* gibt man dem Sterbenden nicht; der Sohn würde 掛 (?) 了 子 *kua-liau tzy*, d. h. mitsterben.) Ist die Familie arm, so näht sie wenigstens ein kleines Stück Watte unter die Kleider. Das kurze Oberkleid (馬 褂 子 *ma-kua-tzy*) gibt man dem Sterbenden nicht, wohl aber das lange Zeremonienoberkleid (外 套 子 *ue-t'au-tzy*). Die Hose wird nicht mit Bändern (帶 子 *tē-tzy*), sondern mit grobem Hanf unten zugebunden, aus Furcht, „der Tote könne den Sohn mitnehmen" (帶 子 *tē tzy*). Ebenso ist der Gürtel aus grobem Hanf (檾 *t'sching*).

長虫山吃塵
螞蟻山*吃麩子

ngo-kou-schen t'schy ping
hou-tzy-schen t'schy tsau
t'schang-t'schung-schen tschy tschien
ma-i-schen tschy fu-tzy.

Der böse Hund frißt Kuchen,
Der Affe frißt Tsau
Die Schlange frißt t'schien (Zimmerstaub),
Die Ameise frißt Kleie.

Männern werden diese Sachen in den linken Ärmel gesteckt, Weibern in den rechten.

---

* Das hier so oft wiederholte 山 *schan* („Berg") ist mir nicht verständlich; es ist wohl ein Schreibfehler für 神 *schen* („Geist"). *Cy.*

Von großer Wichtigkeit ist es, daß der Kranke nicht in einem inneren Teile des Hauses stirbt (vgl. Vorwort), sodaß er unter einem Balken herausgetragen werden müßte, „weil sonst die Seele nicht aus dem Zimmer heraus könnte" (魂不過梁 *huin pu kuo leang*). Man trägt deshalb den Kranken vor dem Tode in den Zimmerteil, der der Türe gegenüberliegt. Stürbe der Kranke doch zufällig in dem inneren Zimmer, so müßte man in den Balken einen Einschnitt sägen zum Durchlaß für die Seele.

In Uin-schan setzt man beim Sterben an die Türe einen leeren Bettschragen oder auch ein Brett, damit der Tote dieses in der Unterwelt gebrauche.

2. Beim Tode. Sobald der Tod eingetroffen, wird im Hofe der papierne Sack (褡子 *ta-tzy*) und die Sänfte verbrannt, wobei man ruft: 上轎別忘了褡子 *schan tschau, pie wang-liau ta-tzy*, besteige die Sänfte und vergiß die Tasche nicht! Dann beginnt die Totenklage.[1]

Die Hinterbliebenen werfen sich auf den Boden und weinen laut, wobei sie in langen, klagenden Tönen den Toten mit Namen rufen: 我的爹, 娘, 叔, 姐姐 *uo-ti tie, uo-ti nian, uo-ti schu, uo-ti tschie-tschie* usw. mein Vater, meine Mutter, mein Onkel, meine Schwester usw.

Die Söhne müssen bald auch die Zöpfe auflösen und die Schuhe ausziehen, die Frauen flechten an der linken Schläfe ein kleines Zöpfchen aus einer Locke, in das sie groben Hanf einflechten. Außerdem müssen sich die männlichen wie weiblichen Familienglieder drei Tage lang eine Rolle Feuerpapier (火紙 *huo-tzschy*) (die Enkel weißes Papier) mit einem Bande um die Stirne binden. Die Weiber, Frau und Töchter, machen sich auch aus Feuerpapier ein 柯樓子 *k'o-lou-tzy* (ein Gestell, das die Haartracht sonst zusammenhält), die Enkelinnen gebrauchen hierzu weißes Papier.

Ist eine Tochter des Toten verheiratet, so darf sie nicht sofort Trauer anlegen, sondern muß vorher zu ihrer Schwiegermutter zurückgehen und ihr K'ot'ou machen, dann aber sofort zum Toten zurückkehren und Trauer anlegen.

Dem Toten werden die Füße zusammengebunden (絆脚鎖 *p'aen-tschüo-suo*, Fußkette), damit er nicht mehr nach Hause zurückkehre (vgl. Kap. II). Das Gesicht wird ihm mit einem Stück Papier (蓋臉紙 *ke-lien-tschy*) verhüllt (蒙臉 *meng lien*). Am Kopfende wird die Schüssel

---

[1] In Mung-yn zeigt der Sohn beim Eintreten des Todes dem Sterbenden den Weg, indem er dreimal ruft: 走西方大路 *tschou si-fang ta-lu*, ziehe den großen Weg nach Westen zu (nach Westen, weil dort kein Meer liegt [?]). Dann beginnt das Wehklagen. 不知路不能哭 *pu tschy lu, pu meng k'u*, solange er den Weg nicht weiß, kann man nicht klagen.

mit dem *tau-t'ou-fen* aufgestellt und eine Lampe angezündet. Außerdem müssen bis zum Begräbnis fortwährend Räucherkerzen brennen.[1]

Sofort nach Eintritt des Todes wird allen auswärtigen Verwandten eine mündliche Mitteilung (口信 *k'ou-sin*) gemacht.

Nun beginnen die Vorbereitungen zum Begräbnis. Im Hofe wird ein Mattenzelt aufgeschlagen. Wenn sich der Tote nicht schon zu Lebzeiten einen Sarg angeschafft hat, wird auch der Sarg gekauft. Auf den Sarg (木頭 *mu-t'ou*, Holz, im gewöhnlichen Sprachgebrauche) wird sehr



Abb. 11. Trauerhaus eines Vornehmen: Das Eingangstor. Die Figuren, Ehrenbogen usw. sind aus Seide und Papier gemacht.

großes Gewicht gelegt und die Art des Holzes, die Dicke der Bretter unterschieden.

Die Verwandten, denen man Nachricht gegeben, müssen bald kommen. Die entfernten Verwandten machen der Leiche *tschuo-i* und weinen dann

[1] In Mung-yn wird die Suppe mit *tau-t'ou-fen* von zwei Männern zur Pagode getragen. Sie gehen einmal um die Pagode herum, schütten dabei die Suppe aus und rufen: „Vater, Vater, wir bringen dir Suppe." — Ähnlich in Fei-hsien. — In Tjü-tschou zieht man eine Schnur Papiergeld über den Boden der Pagode. Da, wo das Papiergeld dabei haften bleibt, ist die 魂 *huin*, Seele und wird das Papier verbrannt. Die Verwandten gehen dort auch zwei Tage lang je dreimal zum Tempel (土地廟 *t'u-ti-miau*) und schütten die Suppe davor aus.

(哭 *k'u*), die näheren Verwandten fangen schon zu weinen an, wenn sie sich der Türe nähern, machen der Leiche K'ot'ou, bleiben eine Zeitlang auf dem Boden liegen und klagen. Manche, die besonders Teilnahme bezeigen wollen, beginnen ihre Klagen schon beim Eintritt ins Dorf. Während die anderen Verwandten sofort wieder nach Hause gehen, muß der Schwiegersohn im Hause des Toten bleiben bis zum Begräbnistage.

Der Sarg wird inwendig mit Kalk verschmiert und mit Tuch beklebt, so dicht, daß er im Hause stehen bleiben kann, ohne daß man die Verwesung merkt, wenn der Tote auch erst nach Jahren begraben wird, wie das sehr häufig vorkommt. Unten in den Sarg wird Papier gelegt (舖紙 *p'u-tschy*), Asche gestreut und sieben Sapeken in Form des Sternbildes des Wagens * * * * * * * gelegt. (In Tjü-tschou wird ein wenig Hanf, ein Streifen 蠶絲 *tz'ēn-se*, Seidenfäden, und ein Ast vom Kastanienbaum (栗子樹 *li-tzy-schu*) in den Sarg gelegt, „damit der Sohn große Nachkommenschaft habe"). Bei der Einsargung faßt der Sohn den toten Vater am Kopfe an. Männer mit anderen Familiennamen (外姓 *ue-sing*) dürfen bei der Einsargung nicht tätig sein. Unter den Hals des Toten legt man zwei Büschel Baumwolle (棉花 *mien-hua*), „damit der Tote verhindere, daß viele Mädchen in die Familie kommen" (栽花 *tschē-hua*), oder auch „daß er die ungeratenen Söhne (狡猾子 *(tschiau-)hua-tzy*) und die Armut mit sich nehme".[1] (In Mung-yn legt man einen halben Luftziegel 培 [?] *p'ei*) unter Kopf und Füße.) Darauf wäscht der Sohn dem Toten mit Baumwolle das Gesicht (淨面 *tsching mien*, bedeutet 淨面 *tsching-mien*, rein, ohne Schuld). Außerdem gibt man dem Toten eine große Menge papiernes Geld als Reisegeld mit.[2]

Bevor der Sargdeckel aufgelegt wird, nimmt man das Papier vom Gesicht des Toten weg, weil „ein bedecktes Gesicht gern die Ursache von Stummheit ist" (蓋臉好出瘂吧 *kē-lien hau t'schu ya-pa*).

[1] Vermutlich also ein Lautrebus für 免花 *mien-hua* resp. 免猾 *mien-hua* (免 *mien* „vermeiden"). *Cy.*

[2] In Tjü-tschou wird am zweiten Abend nach dem Tode Reisegeld gegeben (送盤纏 *sung pēn-t'schen*) und zwar steckt man Papiergeld in den papiernen Sack, der auf einem Pferde aus Papier liegt, das nach *si-naen* (Süd-West) schaut. Das Pferd wird zugleich mit einem papiernen Knecht verbrannt. In den Sack legt man auch ein Aktenstück (文書 *uin-schu*), das den Toten in der Unterwelt ausweisen soll.

In Mung-yn herrscht derselbe Gebrauch. Vor dem Verbrennen des Pferdes ruft der Sohn: 爹上馬罷 *tie, schan ma pa*, Vater steige aufs Pferd. Der Sarg wird in Mung-yn auch drei Tage offen stehen gelassen und täglich schüttet die Tochter oder Schwiegertochter dem Toten reines Wasser (in Uin-schan Schnaps) ins Gesicht, wobei sie spricht: 爹淨面了千年撈(?)不着見了 *tie tsching-mien-liau, t'schien-nien lau-pu-tschau tschien-liau*, Möge der Vater doch rein und schuldlos sein, tausend Jahre lang sehen wir uns nicht mehr wieder.

Soll der Sarg verschlossen werden, so bringt einer der Leidtragenden auf einer hölzernen Tablette dem Schreiner den Hammer, die schwalbenschwanzförmigen (⌧) hölzernen Nägel (釦 子 *k'ou-tzy*), mit denen der Sargdeckel befestigt wird, und deren beim Manne links drei, bei der Frau rechts drei angebracht werden müssen, und 100 Sapeken Trinkgeld. Die erste Spange bringt der älteste Sohn an, die anderen der Schreiner.[1]

3. Begräbnis. a) „Kleines Begräbnis" 小 送 三 *siau-sung-san*.

Das eigentliche Begräbnis findet vielfach erst nach Jahren statt, sei es, daß das Geld nicht genügt, oder sei es, daß man warten will, bis beide Eltern gestorben sind, um sie zusammen zu begraben. Es ist nämlich ein besonderes Zeichen von Kinderliebe, das Begräbnis möglichst prunkvoll zu veranstalten und nicht wenige machen sich durch ein einziges Begräbnis vollständig arm.



Abb. 12. Trauerhaus eines Vornehmen: Das Zimmer, in dem der Sarg steht.

Ob nun aber das Begräbnis nach einigen Tagen oder nach Jahren sei, am dritten Tage nach dem Tode findet das sogenannte „kleine Begräbnis" (小 送 三 *siau-sung-san*) statt. Fürs Begräbnis selber muß ein günstiger Tag ausgewählt werden.

Für das „kleine Begräbnis" müssen vorhanden sein eine Ahnentafel aus Papier (牌 位 *p'e-ui*), — eine papierne Sänfte, die von vier

[1] In Mung-yn wird, sobald der Sarg verschlossen ist, Asche darauf gestreut und sieben Sapeken darauf gelegt. Sofort wird auch wieder alles abgekehrt (掃 福 *sau fu*, Glück kehren), damit das Glück bei den Lebenden bleibe. Ebenso wird auch die Bettdecke des Verstorbenen in Stücke zerrissen und verteilt (分 福 *fen fu*, Glück verteilen).

papiernen Menschenfiguren getragen wird (diesen Figuren hat man mit Räucherkerzen Löcher in den Kopf gebrannt, sogen. Ohrlöcher), — zwei papierne Kisten und eine Kinderfigur aus Papier, die den Diener vorstellt. Den Figuren werden Brotscheiben um den Hals gebunden.[1]

Am dritten Tage gegen Abend kommen die Leidtragenden, Verwandten und Bekannten und machen unter dem Mattenzelt, das seit dem Todestage aufgeschlagen bleibt, unter lautem Klagen (哭着 *k'u-tscho*) dem Toten K'ot'ou. Jedesmal, wenn jemand K'ot'ou macht, muß die Musik ihre Trauerweisen spielen. Auf einem Tische im Totenzimmer hat man das *p'e-ui* (Ahnentafel) mit einer schwarzen Hülle verdeckt, und zwei Kerzenleuchter und ein Räuchergefäß aufgestellt. Die Leidtragenden bringen vielfach Süßigkeiten (餜子 *kuo-tzy*) mit, die dann in kleinen Schüsselchen vor die Ahnentafel aufgestellt werden. Der älteste Sohn bringt dem Toten das Opfer dar, das aus fünf Schüsseln Fleischspeisen und fünf Schüsseln Brot besteht. Während der drei Tage nach dem Tode mußte auch der Sohn dem Verstorbenen täglich Papier verbrennen. (In Uin-schan röstet man außer dem Opfer noch eine Gans oder Ente, die dann im Hofe an einen Stock gebunden wird.)

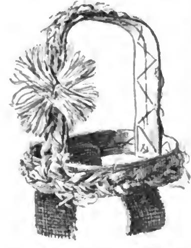


Abb. 13. Trauermütze 亮冠 *leang-kuen* (*liang-kun*). s. S. 106.

Die Söhne des Verstorbenen dürfen in den drei Tagen vor dem Begräbnisse kein Fleisch essen (不吃腥 *pu tschy sing*). Am Begräbnistage legen sie auch erst wieder Schuhe an und zwar solche, die mit weißem Tuch überklebt sind. Sie tragen auch eine eigenartige Mütze aus weißem, grobem Tuch, um die ein Band geschlungen ist. Sind die beiden Enden der Schleifen gleich lang, so bedeutet dies den Tod beider Eltern, ist eine länger, so heißt es, daß nur ein Teil gestorben ist. Vorne und an den Seiten hängen kleine Baumwollbüschel herab, die bedeuten, daß sich der Sohn an diesem Tage um gar nichts anderes kümmert, nichts sieht und hört aus Trauer um den Toten. Die Weiber nehmen das *k'o-lou-tzy* aus gelbem Feuerpapier ab, verbrennen es und ersetzen es durch ein weißes. Das verbrannte wird 金碗 *tschin-uen*, goldene Schüssel, genannt und soll dem Toten als Schüssel dienen.

Haben sich alle Leidtragenden versammelt, so wird der älteste Sohn unter das Mattenzelt vor den Tisch geführt, macht dort zweimal den

[1] Über diese Papierfiguren und -geräte s. Anm. zu S. 111. *Cy.*

tschuo-i, geht dann ganz unmittelbar vor den Tisch und macht der Ahnentafel K'ot'ou.[1] Neben dem Tische stehen zwei Männer, die ihm Räucherkerzen und Papier darreichen, die er anzündet, und Schnaps, den er auf den Tisch ausschüttet. Darauf geht der Sohn wieder einen Schritt zurück und macht zweimal K'ot'ou. Unterdessen knien die anderen Söhne und Weiber im Zimmer rings um den Sarg und klagen, während die Enkel in Spalier unter dem Mattenzelt knien. Ist der Sohn zurückgeführt worden, so gehen die Verwandten und Bekannten unter das Zelt und machen K'ot'ou.



Abb. 14. Der *hsiau-tzy* bringt der Ahnentafel seines Vaters Opfer.

Ist diese Zeremonie vorüber, so wird die Sänfte, an die man ein Kleidungsstück des Toten aufgehängt, zum Tore hinausgetragen auf einen Kreuzweg im Dorfe. Die papiernen Diener und Kisten werden neben die Sänfte gestellt. Auch ein Tisch mit Opfergaben wird dorthin gebracht, sowie ein Eimer, halb gefüllt mit dem 漿 水 *tschiang-schui*.

Nun wird die Ahnentafel auf einen Stuhl gestellt und von dem

[1] Sind mehrere Söhne in der Familie, so folgen sie stets ihrem ältesten Bruder. Der Einfachheit wegen spreche ich fernerhin nur von einem Sohne.

ältesten Sohne (孝子 *hsiau-tzy*) zur Sänfte getragen. Alle Leidtragenden gehen mit. Die Weiber halten Bündel brennender Räucherkerzen in den Händen und werfen fortwährend etwas davon auf den Weg. Die Musik spielt. Der *hsiau-tzy* ruft unterwegs in einem fort dem Verstorbenen zu, daß er in die Sänfte gehe.

Am Kreuzwege angelangt, wird der Stuhl mit der Ahnentafel vor die Sänfte gestellt. Dann macht der Sohn wie vorher unter dem Zelte K'ot'ou und opfert. Nachdem auch die Verwandten dasselbe getan, stellt der älteste Sohn (*hsiau-tzy*) die Ahnentafel in die Sänfte hinein, wobei er ruft: 爹娘上轎裡 *tie* (*nian*) *schan tschiau-le*, Vater (Mutter) komme in die Sänfte, verbrennt dann Räucherkerzen und schüttet das *tschiang-schui* aus. Die Weiber werfen zugleich alle Kerzen, die sie noch übrig haben, auf die Sänfte. Sänfte, Kasten und Diener werden darauf verbrannt und in möglichster Eile kehren alle klagend und weinend wieder nach Hause zurück. 誰先到家誰過的好 *schui sien tau tschia, schui kuo-ti hau*, wer zuerst zu Hause ankommt, der wird am meisten Glück haben.[1]

[1] In 鄆城縣 *Yüin-t'scheng-hsien* wird ein etwas anderer Ritus angewandt. Sobald der *hsiau-tzy* mit der Ahnentafel an der Sänfte angekommen, stellt er sie sofort in die Sänfte hinein, nimmt dann Räucherkerzen und verbrennt sie. Ein anderer Mann nimmt darauf den „Reisepaß" (路文 *lu-uin*) des Toten zur Hand und liest ihn laut vor. Ein solcher Paß hat etwa folgenden Wortlaut:

大清山東曹州府鄆城縣城南八里
河亡人某人大轎一乘轎夫四名箱子
一對箱夫四名內有金銀財寶無
數不許強魂惡鬼搶奪財物*

„Reich der Ta-T'sing, Provinz Schantung, Oberpräf. Ts'au-tschou, Unterpräf. Yüin-t'scheng, von der Stadt westlich (Richtung) 8 li, *x*. Dorf.

Ein Verstorbener, N. N., große Sänfte eine, Sänftenträger vier. Mögen sie wenig

* Der Text ist nicht in Ordnung, einiges fehlt, anderes ist verstellt. *Cy.*

Ist es bestimmt, daß der Tote erst nach längerer Zeit begraben wird (封柩 *fung-t'schiu*), so wird der Sarg jetzt an den Ort gestellt, wo er während dieser Zeit bleiben soll, meistens im *t'an-wu*. Nicht selten wird er auch in irgend eine Ecke des Wohnzimmers gestellt.

Die strenge Trauer dauert 70 Tage. An jedem 7. Tage wird Papiergeld verbrannt, weil der Tote an jedem 7. Tage einen 閻王 *Jen-wang*, Büttel der Unterwelt[1] antrifft. Besonders viel Papier wird am 35. Tage verbrannt.



Abb. 15. 判子 *P'aen-tzy* (*P'an-tze*), Helfer und Vertreter des Gottes der Unterwelt, 閻王 *Yen-uang* (sanskr. *Yama*).

4. Eigentliches Begräbnis. (發喪 *fa-san*.)

Beabsichtigt man den Toten zu begraben, so wird auf dem kaiserlichen Kalender nach einem günstigen Tage umgeschaut. Ist dieser gefunden, so gilt es die Vorbereitungen zu treffen.

Zunächst wird den Verwandten und Bekannten schriftliche Mitteilung gemacht (下書 *hsia schu*). Diese ist auf weißes Papier geschrieben, und hat etwa folgenden Wortlaut, wenn der Tod des Vaters angezeigt werden soll (Text s. S. 104):

„Todesanzeige. — (Ich) der pietätlose Sohn habe wider den Himmel gesündigt, aber meine Schuld rächte sich an meinem gestrengen Vater N. N. Nachdem er sich *x*. Jahre des Lebens erfreut, beschloß er leider im *x*. Monat, am *x*. Tage, in der *x*. Stunde sein Dasein im Sterbegemach. Wir haben geweint und (durch das Los) bestimmen lassen, am *x*. Tage des *x*. Monats den Sarg zu erheben und am richtigen Orte beizusetzen, und geben trauernd den Verwandten und Bekannten davon Nachricht.

Die verwaisten Söhne N. N. weinen Blut und neigen die Stirn zur

hohe Berge, mehr aber ebene Wege ziehn. Kisten ein Paar. Kistenträger vier. Die Kisten enthalten Gold und Silber und Reichtum ohne Maß. Die bösen Geister dürfen die Seele nicht verletzen oder ihr die Schätze nehmen.“ Der Paß wird darauf verbrannt, der *hsiau-tzy* nimmt Räucherkerzen und geht damit 10—20 Schritte abseits, wirft sie dort weg und läuft, so schnell er kann, mit den anderen nach Hause. Die Sänfte wird verbrannt.

[1] Sollte der alte indische Gott im Volksglauben von Schantung so tief gesunken sein? Denn es ist, wie auch der Name sagt, *Yama*, der König und Richter der Unterwelt. *Cy*.

告窆

不孝逆天禍延

嚴親某號府君享年某十某歲痛於某月某日某

時壽終正寢泣卜於某月某日扶柩安

葬塋次謹屬至戚哀此

報

聞

孤子某人泣血稽顙率[1]期[1]孫某人抆淚稽首

Erde; die Enkel mit einjähriger Trauerzeit trocknen ihre Tränen und neigen ihr Haupt zur Erde."[2]

Den Gelehrten (禮相 *li-sian*, eigentlich „Zeremonienhelfer") werden besondere Karten geschickt. Gerade diese spielen beim Begräbnisse eine große Rolle. Wenigstens vier von ihnen sollen anwesend sein.

Auf dem Friedhofe wie auf dem Hofe des Hauses werden Mattenzelte errichtet. Aus Papier, Leinen oder Seide werden in recht kindlicher Weise wieder eine Sänfte, ein Haus (瓦屋 *wa-uu*), ein Turm (Pavillon) (樓子 *lou-tzy*), einige Bäume (雪柳 *suo-liu*), einige Kisten (箱子 *siang-tzy*), Männer- und Frauenfiguren (童男童女院公院婆 *t'ung-naen, t'ung-nü, yuen-kung, yuen-p'uo*), Wagen und Pferde gemacht.

Ein Gelehrter muß die Grabrede auf den Toten (祭文 *tschi-uin*) schreiben, die man auf steifes Papier aufklebt.

[1] Wohl für 齊衰期服.

[2] Die Todesanzeige für die Mutter weicht nur unwesentlich ab. Beide Fassungen sind wohl nur Auszüge; das Faksimile einer vollständigen Todesanzeige (für die Stiefmutter) findet man auf der beigegebenen Tafel (Abb. 16), das einer solchen für den Vater bei de Groot, Rel. Syst. I, 111 f.



年十一月初十日開弔修經預日成主是日未刻發引合葬於本庄祖兆

祖塋先嚴鑑塘府 元妣馮 繼妣陸太君之墓系屬

友世戚誼哀此訃告



孤哀子林樹 湘桐 泣血稽顙

齊衰孫鴻 藻翰 泣稽首

緦孫鴻禧

緦曾孫泰 代山 宗 稽首拜



不孝樹湘等罪孽深重不自殞滅禍延

家繼慈

皇清待贈孺人孔太君痛於光緒三十一年十月二十五日申時壽終內寢距生於

道光十七年正月二十五日戌時享年六十九歲不孝等遵禮成服斧卜於來

[illegible]

任城北鄉大黃庄



Der Sarg steht innerhalb der Haustüre. Etwa einen Schritt vor der Türe ist ein Vorhang aus Bambusstäbchen (簾子 *lien-tzy*) aufgehängt, die Türe selbst ist durch zwei Tuchvorhänge verhüllt. Neben der Türe stehen der Pavillon, die Bäume und die Menschenfiguren aus Papier. Unter dem Zelte neben dem Bambusvorhang werden drei bis fünf Tische aufgestellt. Auf dem ersten Tische steht eine Ahnentafel aus Papier, vor derselben fünf Schüsseln Opferspeisen (供 *kung*) und fünf Schüsseln mit Brot. Der zweite Tisch ist für die Opfergaben der Fremden bestimmt, die aus Süßigkeiten oder Fleischspeisen oder den drei *scheng* 牲 Opfertieren, d. i. einem Schweinskopf, einem Hahn und einem Fische bestehen. Neben diesem Tische stehen zwei kleinere, auf den ein ganzes Schwein (猪 *tschu*) und ein ganzes Schaf (羊 *yan*) liegen. Auf dem dritten Tische stehen Kerzen, das Räuchergefäß, Schnapskrug und Gläschen. Auch werden dort an hohen Sorghostengeln zwei Papierstreifen (對子 *tui-tzy*), auf denen Sprüche geschrieben stehen, und eine Ehrentafel (匾 *pien*) angebracht. Unmittelbar vor diesem Tische steht ein irdener Krug, der mit einer grünbewachsenen Erdscholle bedeckt ist.[1]

Die Ausgangstüre des Mattenzeltes ist mit weißem Tuch verhängt. Rechts neben dieser Türe steht wieder ein Tisch, auf dem das Essen für den Toten aufgetragen wird, und ein Gestell mit einer Waschwasserschüssel.

Das Essen für den Toten besteht aus einem Hahnenkopf (雞頭 *tschi-t'ou*), an dem man noch einen Teil des Halses gelassen und den man mit dünnem, rotgefärbtem Eierkuchen überdeckt hat; nur der Kopf darf herausschauen; außerdem aus einer Eierspeise, die Äpfeln ähnlich sieht, aus Reis, Fisch, einem kleinen Stücke Fleisch, aus Fleischknödeln, zwei Tassen Thee, aus 毛血 *mau-hsie*, d. i. Schweinsblut, in das man Schweinsborsten hineingesteckt hat[2], und Brot. Auf dem Tische liegt auch das 白 *pei*, d. i.

[1] Dieser Krug muß einige Löcher haben. Der Tote muß nämlich in der Unterwelt sehr oft vor den Yen-wang, der ihn verurteilt zu den Bußen, die er leisten muß. Unter anderem muß er alles Wasser trinken, das er im Leben verschleudert hat. Durch die Löcher im Topfe fließt nun heimlich viel Wasser ab. Der Yen-wang wird also betrogen. [Zwei andere Erklärungen bei Grube l. c. 41/42 und Pekinger Totengebräuche (Jonrn. Peking Oriental Society IV), S. 38. S. auch nnten S. 109]. *Cy.*

[2] Vermute ich recht, so hat dies befremdliche Gericht ein außerordentlich hohes Alter, denn es geht in eine Urzeit zurück, die den Gebranch des Feuers noch nicht kannte. Wenigstens erklärt das *Li-ki* (4 (9), 45b = SBE 27, 369), und wohl mit Recht, daß man im höchsten Altertum, ehe das Fener bekannt war (未有火化 *wei yo huo-hua*), das Blut der Tiere getrunken und ihr Fleisch mit den Haaren gegessen habe (飲其血茹其毛 *yin k'i hieh, ju k'i mao*). Das Opferritual hat die Erinnerung daran in dem nnerläßlichen Ingrediens des 血毛 *hieh-mao* „Blut nnd Haar“ bewahrt, (*Li-ki* 4 (9), 46b; 5 (10), 18a = SBE 27, 371, 412). *Cy.*

ein kleines Röllchen aus Papier, in welchem die Seele sich aufhalten soll, ein Paar Eßstäbchen, ein Löffel, ein Schnapskrug und drei Gläschen, ein Teetopf. In der Zelttüre wird ein 雲牌 *yüin-p'ē*[1] angebracht.

Vor dem 二門 *öl-men* (zweiten Tor), das mit einem weißen Tuche verhangen ist, steht ein Tisch, auf dem das *tschi-uin* mit zwei Kerzen und einem Räuchergefäß steht. Die Leidtragenden müssen alle hier *tschuo-i* machen, wenn sie vorübergehen. — In dem zweiten Tore hängt an der Wand ein Tamtam.



Abb. 17. Trauerhaus eines Vornehmen: Zweites Tor. Im Hintergrunde die Ehrentafel.

An dem Rahmen des großen Tores ist weißes Tuch angebracht. Vor dem Tore steht eine große Pauke (鼓 *ku*).

Auch das Grab muß frühzeitig fertig gestellt werden. (Grab gewöhnlich 炕 *k'eng*, Grube, genannt.) Jede Familie hat ihren eigenen Friedhof. Die Eltern werden in ein gemeinschaftliches Grab gelegt. Wird nur Eines von den Eltern begraben, so begibt sich der älteste Sohn mit dem 陰陽先 *yn-yan-sien*, dem Geomanten,[2] der es versteht, die richtige, günstige Lage der Gräber zu finden, zum Friedhofe hin. Ist der Ort

[1] Das *Yuin-p'e* ist ein ankerähnliches, flaches Eisen, das als Glocke gebraucht wird.

[2] Über diese dem Chinesen unentbehrliche Klasse und ihre Wissenschaft, das 風水 *feng-schui*, vgl. de Groot, The Religious System of China I—III pass. *Cy.*

gefunden, so zeichnet der *Yn-yan-sien* mit dem Schnabel eines lebenden Hahns (鷄 *tschi*, Hahn, für 吉 (利) *tschi-(li)*, glücklich, gut)[1] ein Kreuz auf den Boden und schüttet etwas Schnaps darauf. Wo das Kreuz gezeichnet ist, wirft der Sohn eine Schaufel Erde aus. Der *Yn-yan-sien* schreibt darauf auf einen Dachziegel folgende Worte: 勅令殺鬼 *t'schy-ling scha kui*, auf göttlichen Befehl töte ich den bösen Geist. Außerdem macht er einen kleinen Bogen, an dem drei Pfeile befestigt sind (弓箭 *kung-tschien*) und legt den Dachziegel auf den Bogen (s. Skizze Abb. 18).[2]

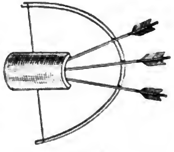


Abb. 18.

Am Vorabend vor dem Begräbnisse nach dem Essen bekleiden sich die Söhne des Verstorbenen mit den 孝衣 *hsiau-i*, Trauerkleidern, die meist geliehen werden, und die aus dem 孝袍子 *hsiau-p'au-tzy*, einem langen, weißen Rock aus grobem Tuch, dem 斬衣 *tschen-i*, einem Stück Tuch aus grobem Sackleinen, dem 亮冠 *leang-kuen*, einem pferdezaumähnlichen Gestell, das auf dem Kopf getragen wird, der 孝帽子 *hsiau-mau-tzy*, einer weißen Mütze, dem 孝繩 *hsiau-scheng*, einem groben Strick aus Hanf, der um die Lenden getragen wird, dem 哀杖 *ngē-tschan*, einem kurzen Weidenast und den 孝鞋 *hsiau-hsie*, weißen Schuhen bestehen. Die Weiber tragen grobe weiße Röcke und weiße Mützen, oft auch einen weißen Schleier.

Darauf wird der älteste Sohn von dem 小常 *siau-t'schang*, einem Manne, der ihn bei den Begräbnisfeierlichkeiten stets stützen und führen muß, zum Sarge geführt und werden dieselben Zeremonien veranstaltet, die auch beim kleinen Begräbnis stattfanden. Die nächsten Verwandten

[1] Es ist mir zweifelhaft, ob hier ein Wortspiel vorliegt und nicht vielmehr die Anschauung, daß der Hahn als Repräsentant des männlichen Prinzips (陽 *yang*), dem auch die Lebensenergie zugehört, die Seele stärke, und daß er die Geister der Finsternis im Grabe zurückhalte. Vgl. de Groot a. a. O. S. 200. *Cy.*

[2] Mit diesem Ziegel und Bogen hat es folgende Bewandtnis: In alten Zeiten lebte ein gewisser 左備桃 *Tschuo Pei-t'au*, der mit einem 楊景哀 *Yang Tsching-ngē* sehr befreundet war. *Tschuo Pei-t'au* starb und sein Freund begrub ihn. Nun kam aber der 京珂鬼 *Tsching-k'o-kui*, der böse Geist *Tsching-k'o*, fortwährend an dieses Grab und beunruhigte den *Tschuo*, der sich aber gründlich wehrte. In großer Not gab aber *Tschuo Pei-t'au* dreimal nachts im Traume seinem Freunde Kunde von seiner Lage und dieser nahm sich deshalb das Leben, um dem Freunde beistehen zu können. Beide vereint, je mit einem Säbel bewaffnet, konnten den *Tsching-k'o-kui* übermannen und vertrieben ihn nach Nordost. Der Dachziegel soll den Schild vorstellen, die Pfeile sind nach Nordosten gerichtet.

und Bekannten sind dabei anwesend und verbrennen Papier. Die Weiber verbrennen schon in der Dämmerung Papier.

Am Begräbnistage selbst beginnen die Zeremonien schon in aller Frühe. Jedesmal, wenn ein Leidtragender kommt, wird er unter dem großen Tore von einem jungen Manne oder Knaben empfangen, der einen flachen Korb in der Hand hält, in den man das mitgebrachte papierne Geld (*si-puo*) legt. Der Knabe schlägt dann einmal auf die Pauke, die Musikbande, die auch am Tore steht, spielt, der Leidtragende macht den zwei Leuten, die in weißen Gewändern mit Zeremonienhüten bekleidet ebenfalls als Ehrenwachen stehen, *tschuo-i* und folgt dann dem Knaben ins Innere des Hauses. Beim zweiten Tore und vor dem Mattenzelt sind ebenfalls Ehrenwachen postiert. An dem zweiten Tore angekommen, schlägt der Knabe einmal auf den Tamtam und der Gast macht den beiden Ehrenwächtern wieder *tschuo-i*. Nun tritt er in das Zelt ein. Sofort macht er der Leiche *tschuo-i* und darauf K'ot'ou und klagt auf dem Boden liegend einige Augenblicke. Darauf schlägt der Knabe auf das *Yuin-p'ē* und ruft laut ins Zelt hinein: 謝客 *sie k'ei*, danket dem Gaste. Der älteste Sohn kommt sofort aus dem Hause heraus und macht dem Gaste K'ot'ou. Der Gast kehrt darauf zurück, und nun müssen die Ehrenwachen ihm *tschuo-i* machen.

Jeder Gast muß Geld oder andere Geschenke mitbringen, welches oben an einem eigens aufgestellten Kassentische abgegeben wird. Es dient das als Entgelt für die spätere Mahlzeit oder, falls es Geschenke sind, als Anerkennung für die Verdienste oder Tugenden des Toten.

Besondere Aufmerksamkeit wird den Gelehrten (禮相 *li-siang*) zugewandt. Wenn sie ankommen, werden sie in ein eigenes Fremdenzimmer geführt, wo ihnen zunächst gut aufgewartet wird. Nachdem sie gefrühstückt haben, wird der älteste Sohn zu ihnen geführt, damit er ihnen K'ot'ou mache und sie bitte, unter das Zelt zu kommen. Diese ziehen darauf ihre besseren Kleider, Stiefel und Zeremonienhut mit Knopf an, bleiben aber vorerst noch im Fremdenzimmer. Erst wenn der Sohn zum zweitenmal kommt und sie abermals bittet, folgen sie ihm. Sobald sie ins Zelt eintreten, wird dreimal geschossen. Sie stellen sich an den vier Ecken des Opfertisches auf. Sind es ihrer sechs, so setzen sich zwei auf eine Bank vor den Tisch.

Nun ruft der eine: 執事者各執其事 *tschy-schyh-tscho ko tschy t'schi schyh*, jeder stelle sich auf seinen Platz [eigentlich: jeder begebe sich an sein Geschäft]! Nachdem das geschehen, ruft er: 作淨棚樂 *tschuo tsching p'ung yöoh* [?], machet das Zelt rein! und nun müssen alle, die unter dem Zelte nichts zu tun haben, hinausgehen. Er ruft dann

weiter: 引孝男出廬 *yn hsiau-naen t'schu lu*, führet den *hsiau-tzy* aus dem Trauergemach herbei! Dieser kommt darauf, vom *siau-t'schang* geführt, tief vom Schmerz gebeugt an seinem Weidenaste, heraus. Der Gelehrte ruft weiter: 孝男淨面 *hsiau-naen tsching mien*, der *hsiau-tzy* möge das Antlitz reinigen. Dieser geht zur Waschschüssel hin und wäscht sich das Gesicht. Hierauf muß er, wie beim „kleinen Begräbnis" vor den Opfertisch treten, K'ot'ou machen und opfern. Der *li-siang* ruft: 引孝男捧白 *yn hsiau-naen p'ung pei*, man führe den *hsiau-tzy* zum Darbringen des *pei!* Der *hsiau-tzy* nimmt darauf das 白 *pei*, in dem sich die Seele aufhalten soll und trägt es zwischen den gefalteten Händen ins Totenzimmer, wo er es auf einen Tisch zu Füßen des Sarges legt. Hierbei schreiten zwei Gelehrte ihm voraus. Ist dies geschehen, so ruft der Gelehrte wieder: 行初獻禮 *hsing t'schu-hsien-li*, man bringe den ersten Gang des Opfermahles! [Wörtlich: Man erfülle den Ritus der ersten Opfergabe.] Der *hsiau-tzy*, wieder von zwei Gelehrten geführt, nimmt nun die erste Reihe des Totenessens (擺獻 *pē-hsien*) (NB. dies ist in drei Reihen aufgestellt), den Hahnenkopf, Reis und Tee und bringt sie ebenfalls auf den Tisch vor dem Toten. 讀誥文 *tu kau-uin*, man lese die Grabrede! ruft jetzt der Gelehrte, und der Sohn geht zur *öl-men*, wo das *uin* (Grabrede) des Toten auf dem Tische aufgestellt ist, kniet sich hin und während er auf dem Boden fortwährend klagt und weint, liest sie einer vor. Nun ruft der Gelehrte 行中獻禮 *hsing tschung-hsien-li*, man bringe den zweiten Gang! und 行亞獻禮 *hsing ya-hsien-li*, man bringe den dritten Gang! und die zweite und dritte Reihe des Essens wird auf den Tisch vor den Toten getragen. Zuletzt wird noch einmal Tee 獻茶 *hsien-t'scha* dorthin getragen. Dann befiehlt der Gelehrte: 破菜 *p'uo t'schē*, verteilet das Gemüse! Einer der Leidtragenden nimmt darauf etwas Gemüse mit der Hand aus den Schüsseln und läßt es auf den Boden fallen. Weiter ruft der Gelehrte: 分食點酒點茶 *fen schyh, tien tschiu, tien t'scha*, zerteilet das Brot, sprengt den Wein und den Tee aus! und es wird Brot zerbröckelt und auf die Erde gestreut, Schnaps und Tee ausgegossen. 掩門 *yen men*, schließet die Türe! lautet der weitere Befehl. Die Türe des Totenzimmers wird geschlossen, damit der Tote in Ruhe essen könne. Kurz darauf ruft der Gelehrte: 作樂 *tschuo yöo*, die Musik spiele! und während diese ihre Trauerweisen spielt, setzen sich alle, die unter dem Zelte sind, hin und rauchen einige Pfeifchen. Die Musik läßt sich bald ein zweites und noch ein drittes Mal befehlen (又作樂三作樂 *yu tschuo yöo, san tschuo yöo*) und spielt jedesmal etwas.

Endlich hat der Tote genug gespeist und der *li-siang* ruft: 開門 *k'e men*, öffnet die Türe!

„Die großen Zeremonien sind nun beendigt und die Gelehrten legen ihr Amt nieder“ (大禮成畢諸相退位 *ta-li t'scheng-pi, tschu-siang t'ui ui*) ruft der Gelehrte nun und verläßt dann mit den anderen das Zelt. Beim Verlassen wird wieder dreimal geschossen. Der *hsiau-tzy* geht ihnen sofort nach und macht ihnen zum Dank im Fremdenzimmer K'ot'ou.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo der Sarg hinausgetragen wird auf den Friedhof. Vor dem Tore liegt das schwere Traggestell (喪架子 *san-tschia-tzy*) und vor dieses wird nun ein Stein gelegt und werden zwei Tische für die Opfergaben aufgestellt. Bei dem Hinaustragen des schweren



Abb. 19. Sänfte, in der die Ahnentafel beim Begräbnis dem Sarge vorangetragen wird.

Sarges geht der *hsiau-tzy* voraus, klagend und tief auf seinen Stab gebeugt, in der einen Hand den Wasserkrug (盆子 *p'en-tzy*), den ich oben erwähnt habe. Sobald der Sarg auf das Gestell niedergelassen ist, wirft er ihn auf den Stein, daß er in tausend Stücke geht (摔盆子 *schui-p'en-tzy*). Diese Zeremonie ist von großer Wichtigkeit. Der Krug dient in der Unterwelt als Geldkasten. Derjenige, der diesen Krug zerbricht, ist der eigentliche Erbe. (Von besonderer Wichtigkeit ist das bei solchen, die keine Söhne haben und irgend einen Verwandten als Sohn angenommen haben. Töchter können den Krug nicht zerbrechen, weil sie ja auch nicht Erben sein können.)

Hierauf wird der Sarg einige Schritte vorwärts getragen bis zu den

Opfertischen. An den vier Ecken des Tisches stehen wieder die Gelehrten und einer ruft dem *hsiau-tzy* zu: 跪 *kui*, knie nieder. Der Sohn macht K'ot'ou und bleibt auf dem Boden liegen, während die Leichenrede abermals verlesen wird. Ist dieses geschehen, so machen alle Umstehenden K'ot'ou und klagen. Dann wird der Sarg auf den Friedhof getragen.[1]

Der Sohn und die nächsten Verwandten gehen vor dem Sarge her unter fortwährendem lautem Weinen und Klagen. Der Sohn trägt dabei das *fên* (幡), eine Art Fahne aus Papier. Die Weiber, die den Sarg unter lautem Wehklagen an das große Tor begleitet haben, fahren auf Wagen dem Leichenzuge nach.

Sind unterwegs die Sargträger müde und wechseln miteinander ab, knien alle Trauernden nieder und machen ihnen K'ot'ou.

Auf dem Friedhofe angelangt, wird der Sarg sofort ins Grab versenkt. Der trauernde Sohn und die Frauen knien unterdessen laut klagend an seinem Fußende. Auf den Sarg legt man den Bogen, nach Nordost gekehrt, und den Dachziegel, wie ich sie oben beschrieben habe. Außerdem werden fünf Arten Getreide (五穀粮 *wu-ku-leang*) ins Grab gestreut. (In Mung-yn wird ein Gefäß mit den fünf Getreidearten in der Grabwand angebracht.) Vor den Sarg stellt man die Schüssel mit dem *tau-t'ou-fen*. (In Uinschan kehrt man, bevor der Sarg ins Grab gelassen wird, an den vier Ecken und in der Mitte des Grabes (掃墳 *sau fen*). Auf den Sarg legt man sieben Sapeken, die man aber wieder sofort herunterkehrt und wegwirft (長命錢 *t'schang-ming-t'schien*, Geld des langen Lebens).

Darauf geht der *hsiau-tzy*, in der einen Hand das *fên*, dreimal um das Grab herum und wirft Erde hinein. Er weint jetzt nicht mehr. Beim letztenmal wirft er das *fên* weg. Die Weiber folgen dem *hsiau-tzy* dreimal um das Grab und werfen auch Erde hinein. Sobald der *hsiau-tzy* das *fên* weggeworfen hat, windet er den Zopf fest um den Kopf und um die Mütze (*hsiau-mau-tzy*) herum. Nun werfen auch die übrigen Leidtragenden Erde ins Grab.

Unterdessen werden die Papierfiguren, die auf dem Friedhof in bestimmter Ordnung aufgestellt worden (zuerst das Haus, dann die Bäume, Pavillon, und dann in Reih und Glied die Menschen- und Tierfiguren) verbrannt. Sie sollen dem Toten in der Unterwelt dienen.

Hierauf ziehen alle nach Hause, in größter Unordnung. „Wer zuerst zu Hause ankommt, zieht das Glück auf sich." Der *hsiau-tzy* und die

[1] In Tjü-tschou wird, sobald der Sarg aus dem Hause getragen wird, ein Stück 豆腐 *tou-fu* (Bohnenkäse) auf die Türschwelle gelegt und sofort wieder weggenommen (bedeutet: 都享福 *tou* (*hsian*) *fu* „alles Glück"). In Mung-yn wird ein Stück *tou-fu* vor dem Leichenzug getragen.

Weiber fangen, sobald sie im Totenzimmer angekommen sind, noch einmal an zu klagen.

Das *fĕn* wird oben auf den Grabhügel gesteckt, „damit der Tote atmen könne.“[1]

Der Chinese begräbt seine Toten nur 1 bis 1½ Fuß tief, häuft aber auf den Sarg einen je nach Rang und Würde höheren oder niedreren Hügel auf.

Die Gäste sammeln sich, zu Hause angekommen, um die Tische zum Mahl. Jedesmal, wenn neue Gerichte aufgetragen werden, muß der *hsiau-tzy* K'ot'ou machen (安菜安飯安酒 *ngen t'schĕ, ngen fĕn, ngen tschiu*). Er darf auch während der ganzen Zeit nicht auf einem Stuhle oder einer Bank sitzen. Ist die Mahlzeit vorüber, so verabschiedet sich jeder beim *hsiau-tzy*, der ihm abermals K'ot'ou machen muß. Überhaupt muß er dies jedem Menschen tun, den er an diesem Tage trifft.

Am Abend wird dem Toten eine Lampe aufs Grab gebracht, die aus Mehlteig gemacht ist (晃魂燈 *huang-huin-teng*).

Am zweiten Tage nach dem Begräbnisse werden die Gelehrten noch einmal zur Mahlzeit eingeladen, aber die Sitte verbietet ihnen, der Einladung Folge zu leisten. Ebenso werden diejenigen eingeladen, die sich beim Begräbnisse verdient gemacht haben; sie erscheinen auch alle.

Am dritten Tage geht die ganze Familie aufs Grab hinaus und opfert dort, verbrennt Räucherkerzen und Papier und klagt. Die weißen Mützen

---

[1] Ein gewisser 蔡倫 *T'sche Luin* soll zuerst Papier verbrannt haben. Er stellte sich tot und stand nach drei Tagen wieder auf. Seinem Sohne hatte er aufgetragen, beim Begräbnis eine hohe, hohle Bambusstange aufs Grab zu stecken, die bis in den Sarg reiche. [T'sai Lun ist der Erfinder des Papiers (105 n. Chr.), das ja dann im 8. Jahrhundert über Samarkand seinen Weg auch zu uns gefunden hat (vgl. Hirth, Chines. Studien 1, 266 ff.). Wenn ihm die Überlieferung auch die Erfindung der Papier-Totenopfer zuschreibt, so irrt sie wohl darin; diese Sitte ist, wie de Groot (Relig. Syst. of China 712 ff.) zeigt, wohl nicht vor dem 3. oder 4. Jahrhundert in China aufgekommen — vielleicht durch den Buddhismus. Sonst aber ist es ein sehr alter chinesischer Brauch, der wohl auch anderwärtige Analogien hat, nur Nachahmungen wirklicher Geräte und Gefäße in das Grab mitzugeben. Schon das *Ngi-li* (13, 4^b) spricht von den 明器 *ming-ki* „Geistergeräten“, die dann im *Li-ki* (2, 28^b, 52^a = SBE 27, 148, 173, vgl. auch de Groot l. c. 393) angeblich von Confucius selber als scheinbar vollständig, aber nicht brauchbar definiert und mit den Grabbeigaben von Tonwagen und Strohpuppen in eine Reihe gestellt werden. (Vgl. dazu die Bemerkungen *Sün-tze's* 13 (19), $12^{a/b}$), der sie auch 鬼器 *kui-ki* „Dämonen-(Seelen-)Geräte nennt). Diese wieder — statt der Menschen darstellenden Strohpuppen hatte man zu Confucius Zeit übrigens auch Automaten — sind der Ersatz einer zivilisierteren Zeit für die wirklichen Menschen und Tiere, die dem Toten ehedem ins Grab folgten (殉 *sün*) — eine barbarische Sitte, die dennoch und trotz offizieller Abschaffung im 13. Jahrhundert beim Kaiserhause noch im 17. Jahrhundert geübt wurde (vgl. auch de Groot, Rel. Syst. pass.; Yule, Travels of M. Polo² I, 203). *Cy.*]

und Schleier werden am Grabe in Stücke zerrissen — sie verwandeln sich später von selbst wieder in Tuch —, der Gürtel aus Hanf wird ebenfalls zerrissen — er wird wieder zu Hanf. Der Weidenast wird ins Grab gepflanzt. Manchmal wächst er noch, und das gilt für ein sehr glückliches Vorzeichen.

Während es in Tsau-tschou-fu nicht gebräuchlich ist, daß Bonzen das Begräbnis begleiten, gehen diese in Tsi-ning und Jen-tschou-fu mit, beten und musizieren dabei.

Der *hsiau-tzy* darf sich nach dem Tode seiner Eltern 100 Tage lang den Kopf nicht rasieren lassen. Drei Jahre lang muß er bei der Trauer um den Vater, bei der um die Mutter 2½ Jahre weiße Schuhe und im Zopf eine weiße Zopfschnur tragen. Ist er ein Gelehrter, so muß er, wenn er unterwegs ist, 100 Tage lang jeden Stein, der im Wege liegt, aufheben. Drei Tage lang darf er das Totenzimmer und mindestens fünf bis sechs Tage lang das ganze Gehöfte nicht verlassen.

In alten Zeiten mußte der Sohn drei Jahre lang das Haus hüten, doch scheint dieser Gebrauch schon sehr früh wenig eingehalten worden zu sein.[1] In *Schy-tsching* klagt der Dichter schon hierüber und schreibt:

„Daß ich doch einen weißen Hut erblickte,
Einen Mann, dem es ernst ist, in Magerkeit verzehrt!
Mein Herz ist zerrissen, in Traurigkeit versenkt.
Daß ich doch ein weißes Kleid gewahrte!
In Schmerz zerrissen seufzt auf mein Herz!“ usw.[2]

Sind junge, unverheiratete Leute gestorben, so trauern nur ihre Eltern und Geschwister um sie. Ein feierliches Begräbnis findet nicht statt. Oft gönnt man ihnen nicht einmal einen Sarg.

---

[1] Das ist wohl etwas zu allgemein ausgedrückt. Bei der dreijährigen — oder richtiger 25—27 Monate währenden — Trauer um den Vater mußte der Leidtragende zuerst in strenger, dann in einer zugleich mit den äußern Abzeichen der Trauer sich stufenweise mildernden Zurückgezogenheit leben. Abweichungen von den strengen Regeln und Versuche, sie umzuändern, sind ja wohl vorgekommen; auch Confucius z. B. tadelt (in seinen „Gesprächen“ XVII, 21) einen seiner Schüler, der danach strebte. (Der Weise gibt, nebenbei bemerkt, hier auch einen Grund für die dreijährige Trauer an: weil dies nämlich dem Zeitraum entsprach, in dem ein Kind von seinen Eltern gepflegt wird.) Aber dergleichen scheint doch nur die Ausnahme gewesen zu sein. Denn man darf nicht vergessen, daß die Trauerzeremonie und der eng damit verbundene Ahnenkultus auch politische Einrichtungen waren und sind. Das ist auch ein Hauptgrund, warum jede fremde Religion, die den Ahnenkult antastet, als staatsgefährlich empfunden wird. Das Thema ist übrigens viel zu umfangreich, um hier auch nur einigermaßen erschöpfend behandelt werden zu können. Vgl. darüber de Groot, Rel. Syst. Kap. VI und sonst. *Cy.*

[2] Vgl. P. Pieper, Unkraut, Knospen und Blüten aus dem „blumigen Reiche der Mitte“. Steyl 1900 (Missionsdruckerei). S. 276—293.

Solche, die sich das Leben genommen, werden, wenn verheiratet, wie oben begraben.

Interessant dürften die Belebungsversuche sein, die bei solchen gemacht werden, die sich aufgehängt oder ertränkt haben.

Man faßt den Erhängten vorsichtig bei den Beinen, während einer ihm mit einem Buche vorsichtig den Mund zuhält. Dann schneidet man den Strick durch und setzt den Erhängten mit untergeschlagenen Beinen auf eine Decke. Dabei hält man ihm immer den Mund fest zu. Es soll wirklich vorkommen, daß solche Leute wieder zum Leben kommen, oft erst nach einer Stunde. Anfangs sollen sie nur „nach außen" atmen, langsam soll dann auch „das Atmen nach innen" wieder einsetzen. Solange hält man auch den Mund zu. Dann aber legt man sie auf eine Decke. Während dieser Procedur steigen einige auf die Dächer der umliegenden Häuser, schlagen mit einem großen Löffel auf einen breiten Korb und rufen in einem fort: 家來罷 *tschia le-pa*, komm nach Hause. Sie rufen die Seele.[1]

Diejenigen, welche sich ertränkt haben, legt man quer über einen Ochsen, den Kopf auf der einen, die Füße auf der anderen Seite, damit das Wasser herausfließen kann.

Als ich mehrmals schon gelehrteren und vornehmeren Chinesen meine

[1] Das Zurückrufen der Seele (招魂 *chao-hun* „die Seele herbeiwinken", oder 叫魂 *kiao-hun* „die Seele rufen" (doch s. oben S. 74), ist (trotz Jih-chih-luh K. 15) ein uralter chinesischer Brauch, der noch auf die Anschauungen einer prähistorischen Zeit zurückgeht. Er bestand ehemals wesentlich darin, daß man mit den Gewändern des Verstorbenen das Dach bestieg und, indem man sie winkend bewegte, seine Seele aufforderte, zurückzukommen. Man hoffte dabei, die Seele werde ihre Kleider wiedererkennen und hineinschlüpfen. Diese Sitte hat sich hier gewissermaßen gespalten: die Verwendung der Kleider ist nur noch auf den oben beschriebenen Fall (S. 74), das Besteigen des Daches auf den vorliegenden beschränkt. Immerhin ist sie hier, wenn auch nur für gewiße Todesarten üblich, noch sehr altertümlich; sowohl in Peking (vgl. Grube, Peking. Totenbr. S. 15, 29) wie in Südchina hat sie sich stark verändert. S. darüber de Groot, Rel. Syst. bes. S. 245 ff. Soviel ich sehen kann, ist ihm übrigens eines der ältesten und zugleich auch in andern Beziehungen interessantesten Zeugnisse dafür entgangen, nämlich ein Gedicht des Sung Yüh (um 300 v. Chr.) mit dem Titel 招魂 *Chao-hun*, worin diese die Seele seines Oheims K'üh Yüan (s. o.) zurückruft. Es darf hier um so eher erwähnt werden, als sich ja auch K'üh Yüan ertränkt hatte.

Der Glaube, daß die Seele besonders innige Beziehungen zu den Kleidern habe, spricht sich in fast grotesker Weise in einem Brauche der Si-yüan-Man (Kuangsi, jetziger Bez. Sin-ning) aus, von welchem Ma Tuan-lin (Wen-hien-t'ung-k'ao K. 330, 9ᵇ; d'Hervey de St.-Denys, Ethnogr. II, 263) nach einer älteren Quelle berichtet. Wenn nämlich ein Mann dieses Stammes von weither heimkehrte, so mußte er 30 Li von seiner Wohnung entfernt Halt machen und sich seiner Unterkleider entledigen, damit sie ein ihm entgegengesandter Zauberer in Empfang nehmen, in ein mitgebrachtes Körbchen stecken und ihn dann, vorangehend, nach Hause geleiten konnte. Man meinte dadurch die Heimkehr auch der Seele zu sichern. *Cy.*

Zweifel ausdrückte über die Belebungsversuche bei Erhängten und ihnen die Art und Weise angab, wie dieselben in Europa vorgenommen würden, erhielt ich zur Antwort: 不中不中 *pu tschung, pu tschung*, das geht nicht. „In Europa mag das gehen, hier aber im ‚Reiche der Mitte‘ geht das nicht.“

Nachtrag.

In dem Gebiete von Tsi-mi-hsien, Kiautschou, finden einige Abweichungen obiger Gebräuche statt, die ich im folgenden kurz anführe.

I. Bei Verlobungen und bei der Hochzeit.

1. Die Braut muß im Winter wie im Sommer wattierte Kleider (Winterkleider) bei der Hochzeit anziehen.

2. Wenn die Braut beim Hause des Bräutigams die Sänfte verläßt, muß sie sich zuerst an einer Feuerschüssel (火盆 *huo-p'en*) Hände und Füße wärmen. (Bedeutet Frieden, Eintracht. 火 *huo* Feuer für 和 *huo* Frieden.)

3. In die Kisten, in denen die Geschenke der Braut und die Aussteuer getragen wird, werden außer Geld (s. o.) [栗子] *li-tzy* [Kastanien] (= zahlreiche Nachkommen [立子 oder gar 黎子 *li-tze? Cy.*]) und 棗 *tschau*, die Früchte des Zizyphus gelegt.[1]

4. Wenn die Braut „Himmel und Erde“ geopfert hat und ins Brautgemach geht, wird auf die Türschwelle ein roter Teppich gebreitet, auf den man einen 鞍子 *ngan-tzy* Sattel und zwei Diau Geld legt, zwischen denen die Braut hindurchschreiten muß. (鞍 *ngan* für 安 *ngan* Friede, cf. oben S. 87 Anm.).

5. Als Opfer gebraucht man drei Schüsseln mit Brot und drei Räucherkerzen.

6. Bräutigam und Braut trinken Schnaps (s. o.), jedoch so, daß sie zuerst die Gläschen halb leeren und dann die noch übrige Hälfte wieder miteinander vermengen und abermals trinken. Wenn die Braut nicht trinken kann, schüttet sie ihren Teil unter das Fenster an die Wand.

7. Wenn der Bräutigam das Brautbett besteigt, nimmt er einen Kuchen (麵糕 *mien-kau*), legt ihn an den Fuß des Bettes und tritt darauf. (Bedeutet, daß ein Tag der Ehe besser sei wie der andere.)

8. Die Braut bringt vom Hause eine Schüssel mit Nudeln mit, die auf dem Brautbett gemeinschaftlich von Braut und Bräutigam gegessen werden (長壽麵 *tschang-schou-mien*, Nudeln des langen Lebens).

[1] Wenn diese auch in dortiger Mundart 棗兒 *tsao-erh* heißen, so läge darin, wie in Peking das Wortspiel 早兒 „rasch Söhne!“ S. über die Bedeutung dieser Früchte die Einleitung. *Cy.*

II. Bei Begräbnissen.

1. Liegt jemand im Sterben, so wird ein altes Weib gerufen, das in der Hand ein Nudelholz hält, mit dem sie nach Süden zeigt. Sie spricht dabei: *i-t'schuang tschin, öl-t'schuang jn, saen-t'schuang t'schuang k'e naen-t'ien-men.*

Darauf fangen die Anverwandten an, laut zu weinen.

2. Am zweiten Tage werden abends Figuren aus Papier, die Menschen, Pferde, Wagen usw. darstellen, zum 土地廟 *tu-ti-miau,* dem Tempel des *T'u-ti* getragen und dort verbrannt. Man nennt das 送盤費 *sung-p'aen-fei,* Reisegeld spenden.

3. Ein *t'schuen-huen-jin,* vollkommener Mensch, d. i. ein solcher, der verheiratet ist und Knaben und Mädchen hat, bäckt einen Kuchen aus Weizenmehl und steckt in dessen Mitte zwei Paar Eßstäbchen. In einem Korbe wird dieser Kuchen, außerdem ein Stück buntes Tuch, buntes Garn, Kastanien und Zizyphuspflaumen zum Grabe getragen und nach dem Begräbnis vom ältesten Sohne des Toten wieder nach Hause gebracht, wo alles unter die nächsten Verwandten verteilt wird.

4. Von einem „vollkommenen Menschen“ wird ein Stück 豆腐, Bobnenkäse, zurecht gemacht. Wenn der Sarg aus dem Hause hinausgetragen wird, wird dieser Käse schnell hineingetragen. Nach dem Begräbnis wird dieser Käse zusammen mit den Nudeln oder dem Hirsebrei, der dem Toten bereitet worden, gekocht und verteilt. (Wortspiel wie oben S. 110 Anm.)

5. Wenn der neue Sarg ins Haus gebracht wird, legt man, bevor der Tote hineingelegt wird, einen Scheffel Weizen, einen Scheffel Hirse, ein rotes Kleid und zwei Äxte hinein und läßt diese Sachen eine kurze Weile darin liegen.

6. Dem Sohne und der Tochter wird nach dem Tode der Eltern je eine Locke abgeschnitten und an diese ein Stück Geld gebunden. Das Geld mit der Locke wird dem Vater auf die linke, der Mutter auf die rechte Seite gelegt.

7. Beim Ausheben des Grabes muß der *hsiau-tzy* dreimal zuerst die Erde aufhacken. Beim Begräbnis wirft er drei Hände voll Erde auf den Sarg ins Grab, außerdem Kastanien (*li-tzy*) und Zizyphuspflaumen (*tsau*), die er in einem Taschentuch von Hause mitgebracht hat. Beim Nachhausegehen nimmt er in diesem Taschentuch drei Handvoll Erde mit, die er unter den Getreidekorb dort schüttet.

8. Beim Begräbnis wird auf dem ganzen Wege papiernes Geld vor dem Sarge hergestreut, um die „armen und hungrigen Geister“ (nämlich der kinderlos Verstorbenen, die heimatlos und ohne Totenopfer sind), zu beschwichtigen, damit sie dem Toten nicht schaden

---

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 2.

AUS DEM LEBEN
DER
ARABISCHEN BEVÖLKERUNG IN SFAX

(REGENTSCHAFT TUNIS)

VON

DR. MED. KARL NARBESHUBER
K. K. ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHEM VICE-CONSUL IN SFAX

MIT EINEM BEITRAGE VON PROF. HANS STUMME IN LEIPZIG

R. VOIGTLÄNDERS VERLAG
LEIPZIG 1907.

Die hier veröffentlichten Darstellungen aus dem Leben der arabischen Bevölkerung der tunisischen Hafenstadt Sfax oder Sfakès (die Franzosen belieben beide Schreibweisen; arabisch heißt der Ort سفاقس sfâqẹ̄ṣ; im Altertum hieß er Taphura oder Taparura) sind vom Verfasser im Jahre 1903 aufgezeichnet worden; sie sind ganz speziell ethnographischen Charakters, während wir in unserm Artikel „Anthropologisches aus Süd-Tunesien“ in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 34 (Wien 1904) mehr die medizinischen Verhältnisse jener Nordafrikaner geschildert haben. Für die, im Sfaxer Lokaldialekt des tunisischen Arabisch gegebenen Texte oder einzelnen Wörter ist das Umschriftsystem des Leipziger Universitätsprofessors Dr. Hans Stumme (der übrigens diesen Artikel mit durch die Korrektur gesehen hat) in Anwendung gebracht worden, — vgl. die folgenden Werke dieses Gelehrten: Tunisische Märchen und Gedichte, 2 Bände, Leipzig 1893, Tripolitanisch-tunisische Beduinenlieder, ebenda 1894, Grammatik des tunisischen Arabisch nebst Glossar, ebenda 1896, Neue tunisische Sammlungen (Band II der Zeitschr. f. afrik. u. ocean. Sprachen), Berlin 1896. Indessen haben wir statt der Zeichen x und ẋ, wie Stumme für arab. ع und غ schreibt, die Zeichen ʻ und ɼ eingesetzt. So ist unser Umschriftssystem denn das folgende:

t ت = deutsches t; ṯ ث = englisches hartes th (in *think*); ṭ ط = emphatisches (d. h. mit Nachdruck weit im Innern des Mundes gesprochenes t); d د = deutsches d; ḏ ذ = englisches weiches th (in *that*); ḍ ض, ظ = englisches weiches th mit Emphase; s س = hartes s (s im französischen Worte *son*); ṣ ص = hartes s mit Emphase; š ش = deutsches sch (französ. ch in *chercher*); z ز = weiches s (französ. z in *zèle*); ž ج = weiches sch (französ. g in *général*); k ك = deutsches k; q ق = tief in der Kehle gesprochenes k; g ڨ = deutsches g; ء = Stimmabsatz zwischen n und E in *mein Eid*, während sich zwischen dem n und e des Wortes *Meineid* ein Stimmansatz nicht findet); h ه = deutsches h (stets auszusprechen!); ḥ ح = ein sehr starkes, heiser — aber nicht rauh — klingen-

des h; ḫ خ = deutsches ch in *Bucht* (nicht ch in *Licht*); ʿ ع = Laut, der durch starkes Zusammenpressen der Kehle entsteht; r غ = Zäpfchen-r (das r der Sachsen und meisten Mitteldeutschen); r ر = Zungen-r (das r der meisten Italiener); l ل = deutsches l; ł ل = gutturales l (russisches л); m م = deutsches m; n ن = deutsches n; ṅ ن = gutturales n (deutsches n in *Bank*); b ب = deutsches b; f ف = deutsches f; w و = englisches w in *wide*; j ي = englisches y in *yoke*.

a = reines a; ä = zwischen a und e; e = reines e; ẹ = zwischen e und i; i = reines i; y = leicht nach ü getrübtes i; ÿ = stark nach ü getrübtes i; u = reines u; ů = zwischen u und o; o = reines o; å = zwischen a und o; ë = e im französ. Worte *je*; ö = eu in französ. *beurre*.

a͞u = a + u in engster Verbindung (diphthongisch); ebenso verbunden finden sich a͞i = a + i, o͞u = o + u, o͞i = o + i und e͞i = e + i.

Tonverhältnisse: â, ä̂, ô etc.: lang und betont; ā, ǟ, ō etc.: lang und unbetont; á, ä́, ó etc.: kurz und betont; a, ä, o etc.: kurz und unbetont; ă, ä̆, ŏ etc.: kürzester (unbetonter) Vokal; a͞u, a͞i etc.: unbetonter Diphthong; á͞u, á͞i etc.: betonter Diphthong.

Zur Bezeichnung der engen Zusammengehörigkeit zweier Wörter (wobei oft lautliche Beeinflussung zwischen den beiden Wörtern stattfindet) wird der Bindestrich angewendet.

I. Werbung, Verlobung, Hochzeitsfeierlichkeiten.

(Arabische Textstücke in Transkription und in arabischer Schrift, nebst Übersetzung und Anmerkungen*).

a) Transkriptionstext.

1. elḫûṭba.

iḏa kân ʿâzeb iḥóbb jâḫed-ṣbîja, jîbʿaṯ émma úmmu uélli mrâ minmáḥlu uélli dellâla[1] uélli mrâ ežnebîja usäʿät bárša nsâ. hija tímši utidḫol

* Die in diesen Textstücken und in der ihnen folgenden Übersetzung beigefügten Verweiszahlen beziehen sich auf die, S. 16—20 folgenden Anmerkungen. — Inbezug auf diese Schilderung von „Werbung, Verlobung und Hochzeit“ bemerke ich, daß der Text

ldijâr utetfárrež ʿassbâja ukîf taʿžébha wâḥda, tésel ʿála áṣlha[2] uʿómrha[3] uṣanʿátha[4] utésel zâda ʿaššyrṭ.[5] eššýrṭ ikûn filékṭer min-arbaʿîn ḥátta elmîja mitqâl ḍhéb[6] urṭâl unúfṣ uélli râṭlîn[7] fýḍḍâ, u-elmḥâbîb min-elḫámsa ḥátta elʿašrîn, u-žûhĕr byḫlâf elḫawâiž. umbáʿd tímši táḥki lilʿarûs ulbûh, ukîf jaʿžébhum áṣlha ušýrṭha, iʿállemu eššâh[8].

2. elmlâk.

timši žmâʿa nsâ min-dâr elʿarûs lidâr elʿarûsa, u tiddi šâh, émmä ʿallûš úlli barkûs úlli ʿâṣy ʿála ḥâsb ĕṭṭâqâ[9] uzâda báʿḍ min-ḫawâiž eššýrṭ. u hâḍa-nnhâr ikûn jûm fárḥ[10] min-dâr elʿarûsa. jáʿmlu bnâder[11] uélli jûṣfu ʿallḫawâiž bisṣnânaʿ[12].

3. lîlt-elḥénna.

idžémʿu ennsâ min-éhl-elʿarûsa fîdârha fîlîlt elḥénna uṭlâṭa úlli ârbʿa nsâ mindâr elʿarûs, ufilékṭer aḫûtu úlli bnât-ʿámmu úlli ḫâlu, ufihâk ellîla iḥennîu elʿarûsa bilwâṣf. kif jûfa elwâṣf, trâûwaḥ ennsâ ldâr elʿarûs. báʿd elḥénna jizhâu ennsâ maʿ-báʿḍhum[13], u-fîlîlt elḥénna titḥénna zâda žmîäʿ nsâ dâr elʿarûs fidâru.

4. lîlt elbṭâla[14].

ellîla élli báʿd lîlt-elḥénna titsémma lîlt-elbṭâla. iʿâûdu fîhä elḥénna lilʿarûsa miñrîr wâṣf, ufilʿašija îži ĕṭṭbél[15] fidâr elʿarûs. báʿdma jûfa ĕṭṭbél iḥâṭṭu fýṭbâq férmla[16] mḥárrža bilfýḍḍä uḫelḫâl[17] uzûzîn ḥdâid[18] ḍhéb (úlli firri) uimšîu bîhum máʿ eṭṭbél ldâr elʿarûsa. kif jûṣlu, jidḫlu, uidryb ĕṭṭbél uiwĕrreš elwarrâš[19], kîfma ʿámlu fidâr elʿarûs, jáʿni jâḥed ṣûrdi úlli zûzĕ-ṣûrdi minʿand wâḥed min-elʿarrâsa, ujurrîh linnâs elḥâḍrîn uiqûl: „hâḍa minʿánd flân elflâni! inšállah fiziârt-ennebi!“[20] u„fárḥet ʿâzeb!“[21] úlli „inšállah fi-fárḥtu!“ u „ziârt ennebi!“[22] ukúll uâḥed min-elḥâḍrîn iršâq[23] marrtîn úlli ṭlâṭa úlli érbaʿa úlli ḫámsa. ĕṭṭbél ikûn báʿd elʿáṣr[24] ýḍryb, mâ dâm ennâs tiršâq, ukîf má-bqâ ḥádd, iršâq uiḫružu ennâs elkúll, uimši kúll ḥádd lmâṭraḥu.

---

mir von meinem langjährigen Sfaxer Gehilfen على الرقيق ʿalî errqîq diktiert und zugleich von ihm selbst — wie der Kenner der maγrebinischen Dialekte sehen wird — mit häufiger Einsetzung von Formen der Schriftsprache in arabischen Buchstaben aufgezeichnet worden ist. Im Einzelnen weichen von den hier geschilderten Sitten und Gewohnheiten sowohl Reiche wie Arme gelegentlich ab. — Liebesheiraten kommen äußerst selten vor: die jungen Leute haben sich gewöhnlich nie vorher gesehen, es sei denn, es handle sich um eine der beliebten Heiraten zwischen Vetter und Base.

5. lîlt ennzûl[25].

umin-ṛúdwa fil'ašîja iži ĕṭṭbél ldâr el'arûsa, u bá'dma ýḍryb mušwâr[26] utiršâq ennâs elḥāḍrîn, iqýmu ṣándûq[27] el'arûsa meliân bižhâzha fôq zâila, û'aṣṣándûq mésned[29] el'arûsa, uimši ĕṭṭbél ýḍryb quddâm ezzâila, ḥátta jûṣlu ldâr el'arûs. ṭámma idáḫḫlu ĕṣṣândûq uelmésned, ubá'dma ýḍryb ĕṭṭbél mušwâr fiddâr, júḫruž utúq'ad ennâs elḥāḍrîn; utidḫol zûz šhûd élli júq'adu 'âla žerrâja táḥt elḥéiṭ; uižîbu ĕṣṣândûq baḥḍâhum uiḥĕllûh uiḫárržu eddĕbêš élli fîh, uiwĕrriûh lišshûd[30] bilḥáža bilḥáža, uwâḥed miššhûd izémmmem elḥäwâiž uelmâṣiûṛ[31]; umbá'd irúddu eddĕbêš fyṣṣândûq uisekkrûh ui'aṭiu-lmiftâḥ lil'arûs. júq'ad el'arûs quddâm eššhûd, já'mel barnûsu 'âla râsu[32]; mbá'd iqûl šâhed miššhûd eṭṭnîn libû el'arûsa: „qûl: ‚zāūwûžt binti flâna biflân elflâni!'" kîf iqûl bû el'arûsa hâḍi-lkilmât, iqûl eššâhed lil'arûs: „a-qbilt?" kif iqûl el'arûs „qbilt!" ýqra eššâhed fâtḥa[33], āūwélha: „allāhúmma, ĕžma' béinahumā biḫéirin!" bá'd elfâtḥa iḫružu ennâs utúḫruž eššhûd uimši kúll ḥád fimăṭraḥu. ufillîl já'mlu filékṭer mbâta[34] úlli zahwîja[35] fidâr el'arûs. uémma fidâr el'arûsa inizzlu[36] el'arûsa fittisa'a, já'ni iṭálla'ûha fôq kúrsi 'âli[37] uhîja lâbsa ḥálă'a[38] ufisăqýha bęšmâq[39] fýḍḍâ, uwûžha mṛăṭṭy biṭélsa[40] fýḍḍâ, ufidîhă ḥdâid fýḍḍâ ufisăqiha árba'a ḫlâḫel[41]; utúq'ad gâdsa 'allkúrsi, uĕṣṣnâna' tûṣuf 'alîha užmiă' ĕṣṣṛâr uĕṣṣbâja uḥátta ennsâ šăddîn šmá' íš'al fiidîhum. bá'd iži deržîn ta'árri ṣĕnnâ'a úžh -el'arûsa u-túq'ad ennsâ elḥāḍrîn titfárrež 'alîha umbá'd thabbáṭha ĕṣṣĕnnâ'a[42] utšéddlha miñktéfha utmeššîha bišuéija bišuéija, utqûl: „'ándna qândîl ḍâwy[43]!" uennsâ uĕṣṣṛâr elḥāḍrîn irúddu 'alîha: „jā-bárket ĕṣṣālḥîn[44]!" ui'āūūdu hâḍ-elklâm, ḥátta tidḫul el'arûsa lilbît[45] uennsâ dzáṛret kîf dzáṛret fileijâm elkúll mtâ' el'örs. kîf tidḫul el'arûsa lilbît, tnáḥḥi hâḍûk elḥäwâiž utílbis ḥäwâiž el'âda; ui'āudûlha elḥénna, užmiă' ennsâ túq'ad tḥénni.

6. nhâr ežžélwa[46].

mýṣṣbâḥ tibda elbnâder tíḍryb fidâr el'arûsa, wennsâ tišṭaḥ[47], ufittisa'a iqáddmu essfînž wel'ăsél[48] ('ăsél súkkur) lilḥaḍḍârât[49], ubá'd šâqqân erriăq[50] dzîd tiḍryb elbnâder ufinúfṣ ennhâr iqăddmu elmrăq bilḥám uḫúbz eššĕ'îr[51] lfṭûr ennsâ. uémma errižâl júfṭuru fidâr ĕṭṭbîḫ[52], uel'arûs fihâk elwăqt imši lilḥažžâm[53] hûa uaṣḥâbu, uiḥážžmu; umbá'd imšiu lilḥammâm[54], uelmâṣrûf min-'ánd el'arûs. fil'áṣr iželliu el'arûsa, já'ni ilebbsûha sétte usbâ'a žbâib úlli ḫlâ' u 'aṣâba[55] fôq râsha, uteklîla[56] ušâṭaḥ[57] m'állqâ 'âla ḫdûdha, u duâli[58] finḍânha, unâṣia[59] marbûṭâ fiš'árha, u hâbṭâ 'âla ṭhárha, uḫdâid fiidîha, uḫlâḫel fisăqýha, ulâbsa bęšmâq mrĕṣṣa', uiwâqqfûha fôq kúrsi 'âli ueṣṣnâna' týḍryb baḥḍâha; uṣĕnnâ'a mínhum tĕdāūwérha bišuéija utqûl: „wellâk wellâk[60]!" uĕṣṣĕnnā'ât ĕluḫrîn ižăūbu: „amilâi, wallâh, wallâh!" ui'āūūdu hâḍa, udîma-ddāūĕr el'arûsa bišuéija fôq elkúrsi, uennsâ

titfárrež 'aliha ubá'd šuéija thabbâ̆tha utedáḫḫelha lbît utnaḫḫilha žúbba, utrúddha 'allkúrsi, tedāūwérha, uhắkḍa ḥátta titbáqqâ 'aliha žúbba wâḥda; úmim-bá'd thabbâ̆ṭha utḥâ̆ṭṭha qâ'da 'ála kúrsi fibît udžî úmha, uitbâusu uibkîu, uel'arûsa túq'ad hâka allkúrsi ḥátta ettisă'a mtâ' ellîl.

7. lîlt-eddḫûl.

ba'd el'ašâ ižî elḥažžâm uifriš fârš el'arûs uiksîh, ujúḫruž el'arûs quddâm eddâr hûa uaṣḥâbu u-júq'ădu 'ála krâsi istännâu ḥátta džî el'arûsa. fittisă'a timši ṭlâṭa úlli ărbă'a nsâ min-dâr el'ărûs umá'hum râžel bifnâr ldâr el'arûsa bâš ižibûha. iláḫḫfu[61] el'arûsa utimši má'ha ṭlâṭa úlli ărbă'a nsâ min-éhlha umá'hum ṣnâna', týḍryb. kîf iqărrbu iûṣlu fi-dâr el'arûs. iṭṣă̆ffu[62] žmîă' ennsâ élli fi-dâr el'arûs fissqŷf[63] umá'hum ṣnâna' tiḍryb. uiqăbblu el'arûsa bilmérḥaba u'asselâma[64] uidaḫḫlûha fibît el'arûs, u hîja dîma lâbsa fárd ḥäwâiž, lâkin ḫálă'a wâḥda. ba'd-šuéija iḫarrežûha uiṭalla'ûha fôq kúrsi utíbda eṣṣnâna' tižellîha, kîfmā žellâtha fi-dâr bûha; uinădîu el'arûs uiḫalliûh qâ'ed 'ála kúrsi, itfárrež 'alel'arûsa, kîf tížla[65] uiršaq 'alîha frañkât uenṣâf frañkât, uessnâna' tăḫéḏhum lilha binýfsha[66]. mbá'd júḫruž el'arûs uidáḫḫlu el'arûsa lilbît uiḫalliûha 'ála fráša[67] uinădîu el'arûs. uidḫul lbîtu uisekkérha uiséllem 'all'arûsa ujâḫeḏ šqâla[68] meliâna bil-mâqrûḍ[69] uiḫarréžha uifárrâq 'ála aṣḥâbu, kúll wâḥed wâḥda, úmin bâ'd idḫul filbît[70]. — să'ât el'arûs já'mel mbâta fillîl, bá'd-ma idḫul 'ála zăūžtu.

8. nhâr ëṣṣbâḥ[71]

urúdwâ fyṣṣbâḥ júḫruž el'arûs, uižîu elbendārât ujúq'ădu jýḍrybu; udžî žmîă' ennsâ min-aqâreb el'arûs ubá'ḍ min-žîrânu, unsâ aḥbâbu. utýḍryb elbnâder, kîf-ḍărbët nhâr ežžélwa fi-dâr el'arûsa, lăkín fi-'ăūḍ élli iželliûha, túq'ad mnýṣṣba fôq kúrsi, hîja u-eššäbbât duâir ḥiûṭ úsṭ eddâr, uelbnâder filúsṭ, uennsâ tišṭaḥ wâḥda bá'd wâḥda, uelmâkla kîf nhâr ežžélwa. fil'ašîja ennsâ tímši kúll wâḥda ldârha umâ júq'ădu illa elbá'ḍ min-éhl-el'arûs. filmăṛreb ídḫul el'arûs libîtu.

9. nhâr el'ašâ.

džî úmm-el'arûsa, dzûrha uíšri el'arûs báršа ḥût[72] uiḥáṭṭu filqâ'a uitĕ'áddi 'alîh hûa uel'arûsa sbá'a marrât, ufilfṭûr jâklu márqâ ḥût uḫúbz eššĕ'ir[73].

10. nhâr essbûă'.

dzûr úmm el'arûsa bintha filjûm essâba', udžî bá'ḍ ehâli-l'arûs ujúfṭuru ma'-bá'ḍhum uel'ašîja kúll ḥádd ímši lmăṭraḥu, uel'ôrs jûfa fihâk eljûm.

b) Arabisch geschriebener Text.

الخطبة

اذا كان عازب يحبّ ياخذ صبية يبعث امّا امّه ولى امراة من محله ولى دلّالة ولى امراة اجنبيّة وساعات برشة نسا. هى تمشى وتدخل لديار وتتفرّج على الصبايا وكيف تعجبها واحدة تسال على اصلها وعمرها وصنعتها وتسأل زادة على الشرط. الشرط يكون فى الاكثر من اربعين حتى لماية مثقال ذهب ورطل ونصف ولى رطلين فضة والمحابيب من الخمسة حتى العشرين وجوهر بخلاف الحوايج ومن بعد تمشى تحكى للعروس ولبوه وكيف يعجبهم اصلها وشرطها يعلموا الشاه.

الملاك

تمشى جماعة النسا من دار العروس لدار العروسة وتدّى شاه امّا علوش ولى بركوس ولى عاصى على حسب الطاقة وزادة بعض من حوايج الشرط وهذا النهار يكون يوم فرح من دار العروسة ويعملوا بنادر ولى يوصفوا على الحوايج بالصنائع.

ليلة الحنّة

اجتمعوا النسا من اهل العروسة فى دارها فى ليلة الحنّة وثلاثة ولى اربعة نسا من دار العروس وفى الاكثر اخوته ولى بنات عمّه ولى بنات خاله وفى هاك الليلة يحنّيوا العروسة بالوصف. كيف يوفى الوصف تروّح النسا لدار العروس بعد الحنّة يزهاوا النسا مع بعضهم وفى ليلة الحنّة تتحنّى زادة جميع نسا دار العروس فى داره.

ليلة البطالة

الليلة الّى بعد ليلة الحنة تتسمّى ليلة البطالة يعوّدوا فيها الحنّة للعروسة من غير وصف وفى العشية يجى الطبل فى دار العروس. بعد ما يوفى الطبل يحطّوا فى طبق فرملة محرّجة بالفضة وخلخال وزوجين حدايد ذهب ولى قرّى ويمشيوا بهم مع الطبل لدار العروسة. كيف يوصلوا يدخلوا ويضرب الطبل ويورّش الورّاش كيف ما عمله فى دار العروس يعنى ياخذ سوردى ولى زوج سوردى من عند واحد من العرّاسة ويورّيه للناس الحاضرين ويقول: هذا من عند فلان الفلانى ان شا الله فى زيارة النبى وفرحة عازب ولى ان شا الله فى فرحته وزيارة النبى وكل واحد من الحاضرين يرشق مرّتين ولى ثلاثة ولى اربعه ولى خمسة. الطبل يكون بعد العصر يضرب ما دام الناس ترشق وكيف ما بقى احد يرشق يخرجوا الناس الكل ويمشى كل احد لطرحه.

ليلة النزول

ومن غدوا فى العشية يجى الطبل لدار العروسة وبعد ما يضرب مشوار وترشق الناس الحاضرين يقيموا صندوق العروسة مليان بجهازها فوق زايلة وعلى الصندوق مسند العروسة ويمشى الطبل يضرب قدام الزايلة حتى يوصلوا لدار العروس. ثم يدخّلوا الصندوق والمسند وبعد ما يضرب الطبل مشوار فى الدار يخرج وتقعد الناس الحاضرين وتدخل زوج شهود الّى يقعدوا على جرّاية تحت الحيط ويجيبوا الصندوق بحداهم ويحلّوه ويخرّجوا الدبش الّى فيه ويورّيوه للّشهود بالحاجه بالحاجة وواحد من الشهود يزمّم الحوايج والمصيوغ. ومن بعد يردّوا الدبش فى الصندوق ويسكّروه ويعطيوا المفتاح للعروس. يقعد العروس قدام الشهود يعمل برنوسه على راسه من بعد يقول شاهد من الشهود الاثنين لبو العروسة: قل زوّجت بنتى فلانة بفلان الفلانى. كيف يقول بو العروسة هذه الكلمات يقول الشاهد للعروس: قول أقبلت. كيف يقول العروس قبلت يقرا الشاهد فاتحة اوّلها: اللهم اجمع بينهما بخير والخ. بعد الفاتحة يخرجوا الناس وتخرج الشهود ويمشى كل احد فى مطرحه وفى الليل يعملوا فى الاكثر مباتة ولى زهوية فى دار العروس. وامّا فى دار العروسة ينزّلوا العروسة فى التسعة يعنى يطلّعوها فوق كرسى عالى وهى لابسة خلعة فى ساقيها بشمق فضة ووجهها مغطّى بطلسة فضة وفى يديها حدايد فضة وفى ساقيها اربعة خلاخل وتقعد قادسة على الكرسى والصنائع توصف عليها وجميع الصغار والصبايا وحتّى النسا شادّين شمع يشعل فى يديهم بعد يجى درجين تعرّى صنّاعة وجه العروسة وتقعد النسا الحاضرين تتفرّج عليها ومن بعد تهبّطها الصنّاعة وتشدّها من كتفها وتمشّيها بشويّة بشويّة وتقول: عندنا قنديل ضاوى والنسا والصغار الحاضرين يردّوا عليها: يا بركة الصالحين ويعوّدوا هذا الكلام حتى تدخل العروسة للبيت

والنسا تزغرت كيف ما تزغرت فى الايام الكل متاع العرس. كيف تدخل العروسة للبيت تنحّى هذوك الحوايج وتلبس حوايج العادة ويعوّدوا لها الحنّة وجميع النسا تقعد تحنّى.

نهار الجلوة

من الصباح تبدا البنادر تضرب فى دار العروسة والنسا تشطح وفى التسعة يقدّموا السفنج والعسل (عسل سكر) للحضارات وبعد شقان الريق تزيد تضرب البنادر وفى نصف النهار يقدّموا المرق بلحم وخبز الشعير يفطروا النسا واما الرجال يفطروا فى دار الطبيخ والعروس فى هاك الوقت يمشى للحجّام هو واصحابه ويحجموا ومن بعد يمشيوا للحمّام والمصروف من عند العروس. فى العصر يجلّيوا العروسة يعنى يلبّسوها ستة وسبعة جبايب ولى خلاع وعصابة

فوق راسها وتكليلة وشاطح معلّقة على خدودها ودوالى فى اذانها وناصية مربوطة فى شعرها وهابطة على ظهرها وحدايد فى يديها وخلاخل فى ساقيها ولابسة بشمق مرقع ويوقفوها فوق كرسى عالى والصنائع تضرب بحذاها وصنّاعة منهم تدوّرها بشوية وتقول: والاك والاك والصنّاعات الاخرين يجاوبوا: اميلاى والله والله ويعوّدوا هذا ودايما تدوّر العروسة بشوية فوق الكرسى والنسا تتفرّج عليها وبعد شوية تهبّطها وتدخّلها لبيت وتنحّى لها جبّة وتردّها على الكرسى تدوّرها وهكذا حتى تتبقى عليها جبّة واحدة ومن بعد تهبّطها وتحطّها قاعدة على كرسى فى بيت وتجى امّها ويتباوسوا ويبكيوا والعروسة تقعد هكذا على الكرسى حتى للتسعة متاع الليل.

ليلة الدخول

بعد العشا يجى الحجّام ويفرش فرش العروس ويكسيه ويخرج العروس قدّام الدار هو واصحابه ويقعدوا على كراسى يستناوا حتى تجى العروسة فى التسعة تمشى ثلاثة ولى اربعة نسا من دار العروس ومعهم راجل بفنار لدار العروسة باش يجيبوها يلتحفوا العروسة وتمشى معها ثلاثة ولى اربعة نسا من اهلها ومعهم صنائع تضرب كيف يقربوا يوصلوا فى دار العروس يتصفّوا جميع النسا الّى فى دار العروس فى السقيف ومعهم صنائع تضرب

ويقتبلوا العروسة بالمرحبا وعلى السلامة ويدخّلوها فى بيت العروس وهى دايما لابسة فرد حوايج لاكن خلعة واحدة. بعد شوية يخرّجوها ويطلّعوها فوق كرسى وتبدا الصنائع تجلّيها كيف ما جلّاتها فى دار بوها ويناديوا العروس ويخلّيوه قاعد على كرسى يتفرّج على العروسه كيف تجلى ويرشق عليها فرنكات وانصاف فرنكات والصنائع تاخذهم للها بنفسها. من بعد يخرج العروس ويدخّلوا العروسة للبيت ويخلّيوها على فرشها ويناديوا العروس

ويدخل لبيته ويسكّروا ويسلّم على العروسة وياخذ شقالة مليانة بالمقروض يخرّجها ويفرّق على اصحابه كل واحد واحدة ومن بعد يدخل فى البيت. ساعات العروس يعمل مباتة فى الليل بعد ما يدخل على زوجته.

نهار الصباح

وغدوا فى الصباح يخرج العروس ويجيبوا البندارات ويقعدوا يضربوا وتجى جميع النسا من اقارب العروس وبعض من جيرانه ونسا احبابه وتضرب البنادر كيف ضربت نهار الجلوة فى دار العروسة لاكن فى عوض الّى يجلّيوها تقعد منصبة فوق كرسى هى والشابّات دواير حيوط وسط الدار والبنادر فى الوسط والنسا تشطح

واحدة بعد واحدة والماكلة كيف نهار الجلوة فى العشية النسا تمشى كل واحدة لدارها وما يقعدوا الا البعض من اهل العروس فى المغرب يدخل العروس لبيته.

نهار العشاء

تجى امّ العروسة تزورها ويشرى العروس برشة حوت ويحطّه فى القاعة ويتعدى عليه هو والعروسة سبعة مرّات وفى الفطور ياكلوا مرقة حوت وخبز الشعير.

نهار السبوع

تزور امّ العروسة بنتها فى اليوم السابع وتجى بعض اهالى العروس ويفطروا مع بعضهم والعشية كل احد يمشى لمطرحه والعرس يوفى فى هاك اليوم

انتهى

---

c) Übersetzung.

1. Die Werbung.

Wenn ein junger Mann ein junges Mädchen heiraten will, so sendet er entweder seine Mutter, oder eine Frau aus seiner Behausung, oder eine Händlerin[1], oder eine auswärtige Frau aus, manchmal auch eine ganze Anzahl Frauen. Die betreffende geht nun hin und besucht verschiedene Häuser, und sieht sich nach den heiratsfähigen Mädchen um, und wenn ihr eine gefällt, so fragt sie nach ihrer Abkunft[2], nach ihrem Alter[3], nach ihren Fähigkeiten[4], und sie erkundigt sich auch nach ihrer Mitgift[5]. Die Mitgift beträgt gewöhnlich 40—100 Mitkal Gold[6] und anderthalb oder zwei Pfund[7] Silber, ferner fünf bis zwanzig Schaumünzen, ferner Edelsteine, — ohne der Kleider Erwähnung zu tun. Hierauf geht die Frau hin und berichtet alles dem Brautwerber und seinem Vater, und wenn auch diese mit der Abkunft und Mitgift des Mädchens einverstanden sind, so schicken sie ein Schlachttier zur Feier der Verlobung hin[8].

2. Die Verlobung.

Ein Trupp Frauen zieht vom Hause des Bräutigams in das Haus der Braut und führt das Schlachttier mit sich, welches entweder ein Lamm, oder ein Widder, oder ein junges männliches Rind ist, — je nach dem Vermögen[9] (des Spenders); und sie bringen auch einige Stücke von der Mitgift mit; und dieser Tag wird zum Festtage[10] im Hause der Braut.

Man läßt Paukenschlägerinnen kommen[11] oder stimmt mit den Hochzeitshelferinnen Gesänge* auf die Kleidungsstücke an[12].

3. Die Hennanacht.

Es versammeln sich die Frauen von der Familie der Braut in deren Hause in der Hennanacht, und drei bis vier Frauen von der Familie des Bräutigams — meist seine Schwestern oder Cousinen von Vaters- oder Mutterseite — und färben in dieser Nacht die Braut mit Henna unter Musik (d. h. Gesang und Trommelschlägen). Wenn diese Musik aufhört, gehen die Frauen ins Haus des Bräutigams. Nach der Färbung mit Henna unterhalten sich die Frauen untereinander[13], und in der Hennanacht färben sich auch alle Frauen von der Familie des Bräutigams in seinem Hause.

4. Die Nacht der Ruhe[14].

Die Nacht nach der Hennanacht heißt Nacht der Ruhe.

Man erneuert in derselben die Hennafärbung der Braut, doch ohne Musik. Gegen Abend kommen die Trommelschläger[15] in das Haus des Bräutigams. Wenn die Trommeln aufhören, legt man auf einen großen messingenen Teller eine Jacke[16] mit Silberbesatz, einen Fußring[17] und zwei Paar goldener (oder neusilberner) Armbänder[18], und man geht damit, begleitet von den Trommelschlägern, zum Hause der Braut.

Wenn sie angekommen sind, gehen sie hinein, und die Trommel ertönt, und der Warrâsch[19] sammelt Geld von den Leuten ein, wie er es bereits im Hause des Bräutigams getan hat, — das heißt, er nimmt einen oder zwei Sous von einem der Hochzeitsgäste, und zeigt das den Anwesenden und spricht: „Dies ist von Dem und Dem! So Gott will, feiern wir ein ähnliches Fest bei seiner Rückkehr von der Pilgerreise[20]!“ oder „bei der Hochzeit seines Sohnes!“[21] oder „So Gott will, feiern wir ein ähnliches Fest bei seiner Hochzeit und bei seiner Rückkehr von der Pilgerreise!“[22]

Und jeder der Anwesenden spendet[23] zwei-, drei-; ja vier- und fünfmal.

Und die Trommelschläger pflegen bis zur Zeit des Nachmittaggebetes[24] zu spielen, solange eben noch Leute Münzen spenden; doch wenn niemand mehr etwas gibt, gehen die Leute alle weg, und jeder begibt sich nach seiner Wohnung.

* Vgl. das, als Anhang zu unserm Aufsatze, von Prof. Stumme mitgeteilte „Lied auf die Schärpe“.

5. Die Nacht des Herabsteigens.[25]

Und am nächsten Tage gegen Abend kommen die Trommelschläger in das Haus der Braut, und nachdem sie dort eine Zeit[26] gespielt und die Anwesenden wieder Münzen gespendet haben, hebt man die Truhe[27] der Braut, gefüllt mit der Ausstattung,[28] auf ein Lasttier, und auf die Truhe noch das Kopfpolster der Braut[29], und nun schreiten die Trommelschläger dem Lasttiere, die Trommeln schlagend voran, bis sie zum Hause des Bräutigams gelangen. Hier nun stellt man Truhe und Kopfkissen ein, und nachdem die Trommelschläger eine Zeitlang im Hause gespielt, verlassen sie dasselbe, während die im Hause Verbliebenen sich niedersetzen; nun treten zwei Notare ein, welche sich auf einer Matratze an der Wand niederlassen. Man bringt die Truhe zu ihnen hin, öffnet sie, nimmt die darinnen enthaltenen Gegenstände heraus und zeigt einen nach dem andern den Notaren[30], und der eine der Notare schreibt die Kleider und Schmuckgegenstände auf. Hierauf legt man die Gegenstände wieder in die Truhe, schließt sie zu und gibt den Schlüssel dem Bräutigam. Der Bräutigam setzt sich vor die Notare hin und deckt sich seinen Burnus über den Kopf[32]. Hierauf redet ein Notar von den beiden Notaren den Vater der Braut also an: „Sprich: „„Ich habe meine Tochter N. N. an N. N., den Sohn des N. N. verheiratet!““ Wenn der Brautvater diese Worte gesprochen hat, sagt der Notar zum Bräutigam: „Nimmst du sie an?“ Wenn der Bräutigam sagt: „Ich nehme sie an!“, so betet der Notar eine Sure[33], welche folgendermaßen beginnt: „O Gott, vereinige sie beide zum Heile!“ Nach dieser Koranrezitation gehen die Leute hinaus, und auch die Notare verlassen das Haus, und es begibt sich ein jeder nach seiner Wohnung. Und in der Nacht veranstaltet man gewöhnlich eine größere[34] oder kleinere Unterhaltung[35] im Hause des Bräutigams. Im Hause der Braut aber nimmt man um neun Uhr mit der Braut die Zeremonie des „Herabsteigens“ vor[36], d. h. man setzt sie auf einen hohen Stuhl[37], während sie angetan ist mit einem Ehrenkleide[38] und an ihren Füßen mit silbernen Brautschuhen[39] bekleidet ist, während ihr Gesicht mit einem silbergestickten Tuche[40] bedeckt ist und ihre Hände mit silbernen Reifen und die Beine mit vier silberen Knöchelringen[41] geschmückt sind. Sie bleibt auf dem Stuhle sitzen, während die Hochzeitshelferinnen sie besingen und alle Kinder, Jungfrauen und selbst die Frauen ein brennendes Licht in den Händen halten.

Nach ungefähr zehn Minuten entblößt eine Hochzeitshelferin das Gesicht der Braut, und die anwesenden Frauen hören nicht auf sie zu betrachten; und nun hebt eine Hochzeitshelferin sie vom Stuhle herab[42], hält sie (von hinten her) bei der Schulter und läßt sie ganz langsam vorwärts-

gehen, indem sie dazu spricht: „Wir haben eine leuchtende Lampe!“[43] Und die anwesenden Frauen und Kinder antworten ihr: „O Segen der Frommen!“[44] und wiederholen diese Worte, bis die Braut das Zimmer erreicht[45]. Und die Frauen stoßen Jubeltriller aus, wie sie dies (übrigens schon) an allen Tagen der Hochzeit getan haben. Nachdem die Braut in ihr Zimmer getreten ist, zieht sie jene Kleider aus und gewöhnliche Sachen an; dann färbt man sie wieder mit Henna, und alle Frauen tun dasselbe.

6. Der Tag des Glanzes[46].

Schon am frühen Morgen beginnen die Tamburine im Hause der Braut zu ertönen und die Frauen zu tanzen[47]; um 9 Uhr verabreicht man Ölkuchen und Honig (Zuckerhonig)[48] den zur Hochzeit geladenen Frauen[49].

Nach dem Frühstück[50] wird weitergetrommelt, und zu Mittag setzt man den Frauen als Mahl Brühe mit Fleisch und Gerstenbrot[51] vor. Die Männer aber essen in dem Hause, in welchem das Essen für die Hochzeitsfeierlichkeit bereitet wird[52]. Der Bräutigam begibt sich mit seinen Freunden zu dieser Zeit zum Barbier[53], wo sie sich rasieren lassen. Hernach gehen sie ins Bad[54], dessen Kosten der Bräutigam trägt. Nachmittags schmückt man die Braut, d. h. man zieht ihr sechs bis sieben Jacken oder Ehrenkleider an, befestigt auf ihrem Kopfe eine ʿAṣâba[55] und hängt ihr über die Wangen eine Teklîla[56] und einen Schâṭaḥ[57] an. An die Ohren steckt man ihr duâli[58], bindet die Nâṣia[59] an die Haare, so daß sie über den Rücken hinunterhängt, und legt ihr Armbänder an die Arme und Knöchelringe an die Füße, ferner zieht sie silbergestickte Schuhe an: und so setzt man sie auf einen hohen Stuhl, während die Hochzeitshelferinnen neben ihr die Tamburine erschallen lassen; eine der Letzteren dreht sie langsam im Kreise um und spricht dabei: „wellâk, wellâk!“[60] Und die anderen Hochzeitshelferinnen antworten: „Amilâi wallâh, wallâh!“ Sie wiederholen dies, und die (erste Hochzeitshelferin) dreht die Braut langsam auf dem Sessel herum, während die Frauen sie betrachten; und bald darauf läßt die (betreffende Hochzeitshelferin) die Braut (von ihrem Stuhle) herabsteigen, geleitet sie in ein Zimmer und zieht ihr eine Jacke aus, setzt die Braut nieder auf den Sessel und heißt sie sich umdrehen, — und so verfährt sie, bis der Braut nur noch eine Jacke bleibt. Hierauf heißt sie sie heruntersteigen und läßt sie auf einem Stuhle in einem Zimmer Platz nehmen. Dann kommt ihre (der Braut) Mutter, und sie küssen einander und weinen; und die Braut bleibt so bis 9 Uhr nachts auf dem Stuhle sitzen.

7. Die Nacht des Vollzugs der Ehe.

Nach dem Abendgebete kommt der Barbier, macht das Bett des Bräutigams zurecht und kleidet ihn an; der Bräutigam und seine Freunde gehen dann hinaus vor das Haus, setzen sich dort auf Stühlen nieder und warten, bis die Braut kommt. Um neun Uhr gehen drei bis vier Frauen vom Hause des Bräutigams nebst einem Mann mit einer Laterne nach dem Hause der Braut um sie zu holen. Man hüllt sie ein[61], und es gehen drei bis vier Frauen mit ihr, zu denen sich noch Hochzeitshelferinnen gesellen, welche ihre Tamburine schlagen. Wenn sie fast bei dem Hause des Bräutigams angekommen sind, stellen sich[62] alle Frauen der Familie des Bräutigams in der Vorhalle[63] des Hauses in einer Reihe auf, während Hochzeitshelferinnen ihre Instrumente schlagen; nun empfängt man die Braut mit Ausdrücken wie „Márḥaba!" und „ʿAsselâma!"[64] und führt sie hinein in das Zimmer des Bräutigams, während sie noch immer dieselben Kleider, doch nur ein Ehrenkleid, anhat. Bald darauf führt man sie wieder heraus und setzt sie auf einen Stuhl, und die Hochzeitshelferinnen beginnen sie wieder zu schmücken, wie sie sie im Hause ihres Vaters geschmückt haben. Dann rufen sie den Bräutigam und lassen ihn, während er auf einem Stuhle sitzt, die Braut betrachten, wie sie im Prunke erstrahlt[65]. Und er spendet um der Braut willen Franc- und halbe Francstücke, die die Hochzeitshelferinnen für sich selber nehmen[66]. Hernach geht er weg; die Braut aber führt man ins Brautgemach und läßt sie dort auf dem Bette[67] sitzen, während man den Bräutigam ruft. Dieser tritt nun in sein Zimmer und schließt es ab, begrüßt die Braut und nimmt dann eine flache irdene Schüssel[68] voll Maqrûḍ[69], trägt sie hinaus und verteilt den Inhalt unter seine Freunde; jedem gibt er ein Stück, und dann betritt er das Brautgemach[70]. Manchmal veranstaltet der Bräutigam noch eine Nachtunterhaltung, nachdem er zu seiner Gemahlin eingetreten war.

8. Der Tag des Morgens[71].

Am Morgen des nächsten Tages geht der Bräutigam heraus, und es kommen die Tamburinschlägerinnen und trommeln ohne Unterlaß. Ferner kommen alle Frauen von der Verwandtschaft des Bräutigams und von seinen Nachbarn, und die Frauen seiner Freunde. Und es ertönen die Tamburine, wie am „Tage des Glanzes" im Hause der Braut, aber statt daß man sie jetzt schmückt, verbleibt sie aufrecht sitzend auf einem Stuhle, nebst den jungen Mädchen längs der Mauer des Hofes; die Tamburine befinden sich in der Mitte, und die Frauen tanzen eine nach der andern, und das Essen ist auch dasselbe, wie am Tage des Glanzes.

Am Abend gehen die Frauen einzeln nach Hause, und es bleiben nur einige von der Sippe des Bräutigams zurück. Bei Sonnenuntergang betritt der Bräutigam wieder sein Zimmer.

9. Der Tag des Abendgebets.

Es kommt die Mutter der Braut, um sie zu besuchen; der Bräutigam dagegen kauft sehr viel Fisch ein[72]. Man legt den Fisch auf den Boden, und er und die Braut schreiten siebenmal darüber hinweg. Zu Mittag ißt man Fischsuppe und Gerstenbrot[73].

10. Die Wiederkehr des Wochentages.

Es besucht die Mutter der Braut ihre Tochter am siebenten Tage; auch kommen einige Angehörige des Bräutigams herzu, und alle essen miteinander. Am Abend geht jeder nach seiner Wohnung. Und mit diesem Tage ist die Hochzeit zu Ende!

Anmerkungen.

[1] dellâla دلّالة „Händlerin". — Die dellâla ist eine Hausiererin oder Verkäuferin, welche als solche leicht Zutritt in die Häuser hat. Sie besorgt den Verkauf von Schmuckgegenständen und dient eben nicht gar zu selten als Unterhändlerin bei unerlaubtem Verkehr zwischen Männern und Frauen verschiedener Familien. Strenggläubige, ernste Familien lassen daher nur ungern eine dellâla mit den Frauen ihrer Angehörigkeit verkehren. Es gibt übrigens auch vollkommen ehrbare dellâlât, und dieser bedient man sich gern bei der Werbung um ein Mädchen.

[2] Auf die **Abkunft** (اصل aṣl) wird bei einer Heirat sehr viel gehalten. Niemals gibt ein Sfaxer seine Tochter einem noch so reichen Nomaden, oder heiratet ein Nomadenmädchen. Man unterscheidet „gute" und „schlechte" Familien ohne Rücksicht auf ihren Besitz und Einfluß. — Die Frauen, die zur **Brautschau** abgesandt werden, geben sich auf Betreiben des jungen Mannes, der sich verheiraten will, alle Mühe, die körperlichen und geistigen Eigenschaften des Mädchens auszukundschaften. Sie sind bestrebt, durch Besuche, die sie zu ganz ungewöhnlicher Stunde machen, dasselbe bei seinem gewöhnlichen Tun und Treiben zu beobachten. Man gibt genau acht, daß sie keine Narben oder Wunden, keine kranken Augen, keinen üblen Geruch aus dem Munde hat. Ich kenne einen Fall, wo sich die Großmutter des, eine Braut suchenden Jünglings mehrere Nächte hindurch unter irgend einem Vorwande mit dem Mädchen zur Ruhe begab um sie in allen Beziehungen kennen lernen zu können!

[3] Das **Alter** (عمر 'ŏmĕr) wird immer nur geschätzt. Höchst selten ist es durch eine Aufzeichnung der Eltern genau zu bestimmen. Sehr gern dient heutzutage eventuell als Anhaltspunkt die Angabe, welches Alter das betreffende Mädchen zur Zeit der خطرة ḫâṭra, der Bombardierung Sfax's durch die Franzosen im Jahre 1881, ungefähr hatte.

[4] Gemeint sind die Fähigkeiten des Mädchens im Nähen, in den Hausarbeiten, — auch ihr **Benehmen** gegen Mutter, Freundinnen und Verwandte.

[5] šýrṭ „Mitgift". — šýrṭ شرط bedentet in Sfax den Betrag, welchen die Braut vom Bräutigam als Mitgift und Eigentum erhält und welcher ihr im Falle einer Scheidung ohne ihrerseitiges Verschulden wieder zufallen muß. Der šýrṭ kann also wirklich in Gold und Silber usw. ausbezahlt werden, wird aber auch ersetzt durch ein Haus, einen Olivengarten o. ä. Ja, es kann vorkommen, daß gar Nichts gegeben wird, sondern daß bloß im Heiratsvertrage عقد النكاح 'áqd ennikâḥ angeführt wird, wieviel der Mann zu geben habe. Bei etwaiger Scheidung muß der Braut der betr. Betrag vom Manne ausbezahlt werden. Die Braut selbst erhält von ihren Eltern ihre eigene Mitgift, die immer ihr Eigentum bleibt. Hat sie keinen elterlichen Brautschatz, so sagt man, sie sei dem Manne في السورية fissûrija „im Hemde" gegeben worden.

[6] miṯqâl ḏhéb مثقال ذهب „Mitkal Gold". — Ein miṯqâl ḏhéb ist ungefähr fünf Gramm gemünzten Goldes und entspricht einem Werte von 15½ Francs.

[7] rṭäl رطل ist unser Pfund.

[8] Das betr. Tier wird meist mit einem seidenen Taschentuche geschmückt, das man um seinen Hals bindet. Arme senden statt des Opfertieres einfach etwas Fleisch oder sonst ein Geschenk.

[9] d. h. nach den Vermögensverhältnissen des Bräutigams.

[10] An einem يوم فرح jûm fárḥ (Festtag) kleidet man sich besser, kommt zu geselliger Unterhaltung zusammen usw.

[11] Unter بنادر bnâder (wörtl. „Tamburine") versteht man auch die Musikbande selber, welche nur aus Frauen besteht, von denen eine das بندير bendîr, eine andere die طربوقة ṭárbûqâ, eine dritte das طار ṭâr schlägt, und welche immer von einer vierten, der لزامة lezzâma, begleitet sind, die die Musiktaxe für die einzelnen Vorträge erhebt. — Das bendîr ist eine große flache Trommel, welche auf einer Seite mit einem Felle bespannt ist. Sie wird mit der linken Hand senkrecht gehalten und mit den Fingern der rechten Hand geschlagen. Sie gibt sehr dumpfe, volle Töne. — Die ṭárbûqâ ist eine Art tönerner Zylinder, dessen Boden durch ein Trommelfell ersetzt ist. Sie wird auf die Kniee gelegt und mit den Fingern beider Hände geschlagen. Je nachdem man mehr den Rand oder die Mitte des Trommelfelles schlägt, bekommt man verschiedene Töne. — Das ṭâr ist eine Art Tamburin, mit einem Felle bespannt, und an der Seite mit Metallstückchen behängt. Es wird mit der linken Hand gehalten und geschüttelt, während die Finger der rechten Hand darauf trommeln. Zur Musik der bnâder wird immer von den Frauen getanzt. — Nebenbei bemerkt sei, daß man für Frauen, die den حال ḥâl haben (d. h. hysterisch sind), oder für solche, die sich verzaubert glauben, gerne diese ohrenbetäubende Musik als Heilmittel anwendet. Die bnâder oder bendârât werden für ihr Spiel je nach dem Vermögen und der Zahl der Anwesenden mit kleinen Geldmünzen bezahlt.

[12] يوصفوا jûṣfu „sie stimmen einen Lobgesang an". Es handelt sich hier um einen von Trommelschlägen begleiteten Gesang der Hochzeitshelferinnen (ṣnâna') beim Vorzeigen der Kleidungsstücke, welche der Bräutigam gesendet hat. Dabei wird niemals getanzt. — Eine ṣânnâ'a (Singular von ṣnâna', — von uns also mit „Hochzeitshelferinnen" übersetzt) ist eine Frau, welche sich damit beschäftigt, bei der Hochzeit die Braut zu kleiden, zu führen, zu unterstützen und zu belehren. Es gibt deren in Sfax in großer Anzahl, und dennoch wird ihre Beschäftigung für recht gewinnbringend gehalten. — Man mietet gewöhnlich mehrere ṣnâna', die die anwesenden weiblichen Hochzeitsgäste mit kleinen Geldmünzen und Geschenken an Speisen und Kleidern bezahlen.

[13] d. h. man singt, schlägt manchmal die ṭárbûqâ, zeigt sich die Kleider und klatscht über dies und das.

[14] Der Name kommt davon, daß es bei dieser Gelegenheit weder وصف wâṣf (Lobgesänge im Sinne des in Anmerkung 12 Erwähnten) noch bnâder (Anm. 11) gibt.

[15] طبل ṭbël bedeutet hier eine kleine Musikbande, welche meist aus drei Männern besteht, von denen zwei die große Trommel — die eben ṭbël heißt — mit je zwei

Schlägeln schlagen, während der dritte die زكرة zikra (Art Flöte) spielt und deswegen زكّار zakkâr heißt. Das Spiel ist sehr lärmend und monoton.

[16] فرملة fêrmla ist eine ärmellose, westenartige Jacke meist aus Seidenstoff, die vorne zugeknöpft wird und bei Hochzeiten reich mit Silberstickerei (ḥárž fýḍḍa حرج فضّة besetzt ist.

[17] ḫlâḫel خلاخل (Plural von ḫelḫâl خلخال) sind die großen Ringe, welche die Frauen um die Knöchel tragen. Sie sind meist aus Silber und hohl, um nicht durch ihr Gewicht die Trägerin zu ermüden.

[18] ḥdâid حدايد (Plural von حديدة ḥdîda) sind die Armbänder der hiesigen Frauen. Sie sind meist aus Silber und nicht selten vergoldet.

[19] Unter warrâsch (od. wërrâš ورّاش) versteht man einen Mann, dessen Aufgabe es ist, die Schüssel mit den Schmuckgegenständen zum Hause der Braut zu tragen und dort Geld von den Hochzeitsgästen zu erheben, für welche Handlung man eben das Verbum ورّش wërreš anwendet. Vom eingegangenen Gelde wird ein Teil als Abgabe dem immer anwesenden jüdischen Angestellten des Büreaus für Erhebung der staatlichen „Contributions diverses“ (in diesem Falle also „Vergnügungssteuern“) übergeben, — das Übrige bleibt für die Musiker. Die Hochzeitsgäste sitzen dabei längs der Wände, die Spielleute und der Warrâsch samt dem Juden der Contributions diverses befinden sich in der Mitte. Stumme erklärt w. aus wárri âš „zeig', was es ist!“.

[20] Wörtl.: hoffentlich beim Besuche beim Propheten.

[21] fárḥet 'âzeb فرحة عازب „bei der Hochzeit (s)eines Sohnes“. Der Wërrâsch sagt diese Worte immer nur zu Verheirateten, während er den Junggesellen das Folgende (worauf Anm. 22 bezugnimmt) zuruft.

[22] Das soll heißen: „Hoffentlich geht's so hoch her bei deiner Hochzeit und bei deiner Rückkunft von der Pilgerfahrt!“.

[23] îršâq „er spendet“. Das Verbum رشق ršâq heißt eigentlich „Etwas irgendwoher pflanzen, aufstellen oder werfen“. Hier bedeutet es: „einige Sous dem Werrâsch geben“.

[24] Das 'âṣr عصر (Nachmittagsgebet) fällt etwa zwischen 2 und 3 Uhr.

[25] Der Name kommt daher, daß in dieser Nacht mit der Braut die Zeremonie des Herabhebens vom hohen Stuhle, auf dem sie Platz genommen hat, vorgenommen wird.

[26] mnšwâr مشوار ist in Sfax (wie übrigens auch in Tunis) der übliche Ausdruck für „eine Weile, eine kurze Zeit“. Die Verbalwurzel des Nomens ist šâwër „warten“.

[27] Die „Truhe der Braut“ (ṣândûq el'arûsa صندوق العروسة) ist eine ungefähr 1,20 m lange und 80 cm hohe und breite, mit einem Deckel versehene Kiste aus weichem Holz, welche meist bunt bemalt ist (Blumen und Arabesken auf rotem oder grünen Grunde). — In diese Kiste legt die Braut die Gegenstände und Kleider, die sie vom Vater und vom Bräutigam bekommt (den جهاز žhâz; vgl. die folgende Anmerkung).

[28] Der žhâz جهاز (Ausstattung) umfaßt die bessern Kleider und Geschenke. — Die gewöhnlichen Kleider und die weniger feine Wäsche, sowie kleinere, von der Braut selbst angefertigte Handarbeiten, legt die Braut dagegen in einen anderen, kleineren Koffer.

[29] mésned مسند (Kopfpolster), — eine Art längliches (wurstförmiges) Lederkissen, das für beider Ehegatten Köpfe bestimmt ist.

[30] eššhûd الشهود (die Notare) schreiben die vom Manne gegebenen Gegenstände genau auf, um sie später in den abzufassenden Heiratskontrakt eintragen zu können.

[31] mâṣiûγ مصيوغ (Schmuckgegenstände), d. h. alles, was vom ṣâiγ صايغ (dem Goldschmied, der hier stets ein Jude ist) hergestellt wird.

[32] Der Bräntigam deckt den Burnus über seinen Kopf, doch so, daß das Gesicht frei bleibt. — Will er Scham markieren?

[33] fâtḥa فاتحة „eine Sure“. — Die fâtḥa ist eigentlich die erste Sure des Koran. Hier versteht man unter fâtḥa aber überhaupt eine Rezitation aus dem Koran oder die Rezitation eines im Charakter der Sprache des Koran gehaltenen Gebetes, von seiten eines Notars, während welcher die Anwesenden in Gebetsstellung mit vorgestreckten Händen andächtig zuhören und am Ende des Gebetes sich mit der Hand über das Kinn streichen. Diese „fâtḥa“ wird bei der Hochzeit immer gegen 4 Uhr nachm. gebetet; es kommen die hier zitierten Worte (allāhúmma. ížma' béinahumā biḫéirin) nicht im Koran war, was ausdrücklich bemerkt werden möge!

[34] Man versteht unter mbâta مباتة das Verbringen der Nacht unter Musik und Produktionen. Gewöhnlich ist eine Musikbande von Juden da, welche spielt und singt, oder es geben religiöse Bruderschaften, die ʿäisāwîja (s. S. 29 ff.) oder ʿäümrîja Vorstellungen; öfters treten auch Tänzerinnen auf. Die ganze Feier endet mit Anbruch des Tages.

[35] Die zahwîja زهويّة ist eine gemütliche Unterhaltung der Familienmitglieder: man spielt etwas auf der ṭárbûqâ, irgend eine Frau tanzt etwas vor, man erzählt Geschichten und verbringt so die Nacht bis zum Morgengrauen.

[36] Das Verbum nízzel نزّل ist für „heruntersteigen lassen, herunterbringen“ sonst das weniger übliche als hábbâṭ هبّط in diesem Dialekt.

[37] Es kommt indessen kein besonderer Stuhl in Frage, sondern es handelt sich ganz einfach um eine Bank, auf welche man einen Sessel stellt.

[38] ḫálă'a خلعة (Ehrenkleid) ist eine Art Hemd mit Ärmeln aus buntem Seidenstoff, das über und über mit Silberstickereien bedeckt ist.

[39] Der bẹ́smâq بشمق ist ein niedriger, mit Silber gestickter Schuh, der statt eines Absatzes einen Eisenbeschlag aufweist.

[40] Die ṭélsa طلسة ist ein Seidentuch mit Silberstickereien.

[41] Gewöhnlich tragen die Frauen nur je einen Knöchelring an jedem Fuße, — bei dieser Zeremonie aber je zwei.

[42] Von diesem Herunterheben oder Heruntersteigenlassen hat also die ganze Nacht ihren Namen.

[43] Mit dem qândil ḍâwy قنديل ضاوى (der leuchtenden Lampe) ist natürlich die schön geschmückte Braut gemeint.

[44] Hiermit ruft man den Segen der Heiligen für die Brautleute an.

[45] d. h. bis sie in ein anstoßendes Gemach geht, in dem sie sich abseits von den anderen Gästen aus- und anziehen kann.

[46] An diesem Tage kleidet und schmückt sich die Braut so schön sie nur kann, um sich von den anwesenden Frauen bewundern zu lassen. — Für unsere europäischen Augen sieht sie freilich eher häßlich und abstoßend aus wegen der geschmacklosen Überladung mit Kleidern und Schmuckgegenständen.

[47] Unter dem Tanze der Frauen ist durchaus nicht etwa ein in seinen rhythmischen Bewegungen streng geregelter Tanz zu denken. Eine nach der anderen tritt vor, bewegt Beine und Oberkörper ungefähr nach dem Takte der Musik, geht dann wieder rückwärts oder dreht sich und schwenkt dabei häufig ein buntes Sacktuch in jeder Hand.

[48] sfinž sind platte Kuchen aus Griesteig, in Öl ausgebacken; sie ähneln stark den „Krapfen“ in Österreich. Nur in sehr reichen Häusern wartet man mit wirklichem Honig auf; fast durchweg gibt man künstlichen, aus Zucker bereiteten Honig.

[49] Das Nomen ḥaddâra حضّارة ist vom Verb ḥḍăr حضر „anwesend sein“ gebildet.

[50] šäqqân erriăq شقّان الريق bedeutet wörtlich: das Spalten des Speichels, d. h. erstes Frühstük. Man sagt hier allgemein šäqqŷt erriăq = ich habe das erste Frühstück zu mir genommen.

[51] Gerstenbrot ist bei den Sfaxern sehr beliebt.

[52] Man mietet zu diesem Zwecke meist ein Nachbarhaus.

[53] Der Barbier verrichtet hier nebenbei auch ärztliche Dienste; das Wort ḥažžâm حجّام bedeutet ja auch eigentlich „Schröpfer".

[54] Das arabische (warme) Bad ist in Sfax äußerst einfach und gar nicht luxuriös, wie in anderen Städten.

[55] Die 'Aṣâba ist eine Art Stirnbinde.

[56] Die Teklîla ist eine Art Krone.

[57] Der Schâṭaḥ (šâṭaḥ, d. h. „der Tanzende") ist eine Art Kette, an der Münzen und Perlen hängen und die an beiden Seiten des Kopfes hängt.

[58] Die Duâli sind Ohrgehänge.

[59] Die Nâṣia ist eine Quaste, die hinten am Kopfhaar hängt.

[60] Die Bedeutung der Worte „wellâk, wellâk!" und „amilâi, wallâh, wallâh!" ist mir vollständig unklar; d. h. wallâh bedeutet „bei Gott!" (والله).

[61] d. h. ihren إحرام ḥrâm; der ḥrâm ist der große weiße wollene Mantel, den die Frauen zu tragen pflegen, wenn sie ausgehen, sie hüllen sich vollständig in ihn ein.

[62] d. h. sie stellen sich in zwei Reihen einander gegenüber auf.

[63] In der Vorhalle (oder Hausflur) des arabischen Hauses sieht man gewöhnlich die Tiere (Esel oder Maultiere) stehen; sie wird für die Hochzeitsfeierlichkeiten stets völlig gereinigt und neu geweißt.

[64] márḥaba (= مرحبًا) bedeutet „möge es dir weit (gemütlich) sein!"; 'asselâma على السلامة bedeutet „mögest du wohlbehalten hier ankommen und bleiben!"

[65] Der Bräutigam sitzt der Braut gegenüber und betrachtet sie. Sie steht aufrecht mit niedergeschlagenen Augen vor ihm und dreht sich langsam im Kreise, so daß er sie bequem betrachten kann; dabei hat sie die Hände in die Seiten gestemmt.

[66] Der Bräutigam nimmt silberne Franc- oder halbe Francstücke, benetzt sie mit etwas Speichel und klebt sie auf die Stirn der Braut (vielleicht ist hieraus die Anwendung des Verbums ršäq, s. Anm. 23, zu erklären). Die Hochzeitshelferinnen nehmen sie von da herab und behalten sie für sich.

[67] Unter dem Bette ist hier das große arabische Bett — das Himmelbett (srir) سرير — zu verstehen.

[68] šqâla شقالة ist eine große tönerne Schüssel mit Fuß, auf der gewöhnlich der Kúsksi (denn so nennt man das bekannte Nationalgericht der Maγrebiner in Tunisien, das wir meist in der französ. Schreibart couscoussou kennen) angerichtet wird.

[69] maqrûḍ مقروض ist eine Art Grieskuchen.

[70] Damit gilt die Ehe als vollzogen.

[71] An diesem Tage begibt sich der Bräutigam zu seiner Schwiegermutter und zeigt ihr die mit Blut befleckte Leibwäsche der Braut; er küßt sie dann auf die Schultern. Es hat übrigens nichts zu sagen, wenn die Entjungferung einige Tage auf sich warten läßt!

[72] Der Fisch bedeutet nach dem Glauben der Leute Glück! Man hat nach ihrer Ansicht Glück zu erwarten, wenn man von Fischen träumt. Öfters hört man die Sfaxer — besonders jedoch die Sfaxer Juden — ausrufen, wenn sie einem kleinen Kinde, das ihnen gezeigt wird, Glück wünschen wollen: elḥût 'alîh! d. i. „der Fisch sei über ihm!" — Daher läßt man am nhâr el'aŝâ denn auch die jungen Eheleute gemeinschaftlich über einen Fisch hinwegschreiten.

Die Hauptsache hat unser Araber leider vergessen zu erwähnen, — nämlich, daß dieser Tag seinen Namen daher hat, weil an ihm die jungen Eheleute zum ersten Male das Abendgebet gemeinschaftlich verrichten.

II. Liebeszauber.

(ساحر sâḥĕr.)

Ungemein verbreitet, insbesondere unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung von Sfax und den Nomadenfrauen der Umgebung, ist der Glaube an den Liebeszauber (sâḥĕr), durch den man die Liebe geliebter Personen zu gewinnen oder sich erhalten zu können meint. Die Prostituierte nimmt Zuflucht zu ihm, um sich einen guten Kunden zu erhalten, wie die geängstigte Ehefrau, die mit Schmerzen gewahr wird, daß ihr Mann andere Frauen schöner findet; es benutzt den Liebeszauber die Nomadin, die ihren Liebhaber dadurch an sich zu ketten glaubt, um durch seine Zärtlichkeit für die rauhe Behandlung, die ihr von Seiten ihres Eheherrn zuteil wird, entschädigt zu werden.

Es gibt verschiedene Mittel, denen die Kraft zugeschrieben wird, in zauberhafter Weise derart auf ein Individuum einzuwirken, daß es in unwiderstehlicher Liebe zu einem anderen entbrenne. Eines der interessantesten ist sicherlich der in den folgenden Zeilen beschriebene sâḥĕr. — Die Nomadinnen verfahren dabei auf folgende Weise:

Die Frau, welche sich die Liebe eines anderen Mannes zuwenden will, hat sich vor Allem bei Nachbarinnen (bei denen sie aber niemals gegessen haben darf) die folgenden neun Dinge zu verschaffen: Koriander (تابل tâbel), Feldkümmel (كرويّة kerwîja), Mastix (مستقة mýstqâ), Kalk (جير žir), Kümmel (كمّون kemmûn), Grünspan (جنزار žinzâr), Balsam (ميعة mêʿa), das Blut geschlachteter Tiere (دم المذبح démm elmádbaḥ) und endlich ein Stückchen von einem Besen, den sie auf einem Friedhofe gefunden (مصلحة الجبّانة mṣâlḥat eẑẑebbâna). In dunkler Nacht nun, wenn Alles schläft, entkleidet sie sich vollständig, geht hinaus auf einen verlassenen, einsamen Platz im Freien, zündet in einem mitgebrachten Gluttopfe (kânûn) ein Holzkohlenfeuer an und sagt, indem sie die obengenannten Dinge — eines nach dem andern — in das Feuer wirft, folgende Zaubersprüche her:

يا تابل: جيبه هابل

يا كرويّة: جيبه هامل على غير ثنيّة

يا مستقة: قيم فى قلبه الوحش والبكاء

يا جير مجيّر: بيّت قلبه محيّر

يا كمّون: جيبه مجنون

يا جنزار: شعّل فى قلبه النار

يا ميعة: بيّت ليلته مشنيعة

يا دم المذبح: جيبه ينبح

يا مصلحة الجبّانة: جيبه بعذانا

jâ tâbel: žîbu hâbel!
jâ kerwija: žîbu hâmel 'ála ṙîr ṭnîjä!
jâ mýstqâ :qîm fiqâlbu elwáḥš wélbkä!
jâ žîr mžäjar: béijet qálbu mḥäjar!
jâ kemmûn: žîbu mežnûn!
jâ žinzâr! šä''el fiqálbu ennâr!
jâ mî'a: béijet lîltu mešnî'a!
jâ dêmm elmádbaḥ: žîbu jinbaḥ!
jâ mṣälḥat ežžebbâna: žîbu baḥdâna!

Das heißt:

„Koriander: bring' ihn her verrückt!
Feldkümmel: bring' ihn zu mir in der Irre schweifend ohne Pfad!
Mastix: erwecke in seinem Herzen Sehnsucht und Weinen!
Weißer Kalk: bereite seinem Herzen eine unruhige Nacht!
Kümmel: bring' ihn her besessen!
Grünspan: zünde in seinem Herzen das Feuer an!
Balsam: bereite ihm eine abscheuliche Nacht!
Blut der Schlachttiere: bring' ihn bellend her!
Besen vom Friedhofe: bring' ihn an meine Seite!"

Dann führt sie in einem anderen Tone fort:

كانه كادس: احرقوه
كانه ناسى: فكّروه
كانه على الحصير: جيبوه يطير
كانه على المنجرّ: جيبوه يتكرّ
كان قدّامه صبيّة: صوّروها له خادم عجميّة
كان قدّامه راجل: صوّروه له طاجل
كان قدّامه مراة: صوّروها له خرا
كان قدّامه طفلة: صوّروها له رفلة

kânu kâdes: aḥraqûh!
kânu nâsi: fekkrûh!
kânu 'allḥṣîr: žîbûh iṭîr!
kânu 'allmžárr: žîbûh itkárr!
kân quddâmu ṣbîja: ṣāūwuruhâlu ḫâdem 'ažmija!
kân quddâmu râžel: ṣāūwuruhûlu ṭâžel (= ṭâžen)!
kân quddâmu mrâ: ṣāūwuruhâlu ḫrâ!
kân quddâmu ṭófla: ṣāūwuruhâlu rýfla!

Das heißt:

„Wenn er ruhig dasitzt, brennt ihn!
Wenn er vergessen sollte, erinnert ihn!

Wenn er auf der Matte sitzt, bringt ihn im Fluge!
Wenn er auf der Strohdecke ruht, bringt ihn daher gerollt!
Wenn ein Mädchen vor ihm steht, verwandelt sie für ihn in eine ausländische Negersklavin!
Wenn ein Mann vor ihm steht, verwandelt ihn in einen Tiegel!
Wenn eine Frau vor ihm steht, verwandelt sie in Dreck!
Wenn ein kleines Mädchen vor ihm steht, verwandelt es in eine Spinne!“

Wer die, den Zauber vornehmende Frau bei der Ausführung dieser ihrer Beschäftigung überrascht, redet sie mit folgenden Worten an:

شطّال بطّال مرمى قفا الاسوار
مشوم على الّى عملتُه
سوّدت وجهها والحداية قامتُه

šâṭṭâl bâṭṭâl mermî qfâ elaswâr!
mešûm ʿalélli ʿamléttu!
sâûdet wûžha wulḥdâja qâméttu!

Das heißt:
„Alles ist aus und umsonst und hinter die Mauern geworfen!
Zum Nachteile gereiche es der, die es getan hat!
Eine schwere Sünde hat sie vor Gott begangen, und die Eule hat es weggetragen!“

Darauf pflegt die Zauberin zu entgegnen, um den Gegenzauber wieder zunichtezumachen:

حاك حاك
كما حاك الجير فى الستاك

Ḥâk, ḥâk!
kmâ ḥâk eǯǯir fisstâk!

Das heißt:
„Es hat seine Wirkung getan, es hat seine Wirkung getan!
Gerade wie der Kalk zum festen Estrich geworden ist!“

Von anderen, weniger unheimlichen Liebeszaubereien seien erwähnt die Talismane, die man sich von einem der zahlreichen ḥaṭṭâṭîn (Singular: ḥaṭṭâṭ „Wahrsager“) schreiben läßt und sie bei sich trägt.

Ebenso soll ein Ei, das von einem schwarzen Huhn am Donnerstage gelegt worden und von einer Frau dem von ihr ersehnten Manne zu essen gegeben worden ist, diesen wahnsinnig in sie verliebt machen!

Andere Frauen geben dem Gegenstande ihrer Sehnsucht Würste zu essen, zu deren Herstellung das Eingeweide eines im Mai geschlachteten Lammes verwendet und in welche eine zu Pulver gestoßene verbrannte Maus eingetan worden ist. Man sagt darum von einem Manne, der seiner Frau so ergeben ist, daß er nichts denkt und nichts tut, als was auf

sie Beziehung hat: klâ 'aṣbânet mâju كلى عصبانة مايو „er hat eine Maiwurst gegessen.“ Nun, gegen Liebeszauber gibt es aber auch wieder verschiedene Mittel, die ihn vereiteln und zu nichte machen können! Schon oben haben wir erwähnt, wie man sich zu verhalten habe, wenn man eine, Liebeszauberei vornehmende Frau im Freien überrascht.

Sonst wendet man noch den fsûḫ oder fâsûḫ (nach Beaussier's Dictionnaire ist فسوخ eine „boule d'aromates pétris avec de la terre glaise qui sert à détruire les enchantements“) an, der in Wasser aufgelöst, den Liebeszauber zerstört, oder dieselbe Wirkung entfaltet, wenn man ihn aufs Feuer wirft und die sich entwickelnden Dämpfe einatmet. — Die gleiche Kraft kommt Eierschalen zu, die ins Feuer gebracht werden.

III. Böser Blick.

(نفس néfs.)

Der Glaube an den bösen Blick (das mal' occhio der Italiener!) ist hier bei den Städtern in Sfax, wie auch bei den Nomaden der Steppe allgemein verbreitet. Man versteht unter dem néfs (denn so lautet der arabische Ausdruck hierfür) hauptsächlich eine Schädigung, die man sich selbst oder anderen durch unvorsichtiges oder übertriebenes Loben und Bewundern, durch allzu bestimmte Hoffnung auf den günstigen Ausgang einer Sache oder Unternehmung zufügen kann. Auch dadurch, daß einer den andern um ein Besitztum, um eine gute Eigenschaft beneidet, kann er dazu beitragen, daß diese jenem verloren gehen.

Der Glaube an diese Einflüsse ist hier so fest eingewurzelt, daß man Jemanden, der nichts darauf gibt, bisweilen sogar als Ungläubigen (كافر kâfer) bezeichnet. Denn nach der Überlieferung soll selbst der Prophet an den néfs geglaubt haben. So wird die vorletzte Sure (= Kapitel) des Koran (besonders deren letzter Vers = „ich flüchte zu Gott vor dem Übel des Neiders, wenn er neidet“) in der Tat in diesem Sinn interpretiert. Das in jener Sure vorkommende النفّاثات annaffâṭât (das man mit „die Knotenanbläserinnen“ übersetzt und das also eine besondere Art Zauberinnen bezeichnet) weist uns übrigens auch mit darauf hin, daß die Etymologie des Ausdruckes néfs mit seiner Bedeutung „Zauber“ oder „böser Blick“ nicht bei der Wurzel نفس nfs, sondern bei der Wurzel نفث nfṯ zu suchen ist (also ist néfs = „Seele“ ganz andrer Herkunft, denn da liegt wirklich die Wurzel nfs vor). Namentlich gelten kleine Kinder und schöne Augen als besonders der Gefahr des néfs ausgesetzt; so hört man recht häufig sagen, wenn man fragt, wie irgend eine Augenkrankheit begonnen habe: ḫdâ ennéfs 'âla ḫâṭër 'îinih kânu mlâḥ (خذا النفس على خاطر عينيه كانوا ملاح) „er wurde vom néfs betroffen, weil er hübsche Augen hatte.“

Mütter kann man in die größte Furcht setzen, wenn man — etwa beim Eintritt in ihr Haus — sich über die große Zahl der Kinder oder deren gutes Aussehen lobend ausspricht. Sofort beeilt man sich ein mâšâlla ما شآء الله = „Gott verhüt's!" oder allâhúmma, ṣálli 'annebî اللهمّ صلّ على النبى = „Gott, sei mit dem Propheten!" hinzuzufügen, um den néfs unschädlich zu machen.

Zu demselben Zwecke stickt man in die Hauben (ṭrâṭër, Singul. ṭârṭûr طرطور) der kleinen Kinder einen Skorpion oder Koransprüche mit schwarzem Faden ein. Als besonders wirksam gegen die Schädigungen, denen die Kinder durch den bösen Blick nach dem Glauben ihrer Mütter ausgesetzt sind, gilt die bekannte Formel: lâ-ḥáûla wálâ qûwata íllâ billâhi ta'âlâ لا حول ولا قوّة إلّا بالله تعالى = „es gibt nicht Macht noch Stärke, außer bei Gott dem Allerhöchsten". Diese Worte sind auf den Hauben der meisten kleinen Knaben aufgestickt zu finden. Niemals aber habe ich diesen Spruch auf dem Kopfschmucke kleiner Mädchen gesehen.

Fischchen aus Perlmutter, kleine Korallenstücke, die Spitze eines Gazellenhornes in Silber, seltener in Gold gefaßt, sieht man häufig auf den roten Mützen der Knaben, — auch diesen Gegenständen kommt die Rolle eines Schutzmittels gegen den néfs zu.

Sehr verbreitet ist das Tragen von Talismanen (ḥrûz, Sing. ḥérz حرز), Seidensäckchen, in die entweder von Wahrsagern geschriebene Sprüche oder noch häufiger verschiedene Gewürze eingenäht sind. Sie werden am „Fes" (hier Schäschija genannt) oder sonst an irgend einem Kleidungsstücke befestigt. Dieselbe schützende Wirkung hat die sogenannte ḫámsa خمسة, d. h. eine handförmige Figur, die auf Türen, über Fenstern, auf Kästen, auf den Hinterbacken von Reittieren angebracht wird. Die Beduinenfrauen tragen sie als Schmuckstück aus Silber gefertigt. Die ḫámsa (das Wort ist das Zahlwort „fünf"; eigentlich bedeutet ḫámsa also: fünf [Finger]!) wird unter dem Namen „Hand der Fâṭma" namentlich gern von Fremden gekauft. Die hiesigen Eingeborenen (Stadtbewohner, Fellâḥen und Nomaden) kennen jedoch diese Deutung der ḫámsa als der Hand der Tochter des Propheten nicht.

Sehr selten äußern sich die Eingeborenen befriedigt über irgend eine Handlung und sehen dies auch nicht gerne bei anderen Personen. Ich habe es mir seit langer Zeit zur Regel gemacht, niemals ein Wort der Zufriedenheit auszusprechen, wenn mir meine Augenoperationen gut gelangen; denn jedesmal waren meine eingebornen Patienten höchst unwillig darüber, wenn derartiges meinem Munde entschlüpfte, — konnte das doch nach ihrem festen Glauben den Erfolg des Eingriffes völlig in Frage stellen! Lebhaft erinnere ich mich noch an folgendes Vorkommnis in der

ersten Zeit meiner augenärztlichen Praxis unter den Arabern des tunisischen Südens.

Ich hatte ein junges Mädchen mit recht gutem Erfolge an Trichiasis und Entropium operiert, — Krankheiten die von anderen Ärzten hier immer ohne Erfolg behandelt worden waren. Ich gab meiner Freude an dem guten Resultate rückhaltslos Ausdruck, — als ich merkte, daß alle Gesichter sich verfinsterten. Am nächsten Tage war wirklich eine kleine Stichciterung mit Schwellung des Oberlides aufgetreten, und alle beschuldigten mich als den Urheber dieser Komplikation, denn meine am vergangenen Tage offen zur Schau getragene Freude habe notwendig diese Verschlimmerung herbeiführen müssen! Nur mit Mühe gelang es mir, die Angehörigen zu bestimmen, mich die Operierte weiter behandeln zu lassen.

Als ich im vorigen Winter, nachdem ich vorher mehrere Augenoperationen mit gutem Erfolge ausgeführt hatte, zufällig an einem Panaritium litt, waren alle arabischen Frauen meiner Praxis überzeugt, daß mir jemand aus Neid über meine Geschicklichkeit den néfs angetan habe.

Die Furcht, sich eine Verschlimmerung ihres Leidens zuzuziehen, hindert die eingebornen Kranken fast immer, dem Arzte von einer selbstbemerkten Besserung Mitteilung zu machen. Man erhält auf die Frage âš ḥâlek eljûm? آش حالك اليوم „wie geht es dir heute?“ nur unbestimmte Antworten, wie etwa: „âlla ibârek fîk! الله يبارك فيك „Gott segne dich!“ Dringt man weiter in die Leute und fragt man ḫeir-ši ûlli lâ خير شى ولّى لا „geht es besser oder nicht?“, so erhält man als Zeichen der Bejahung höchstens die Antwort inšâlla ان شآء الله „so Gott will!“

IV. Regen, Regenzauber und Verwandtes.

Die Regen sind die großen Ereignisse im trockenen Süden Tunesiens, — hängt doch von ihrem rechtzeitigen Eintreten der Ausfall der Ernte und damit das Wohl und Wehe der Eingebornen ab! Es erhellt daher von selbst, daß sich der Geist jener Leute mit diesem Naturereignisse viel beschäftigt; gar gern möchte man bisweilen den ersehnten Regen durch Gebet oder durch Zauberei herbeiholen, — könnte doch bisweilen ein einziger Regenguß im Beginne des Sommers die verdurstenden Saaten vor dem Vertrocknen bewahren. Ein Sprichwort sagt: mâṭr-eṣṣýf kîf ḥadîṯ eḍḍýf مطر الصيف كيف حديث الضيف „ein Sommerregen ist wie die Erzählung eines Gastes“, — nämlich angenehm und wohltuend.

Fast alljährlich werden hier Gebete um Regen abgehalten (man vergleiche in Bezug auf diese Zeremonie meinen Aufsatz im Pester Lloyd, 1903, No. 134). Als neu teile ich folgendes mit: in den Jahren großer

Trockenheit halten hier in Sfax die kleinen Mädchen Umzüge in den Straßen, eben um Regen herbeizuzaubern. Sie legen zwei Hölzchen in Form eines Kreuzes übereinander, bekleiden dieses Gerüst mit einer Jacke (žúbba جبّة) und bedecken den unteren Teil derselben mit Tüchern, so daß das Ganze wie eine kleine Puppe aussieht, die einer arabischen Frau entfernt ähnelt und taṭămbu تطنبو genannt wird.

Diese Puppe tragen die Kinder in den Straßen herum, halten ab und zu vor einem Hause von Bekannten an und sprechen dazu in singendem Tone die folgenden Verse:

تطنبو بحزّيمها	taṭămbu beḥzēijimha
طلبت ربّى لا يخيّبها	ṭălbet rýbbi lāḫăjibha;
تطنبو يا نسا	taṭămbu, jâ nsâ,
بالبزّينة والحسا	bilbezzîna wúlḥsâ,
تطنبو يا صبايا	taṭămbu, jâ ṣbâja,
بالبزّينة والقلاية	bilbezzîna wulqlâja!
هذا بخنوق الصبيّة	hâḍa baḫnûq eṣṣbija. —
يعطينا مطرة قويّة	ja'ṭina măṭra quîja!
هذا بخنوق الهجّالة	hâḍa baḫnûq elhăžžâla. —
يعطينا مطرة عجّالة	ja'ṭina măṭra 'ažžâla!
هذا بخنوق مراة راجل	hâḍa baḫnûq mart râžel, —
يعطينا مطرة فى الماجل	ja'ṭina măṭra filmâžel!
هذا بخنوق امّ الزين	hâḍa baḫnûq úmm ezzin, —
يعطينا مطرة فى الليل	ja'ṭina măṭra fillîl!

Das heißt:

„Taṭămbu mit ihrem Gürtelchen
betete zu Gott, daß er ihre Gebete nicht unerhört lassen möge;
Taṭămbu, ihr Frauen,
mit bezzîna (d. i. ein Teig aus Stärkemehl und Öl) und ḥăsâ (d. i. ein Griesbrei);
Taṭămbu, ihr Mädchen,
mit bezzîna und qlâja (d. s. in Öl gebratene Leber- oder Nierenstücke)!
Das ist das Kopftuch des jungen Mädchens, —
möge es uns einen starken Regen verschaffen!
Das ist das Kopftuch der Witwe, —
möge es uns einen schnellen Regen geben!
Das ist das Kopftuch der verheirateten Frau, —
möge es uns einen Regen in die Zisterne geben!
Das ist das Kopftuch der Schönen, —
möge es uns heute abend noch Regen geben!"

Die Kinder schließen ihren Spruch stets mit dem Ausdrucke jallâti, was hierorts „o Frau!" bedeutet, und bitten damit die Hausfrau. die ihnen dann die Tür auftut, um etwas Speise.

Erfolgt nun — herbeigezaubert oder auf natürlichem Wege — der ersehnte Regenguß, so begrüßen ihn verschiedene Lieder; so z. B.:

يا مطر يا مطّارة	jâ-mṭâr, jâ mâṭṭâra,
اسقى عروق الذكّارة	isqy 'arûq eḏḏkāra!
واسقى محمد وعلى	uisqy moḥámmed u'alî
وفاطمة بنت النبى	ufâṭma, bint ennebî!
جاء الحبيب زارها	žâ-lḥabîb, zârha,
لاقاها فى دارها	lāqâha fidârha;
لقى الحجر ولقى المطر	lqâ-lḥžár ulqâ-lmṭār
ولقى وليّد بن شهر	ulqâ uléjjid bén eshár,
مرمى على شطّ البحر	mérmi 'ála šóṭṭ elbḥár.

„Regen, o Regenguß,
tränke die Wurzeln des Feigenbaumes!
Tränke Muhammed und Ali
und Fâṭma, die Tochter des Propheten!
Es kam der Freund sie zu besuchen,
und traf sich mit ihr in ihrem Hause.
Er fand Steine und fand den Regen
und traf ein Knäblein, das einen Monat alt war,
Weggeworfen am Ufer des Meeres."

Ähnliche Lieder vgl. bei Stumme, Neue tunis. Samml. (Nr. 4—6) und Märchen u. Ged. aus Tripolis (S. 62—65).

Bei einem stark strömenden Regen hört man z. B. auch folgende Aussprüche: ihännîk erräû يهنّيك الرو „was den Durst löscht, möge dir zum Heile gereichen!"; so sagen die Leute, die sich nach einem starken Regen begegnen. Darauf antwortet der Angeredete: ihännîk elḫêr يهنّيك الخير, etwa „möge dir das Glück zuteil werden!" Einen starken Regen nennt man ḫéir róbbi خير ربّى „Glück Gottes." Erzählt man von einem Regen, der vor kurzem gefallen, so setzt man sofort dazu: róbbi ikémmel ربّى يكمّل „möge Gott (alles) zu gutem Ende führen!"

Herrscht einmal großer Regenmangel, so hat dies nach dem Glauben der Sfaxer darin seinen Grund, daß eine junge Negerfrau die žélua (s. S. 6 Nr. 6) durchgemacht habe! Unter den Arabern der hiesigen Gegend wohnen zahlreiche Neger und Negerinnen, meist Abkömmlige ehemaliger Sklaven, die so ziemlich die Sitten und Gebräuche ihrer einstigen Herren angenommen haben, jedoch gewissen Zeremonien (so auch die der erwähnten žélua) sich

nicht unterziehen. Kommt es nun aber doch einmal vor, daß eine Negerin sich wie eine Weiße als Braut die žélua leistet, so hat es die obenerwähnte Folge: der Regen mag nicht herabfließen!

Vorzeichen des Wetters sind natürlich auch hier bekannt. So schließen die Eingebornen hier z. B. nach dem Verhalten des Himmels an den drei ersten Tagen des awûssu (= Augustus, die arabischen Hundstage) auf die Witterung.

Erscheinen am ersten Tage dieser Periode Wolken, so wird der Herbst regnerisch sein; steigen sie erst am zweiten Tage auf, so ist ein nasser Winter zu erhoffen; bedeckt sich der Himmel am dritten Tage, so verspricht dies reichliche Niederschläge im kommenden Frühjahre. Als ein sicheres Zeichen bald eintretenden Regens gilt: wenn ein Hund ins Feuerbecken uriniert. Ich erinnere mich eines solchen Vorfalles in einem Beduinendorf der Umgebung von Sfax. Kaum war es geschehen, so begannen die Frauen ihre Habe und die Tiere in Sicherheit zu bringen und lachten dann spöttisch meiner Ungläubigkeit, als wirklich nach ungefähr einer Stunde ein Gewitter über die Zelte niederging.

V. Die 'Aisâwis.

('ȋsāwîja عيساوية)

Wer im Winter, Freitag abends gegen vier Uhr, die Straße unsrer Hafenstadt durchwandert, die zu den interessanten Bazaren (swåq. Plural von sûq سوق) hinaufführt, vernimmt schon beim bâb elbḥár باب البحر (Seetor) einen eigentümlichen Lärm, einer wilden Musik nicht unähnlich, die von Zeit zu Zeit durch monotone Ausrufe und schrille Rohrpfeifentöne unterbrochen wird. Geht man dem Lärmen nach, so gelangt man zur kleinen Moschee Sîdi Sá'da, vor deren Tore rot- und grünseidene Fahnen wehen. Die Genossenschaft der 'ȋsāwîja hält eben eine Vorstellung daselbst ab!

Auch wir wollen uns den Neugierigen anschließen, die durch das weit geöffnete Tor in die Moschee streben; doch eine schriftliche Bekanntmachung, die wir an der Mauer erblicken, hält uns vom Eintritte ab, denn es wird uns dort mitgeteilt, daß nur Mohammedaner das Recht haben die Moschee zu betreten und derartigen Aufführungen innerhalb dieser Moschee beizuwohnen.

Doch läßt sich ja auch von den Fenstern und der Türe des Bethauses aus dieses Schauspiel absonderlicher, doch recht interessanter Äußerung islamischen Lebens beobachten. Soeben hat die Vorstellung (ar. ḥáḍra حضرة) begonnen! Wir versuchen sie im folgenden zu schildern.

Mitten im Bethause sitzen in zwei Reihen, die ernsten Gesichter einander zugekehrt, ältere und jüngere Männer, — die ʿaisāwija mit ihrem Scheich (doch hier spricht man: šîḫ). Rings um sie herum hocken, stehen und liegen Leute aus allen Ständen, in jedem Lebensalter: die Zuschauer, welche sich immer sehr zahlreich einzufinden pflegen. Der Scheich, ein würdig aussehender Alter mit ruhigem Blicke, hat soeben das Aufsagen einiger Suren des Koran beendigt, womit jede ḥâḍra eingeleitet wird; die neben ihm sitzenden Bruderschaftsgenossen bearbeiten ihre Musikinstrumente aus vollen Kräften und veranstalten jenes monotone und doch recht aufregende Konzert, dessen eigenartige Töne uns hierher gelockt haben.

Betrachten wir uns die Spielleute und ihre Instrumente! Einige fanatische Männer schlagen das bendîr, — ihnen zur Seite sitzen Leute, die die ṭârbûqâ schlagen. Andere spielen das ṭâr (über diese Instrumente s. oben S. 17). Von Zeit zu Zeit legen diese sonderbaren Musikanten ihre Instrumente auf ein Feuerbecken (kānûn), um sie zu erwärmen und dadurch zu bewirken, daß sie heller tönen. Dazwischen ertönen heilige Lieder zu Ehren des Heiligen ben-ʿaîsa, des Stifters der Genossenschaft; die Verse der Lieder werden vom Spiele einer äußerst schrill klingenden Flöte (der zikra زكرة) begleitet. Dieser Lärm dauert ungefähr zwanzig Minuten; dann erhebt sich ein Sänger und preist Gott, den Propheten und ben-ʿaîsa in einem langen Liede, — und damit ist die erste nûba نوبة (Akt) der ḥâḍra beendet.

Mit dem Beginne der zweiten nûba, die alsobald folgt, ändert sich das Bild wesentlich. Die Musik beginnt wieder, die heiligen Gesänge werden fortgesetzt, mächtige Weihrauchwolken steigen zur gewölbten Decke empor. Dann erhebt sich ein ʿaisâwi nach dem andern, stellt sich in eine Reihe mit seinen Genossen, faßt die Hände seines Nachbarn und preßt seine Schultern und Hüften fest an die des anderen. Eine festgeschlossene Kette stehen sie nun da, und mit dem Gesichte den Sängern zugewandt, beginnen sie unter der Leitung eines šâuš شاوش (Aufsehers) den eigentümlichen Tanz ihres Ordens. Alle Teilnehmer wiegen nach dem Takte der ohrenbetäubenden Musik den Oberkörper nach vorn und rückwärts, indem sie bald das eine, bald das andere Knie leicht beugen. Nach und nach werden diese Bewegungen lebhafter, Brust und Kopf werden vor- und rückwärts geworfen; da fällt manchem der Turban mit der Schäschija (s. S. 25) vom Kopfe! Der lange Haarbüschel (die Schûscha شوشة), den sich viele ʿAisâwis oben auf dem sonst glatt rasierten Kopfe stehen lassen, flattert wild in der Luft und verleiht dem Träger, der bereits einem Trunkenen gleicht, ein noch wilderes Aussehen. Nun beginnen Alle, ermuntert durch Hand-

bewegungen des Schâusch ihr Allâh, allâh! zu rufen. Nach weiteren zehn Minuten stimmen sie den Ruf hûa allâh هو الله (er ist Gott) an, während die Sänger sie immer lauter und eindringlicher mit ihren Liedern zu ermuntern scheinen. Dieser Lärm vereinigt sich mit den Weihrauchwolken und der eigenartigen Umgebung zu einem sinnverwirrenden Ganzen. Nach und nach nimmt die Begeisterung wieder ab, die Musik wird ruhiger, die Lieder verstummen, und während heilige Verse begleitet von der zikra vorgetragen werden, führen die sich eben noch wie wild Gebärdenden wieder gleichmäßigere Bewegungen aus.

Auch die dritte nûba, die nun sofort beginnt, wird durch Musik und Gesang eingeleitet, während der Tanz wieder an Lebhaftigkeit zunimmt. Dann tritt der Moqâddem (der Stellvertreter des Scheichs) vor die Kette der Tänzer und schlägt mit einem kleinen Tamburin den Takt zu den Gesängen, während er zugleich durch Erheben seiner Arme die Verzückten zu stärkeren Beugungen und sprungartigem Erheben des Oberkörpers auffordert. Die Leute lassen dabei ein dumpfes Grunzen hören und beschleunigen das Tempo ihres Tanzes derartig, daß die ganze Reihe konvulsivisch zu zucken scheint. Wenn sich der Moqâddem dann zurückzieht, treten wieder die Schâusche vor, leiten die Allâh- und Hûa-allâhrufe aufs neue ein und muntern mit Wort und Geberde die Tänzer zur Fortsetzung ihrer Übungen auf. Diese selbst befinden sich bereits in voller Ekstase.

Die blutrot gedunsenen Köpfe baumeln unablässig vor- und rückwärts; die Glieder zittern; die Allâhrufe kommen heiser von ihren Lippen. Alles ist eingehüllt in Weihrauchwolken, und durch diesen Nebel hindurch sieht man, wie verschiedene Gegenstände und Werkzeuge zum Gebrauche vorbereitet werden. Denn in dieser Nûba sollen die ʿAisâwis ihre Hauptproduktionen vollführen, sie sollen den versammelten Gläubigen beweisen, daß sie durch die Macht ihres Heiligen die Fähigkeit erhalten, sich zu schneiden und zu stechen, ohne verwundet zu werden, Nägel zu schlucken, Schlangen und Skorpione zu verzehren, ohne Schaden an ihrer Gesundheit zu leiden, und selbst der Wirkung des Feuers zu widerstehen. Zu diesem Zwecke wählt der Schâusch einen aus der verzückten Schar aus, führt ihn einige Schritte vor diese und übergibt ihm die ḥárba حربة, — eine alte Waffe, die heutzutage eigentlich nur noch bei diesen Vorführungen Verwendung findet. Die ḥárba besteht aus einem, ungefähr anderthalb Meter langen scharfen eisernen Spieße, an dessen oberen Ende eine Holzkugel angebracht ist, von welcher mehrere kurze Riemen zum Halten herunterhängen. Der ḥarbâwi (wie man den nennt, der sich dieser mittelalterlichen Waffe bedient) setzt sich nun die Spitze des Spießes in die Grube oberhalb des Brustbeines und sucht durch rasches Drehen sich diese

Spitze einzubohren, dann fällt er auf die Knie, und ein Schâusch beginnt mit einem Holzstück nach dem Takte der Musik derbe Schläge auf die Kugel zu applizieren. Dann erhebt sich der 'Aisâwi wieder und läßt das Marterwerkzeug frei herunterfallen: die eiserne Spitze hat sich so fest in das Fleisch eingebohrt, daß sie in ihm hängen bleibt, trotz der Bewegungen, in die der Mann das Instrument versetzt. Der Schâusch nimmt dem Helden jetzt die ḥárba ab und drückt seinen Finger auf die Wunde; kein Tropfen Blut ist geflossen! Er führt den Mann in die Reihe der Tänzer zurück, und wählt einen andern aus, der ähnliche Manöver mit der ḥárba ausführt, sie jedoch in der Leistenbeuge ansetzt. Ein dritter dreht sich hernach die Eisenspitze in den Nabel; ein vierter in die Lippen usw.

Später produzieren sich noch andre Leute mit kleineren ḥárba's, die sie durch Zunge und Wangen, durch aufgehobene Hautfalten an Hals, Brust und Bauch stechen, ohne daß jemals ein Tropfen Blut aus der Wunde flösse. Selbst Kinder nehmen an diesen Übungen teil: wir sehen, wie die Schâusche ihnen die Spieße durch die Backen stoßen, ohne daß die Kleinen auch nur die geringste Schmerzensäußerung täten. Nach diesen ḥárba-Leuten (ḥarbäwija حرباوية) werden die sif-Leute (die sĕjâfa سيافة) aus den Reihen der Tanzenden geholt, so genannt nach dem Werkzeug ihrer Vorführungen, dem Schwerte (sif سيف). Auf Befehl des Schâuch tritt der sĕjâf vor und entkleidet seinen Oberkörper vollständig. Der Schâusch ergreift dann eine Art altertümlichen Schwertes mit großer Klinge, zieht es aus der Scheide, schwingt es nach den vier Himmelsgegenden und übergibt es nun den sĕjâfa, die damit ihre Produktionen beginnen. Der eine von ihnen stellt die Spitze der Waffe auf seine Zunge und balanciert sie daselbst; ein anderer führt mit ihr Schläge gegen seinen nackten Oberleib; ein dritter kniet auf die Schneide der Waffe; wieder andere stoßen sich das Schwert durch die Wangen. Endlich bringen sich manche mit diesem Schwerte Stiche in Arme und Beine bei, oder legen sich nackt über die Waffe, um sich von ihren Genossen auf der Schneide des Schwertes aufliegend emporheben zu lassen.

Nachdem alle wieder in die Kette der Tanzenden zurückgetreten sind, werden Kohlenbecken herbeigetragen, auf denen fingerdicke eiserne Stäbe liegen, die schon seit einiger Zeit über der Glut geruht haben. Man nennt diese Instrumente wardât وردات (wörtl.: Rosen!) und davon den, welcher sich ihrer bei der ḥáḍra bedient, den wardâwi. Wieder wählt der Schâusch einen wardâwi nach dem anderen aus den Genossen aus, der sich nun die heißen Eisenstäbe auf Wangen, Hand und Füße legt, oder sie zwischen die Zähne nimmt, so daß der Geruch von verbranntem Fleisch sich mit dem Dufte des Weihrauchs mischt. — Den Schluß der dritten

nûba bildet das Verzehren von Eisennägeln, Skorpionen und Schlangen. Der einzelne verzehrt dabei drei bis fünf lange eiserne Nägel, oder zwei bis drei Skorpione, oder eine Schlange, von der er sich vorher an verschiedenen Stellen seines Körpers beißen läßt.

Nachdem diese Aufführungen beendet sind, beginnt sofort die vierte nûba, die sog. mḥámmra محمّرة „die Berauschende".

Die mḥámmra wird eingeleitet durch Gesänge, welche die Teilnehmer stark zu erregen scheinen; denn die Musikanten bearbeiten immer schneller und energischer ihre Tamburine; die zikra gellt immer öfter darein; die Tanzenden bewegen sich ungemein rasch; die Quaste der Schâschija fliegt vor- und rückwärts; man hört ein unterdrücktes Seufzen und Stöhnen, während die Musik in rasendes Trommeln ausklingt und dann mit einem Schlage abbricht.

Da öffnet sich die Reihe und die exaltierten ʿAisâwis stürmen wie wilde Bestien auseinander, Löwen, Tiger, Katzen und Bären in Schreien und Gebahren nachahmend. Sie wollen sich auf die Anwesenden stürzen, werden aber von den Schâuschen und dem Moqáddem zurückgehalten. Scheint die Wildheit eines von ihnen so groß geworden zu sein, daß sie für die Zuschauer gefährlich werden könnte, so tritt der Scheich an ihn heran und flüstert ihm ein Wort ins Ohr, das ihn sofort zur Besinnung zurückbringt; der eben noch Rasende geht jetzt ruhig hinaus, nachdem er seine, in wilder Unordnung an ihm hängende Kleidung geordnet hat. Manche der Genossen liegen noch längere Zeit in konvulsivischen Krämpfen am Boden, erheben sich aber schließlich auch, sodaß nach Ablauf von fünf Minuten die Schar, die sich so wild geberdete, ruhig und friedlich die Moschee verläßt.

Unwillkürlich drängt sich nach dem Besuche einer solchen ḥáḍra die Frage auf: was sind die ʿAisâwis? Was ist der Zweck ihrer Vereinigung? In welcher Beziehung stehen sie zum Islâm? Sind ihre Produktionen Taschenspielereien, oder bedienen sie sich — bewußt oder unbewußt — geheimer Kräfte, die bisjetzt von der Naturwissenschaft noch nicht genügend erklärt worden sind?

Ich habe Gelegenheit gehabt und habe sie noch, mit solchen Leuten zu verkehren, sie als Arzt zu behandeln, und mit jetzigen oder ehemaligen Anhängern dieser Vereinigung über ihre Genossenschaft zu sprechen. Ich habe ihren Aufführungen viele, viele Male und in verschiedenen Städten beigewohnt. Es sei mir daher erlaubt, eine Erklärung der soeben beschriebenen Vorgänge zu geben und solche auf Fragen — teils eigene, teils mir aus arabischem Munde überlieferte Erklärungen vorbringend — zu antworten!

Die 'âisâwîja sind eine Bruderschaft, wie es solche eine Unzahl im Islâm gibt und gegeben hat, — eine Genossenschaft von Männern, die sich dem Dienste und der Verehrung eines bestimmten Heiligen widmen, der durch seinen Eifer für die Religion oder durch Wundertaten die Aufmerksamkeit seiner Zeit auf sich zog. Den Namen haben sie (wie schon gesagt) von sîdi ben-'âisa (sîdi heißt wörtlich „mein Herr" und ist Bezeichnung für die muhammedanischen Heiligen), einem Marokkaner aus der Gegend von Marrâkesch, der zur Zeit der arabischen Invasion in Nordafrika predigend und wundertuend in den unwirtlichen Steppen und Wüsten umherzog. Einst hatte er seine Jünger in ein so unwirtliches Gebiet geführt, daß der Mangel an genießbarer Nahrung diese dem Hungertode preiszugeben drohte. Da empfahl er ihnen — im Vertrauen auf seine Wunderkraft — sich von den dort zahlreich vorkommenden Skorpionen und Schlangen zu nähren, ohne daß sie befürchten sollten, an ihrer Gesundheit Schaden zu erleiden. In der Tat bekam ihnen diese absonderliche Nahrung ganz gut; und daher soll es kommen, daß die 'Aisâwi's solches giftiges Ungeziefer ohne Schaden noch heute verzehren können.

'Aisâwi kann jeder Muhammedaner werden. Es genügt, dem Scheich den Wunsch der Aufnahme in die Bruderschaft vorzutragen, dann zu schwören, daß er ein getreuer Diener und Verehrer seines Heiligen sein und die Übungen gerne, regelmäßig und im guten Glauben mitmachen, ferner, daß er die Geheimnisse des Ordens bewahren wolle. Hierauf nennt ihm der Scheich ein Tier (Tiger, Löwe, Bär u. ä.), das der Jünger nachahmen solle, und macht ihm die Übungen namhaft, die er vorzunehmen habe. Letztere bestehen hauptsächlich in dem oftmaligen und regelmäßigen Hersagen von religiösen Formeln.

Welchen Zweck verfolgen diese Leute? Ich glaube keinen ausgesprochenen! Was sie treibt, ist wohl der, allen Menschen mehr oder weniger bestimmt eingeborne Drang zum Außerordentlichen, das abseits liegt vom gewöhnlichen Alltagsleben. Daß dies bei einer Bevölkerung, die geistig noch völlig im Mittelalter steht, ganz wilde und barbarische Formen annehmen muß, ist begreiflich. Mit dem Dogma des Islâm haben die 'âisâwîja, wie mir viele strenggläubige, jedoch gebildete Muhammedaner versicherten, gar nichts zu schaffen.

Man hat oft versichert, die Aufführungen der 'Aisâwis seien nichts anderes, als Vorstellungen von mehr oder weniger geschickten Taschenspielern. Nun, die großen ḥâḍra's in Tunis und Kairuan (arab. qîruân قيروان), die hauptsächlich der Fremden wegen angestellt werden und auch klingenden Lohn einbringen, mögen diesen Vorwurf verdienen. Ebenso

die jener wandernden Truppen, die nach Europa ziehen und dort in den großen Städten die Produktionen der Mitglieder des „Stammes(!) der Aïssaoua" aufführen! Ich las von solchen Aufführungen in Wiener Zeitungen — und lachte darüber, daß man den Europäern solchen Aufputz vorsetzen kann!

Völlig anders verhalten sich die Dinge aber in den kleinen Orten Tunesiens, also z. B. in Sfax, woselbst nichtmuhammedanische Zuschauer die Moschee — wie gesagt — gar nicht betreten dürfen.

Ich meine: die Vorführungen der 'Aisâwi's lassen sich durch Hypnose und durch Autosuggestion am besten erklären! Die Leute werden durch die Musik der Instrumente, durch die Lieder und hauptsächlich durch die stundenlangen einförmigen Bewegungen, durch das beständige Vor- und Rückwärtswerfen des Kopfes in einen Rausch versetzt, in welchem sie von Vorgängen an ihrer eignen Person oder in ihrer Umgebung nichts mehr spüren. Anhänger der Bruderschaft, die ich darum befragte, bestätigten mir dies sämtlich und meinten, zum Gelingen ihrer Produktionen sei das feste Denken an ihren Heiligen unerläßlich; ferner versicherten sie mir, daß die Wunden, deren Narben sie mir zeigten, ihnen nie den geringsten Schmerz verursachten, wenn sie sich dieselben im Zustande des taḫmîr تخمير (der bei der ḥaḍra eintretenden Berauschung) beibrächten. Das Fehlen von Blut läßt sich leicht durch einen Krampf der Gefäße erklären; solche Dinge sind Ärzten eine bekannte Tatsache. Das Verzehren von Skorpionen und giftigen Schlangen ist nicht so gefährlich als das von ihnen Gebissenwerden, das ich übrigens auch sah. Vielleicht haben sich die Leute langsam an das Gift dieser Tiere gewöhnt, nach der Art mancher Schlangenbeschwörer, die sich zuerst von sehr wenig giftigen, dann von giftigeren und schließlich von sehr giftigen Reptilien beißen lassen, und sich auf diese Weise Immunität gegen solche Gifte erwerben. Auch das Nägelverschlucken wird verständlich, wenn wir daran denken, was für Dinge oft von hysterischen Frauen und Geisteskranken dem Magen zugeführt werden, ohne daß sich hernach erhebliche Nachteile für die Gesundheit zeigten. Baron Lumbroso, der ehemalige Leibarzt des Bey von Tunis, meinte einst mir gegenüber, die Erklärung für diese Tatsache liege darin, daß sich die Nägel im Magen unter dem Einflusse stärkerer Salzsäuresekretion auflösen. Was mich betrifft, so ist mir trotz meiner ausgedehnten Praxis unter den hiesigen Eingebornen nie vorgekommen, einen Krankheitsfall zu konstatieren, der auf die Anwesenheit von solchen eisernen Fremdkörpern im Magen oder im Darm hätte schließen lassen. Anderseits kenne ich viele, völlig glaubwürdige Leute, die mir versichterten, daß sie die Nägel tatsächlich verschluckten.

Im gewöhnlichen Leben sind die 'Aisâwi's, deren ich sehr viele kenne, durch Nichts von ihren Religionsgenossen verschieden. Sie arbeiten als Handwerker, Feldarbeiter, Barbiere, Lastträger usw., wie andere Sterbliche. Doch ist ihr Geist durch die Übungen und das beständige Denken an ihre Heiligen derart beeinflußt, daß sie nicht widerstehen können, wenn die dumpfen Töne des bendîr sie zur ḥâḍra ruften. Ihr Scheich scheint auf sie einen großen persönlichen Einfluß zu haben; denn manche erzählten mir, sie könnten nur unter diesem oder jenem ihre Produktionen ausführen, die unter der Leitung eines andren Scheichs völlig mißlingen würden.

In früheren Zeiten sollen sich einzelne Mitglieder dieser Bruderschaft ganz besonders hervorgetan haben. So erzählt man noch heute von einem Ordensgenossen, der in der Berauschung völlig dem Tiger gleich war, den er nachahmte, und der Greueltaten ausübte, so daß er in Ketten herumgeführt wurde. Einmal aber habe er, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, ein Kind buchstäblich zerrissen. Als dies dem Bey bekannt wurde, verurteilte er den Mann zum Tode, falls nicht etwa erwiesen werden könne, daß er die Untat in völliger Unwissenheit, nur folgend seinem Raubtiertriebe, den ihm sein Heiliger ins Herz gelegt habe, begangen habe. Man brachte daher dem Mann bei der nächsten ḥâḍra sein eigenes Kind, — und er zerfleischte es auf dieselbe grausame Art! Auch ein salomonisches Urteil!

Jetzt sind die Zeiten, und mit ihnen die 'Aisâwi's milder geworden!

Möge dieser Aufsatz dazu beitragen, die Kenntnisse, die wir über diese absonderlichen Äußerungen orientalischen Denkens und Fühlens haben, etwas zu erweitern!

— — —

Anhang.

Von Universitätsprofessor Dr. Hans Stumme in Leipzig.

Im vorstehenden Aufsatze des Herrn Dr. Narbeshuber findet sich auf S. 12, Z. 1 u. 2 die Angabe, daß man bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Sfax „Gesänge auf Kleidungsstücke anstimme". Zwar kann ich eine Probe solcher Gesänge aus Sfax leider nicht mitteilen, da ich kein Lied dieser Art dort habe sammeln können (überhaupt sind meine Aufzeichnungen über den arabischen Dialekt dieser tunisischen Hafenstadt nicht sehr umfangreich). Dagegen ist mir einmal in der Hauptstadt Tunis — im Frühjar 1889 — ein Lied dieser Gattung von Hochzeitssängern aus Südosttunisien vorgetragen und dann von demselben Manne diktiert

worden, der mir die Texte zu meinen „Tripolitanisch-tunisischen Beduinenliedern" (s. oben S. 3) lieferte, nämlich von einem gewissen Bilgâsem, der aus der berberischen Gegend von Mâṭmâṭâ stammte. Wenn ich das betreffende Stück von Kleidungs-Poesie in jener Sammlung nicht publizierte, so unterblieb dies aus dem Grunde, daß ich über die Metrik des Textes noch nicht ins Klare gekommen war; die Untersuchung der metrischen Verhältnisse solcher Lieder bildete aber gerade den Hauptgegenstand jener meiner Publikation. Hier dagegen, wo metrische Untersuchungen wiederum ganz und gar nicht am Platze wären, genügt es, das betreffende Lied ohne metrische Emendationen zum Abdrucke zu bringen, also genau in der Fassung, wie es mir von meinem Gewährsmann in die Feder diktiert worden ist*.

Das betrifft also den Transkriptionstext. Der diesem beigegebene Text in arabischen Buchstaben ist der Abdruck der Niederschrift, die ein gebildeter junger Mann in Tunis, gleichfalls direkt nach dem Diktate Bilgâsem's, anfertigte (vgl. Trip.-tun. Bedl., S. 19); diese Beigabe ist denjenigen zweifellos willkommen, die — bei aller Solidität ihrer Kenntnis des klassischen Arabisch — nicht sehr geübt sind im Lesen transkribierter Dialektstücke: wenn irgendwo auf dem Gebiete des Arabischen sich ein moderner Dialekt stark von der klassischen Sprache entfernt, so ist dies sicherlich der Fall bei der Fassung des Arabischen im Munde jener südosttunisischen Sänger, die nicht nur ث, sondern auch ط als t aussprechen und nicht nur ذ, sondern ض und ظ als d geben!

Das vorliegende Stück — es ist also ein Lobgesang auf die Schärpe eines Mädchens — ist inhaltlich sicherlich nicht uninteressant. Doch dabei ist diese Dichtung des braven Ṛazzâli (der Verfasser nennt sich in Vers 73!) naiv, — manchmal sogar etwas einfältig; das betrifft besonders den Inhalt der ersten Dscherida, wo uns die Herstellung der Schärpe und ihre Beförderung nach dem Wohnorte der Schönen, der sie verehrt werden soll, geschildert wird: die Schärpe wird hergestellt von einer Beduinenfrau, also einer Araberin, die irgendwie im fernen Indien von einem Fürsten zu diesem Zwecke engagiert worden ist. Für das Ungetüm von Schärpe (deren Gewicht nach Vers 89 volle zwei Zentner beträgt) fordert sie mit nicht gerade höflichen Worten hunderttausend Goldstücke, die ihr auch richtig ausgezahlt werden. Dann wird die Schärpe aufs Schiff

* Ganz kurz sei für Fachgenossen auf diesem Gebiete gesagt, daß das Metrum der vier Dscheridas (diese singt nach Angabe meiner Gewährsmänner der Vorsänger der Sängerschar) augenscheinlich als – – – – – bezw. – – ⏑ – | – ⏑ – (–) zu geben ist, während die metrischen Verhältnisse der (von den Nachsängern gesungenen), die Namen Ṛnâja und Mkébb tragenden Abschnitte uns nicht ganz durchsichtig sind.

transportiert und der Kapitän erscheint, — mit einem Spazierstocke („zum Spaße" — lilfanṭâsijä — fügte an dieser Stelle mein Araber hinzu) in der Hand. Sechs Monate muß das Schiff mit der Schärpe in Sturm und Nebel die Wogen durchfurchen um nach seinem Bestimmungsorte zu gelangen; dort erhält der Kapitän aber auch eine passende Belohnung für seine Tätigkeit: ein Pferd! In der zweiten Dscherida, besonders von Vers 56—60 ist die Redeweise des Dichters geradezu die eines Rätselaufgebers, und bald ist die Sprache an jener Stelle metaphorisch, bald metaphernfrei; wir haben an jenen Stellen einige erklärende Zusätze in Klammern beigefügt. An einigen Stellen des Liedes hat der Dichter sogar Pikanterieen angebracht, so V. 76 und 77 oder V. 102 und 103.

Wir wollen uns jedoch nicht weiter in's Einzelne verlieren, sondern Text und Übersetzung dieses merkwürdigen Liedes jetzt mitteilen!

الحزام	**Elḥzâm.**
غناية	Ṛnâjä:
انتى حزامك ملوّى تخبيل	1 énti ḥzâmek mélwi taḫbîl
على جوفك يرجع ويميل	2 'âla žûfek jéržaḥ wimîl
جريدة	Žrîdä:
يا ما أحسن ذاته	3 jā máḥsen dâta!
يعجبنى والعرف يُفَرِّق	4 ja'žébni wul'árf ifárreg.
والّى صنعاته	5 wullî san'âta
عربيّة فى برّ مشرق	6 'arbîjä fībárre méšrig.
فى الهند نسجاته	7 filhínd nežžâta,
فى سراية باشا محقّق	8 fisrâit bâša mḥággeg.
للباى هداته	9 lilbeí hedâta;
قال لها ماك الّا ترفق	10 gālílha: „mâk íllä tárfeg,
اطلب قيماته	11 utlúb gīmâta!"
قالت له بالك تتحذّق	12 gālítla: „bâlek titḥáddeg!"
حدّ أن وزناته	13 ḥádd én weznâta,
قالت له مية الف ومرفق	14 gālétla: „mīt élf umárfeg!"
ماله قبضاتة	15 mâlu gubdâta.
جابوا له صندوق يتهّق	16 žābûla sandūg itáhheg.
بيديها طواته	17 bīdîha twâta
فى وسط صندوق تطبّق	18 fiwúste sandûg tetábbeg;
زادت قفلاته	19 zâdet giflâta.

مدّت مفتاحه للمُنْفِق 20 méddet miftâḥa lilmémfeg.
البحريّة جاتْه 21 elbaḥrije žâta
والرايس فى يده مطرق 22 wurrêis fîda mátreg;
قال لهم هاتْه 23 gālilhum: „hâta
للمركب والريح يزعفق 24 lilmérkeb!“ wurrîḥ izá'feg;
هزّوا قلاعاته 25 häzzu glä'āta,
وبدا فى الموجات يشرّق 26 wubdâ filmūžât išérreg.
من اين تمّ اُوقاته 27 mnın témm ugâta,
ستّة اشهر والغيم يروّق 28 sitta šhór wulṛîm iräúug,
وصلوا لمولاته 29 wáslu lmūlâta.
من المرسى حطّوه فى الغمرق 30 millmársa ḥattûh filgúmrug.
كيف سمعت جاءتْه 31 kîf sém'at žâta,
قالت له ماك الّا تصدق 32 gälitle: „mâk illä túsdug!“
الحصان أعطاتْه 33 laḥsân 'atâta;
عشرين ألف عادت تفرّق 34 'äšrın élf 'ât teférreg
على رياساته 35 'árriäsâta
والبحريّة لا حدّ يتدرّق 36 wulbaḥrije, lä ḥádd iddérreg.
يوم ان جبداتْه 37 jūm én žibdâta
ولواتْه على الحولى الازرق 38 wulwâta 'allḥûli lázreg, —
ما اكثر ليّاته 39 maktár lējjâta!
وبدات النسوان تعشّق 40 wubdât enniswân te'äššeg.
يرجع ليّاته 41 jéržaḥ lējjâta
والحلقة بذهب تخفّق 42 wulḥálga bidhéb teḥäffeg,
والقلب كواتْه 43 wulgálb kwâta,
وهى قدّامى تترشّق 44 uhîe guddâmi titrášše g.

مكبّ — Mkébb:

عاشق نتقلّى 45 'äšag nitgélla
علىّ للّا انا جيتك بالله 46 'allélla, nā žitek béllä.
نغنم وصلك عقب الليل 47 náṛnam wáslek 'ógb ellîl!

جريدة — Žrîdä:

ملوىّ طيقان 48 milwî tıgân;
يا ما احسن لونه فى الذات 49 jā máḥsen lûna fiddât!
فوق المسلان 50 fûg elmislân
على الصرّة تحت العكنات 51 'assúrra, táḥt el'oknât;
حايز الاعكان 52 ḥâiz la'kân.

متخرخط على المخروقات 53 mitẖárẖat 'allmáẖrūgât
مثل الثعبان 54 mitl etta'bân
متلهوت على الماليات 55 mitléhwet 'allmâliât.
فوقه سلطان 56 fûga sultân,
يحكم فى قوم وسيّات 57 jáḥkum fīgûm useījât;
تحت الرمّان 58 táḥt errummân —
من فوق عيزر الزيزات 59 min fûge 'éizar ezzīzât;
فى ظلّ جنان 60 fīdúlle žnân.
والعقدة كيّ سخن سوات 61 wul'ógde kēi súẖen swât.
يطوق يبان 62 itûg, ibân,
قدّامى يقلب قلبات 63 guddâmi jíglib gilbât, —
يا من هو امان 64 jā ménh-āmân!
به فزتى على الخودات 65 bīh fīzti 'aléläẖūdât.
يرجح رجحان 66 jéržaḥ ražḥân,
لا هزعت وبعدّات 67 lā héz'et wút'addât.
انا عمرى هان 68 nā 'ómri hân.
مِنْ شبحك والروح فنات 69 min šíbḥek wurrûḥ efnât.
نفرعس الاوطان 70 mfár'as lāūtân,
وعليك تقوم الفتنات 71 wa'alīk etgûm elfitnât!
حالة الغبان 72 ḥâlet laṟbân!
ويقولوا الغزّالى مات 73 wigûlu: „elṟazzâli mât,
مِن ناس زمان 74 minnâs ezmân!“
مِن بعدى الاشعار وفات 75 min bá'di laš'ār ufât.

مكبّ — Mkébb:

يا حجاب الضانى 76 jā ḥžâb eddâni:
على ضمانى على جوف فطّانى 77 'áldumâni, 'alžûf fettâni!
تهوانى حزامك دربانى 78 tehwâni, — ḥzâmek derbâni,
ذبّلنى خلّانى عليل 79 debbénni, ẖallâni 'alîl!

جريدة — Žrîdä:

ملوىّ بالخانة 80 milwî bilẖâna! —
من شافه يبدأ يتقهّر 81 min šâfu, jíbdā itgáhhar, —
على جوف فلانة 82 'alžûf eflâna,
وموشّح بذهب مخنتر 83 umāššaḥ bedhéb mẖántar.
ما احلى طرزانه 84 maḥlâ tarzâna,
يا ما احلى لونه فى الافخر 85 ja máḥla lûna filáfẖar!

ونسيجه تانة 86 wunsîža tâna. —
نسجته معلمة البندر 87 nižžâta m'állemt elbénder.
ثابت ميزانه 88 tâbit mızâna:
قالوا قنطارين مقنطر 89 gâlu guntārîn megántar.
من فوق اعكانه 90 min fûg a'kâna
حتّى حجر الجوف مدوّر 91 ḥátta ḥéžr-ežžûf emdá͡ūur.
حزام العسرانة 92 ḥzâm él'asrâna,
مَنْ شافه يبدأ يتقهّر 93 min šâfa, jibdā itgáhhar;
يكبر غوانه 94 jikbir ṛiwâna,
يبرول من عقله يسفر 95 ibérwul, min 'ágla jásfar.
يا روح حيّانه 96 ja rûḥ ḥāījâna,
افرح بالغنّاى استبشر 97 éfraḥ bilṛannâi, stébšer!
مدّى ريحانة 98 middı rīḥâna
وتكريطة لا توا يكفر 99 utakrîta, lā tá͡ūwa jikfir!
الوصل امانة 100 elwúsl āmâna. —
مولانا على الزانى يستر 101 mūlâna 'azzâni jistir!
شاهى حلّانه 102 šâhı ḥallâna —
وحزامك من ريقك نسكر 103 wuḥzâmek!! — merrîgek niskir.

مكب Mkébb:

من ريقك نمزج 104 mirrîgek nímziž,
نتبنّج يا شبّة الاغنج 105 nitbénnež, jā šébbet léṛnež,
كيف تظهر بالحزام معرّج 106 kîf túdhur bilḥzâm me'árrež
وتحيّد من كان دليل 107 wutḥáijed min kân delîl!

جريدة Žrîdä:

ملوىّ بالكشرة 108 milwî bilkā̆šra, —
يا ما احسن توشيح بيوته 109 jā máḥsen tā͡ūšiḥ biûta! —
عشرين وعشرة 110 'ašrin u'ášra, —
على جوف مرادى الخرخوطه 111 'alžûf murâdi-lḫarḫûta.
مولاته بشرة 112 mūlâta bášra,
تضوى مثيل الياقوتة 113 tadwî metil eljāgûta;
وعليها وهرة 114 wa'līha wáhra:
تمشى فى مشية مبهوتة 115 timši fimésje mebhûta.
تستاهل قعدة 116 tistâhel gá'da:
حذايا سفرة مبطوطة 117 ḥedâja sûfra mebtûta!

مكب Mkébb:

سفرة وفنّه 118 súfra ufénna
وحنّا ورباب ورنّة 119 uḥénna urbâb urénna!
سعد الّى حازك وتهنّا 120 sá'd elli ḥâzek wuthénna, —
فى الدنيا ما ليك التمثيل 121 fiddinje mä lik ettemtîl!

Die Schärpe.

Rnâjä (Grundreim):

Deine Schärpe ist in reicher Fülle umgewickelt; an deinem Leibe schwankt sie und wiegt sie sich.

Dscherîda:

Wie prächtig ist sie! Sie entzückt mich und mein Verstand geht in die Brüche. — [5] Diejenige, welche sie anfertigte, war eine Beduinenfrau fern im Osten: in Indien webte sie sie, im Schlosse eines gesetzlich bestätigten Pascha. Zum Fürsten brachte sie die Schärpe. [10] Er sprach zur Frau: „Unter der Bedingung, daß du durchaus nobel bist, (erlaube ich dir), den Preis namhaft zu machen!“ Sie entgegnete: „Du bist gewiß geizig!“ — Nachdem sie die Schärpe gewogen hatte, rief sie aus: „Hunderttausend (Goldstücke), — und das aus bloßer Gefälligkeit!“ [15] Das Geld empfing sie richtig; dann brachte man für die Schärpe einen Koffer herbei, der Alle sprachlos machte. Mit eigener Hand faltete sie nun die Schärpe zusammen und verwahrte sie ordentlich zusammengelegt im Koffer. Dann verschloß sie ihn noch [20] und übergab den Schlüssel dem Zahlmeister. Bald kamen die Matrosen, sowie der Kapitän, mit einem Spazierstocke in der Hand. Der befahl seinen Leuten: „Bringt den Koffer nach dem Schiffe!“ — Der Wind pfiff; [25] man hißte die Segel und bald begann das Fahrzeug die Wogen zu durchfurchen. Als die Reise dem Ende zuging — sechs Monate hatte das gedauert, und der Nebel zog sich dahin, — da näherte man sich dem Orte, wo die (zukünftige) Besitzerin des Geschenkes wohnte. [30] Aus dem Hafen brachte man die Schärpe nach dem Zollgebäude. Als die Dame (vom Kapitän) erfuhr, daß die Schärpe eingetroffen sei, sprach sie zu ihm: „Hoffentlich sagst du die Wahrheit!“ Ein Pferd schenkte sie ihm und zwanzigtausend (Goldstücke) verteilte sie an die Schiffsoffiziere [35] und an die Matrosen, von denen keiner unsichtbar blieb. — Als die Schöne nun die Schärpe auspackte und um ihr blaues Seidenkleid wickelte, — wie endlos war da die Wickelei! [40] Die

anwesenden Frauen begannen Freudentriller auszustoßen. Nicht zu straff war die Wickelung. Der Haltering glitzerte golden. Mein Herz versengte sie, als sie so vor mich hintrat.

Mkêbb:

[45] Vor Liebe brate ich wie im Tiegel, — deinetwegen, meine Herrin! Ich habe mich dir mit frommer Bitte genaht und möchte deine Liebe gegen das Ende der Nacht erbeuten.

Dscherîda:

In verschiedenen Lagen ist die Schärpe umgewickelt; wie herrlich paßt doch ihre Farbe zu ihrer Trägerin! — Oberhalb des [50] Unterleibs, über den Nabel hinweg und unter den Weichen ruht sie, indem sie gerade noch die Weichen berührt. Wie gedrechselt liegt sie auf den Hinterbacken, wie eine Schlange [55] sich um die vollen (Gesäßhälften) schlingend. Doch weiter oben wohnt der Fürst (nach der Erklärung ist das Herz gemeint): der herrscht über Truppen und Gleichgestellte, — unter den Schimmernden*) oberhalb der Bucht zwischen den Brüsten — [60] im Schatten des Gartens. — Die Troddel hat einen Wert, der (geradezu den Verstand) heiß ausbrennt; sie guckt hervor, zeigt sich und baumelt vor meinen Augen hin und her. Ach, wer hätte da Ruhe! [65] Durch die Schärpe überstrahlst du alle Frauen! — Sie wiegt sich hin und her, wenn das Mädchen gleichmäßig schwankend vorübergeht. Mein Leben ist mir nichts wert! Wer dich erblickt, dessen Verstand schwindet dahin. [70] Ich durchstreife planlos die Lande. Deinetwegen entstehen Kriege! Das ist der Zustand der Liebespein! Man sagt: „Elṛazzâli ist gestorben, er gehört zu den Leuten der Vergangenheit!" — [75] Nach mir gibt's keine Lieder mehr!

Mkébb:

Ach, daß das versteckt ist, was so nahe ist! Das bezieht sich natürlich auf den Gegenstand aller meiner Gedanken, — auf deinen Leib, mein kluges Mädchen! Du liebst mich! deine Schärpe hat mich ins Unglück gestürzt und hat mich matt und krank gemacht!

Dscherîda:

[80] Raffiniert ist die Schärpe umgewickelt! Wer sie erblickt, der wird fast wild. Am Leibe des Mädchens (ruht sie), reich besetzt mit wert-

* Was ich frei mit „Schimmernden" übersetze, ist das arab. Wort rummân, das sowohl „Granatäpfel" wie „Zeltkuppeln" bedeuten kann und hier vom Dichter in toller Wortspielerei bald so und bald so angewendet wird.

vollem Golde. Wie reizend ist die Stickerei auf ihr, [85] wie höchst prächtig ihre Farbe! Wie schön ist ferner das Gewebe selbst: eine Meisterin in einer Großstadt muß sie gewoben haben! Das Maß stimmt: man sagt, volle zwei Zentner betrüge es!" [90] Oben von den Weichen an bis hinunter zum Schoße ist sie um den Leib gewunden. Wer die Schärpe des spröden Kindes erblickt, gerät in gewaltige Aufregung; seine Verliebtheit nimmt immer mehr zu; [95] er beginnt wirr zu reden und sagt seiner Vernunft Lebewohl. O du Geist seines Lebens, bewillkommne doch freudig den Sänger und frohlocke! Gieb eine goldene Brustplatte her und den Seidenshawl, — sonst wird der Dichter bös! [100] Wir können jetzt getrost unsre Liebe genießen, — Gott nimmt den Liebenden unter seinen Schutz! Ich möchte sie offenhaben, — deine Schärpe meine ich natürlich! Ich möchte von deinem Kusse trunken werden.

Mkébb:

An deinem Munde möchte ich schlürfen! [105] Durch seinen Kuß möchte ich mich betäuben, du mit dem Blicke in den schwarzen Augen, — wie du jetzt in deiner schiefhängenden Schärpe dich zeigst und den Wandrer vom rechten Wege in die Irre jagst!

Dscherîda:

Geradezu boshaft ist die Schärpe umgewickelt! Wie herrlich ist doch die Farbe ihrer Karrees! [110] Dreißig sind's, die die Schärpe am Leibe meiner schlanken Geliebten schmücken. Sie selbst heißt Baschra, sie leuchtet wie ein Edelstein! Doch spröde ist sie! [115] In gemessenem Schritte geht sie einher. Ach, sie könnte sich mit Fug und Recht ein Weilchen zu mir hersetzen! Hier bei mir steht ein schöner, glatter Tisch!

Mkébb:

Hier steht ein Tisch mit Gerichten. Auch Henna, eine Geige und Lieder gibt's! [120] Glückselig der, der dich erlangt! Auf der ganzen Welt gibt's kein Ebenbild von dir!

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 3.

DIE STEINZEITLICHE BESIEDELUNG DER LEIPZIGER GEGEND

UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER WOHNPLATZFUNDE

VON

F. MAX NÄBE

MIT EINEM BEITRAG VON PROF. Dr. C. SCHRÖTER, ZÜRICH

MIT 6 TAFELN, 2 KARTEN UND 121 ABBILDUNGEN IM TEXT

R. VOIGTLÄNDERs VERLAG
LEIPZIG 1908.

Museum für Völkerkunde

1.—28. Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. (1873—1900.) 8°.

Uhle, Max, Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. Nach den im Besitze des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen von A. Stübel, W. Reiß und B. Koppel. 2 Bde. fol. mit 55 Tafeln. Berlin 1889 und 1890. Mark 160.—

Mitteilungen aus dem Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. 1. Heft 1, 4°, (nicht fortgesetzt):

Ephraim, Hugo, Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas. Leipzig 1905. Mark 5.—

Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig. 8°.

Heft 1: **Stenz,** P. Georg M., S. V. D., Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs. Herausgegeben und eingeleitet von A. Conrady. 1907. Mark 8.—

Heft 2: **Narbeshuber,** Dr. med. Karl, Aus dem Leben der arabischen Bevölkerung in Sfax (Regentschaft Tunis). 1907. Mark 2.70

Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 3.

DIE STEINZEITLICHE BESIEDELUNG DER LEIPZIGER GEGEND

UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER WOHNPLATZFUNDE

VON

F. MAX NÄBE

MIT EINEM BEITRAG VON PROF. DR. C. SCHRÖTER, ZÜRICH

MIT 6 TAFELN, 2 KARTEN UND 121 ABBILDUNGEN IM TEXT

R. VOIGTLÄNDERS VERLAG
LEIPZIG 1908.

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Vorbemerkung.

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis zwölfjähriger Beobachtung und Untersuchung unserer heimischen vorgeschichtlichen Funde. Können derartige Forschungen auch niemals als abgeschlossen gelten, so glaube ich doch, daß meine bisher gewonnenen Resultate es mir ermöglichen, in großen Zügen ein Bild der Aufeinanderfolge der steinzeitlichen Besiedelungsperioden für unsere Heimat zu entwerfen.

Daß ich in meinem Schlußfolgerungen mehrfach von den Ansichten besonders norddeutscher Forscher abweiche, ist mir bekannt, ich glaube aber mit möglichster Vorsicht und auf Grund eines nach Kräften beobachteten Fundmaterials meine Schlüsse gezogen zu haben.

Die Herausgabe dieser Arbeit wurde mir in dankenswertester Weise durch unser *Städtisches Museum für Völkerkunde* erleichtert, welches die Drucklegung übernahm, so daß ich nur die Illustrationskosten zu tragen hatte. Großen Dank schulde ich auch Herrn *Prof. Dr. Schröter, Zürich,* für die bereitwilligst ausgeführte Bestimmung der erhaltenen neolithischen Pflanzenreste.

Die photographischen Aufnahmen, die Einrichtung der Lichtdrucktafeln und ein Teil der Federzeichnungen sind von Herrn *Maler A. Drescher,* der übrige Teil der Federzeichnungen von Herrn *Zeichner Curt Reinke* ausgeführt worden.

Soweit nichts anderes bemerkt ist, handelt es sich bei dem geschilderten Fundmaterial um Teile meiner Sammlung, welche sich im *Städtischen Museum für Völkerkunde (Grassi-Museum) zu Leipzig* befindet.

Leipzig, im Juni 1908. Der Verfasser.

Inhalt.

Verzeichnis der Tafeln, Abbildungen und Karten.

Erläuterungen zur Kartenbeilage.

1. Skelettgrab mit verziertem Gefäß und einem durchbohrten facettierten Steinbeil bei Wehlitz. (Nur letzteres erhalten. Sammlung Näbe.)
2. Gefäß mit starker Schnurverzierung bei Dölkau. (Sammlung Näbe.)
3. Skelettgräber mit Gefäßen und Steinwerkzeugen in Möritzsch. (Erhalten ein durchbohrtes Steinbeil. Sammlung Näbe.)
4. Gefäße aus Zöschen. (Sammlung Vater, Schkeuditz.)
5. Hockendes Kinderskelett mit Steinartefakten. (Möritzsch. Sammlung Näbe.)
6. u. 7. Schnurverzierte Gefäße. Günthersdorf. (Sammlung Näbe.)
8. Skelett mit Aunjetitzer Tasse. Günthersdorf. (Sammlung Näbe.)
9. Zwei Gefäße. Klein-Dölzig. (Sammlung Näbe.)
10. Fünf Hügelgräber am Bienitz. Schnurkeramik. (Kgl. Sammlung Dresden.)
11. Zwei hockende Skelette mit Aunjetitzer Gefäßen. Altranstädt. (Sammlung Näbe.)
12. Schnurverzierte Gefäße. Miltitz. (Sammlung Näbe, Jacob, Leipzig und Kgl. Sammlung Dresden.)
13. Hockergrab mit Gefäß. Gr.-Dalzig. (Leipzig, Grassi-Museum.)
14. Gefäß mit Stichreihen. Gr.-Dalzig. (Sammlung Näbe.)
15. Gefäße von Wiederau. (Sammlung Pastor Krause †.)
16. Schnurverziertes Gefäß. Pegau. (Sammlung Pegau.)
17. Gefäß mit Stichverzierung vom Napoleonstein. (Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs.)
18. Schnurverzierte Gefäße, Südfriedhof. (Leipzig, Grassi-Museum.)
19. Schnurverzierte Gefäße. Cröbern. (Leipzig, Dresden, Berlin.)
20. Kugelflaschenfund. (Sammlung Bernhardt, Leipzig.)
21. Schnurverzierte Gefäße. Machern. (Sammlung Näbe.)
22. Gefäß mit Schnittverzierung. Liebertwolkwitz. (Kgl. Sammlung, Dresden.)
23. Hockende Skelette. Zauschwitz. (Siehe Seite 40.)
24. Hockende Skelette. Eutritzsch. (Siehe Seite 40.)

Die Leipziger Tiefebene gehört dank ihrer geographischen Lage zu den prähistorisch interessantesten Gegenden Mitteldeutschlands. Nach Norden zu steht kein natürliches Hindernis dem Eindringen nordischer Kultureinflüsse entgegen. Von Süddeutschland her bilden die Flußtäler der weißen Elster und der Saale natürliche Zugangswege, während das untere Elster-Luppetal vermöge seiner genau westöstlichen Richtung die Verbindung mit dem bereits in neolithischer Zeit reich besiedelten Thüringen vermittelt. Es darf uns daher nicht wundernehmen, daß, wie später in der historischen, so bereits in der vorhistorischen Zeit die verschiedensten Völkergruppen Spuren ihres Daseins und ihrer Kultur auf dem Boden der Leipziger Tiefebene hinterlassen haben.

Infolge der intensiven Bewirtschaftung unserer heimischen Fluren, besonders aber durch die vielen in Betrieb befindlichen Sand- und Lehmgruben, fehlt es in unserer Heimat nicht an Gelegenheit, prähistorische Funde zu machen, Gräber aufzudecken und Kulturschichten zu untersuchen.

Obwohl nun durch zahlreiche Einzelfunde von Steinartefakten, sowie durch Funde steinzeitlicher Gefäße und Gräber die Besiedelung unserer Heimat in neolithischer Zeit längst sichergestellt war, fehlte es, mit Ausnahme der im Süden Leipzigs gelegenen Gegend von Pegau und Borna an sicher nachgewiesenen und untersuchten steinzeitlichen Wohnplätzen. Anlaß zu dieser Arbeit gab die Aufdeckung und Untersuchung von mehreren steinzeitlichen Stationen im Westen und Norden Leipzigs, die dem Verfasser in den letzten fünf Jahren gelungen ist.

Der reiche Inhalt dieser Fundstätten und die Ergebnisse, die sich daraus gewinnen lassen, machen es wünschenswert, daß das ganze Material einem größeren Forscherkreise zugänglich gemacht wird. Außerdem spricht dafür die Tatsache, daß alle jene Fundstellen noch nicht erschöpft sind und für eine Nachprüfung zur Verfügung stehen.

Wenn wir an die großen südlichen neolithischen Stationen Butmir[1], Tordos[2] oder Jablonica[3] denken, die eingehend untersucht und veröffentlicht worden sind, wenn wir an Groß-Gartach[4] bei Heilbronn oder an die bei Worms[5] gelegenen genau erforschten Wohnplätze erinnern, muß es uns wundernehmen, daß gerade für das mittlere und nördliche Deutschland auf diesem Gebiet so wenig bekannt worden ist. Die für letzteres Gebiet vorliegenden Arbeiten, die sich mit der neolithischen Keramik bestimmt begrenzter Gebiete befassen, beschränken sich meist auf die ganzen oder doch in der Form zu rekonstruierenden Gefäße und gehen gar nicht oder nur flüchtig auf die Wohnplatzfunde ein. Und doch ist, besonders für Mitteldeutschland, reiches Material der letzteren Art vorhanden, aber es befindet sich zerstreut in zahlreichen öffentlichen oder Privatsammlungen, auf Schlössern, Rittergütern usw. Da es meist nicht publiziert ist, so ist es für den Forscher sehr schwer, über ein größeres Gebiet einen Überblick zu gewinnen. So war man denn beim Versuch der Aufstellung chronologischer Systeme meist auf die Grabgefäße angewiesen. Gerade in dieser einseitigen Benutzung der Grabfunde liegt aber wohl die Hauptursache, daß bis heute so große Unsicherheit und so viele Widersprüche in bezug auf die Datierung der verschiedenen Perioden des Neolithikums für Mitteldeutschland noch bestehen.

Die unbestrittene Wichtigkeit der Grabfunde besteht darin, daß sie uns Zeugnis ablegen von dem zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Kulturzustand eines Volkes. Andererseits müssen wir immer berücksichtigen, daß beim Zustandekommen des Grabinhaltes eine bestimmte Absicht vorwaltete, und daß sich vielleicht in einzelnen steinzeitlichen Perioden eine Grabkeramik ausgebildet hatte, von welcher sich die Gebrauchskeramik mehr oder weniger unterschied. Auch ist es nicht ganz unmöglich, daß während anderer steinzeitlicher Epochen die Sitte bestand, die Toten ohne charakteristische Beigaben zu bestatten, so daß die Forschung hier eine Lücke finden würde.

Viel mehr Erfolg verspricht uns dagegen die genaue Erforschung der Wohnplatzfunde. Bei diesen waltet keinerlei Absicht vor. So wie sie der Zufall aus dem Leben herausgerissen hat, liegen die Kulturreste im Schoße der Erde eingebettet. Allerdings ist auch hierbei Vorsicht vonnöten. Die Erfahrung lehrt, daß in Wohnplätzen, welche lange Zeit hindurch bestanden

---

[1] W. Radimsky, Die neolithische Station von Butmir. Wien 1895.
[2] H. Schmidt, Tordos. Zeitschrift f. Ethnologie 1903.
[3] M. Vassits, Die neolithische Station Jablonica. Braunschweig 1902.
[4] A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Stuttgart 1901.
[5] C. Koehl, Festgabe z. 34. A. Vers. d. D. Anthropol. Ges. Worms 1903.

haben, Reste verschiedener steinzeitlicher Kulturkreise sich scheinbar nebeneinander finden. Nur genaueste Beobachtung und Untersuchung möglichst vieler Stellen kann uns hier Klarheit geben. Für diese schwierigere Arbeit wird aber der Forscher dadurch belohnt, daß sich ihm ungleich tiefere Einblicke ins Leben der steinzeitlichen Bevölkerung eröffnen, als ihm die Gräber jemals zu geben vermöchten.

Zum näheren Verständnis der Besiedelungsverhältnisse in neolithischer Zeit müssen wir kurz die gesamten steinzeitlichen Funde des in Frage kommenden Gebietes betrachten. Ich gebe daher zuerst einen kurzen Überblick über die neolithischen Funde der Leipziger Gegend, wende mich dann der Schilderung der neuentdeckten steinzeitlichen Wohnplätze zu und werde zum Schluß versuchen, die sich aus diesem Material ergebenden Folgerungen zu ziehen.

Die steinzeitlichen Funde der Leipziger Gegend.

Paläolithische Funde sind bis jetzt aus unserem Gebiet nicht bekannt geworden. Die nächstgelegenen Plätze, welche derartige Funde lieferten, sind die Lindenthaler Höhle bei Gera[1], sowie ein erst vor kurzem beschriebener Fundort in der Nähe von Gröbers bei Halle a. S.[2] Ausgeschlossen ist es natürlich nicht, daß auch hier noch derartige Funde zutage kommen werden; es ist dies sogar in gewissem Grade wahrscheinlich, da durch die Funde von Tierresten die Bewohnbarkeit unserer Gegend auch für die paläolithische Zeit nachgewiesen ist.[3]

Um so zahlreicher sind die Funde aus der neolithischen Periode. Wie schon in der Einleitung erwähnt, ist der Hauptgrund dieser intensiven neolithischen Besiedelung unserer Gegend in ihrer günstigen Lage zu suchen. Von zahlreichen Wasserläufen durchzogen und in ihren großen Waldungen ein reiches Tierleben bergend, mußte die Leipziger Tieflandbucht als lockendes Jagd- und Wohngebiet erscheinen. Die weiten Grasflächen der Flußauen boten dem Nomaden das günstigste Weideterrain für seine Herden und die großen, waldfreien Löß- und Lehmablagerungen auf den überschwemmungssicheren Hochufern in einer etwas späteren Zeit die Stellen zum Betrieb seines Ackerbaues.

Den besten Beweis für die intensive steinzeitliche Besiedelung unserer Gegend liefert die große Menge der Einzelfunde von Steinwerkzeugen. Im

[1] Liebe, Die Lindenthaler Hyänenhöhle. Gera.

[2] Wiegers, Neue Funde paläolithischer Artefakte. Zeitschr. f. Ethn. 1907. V. 721.

[3] Erst kürzlich erhielt ich durch Herrn Oberprimaner C. Seyfarth eine Unterkieferhälfte vom Höhlenlöwen aus der Sandgrube Lindenthal nördlich Leipzigs.

ganzen hat das den Raum unserer Kartenbeilage umfassende Gebiet bis jetzt weit über 2000 größere Steinartefakte geliefert. Diese Funde sind ziemlich häufig im südlichen Elster- und Pleißetal; das eigentliche Stadtgebiet Leipzigs hat trotz der hier obwaltenden ungünstigen Fundverhältnisse ebenfalls eine Anzahl geliefert; spärlich sind sie in dem an Flußläufen armen Osten und Norden, erstaunlich zahlreich dagegen in dem sich westlich von Leipzig erstreckenden Elster-Luppetal. Der Grund für die große Zahl steinzeitlicher Funde im Elster-Luppetal dürfte neben seiner Fruchtbarkeit und seinem Wildreichtum besonders auch in dem Umstand zu suchen sein, daß es als ein Bindeglied zwischen dem Saaletal und Thüringen einerseits und dem Mulden- und Elbtal andrerseits einen starken Bevölkerungsstrom an sich zog.

Ich kann im Rahmen dieser Arbeit nicht näher auf die Form und das Material dieser Unmenge von Steinartefakten eingehen, will vielmehr nur ganz kurz folgendes bemerken. Das zu den Steingeräten verwandte Material ist meist Amphibolschiefer, seltener Kieselschiefer oder Grauwacke. Der Form nach sind vertreten: Flachbeile, Breithacken, schlanke Meisel, Schuhleistenkeile, durchbohrte Hämmer und Äxte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß fast sämtliche Artefakte in unserer Heimat hergestellt worden sind, und zwar aus Rohmaterial, welches man dem diluvialen Geschiebe entnahm. Diesen heimischen Ursprung beweisen uns zahlreiche Abfälle, halbfertige, angesägte und angebohrte Stücke, die uns bei Gelegenheit der Ansiedelungsfunde noch näher beschäftigen werden. Von größter Wichtigkeit ist ein bei Dölzig gehobener Depotfund der jüngeren Steinzeit, der neben einem ganz fertigen Stücke solche in verschiedenen Stadien der Bearbeitung, sowie auch Rohmaterial enthält. Daß es sich um einen absichtlich verborgenen Depotfund handelt, geht schon aus der Lage der Objekte hervor. Die fünf Gegenstände fanden sich sorgfältig neben- und übereinander gelegt knapp 1/2 m unter der jetzigen Oberfläche vor (Taf. 1). Es ist zunächst eine flache Schieferplatte von 21 cm Länge und 13 cm Breite, die von einem größeren Block abgespalten ist und sonst keine weiteren Spuren von Bearbeitung zeigt. Ferner finden wir zwei Flachbeile von 19 cm Länge, die erst im Rohschlag vollendet und noch nicht geschliffen sind. Das vierte Stück ist ein 31 cm langes, wohl zum Durchbohren bestimmtes Beil. An ihm bemerkt man auf beiden Seiten den Sägeschnitt; die dritte Seite ist beinahe vollständig geglättet, die vierte zeigt noch die rohe Bruchfläche. Das fünfte Stück dieses Fundes ist ein vollständig fertiges, durchbohrtes Beil, 35,5 cm lang, eines der größten und schönsten aus unserer Gegend. Wir haben danach folgende Fabrikationsstadien bei der Herstellung unserer Schieferartefakte zu unterscheiden: Spalten des



Tafel I. Depotfund von Steingeräten aus Klein-Dölzig.

Blockes in tafelförmige Stücke, Zerlegen derselben mit der Schnur oder Feuersteinsäge in beilförmige Handstücke, Herausarbeitung der beabsichtigten Form durch Schleifen und Polieren, eventuelle Durchbohrung.

Den über 2000 großen Schieferartefakten, die unser Gebiet bis jetzt geliefert hat, stehen kaum ein Dutzend größerer Feuersteinartefakte gegenüber. Einige der schönsten, die sich in meiner Sammlung befinden, bilde ich mit Angabe der Fundorte hier ab. Es sind sämtlich Einzelfunde. Wir können wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß sie nicht im Inland hergestellt, sondern aus dem an Feuerstein reichen Norden eingeführt sind.



Fig. 1. Feuersteinlanzenspitze. Dölzig.

Sehr groß ist dagegen die Menge kleiner Feuersteinmesser, Schaber, Bohrer und Pfeilspitzen, die, wie uns die zahlreichen Kernstücke und Abfälle beweisen, aus unserem heimischen Material hergestellt wurden. Wir

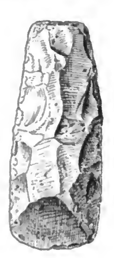
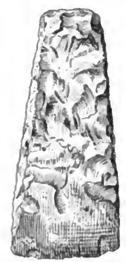





Fig. 2—5. Feuersteinbeile. Dölzig, Liebenau und Günthersdorf.

werden bei der Besprechung der Wohnplatzfunde eingehend darauf zurückkommen.

Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit auch einige Worte den in unserer Gegend angeblich nachgewiesenen Pfahlbauten zu widmen. Ich halte dies deshalb für angebracht, weil es sich einmal unzweifelhaft um prähistorische Anlagen handelt, die Nachrichten darüber aber in einer Vereinsschrift[1] vom Jahre 1872 enthalten und bis heute weiteren Kreisen unbekannt geblieben sind.

[1] Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 1872, S. 68 u. 224.

Es wird da berichtet[1], daß 1832 bei Anlage eines Flußbettes zwischen Leipzig und Lindenau, 2 m unter dem heutigen Niveau ein Pfahlwerk bloßgelegt wurde; es bestand aus einem Rost von Eichenpfählen, auf denen in flachrunden Kerben wieder Schwellen und Plattstücke lagen. Sämtliche Pfähle waren ohne weitere Bearbeitung, nur zugespitzt und z. T. eingekerbt. Schon damals fiel das vollständige Fehlen von Nagellöchern oder Spuren von Nägeln auf. Zwischen den Pfählen fand sich ein Lager von Steinen und Scherben. Erhalten hat sich von diesem Funde nur eine Skizze der Pfahlkonstruktionen.

Im Jahre 1837 stieß man in der Hainstraße in Leipzig 12 Ellen tief auf Pfahlkonstruktionen[2], die man als Wasserbehälter (?) deutete. Dabei fanden sich Steinwaffen, Ringe aus hartgebranntem Ton und Werkzeuge.

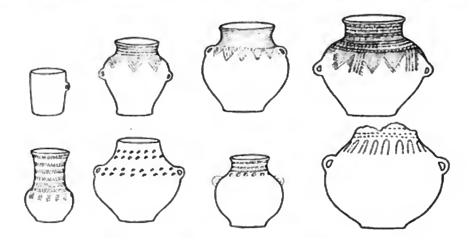


Fig. 6—9. Schnurverzierte Gefäße. Cröbern.
Fig. 10—13. Schnurverzierte Gefäße. Miltitz.

Besonders diese Tonringe kommen mir bemerkenswert vor, da sie sich als Standringe für Tongefäße, die mit einer Spitze enden, in vielen Pfahlbauten der Schweiz finden. Der Fund ging verloren.

Etwas besser unterrichtet sind wir über den dritten hierher gehörigen Fund, der 1873 bei der Anlage des Elster-Saalekanals gemacht wurde[3]. Hier kamen außer bearbeiteten Pfählen und Stämmen in einer Schicht, die Holzkohlen, Geweihe und zerschlagene Tierknochen enthielt, auch Steinartefakte, sowie Scherben zutage. Die Steinsachen waren: eine Steinaxt aus glimmerreichem Quarzit, eine durchbohrte Steinaxt aus Grauwacke,

[1] Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 1872. Mothes, Die Elsterniederung in vorgeschichtlicher Zeit, S. 224.

[2] Ebendort. Reppin, Bodengestaltung Leipzigs S. 68.

[3] Ebendort. Mothes, S. 234—236. T. III.

ein Bruchstück eines Dioritbeiles. Die Scherben waren ohne Drehscheibe hergestellt; einige gehörten zu einem kesselförmigen Gefäß, eine war mit Wellenlinien (?) verziert. Von diesem Fund sind sämtliche Objekte erhalten[1], leider nur die Scherben nicht. Vielleicht, daß zukünftige Funde uns Aufschluß geben.

Zur Vervollständigung unsers Überblickes über die steinzeitlichen Funde der Leipziger Gegend haben wir noch die Grabfunde, sowie die Einzelfunde neolithischer Gefäße zu betrachten.

Gefäßfunde mit Schnurkeramik sind besonders in den letzten Jahren in stattlicher Anzahl gemacht worden. Die bedeutendsten Funde lieferte Cröbern[2] (südlich von Leipzig), wo ein größeres Gräberfeld bestanden zu haben scheint (Fig. 6—9). Es sei von diesem Ort ein Fund abgebildet, der 1902 gehoben wurde. Viel Ähnlichkeit damit nach Zahl und Art der Gefäße zeigt ein 1907 bei Miltitz (westlich von Leipzig) gehobener Fund (Fig. 10—13). Beide Male sind keine Skelettreste festgestellt worden, es wird aber berichtet, daß die Erde, die die Gefäße umgab, dunkel gefärbt

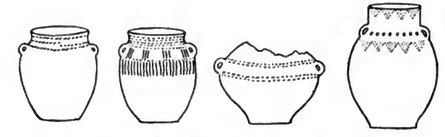


Fig. 14—17. Gefäße aus Dölkau, Machern und Günthersdorf.

war. Von anderen aus der hiesigen Gegend stammenden Gefäßen mit echter Schnurverzierung sind in Fig. 14—17 einige Vertreter abgebildet. Das aus Günthersdorf stammende Gefäß (Fig. 17) ist in doppelter Weise interessant. Einmal zeigt es neben der Schnurverzierung auch Tiefstichverzierung, andererseits sind sämtliche Ornamente weiß inkrustiert. Das Gefäß aus Machern (Fig. 15) hat neben der Schnur- auch Schnittverzierung aufzuweisen. Auch in seiner Form weicht dieses, sowie das danebenstehende Dölkauer Gefäß, bedeutend von der charakteristischen Amphorenform ab.

In allerjüngster Zeit ist durch das Leipziger Museum für Völkerkunde am Südfriedhof ein Fund schnurverzierter Gefäße gemacht worden. Eins

---

[1] Museum des Vereins für die Geschichte Leipzigs.

[2] Funde aus Cröbern befinden sich in den Museen zu Berlin, Dresden, Leipzig (Völkermuseum und Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs). Eine Anzahl sind verschleppt, so wurden 1896 elf Gefäße gefunden und an einen Händler verkauft.

derselben ist weiß inkrustiert, ein mitgefundenes Steinbeil hat eine axtartig verlängerte Schneide. Skelettreste wurden auch bei diesem Funde nicht beobachtet.

Endlich haben sich fünf auf dem Höhenzuge des Bienitzwaldes, westlich von Leipzig gelegene Hügelgräber als steinzeitlich erwiesen. Die von Herrn Hofrat Prof. Dr. Deichmüller, Dresden, im Dienste der Inventarisierung der sächsischen vorgeschichtlichen Altertümer ausgeführte Untersuchung eines derselben hat schnurverzierte Gefäße, sowie ein facettiertes Steinbeil zutage gefördert.

Wir wenden uns nun einer Gruppe von Gefäßen zu, die in ihrer Form dem Haupttypus der soeben besprochenen sehr ähnlich sind, in der Verzierungsweise aber stark davon abweichen.

Das Gefäß aus Groß-Dalzig (Fig. 18) zeigt ein fiederartiges Ornament, gekerbte Tonleisten und mit Einschnitten verzierten Rand. Es gehört übrigens zu einem sicher beglaubigten Grabfunde[1] mit hockendem Skelett



Fig. 18—20. Gefäße aus Groß-Dalzig und Klein-Dölzig.

und Beigaben. Das Dalziger Gefäß hat vier Henkel in verschiedenen Höhenlagen. Dieselbe Zahl finden wir bei dem größeren Gefäß von Dölzig (Fig. 20). Dies zeigt eine ganz eigenartige Verzierungsweise. Es wurde zusammen mit einem kleineren Gefäß (Fig. 19), das als einzige Verzierung eine sehr unregelmäßige Wellenlinie trägt, ohne weitere Beigaben und ohne Skelettreste aufgefunden. Diese drei Gefäße kommen in ihrer Form denen mit echter Schnurverzierung sehr nahe, zeichnen sich aber durch eine von den genannten vollständig abweichende Verzierungsweise aus.

Die Kugelflasche, die für Sachsen auch in der Elbgegend nachgewiesen ist, fehlt auch in unserer Gegend nicht ganz. Funde von Kugelflaschen sind im Süden von Leipzig bei Cröbern[2] und bei Rötha[3] nachgewiesen. Die zwei Hauptgefäßformen dieses Typus, die Kugelflasche und

[1] Deichmüller, Sachsens vorgeschichtliche Zeit, S. 31.

[2] Im Museum zu Dresden.

[3] Prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde, Leipzig, Sammlung Bernhardt.

der weitgeöffnete, terrinenartige Topf lassen in ihrer eigenartigen Durchbildung keinen Zweifel, daß wir es hier mit einer eigenen Bevölkerungsgruppe zu tun haben. Andererseits ist die Ornamentik dieser Gefäße, wie die aller bisher besprochenen Gruppen, dem alteuropäischen Stile zuzurechnen. Nach der Spärlichkeit der Funde zu urteilen, scheint der Aufenthalt der Vertreter dieser Gruppe in unserer Heimat kein allzulanger gewesen zu sein.

Einem ziemlich jungen Abschnitte des Neolithikums dürften die Gefäße Fig. 21—23 zuzuweisen sein. Die beiden aus Altranstädt stammenden (Fig. 21 und 22) lagen bei zwei hockenden Skeletten. Das Gefäß Fig. 23 bildete die einzige Beigabe eines Skelettgrabes von Günthersdorf. Die Leiche war ausgestreckt beigesetzt, ihr zur Seite lagen die geringen Knochenreste eines Kindes. Der Schädel des Erwachsenen zeigt eine Auftreibung, die, wie Herr Dr. E. Jäger zu bestimmen die Güte hatte, von einer verheilten Verletzung herrührt.



Fig. 21—23. Gefäße aus Altranstädt und Günthersdorf.

Die scharfgebrochenen Profile dieser Gefäße, sowie die Henkelstellung des einen, weisen auf Ähnlichkeit mit dem sogenannten Aunjetitzer Typus hin, der in einen sehr jungen Abschnitt der neolithischen Periode versetzt wird.[1]

Merkwürdigerweise fehlen in unserem Gebiete vollständig Gräber mit Gefäßen der Spiral-Mäander-Keramik. Es muß dies um so sonderbarer erscheinen, als gerade die Scherben dieser Verzierungsweise in den meisten unserer Steinzeitstationen überaus zahlreich vertreten sind. Es scheint tatsächlich bei uns während dieser Periode teilweise die Sitte bestanden zu haben, die Toten ohne charakteristische Beigaben zu beerdigen. Wir werden auf diese Fragen nochmals bei Gelegenheit der Wohnplatzfunde zu sprechen kommen, deren eingehender Schilderung wir uns nun zuwenden.

[1] Herr Hofrat Prof. Dr. Deichmüller teilt mir mit, daß er gleiche tassenartige Gefäße aus Pegau und Wiederau, andere Aunjetitzer Typen von Döbeln, Riesa und Meißen kennt.

Die steinzeitlichen Wohnplätze der Leipziger Gegend.

Bei der Beschreibung der Wohnplatzfunde der Leigziger Gegend werde ich mich besonders mit denen im Norden und Westen beschäftigen, die ich selbst festgestellt und eingehend untersucht habe. Die südlich von Leipzig gelegenen Siedelungsplätze von Pegau und Borna sind schon seit längerer Zeit untersucht und auch beschrieben worden.[1] Ich werde sie nur insoweit erwähnen, als es zur Besprechung meiner eigenen Funde nötig ist.

Diese eben erwähnten steinzeitlichen Ansiedelungsfunde waren bis vor ungefähr acht Jahren die einzigen, die man aus unserer Gegend, ja aus ganz Westsachsen kannte. Die sich mehr und mehr vergrößernde Zahl der steinzeitlichen Gerätefunde im Elster-Luppetal westlich von Leipzig, sowie die Funde ganzer neolithischer Gefäße mußten uns eine dringende Veranlassung sein, gerade hier nach steinzeitlichen Wohnplätzen zu suchen. Allerdings geraume Zeit umsonst. Die Hochufer des Tales lieferten wohl Reste prähistorischer Besiedelung, diese gehörten aber der Bronze- und Eisenzeit, in der Hauptsache aber der slavischen Periode an.

A. Steinzeitliche Siedelungsreste im Elster-Luppetal.

Die ersten Siedelungsreste steinzeitlichen Charakters kamen in den nördlich vom Bienitzwalde[2] gelegenen Lehmgruben zutage. Die Gruben waren schon längst als Fundstätten zahlreicher Steinwerkzeuge bekannt. Diese Steingeräte sind meist zerbrochen oder stark abgenützt, so daß man wohl vermuten konnte, daß es sich um den Nachlaß menschlicher Wohnstätten handelte, und wirklich fanden sich in den frisch abgestochenen Lehmwänden dunkle Streifen, die alte Kulturschichten darstellten. Die schwarze Färbung rührt daher, daß der Lehm stark mit Holzasche durchsetzt ist. Knochen, wie man sie sonst als Speisereste zahlreich in den Herdstellen findet, wurden fast gar nicht konstatiert, kaum einige schlecht erhaltene Tierzähne. Dies hat wohl seinen Grund in der feuchten, moorigen Beschaffenheit des Bodens, wodurch die Knochen vollständig zersetzt wurden. Dagegen waren öfters große Geweihstücke vom Hirsch erhalten, denen z. T. noch Stücke des Schädels anhafteten; sie können also nicht abgeworfen sondern müssen von Menschen heruntergeschlagen worden sein. Außer den zahlreichen Steingeräten kamen nun auch, allerdings ziemlich spärlich, Scherben von Tongefäßen zutage. Diese gehören sämtlich Gebrauchsgefäßen

[1] Grössel, Wiss. Beilage der Leipziger Zeitung 1901, Nr. 10, S. 39.

[2] Siehe Kartenbeilage.

an. Sie sind aus grobem Ton hergestellt, starkwandig, von roter bis rotgelber Farbe und unverziert. Ein einziges Fragment zeigt am oberen Rande eine Reihe von Fingereindrücken, eine Verzierungsweise, die nicht für eine bestimmte Periode charakteristisch, sondern vielen eigen ist.

Ein Bruchstück eines ziemlich großen Gefäßes mit rundlichem Unterteil zeigt große Warzenansätze. Interessant ist aber für uns ein sehr großes Gefäß, dessen Gestalt sich ziemlich sicher rekonstruieren läßt und von dem Fig. 24 ein großes Bruchstück darstellt. Dieses Fragment besitzt zwei nicht weit voneinander entfernte Henkel und läßt es als sicher erscheinen, daß das ganze Gefäß vier oder sechs Henkel hatte. Seiner bauchigen Form nach kann es sehr wohl der sogenannten Amphora geähnelt haben. Besonders wichtig für die Datierung des Fundes ist die eigentümliche Henkelstellung. Gerade die Schnurkeramikkultur und die mit ihr verwandten übrigen alteuropäischen Kulturkreise verwenden mit Vorliebe vier und noch mehr in meist gleichmäßigen Abständen um das Gefäß gruppierte Henkel. Wir können deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit diese Siedelungsfunde in den älteren Abschnitt des Neolithikums verweisen. Damit stimmt auch aufs beste überein, daß in diesen Kulturschichten nicht die kleinste Scherbe mit Spiral-Mäander-Keramik, die sich in so vielen steinzeitlichen Wohnplätzen in Unmengen findet, zutage gekommen ist. Es fehlt also hier das für einen jüngeren Abschnitt des Neolithikums charakteristische Scherbenmaterial. Ferner zeugen die Kulturschichten von nur vorübergehender, kurzer Anwesenheit des Menschen. Es sind nie eigentliche Wohngruben, nur flache Ascheschichten von 10—25 cm Durchmesser. Die Gefäßscherben sind, wie schon erwähnt, äußerst spärlich. Unser Endurteil darf nach all diesem lauten: Es handelt sich hier um flüchtige Wohn- und Kochplätze eines Jäger- oder Nomadenvolkes, dessen Existenz in die ältere Zeit des Neolithikums fällt.

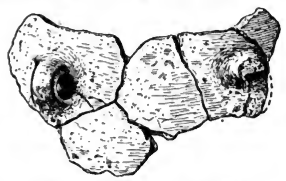


Fig. 24. Gefäßfragment. Elsteraue.

B. Die steinzeitliche Station Günthersdorf.

Nur wenige Kilometer westlich der eben besprochenen Fundstelle liegt der Ort Günthersdorf. Während sich aber die vorerwähnten, flüchtigen Wohnreste im Elster-Luppetal, also in der allen Überschwemmungen aus-

gesetzten Niederung befinden, liegt die jetzt zu besprechende Siedelung etwas abseits vom Talrande auf der sicheren Hochebene. In und um Günthersdorf birgt der Boden allenthalben Zeugnisse reger prähistorischer Besiedelung. An drei Stellen ist er durch Sandgruben angeschnitten, und alle drei Einschnitte haben reiches Fundmaterial geliefert. Die 1 km östlich vom Dorfe gelegene gräflich Hohenthalsche Sandgrube bietet in der Hauptsache bronzezeitliche und slavische[1] Kulturschichten. Diese starke nachneolithische Besiedelung hat die steinzeitlichen Reste ziemlich verwischt. Doch fanden sich auch hier Dioritbeilchen, Meisel, Feuersteinmesser, ferner ein kleines Scherbchen mit Schnurornament. Allerdings muß dahingestellt bleiben, ob es sich hier um einen echten Herdstellenfund handelt. Die zweite Fundstätte ist die Gemeindesandgrube im Orte Günthersdorf selbst. Hier fanden sich sehr schöne steinzeitliche Herdstellen, die fast ausschließlich Spiral-Mäander-Keramik enthielten. Eine genauere Untersuchung dieser wichtige Ergebnisse versprechenden Örtlichkeit war aber bis jetzt noch nicht möglich, weshalb wir uns der dritten und bedeutendsten Günthersdorfer Fundstätte zuwenden.

Diese liegt auf dem höchsten Punkte der Bodenerhebung, dicht am Abfall zu einem Seitentälchen der Elster, dessen Wasserreichtum jetzt zu einem Teiche aufgestaut wird. Der Blick beherrscht ein weites Gebiet; er schweift von Schkeuditz im Norden bis in die Gegend von Markranstädt und Lützen im Süden, von der Leipziger Gegend im Osten bis zu den Türmen Merseburgs im Westen. Eine solche Örtlichkeit mußte geradezu zur Besiedelung herausfordern, und in der Tat stieß man, als vor drei Jahren hier eine Sandgrube angelegt wurde, sofort auf zahlreiche vorgeschichtliche Reste. Eine breite Kulturschicht bedeckt unter der Ackererde den Boden. Ihre Stärke beträgt im Durchschnitt $^1/_2$—$^3/_4$ m. Von ihr aus reichen zahlreiche Herdstellen von $1^1/_2$—2 m Tiefe in den sandigen Untergrund hinab. Die größte derselben, die von mir eingehend untersucht wurde, ist in Fig. 25 dargestellt. Sie enthielt auch die interessantesten Funde. Ich will aber ausdrücklich

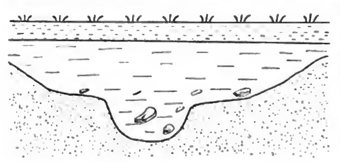


Fig. 25. Wohngrube Günthersdorf.

[1] Diese Sandgrube heißt noch heute im Volke „Köckertz oder Köckeritz", einer der wenigen Fälle, in denen sich der Name der längst wüsten slavischen Ansiedelung erhalten hat.

bemerken, daß auch der Inhalt der übrigen Herdstellen dieser Station sich in nichts von der ersteren unterschied, und daß keinerlei Funde gemacht wurden, die späteren vorgeschichtlichen Perioden zuzuweisen wären, die ganze Ansiedelung demnach rein steinzeitlichen Charakter trägt.

Die große Herdstelle hat einen Durchmesser von 3,5 m und ungefähr kreisförmigen Umriß. Wir erkennen deutlich die Wohngrube, in deren Mitte die eigentliche Herdgrube angelegt ist. Interessant, weil in unserer Gegend nicht allzuhäufig beobachtet, ist der Umstand, daß von der Ostseite her ein vertiefter, grabenartiger Gang sanft absteigend nach dem Mittelpunkt der Anlage zuführt. Über die Beschaffenheit des Oberbaues der Hütte geben uns zahlreiche Stücke hartgebrannten Lehmbewurfs mit Abdrücken von Holzwerk Aufschluß (Fig. 26). Die Anlage enthielt zahlreiche Reste neolithischer Kultur.

Das Scherbenmaterial war gerade in dieser Herdstelle besonders reich vorhanden. Vertreter der verschiedensten neolithischen Kulturkreise ließen sich hier durch die Ornamentik nachweisen, ohne daß uns ihre Lagerung die Möglichkeit gegeben hätte, die Herdstelle nach ihrem Inhalt in zeitlich getrennte Schichten zu zerlegen. Die wichtigsten der in dieser Wohngrube nachgewiesenen verzierten Scherben habe ich auf Tafel II vereinigt.

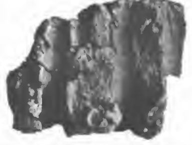
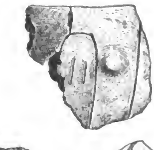


Fig. 26. Hüttenbewurf. Günthersdorf.

Unser größtes Interesse beanspruchen die beiden Stücke (Taf. II, Fig. 1, 2), die Schnurverzierung tragen. Daß sie wirklich aus dieser Herdstelle stammen, ist zweifellos. Die Kleinheit der Scherben, sowie der Umstand, daß nur diese geringen Reste gefunden wurden, spricht auch gegen die Möglichkeit, daß es sich um zufällig in die Kulturschicht hineingeratene Grabgefäße handeln könnte. Wir dürfen daher mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß in der neolithischen Ansiedelung von Günthersdorf Schnurkeramik in der Herdstelle nachgewiesen ist.

Aber auch das übrige Scherbenmaterial bietet viel des Interessanten. Zunächst finden wir viele Ornamente, die alteuropäischen Charakter tragen. Es sind Zick-Zack = (Taf. II, Fig. 3), Schachbrett = (Taf. II, Fig. 4), Fischgräten = (Taf. II, Fig. 6) und Rhombenmuster (Taf. II, Fig. 7). Ein Gefäß (Taf. II, Fig. 5) zeigt durch kurze Schnureindrücke gebildete, auf der Spitze stehende Rechtecke, die schachbrettartig angeordnet sind. Sie trugen weiße Ausfüllung, wie noch vorhandene Reste zeigen. Auch Randstücke, die durch Kerbschnitt verziert sind, kommen vor (Taf. II, Fig. 12). Zahl-

reich ist die Stichkeramik vertreten. Zum Teil zeigt sie noch sehr altertümliche Muster, (Tiefstichtechnik, Taf. II, Fig. 14), andererseits finden wir eine Verzierungsweise vertreten, die uns noch öfter bei den steinzeitlichen Stationen begegnen wird. Es sind Scherben von hellgelber bis weißer Farbe, die mit fein eingestochenen Band- oder Guirlandenmustern verziert sind (Taf. II, Fig. 8, 11, 13). Wir werden später darauf, sowie auf das gesamte weitere Scherbenmaterial noch zurückkommen. Um unsere Aufzählung vollständig zu machen, müssen wir noch eine wichtige Kategorie hier vertretener Scherben erwähnen, solche der Spiral-Mäander-Keramik. Zwei schöne Exemplare bilde ich (Fig. 27, 28) ab. Wir haben also durch die Ornamentik des Scherbenmaterials mindestens vier verschiedene neolithische Gruppen in einer Herdstelle vermischt hier nachgewiesen; die Schnurkeramik, die ebenfalls alteuropäische nordische Keramik, die Stichbandkeramik und die Linear- oder Spiral-Mäander-Keramik. Man kann aber auch sechs Gruppen unterscheiden, wenn man die Stichbandkeramik auf Grund unseres Materials in eine ältere und jüngere trennt, und aus den alteuropäische Dekorationsweise zeigenden Scherben die (Taf. II, Fig. 7) heraushebt, die nach analogen Gefäßfunden der Gruppe der Kugelflaschen zuzuweisen sind.



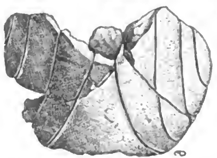
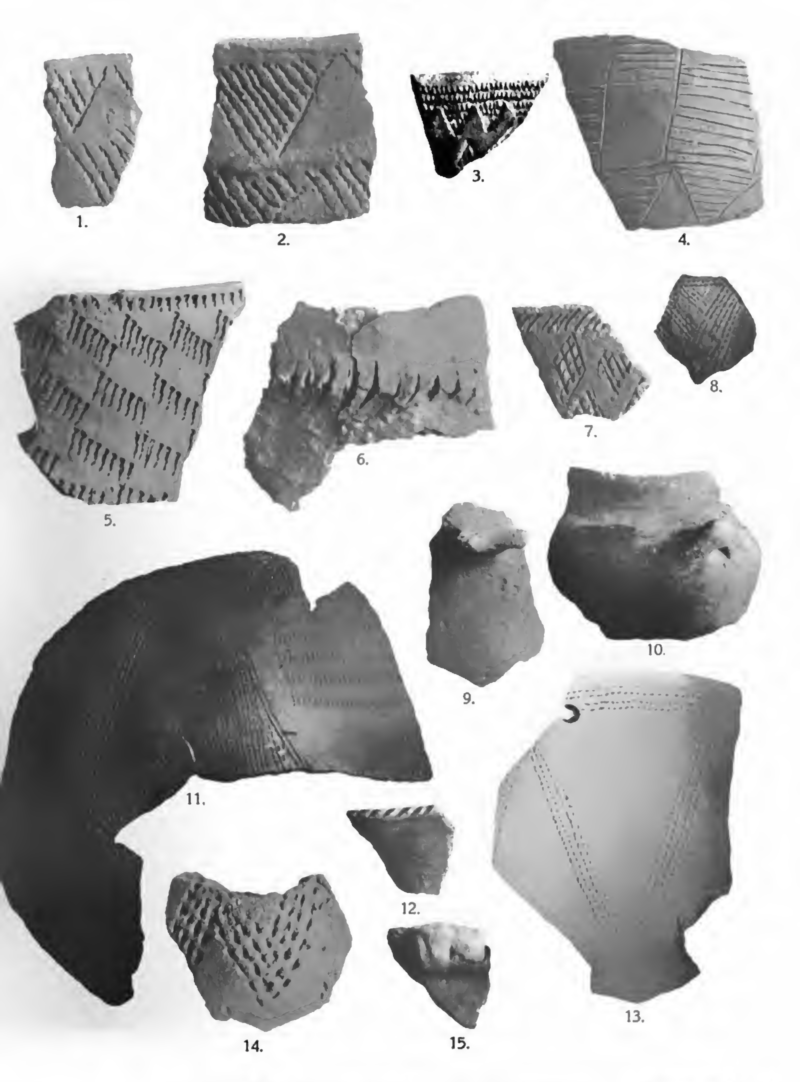


Fig. 27 u. 28. Scherben der Spiral-Mäander-Keramik. Günthersdorf.

Es wurde schon erwähnt, daß es unmöglich war, aus der Lagerung der Reste zueinander irgendwelche Schlüsse zu ziehen; es war infolge der langandauernden Besiedelung alles durchwühlt.

Scherben späterer prähistorischer Perioden fehlten in dieser ganzen Fundstelle vollständig. Die Spiral-Mäander-Keramik war spärlicher vertreten, als dies sonst in den meisten steinzeitlichen Niederlassungen unserer Heimat der Fall ist. Die Scherben dieser Art waren in den oberen Schichten zahlreicher, aber auch hier zuweilen mit älteren Scherben vergesellschaftet.

Erwähnenswert ist noch eine in bezug auf die Lagerung der Scherben gemachte Beobachtung. Ich grub selbst in der freigelegten Herdstellenwand und fand in ihrer oberen Schicht die Bruchstücke eines Gefäßes der Spiral-Mäander-Keramik, die sich zu einem beträchtlichen Gefäßrest zusammensetzen ließen (Fig. 28). Die vier zusammengehörigen Bruchstücke,



Tafel II. Neolithische Scherben von Günthersdorf.

die zweifellos alte Bruchflächen zeigten, lagen knapp 10 cm unter der die Herdstelle überdeckenden Humusschicht auf einem Raum von der Größe eines Suppentellers beieinander. Dieses Zusammenliegen der Scherben eines Gefäßes beweißt uns, daß die Herdstelle, nachdem die Scherben in ihre Ascheuschicht hineingelangt waren, nicht mehr lange benutzt worden sein kann. Wir haben hier also eine Bestätigung der Theorie, welche die Spiral-Mäander-Keramik in einen jüngeren Abschnitt der neolithischen Periode versetzt. Alle weiteren Versuche einer chronologischen Gliederung des Scherbenmaterials dieser Ansiedelung müssen wir uns für den dritten Teil unserer Arbeit vorbehalten.

Die größeren Gebrauchsgefäße dieser Fundstätte sind meist nur in so zertrümmertem Zustande erhalten, daß sich über ihre Form nichts Bestimmtes sagen läßt. Große Henkel sind selten, dagegen finden sich etwas häufiger Warzenansätze. Bei den kleinen und mittelgroßen Gefäßen treffen wir ebenfalls Ansätze (Taf. II, Fig. 9), röhrenförmig durchbohrte Henkel (Taf. II, Fig. 15) und auch die bekannte steinzeitliche Form des nasenartigen nach oben gebogenen Ansatzes, der vertikal durchbohrt ist (Taf. II, Fig. 10).

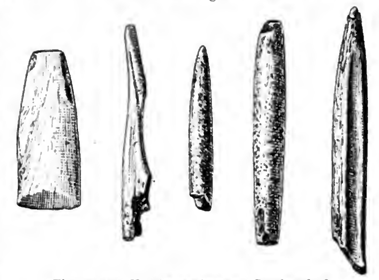


Fig. 29—33. Knochenwerkzeuge. Günthersdorf.

Unter dem übrigen Inventar dieser Fundstätte beanspruchen die zahlreich aufgefundenen Knochenwerkzeuge unser besonderes Interesse. In unserer Gegend finden sich solche nicht allzuoft in neolithischen Herdstellen erhalten, was wohl an dem umgebenden Erdreich liegt. Vielleicht hat in unserem Falle der Sandboden, in dem die Herdstellen eingebettet sind, die günstige Erhaltung gefördert.

In mehreren Exemplaren fanden sich aus Röhrenknochen herausgeschnittene, meiselartige Geräte (Fig. 29) ferner ein pfriemenartiges Werkzeug (Fig. 30), dann walzenartige Körper, die in eine Spitze auslaufen (Fig. 31 und 33). Derartige Geräte waren in sehr verschiedenen Größen vertreten. Das kleinste ist nicht größer als eine Stecknadel und vielleicht als Pfeilspitze zu deuten, während die beiden abgebildeten vielleicht als Spitzen von Wurflanzen anzusprechen sind. Das an beiden Enden stumpfe

Knochenwerkzeug (Fig. 32) ist schwer zu deuten, vielleicht diente es als Instrument zum Netzestricken oder Flechten. Aus Hirschgeweih ist ein starkes Endstück vorhanden, das eine tiefe Einbohrung zeigt (Fig. 34). Auch sonst fanden sich mehrfach Reste von Hirschgeweihen, eines davon noch mit anhaftendem Schädelrest. Wie die Funde auch in anderen steinzeitlichen Niederlassungen unserer Heimat bezeugen, muß der Hirsch in neolithischer Zeit hier sehr zahlreich vorgekommen und eines der wichtigsten Jagdtiere gewesen sein.

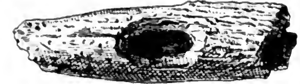


Fig. 34. Bearbeitetes Hirschgeweih. Günthersdorf.

Zahlreich sind die in der Günthersdorfer steinzeitlichen Ansiedelung nachgewiesenen Steinwerkzeuge. Schaber und Messer aus Feuerstein wurden reichlich benutzt (Fig. 36—39) und, wie uns mehrere aufgefundene Kernstücke (Fig. 35) beweisen, an Ort und Stelle selbst verfertigt. Häufig finden sich auch die Geräte aus Amphibolit und verwandten Schieferarten. Dieses Material hat man besonders zur Herstellung größerer Werkzeuge benutzt.

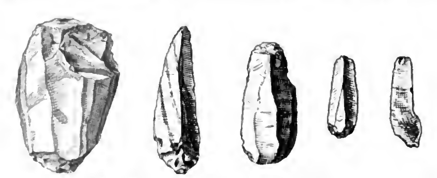


Fig. 35—39. Feuersteingeräte. Günthersdorf.

Auch alle diese Geräte wurden von den Bewohnern unserer Ansiedelung selbst erzeugt. Dies ersehen wir aus den mehrfach gefundenen Abfällen, aus angesägten und halbfertigen Stücken.

Ein solches Abfallstück ist unter Fig. 40, 41 dargestellt. Wie der Querschnitt deutlich zeigt, ist der Stein von zwei Seiten angesägt und dann abgesprengt worden. Ein im Stielloch abgebrochenes Beil gibt Fig. 42 wieder. Ein starkes Beil, welches vielleicht noch durchbohrt werden sollte, ist in Fig. 43, 44 abgebildet. Funde von größeren Schieferartefakten sind auch auf den angrenzenden Feldern häufig gemacht worden, so daß wir nicht daran zweifeln dürfen, es hier mit einem reichbesetzten Wohngebiete der jüngeren Steinzeit zu tun zu haben.

Das übrige Inventar jener Ansiedelung ist mit wenigen Worten zu erledigen. Es fehlen nicht die großen Reibplatten aus Sandstein, Klopf-, Quetsch- und Reibsteine aus Feuerstein, Granit und Porpyhr. Als interessant erwähne ich eine polierte Steinscheibe von 7 cm Durchmesser und 2 cm Dicke, welche vielleicht als Anhänger gedient hat. Zu gleichem Zwecke fand wohl auch eine durchbohrte Tonscheibe von der Größe eines Fünfmarkstückes Verwendung.

Mit wenig Worten möchte ich noch auf die steinzeitlichen Gräber zurückkommen, welche bis jetzt in der Nähe dieser Stätte bloßgelegt wurden. Als Grabgefäß ist höchstwahrscheinlich das unter Fig. 17 abgebildete zu deuten. Es wurde kaum einen Meter von der großen Herdstelle ent-

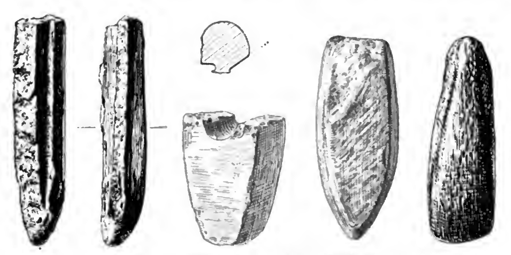


Fig. 40—44. Größere Steinartefakte. Günthersdorf.

fernt aufgefunden. Skelettreste wurden dabei nicht beobachtet. Es zeigt echte Schnurverzierung, die aber mit weißer Masse ausgefüllt ist. Die Oberfläche des Gefäßes ist geglättet und hat hellblaugraue Farbe. Das Ornamentmotiv sind hängende Dreiecke. Dort, wo sich an dem bauchigen Teil des Gefäßes der aufsteigende Hals ansetzt, zieht sich eine aus tiefen, weiß ausgefüllten Stichen gebildete Linie um das Gefäß. Wir haben hier also eine Vereinigung von Schnur- und Stichtechnik, während wir bei dem Gefäß Nr. 15 aus Machern Schnur- und Schnitttechnik zusammenfinden, ein Hinweis darauf, daß sich eine strenge Trennung nicht immer durchführen läßt.

Ungefähr 100 m von dem Fundort des ersten schnurverzierten Günthersdorfer Gefäßes wurde bei einem Hausneubau ein zweites gefunden. Dieses (Fig. 16) zeigt Schnurverzierung ohne weiße Ausfüllung. Skelettreste wurden auch hier nicht beobachtet.

Zum Schluß sei noch auf das Seite 9 näher besprochene Skelettgrab in unmittelbarer Nähe der Günthersdorfer Ansiedelung hingewiesen, dessen ganz erhaltenes Gefäß (Fig. 23) abgebildet ist.

C. Die steinzeitliche Station von Möritzsch.

Nur zwei Kilometer von den Günthersdorfer Fundstätten entfernt ist die Lage dieser Ansiedelung eine ganz ähnliche. Nicht weit vom Rande des Elster-Luppetales liegt sie auf einer freien Überblick gewährenden Terrainwelle. Nur wenige Quadratmeter wurden untersucht, und doch sind die Funde sehr interessant und wichtig. Zunächst wurde wieder eine starke

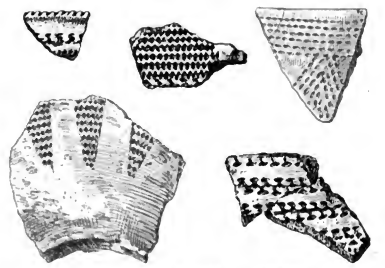


Fig. 45—49. Gefäßscherben aus Möritzsch.

Kulturschicht mit einzelnen vertieften Herdgruben konstatiert, die allerdings dadurch vielfach gestört ist, daß die Gefäße eines La Tène-Gräberfeldes in sie hineingesenkt sind.

Das aus der steinzeitlichen Schicht gehobene Scherbenmaterial zeigt zum Teil sehr altertümliche Verzierungsweisen (Fig. 45—49). Wir finden Tiefstichtechnik, langschenklige, mit tiefeingestochenen Zick-Zack-Parallelen ausgefüllte Dreiecke, mit Einkerbungen verziertem Rand und auch die handwerksmäßigen Erzeugnisse der Winkelband- oder Stichbandkeramik, welche sich in nichts von den Günthersdorfer Stücken unterscheiden. Am wichtigsten ist aber für uns, daß die Spiral-Mäander-Keramik in dieser Ansiedelung vollständig fehlt.

Über das sonstige Inventar, welches hier zutage kam, kann ich mich kurz fassen. Reib- und Schlagsteine, Feuersteinmesser, ein starkes Hirsch-

geweihstück, ein Schieferstück mit Sägeschnitt, gebrannter Lehm, kurz, der übliche Inhalt. Nur ein Stück will ich kurz erwähnen. Es ist ein Flußgeschiebe von 27 cm Länge (Fig. 50). Wie aber zahlreiche Schlagmarken beweisen, ist es ebenfalls als Werkzeug verwendet worden. So mögen die zungen- oder beilähnlichen Geschiebe, die man zuweilen in Herdstellen



Fig. 50. Beilartiges Geschiebe. Möritzsch.

findet, zu ähnlichen Zwecken dahingetragen worden sein. Auch diese Ansiedelung lieferte uns ein wohl gleichzeitiges Grab, dessen eigenartige Anlage und Inhalt ich gleich näher beschreiben will.

Wie ich schon erwähnte, sind in die reichlich 1 m starke steinzeitliche Kulturschicht die Urnengräber eines La Tène-Grabfeldes eingebettet.[1] Dieselben sind nur $^1/_2$ m tief, erreichen also nie die Sohle der alten Ansiedelung. An einem Sonntag im Jahre 1906 grub ich selbst mit zwei Leuten in dem untersten Teil der steinzeitlichen Kulturschicht, die durch den Sandgrubenbetrieb frisch angeschnitten war. Unmittelbar auf dem Sande stieß ich auf das Skelett eines Kindes. Es lag in hockender Stellung auf der linken Seite, mit dem Gesicht nach Osten gewandt. Die Körperrichtung war genau von Süd nach Nord. Rechts vom Rumpfe lag die schön gearbeitete, durchbohrte Steinaxt Fig. 51, links ein Flachbeil, beide aus Schiefer. In der Nähe des Halses lag ein Span aus schmutziggrauem Feuerstein. Um das Skelett waren vier kopfgroße Steine gesetzt gewesen, von denen ich drei noch an Ort und Stelle fand, während der vierte wohl bereits beim Sandstechen beseitigt war. Der ganze Fund wurde auf das genaueste beobachtet. Die darüberliegende steinzeitliche Kulturschicht zeigte keine Spur einer späteren Durchwühlung. Analoge Funde aus anderen neolithischen Ansiedelungen sind bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

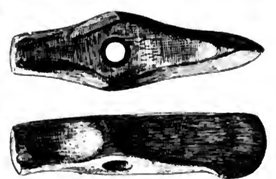


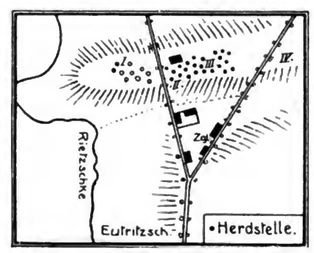
Fig. 51. Steinaxt, Hockergrab. Möritzsch.

[1] Cf. K. Jacob, Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend. Jahrb. d. Mus. f. Völkerk. II 1907.

H. Schmidt schildert[1], daß in „Kurganen“ Turkestans oft liegende Hocker, und zwar Kinderskelette, in der Regel im Zusammenhange mit Herd- oder Feuerstellen aufgefunden wurden. Er sagt, „jedenfalls darf es als erwiesen gelten, daß die Bewohner der Hügel während der ersten Epochen an der Sitte festgehalten haben, ihre Kinder innerhalb der Wohnungen zu begraben“. An eine ähnliche Sitte möchte man hier denken, obwohl bisher derartige Funde aus Europa nicht bekannt geworden sind.[2] Jedenfalls ist dieser Fund interessant und zugleich ein Beleg dafür, wie gerade der steinzeitliche Abschnitt der Vorgeschichte unseres Geschlechts uns immer neue Probleme zu den alten, noch ungelösten darbietet. Erwähnen will ich, daß das mitgefundene Steinbeil mit verlängerter Schneide für unsere Gegend selten, im Norden dagegen sehr heimisch ist.

D. Die steinzeitliche Station von Leipzig-Eutritzsch.

Wir wenden uns nun der letzten und zugleich größten und wichtigsten Station, der von Leipzig-Eutritzsch zu. Ihre Lage ist wiederum die für beinahe alle prähistorischen Ansiedelungen charakteristische. Die Ansiedelung von Eutritzsch zieht sich den Rücken einer von West nach Ost streichenden Terrainwelle entlang, die einen weiten Überblick über das umliegende Gelände gewährt. Im Westen wird sie in weitem Bogen vom Rietzschkebach umflossen, nördlich schließt sie ein Arm des Baches ab, welcher allerdings mehr und mehr versiegt, ein Schicksal, dem ein früher die Bodenwelle im Süden begrenzender Arm bereits verfallen ist. In prähistorischer Zeit war aber diese Stätte sicher auf drei Seiten von fließendem Wasser umgeben.



Lageplan der neolithischen Station Leipzig-Eutritzsch.

Die Ansiedelung muß eine ganz bedeutende Ausdehnung gehabt haben. Die ersten Herdstellenfunde kamen im Jahre 1901 beim Rigolen in der

[1] Zeitschrift f. Ethnol. 1906, S. 387. 388.

[2] Im Pfahlbau von Dolnja Dolina (Globus Bd. 81, Nr. 24, S. 380) wurde allerdings unter dem Pfahlroste eines Hauses ein Kinderskelettgrab gefunden, doch dürfte es älter sein, da es zum Teil durch einen Pfahl zerstört ist.

Mannschen Gärtnerei zutage (Punkt I der kleinen Karte). Sie setzen sich dann nach Osten bis zur Straße fort, wie durch einzelne Funde, wie Mahlsteine, Schieferartefakte und Scherben bewiesen ist. Jenseits der Straße konnte die systematische Untersuchung einsetzen. Hier wird seit mehreren Jahren der unterlagernde Geschiebelehm für Ziegeleizwecke gewonnen, und zwar erfolgt der Betrieb in der Weise, daß das Erdreich in von Nord nach Süd streichenden Streifen, sogenannten Schächten, abgestochen wird. Dieselben haben eine Länge von 150—200 m, sind 2 m breit und ebenso tief. Diese Art der Gewinnung des Lehms erleichterte unsere Untersuchungen ganz beträchtlich. In den frisch abgestochenen Lehmwänden zeichneten sich die schwarzen Wohngruben deutlich ab und konnten aufs bequemste untersucht werden. Bis zum Ende des Jahres 1907 waren ca. 100 solcher Schächte abgebaut worden. Sie enthielten meist drei bis sechs Wohngruben. Da nun oft eine solche Wohnmulde durch zwei bis drei Schächte hindurchreicht, so darf man die Gesamtzahl der bisher freigelegten Feuerstätten der steinzeitlichen Niederlassung auf 250 bis 300 berechnen. Die Ansiedelung scheint sich aber noch sehr viel weiter nach Osten erstreckt zu haben, denn selbst jenseits der Straße nach Seehausen (Punkt IV der kleinen Karte) sind nach Aussage der Arbeiter früher Herdstellen mit gleichem Inhalt gefunden worden. Wir würden damit zu einer Gesamtzahl von Wohnstätten gelangen, die an die Zahl Tausend heranreicht, ja vielleicht diese Zahl überschreitet und uns für die Zukunft noch manchen Erfolg verspricht.

Die Anordnung der Herdstellen ist keine regelmäßige. Sie folgen dem Zuge der Terrainwelle. Nach der Höhe zu sind sie am dichtesten und werden nach den Seitenabdachungen zu spärlicher. Der Südabhang ist etwas mehr bevorzugt als die Nordseite. In der Niederung fehlen sie ganz.

Die Gestalt der Herdstellen bietet nichts von der typischen Abweichendes. Es sind mehr oder weniger flache Trichter oder besser wannenartige Gruben von ungefähr rundem Horizontalschnitt. Die eigentliche Feuerstätte befindet sich im tiefsten Punkte der Anlage und ist meist besonders vertieft. Der Durchmesser der Wohngruben ist sehr verschieden, am meisten finden sich Maße von 5—8 m. Doch kommen auch einzelne Anlagen mit einem Durchmesser bis 14 m vor. Einige Male fanden sich in einer größeren Wohngrube mehrere eingetiefte Feuerstätten. Nur einmal konnte der Fall konstatiert werden, daß sich zwei Herdstellen schnitten, die eine also älter als die andere sein mußte. Trotz genauester Untersuchung ließ sich aber keine Verschiedenheit des Inhalts feststellen.

Von Wichtigkeit erscheint es, daß in diesen zahlreiches Inventar liefernden Wohngruben nicht ein einziges Stück des für so viele neolithische Nieder-

lassungen nachgewiesenen Hüttenbewurfes, jenes hartgebrannten, mit Flechtwerkabdrücken versehenen Wandverputzes aufgefunden wurde. Wir müssen deshalb vermuten, daß bei dem Aufbau der Hütten dieser Ansiedelung ausschließlich Holz, Schilf, Stroh und andere vergängliche Stoffe verwandt worden sind. Bekräftigt wird diese Annahme durch folgenden Befund. Eine Wohngrube zeigte noch Reste von aufgehenden Seitenwänden. Diese waren aus Holz oder anderen leicht verweslichen Stoffen ausgeführt gewesen und sind natürlich vollkommen verschwunden. Die Einbettungen, die das Holzwerk in der Erde gehalten hatten, waren geblieben und hatten sich nach und nach mit Staub angefüllt, zeichneten sich aber im Profil noch deutlich ab. Einige Male wurden auch Herdgruben beobachtet, die keinerlei prähistorische Reste enthielten, vielmehr ausschließlich mit hellgrauer, staubartiger Erde angefüllt waren. Es sind dies wohl Anlagen, welche nicht in Benutzung gekommen sind und nach und nach von Wind und Regen mit Staub und Erde angefüllt wurden.

Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit dem Inhalte der Wohngruben selbst zu. Am wichtigsten ist für unsere Betrachtung das reichhaltige Scherbenmaterial mit seiner Fülle von Ornamenten. Wir müssen dasselbe daher möglichst eingehend untersuchen, wollen aber vorher kurz das übrige Inventar der alten Ansiedler besprechen.

Fast jede Hütte barg einige meist zerbrochene Reibplatten, Mahl-, Schleif- und Klopfsteine. Zu denselben ist das verschiedenste Material benutzt worden, wie man es im diluvialen Geschiebe vorfand. Nordischer Granit, Gneis, Porphyr, Quarzit, besonders aber Sandstein. Es fanden sich einzelne Mahlsteine von 1/2 m Länge und einem Gewicht von 20—25 kg. Es muß uns dies zugleich als Beweis dienen, daß eine Bevölkerung, die Geräte von solchen Dimensionen benützte, durchaus seßhaft sein mußte. Der unter Fig. 52 abgebildete große Mahlstein mit Reiber besteht aus nordischem Granit, in dem zahlreiche Granaten eingesprengt sind. Er hat längliche, kommißbrotähnliche Form, um bequem zwischen den Beinen der Person Platz zu finden, die kniend den Reibstein handhabte. Solche Steine wurden in großer Zahl gefunden, teils durch starken Gebrauch zum Brechen dünn abgenützt, teils in Bruchstücken, teils auch durch Feuereinwirkung stark zerglüht. Ebenfalls zum Reiben und Glätten fanden Steine Verwendung, die gerade in unserer Eutritzscher Station vielfach auftreten (Fig. 53). Ihnen ist durch rohes Zuschlagen eine Form gegeben, die es ermöglicht, sie bequem und fest in der Hand zu halten, wobei für die Finger dellenartige Vertiefungen

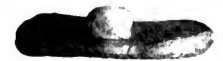


Fig. 52. Mahlstein mit Reiber. L.-Eutritzsch.

eingearbeitet sind. Das Material dieser Glättsteine ist Granit, Quarzit, Amphibolit, aber niemals Sandstein. Über ihren Gebrauch lassen die glänzend polierten Abnutzungsflächen keinen Zweifel.

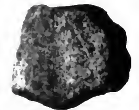


Fig. 53. Glättstein. L.-Eutritzsch.

Nur kurz seien die bekannten Klopf- und Reibsteine erwähnt (Fig. 54). Sie haben rundliche Gestalt und zeigen zumeist vielseitige Abnutzungsflächen.

Interessant und bisher in deutschen neolithischen Ansiedelungen wenig beobachtet sind eiförmige, kugelige Steine von der Größe eines Apfels bis eines mäßigen Kinderkopfes. Um als Schleudersteine zu gelten, sind sie zu groß und zu schwer. Nach Beobachtungen, die man an noch heute auf ungefähr gleicher Kulturstufe lebenden Völkern gemacht hat, kann über ihre tatsächliche Verwendung indessen kein Zweifel bestehen. Es sind Formsteine zur Töpferei (Fig. 55). Sie dienten, wie Finsch[1] schildert, dazu, bei der Fabrikation des Topfes mit der Linken von innen gegen die Tonwand gehalten zu werden, während die Rechte, von außen mit einem flachen Holze dagegen schlagend, die Gefäße formte, die uns noch heute durch die Schönheit und Ebenmäßigkeit ihrer Form in Erstaunen setzen. Diese Art der Herstellung der Tongefäße scheint speziell neolithisch zu sein. Sie gibt uns die Lösung für das reiche Auftreten kugeliger, halbkugeliger, bomben- und birnenförmiger Gefäßformen in der steinzeitlichen Keramik. Diese Technik mußte ja direkt zur größten Verkleinerung der Standfläche bis zur vollkommenen Kugelflasche führen. Die feinen dünnwandigen Ziergefäße der Stichband- (Winkelband-) und Spiral-Mäander-Keramik sind ebenfalls sicher alle auf diese Art hergestellt. Verschiedentlich passen stich- oder linearverzierte Eutritzscher Scherben genau in die Wölbung solcher Formsteine. Auch wurden in der von mir als Töpferwerkstätte gedeuteten Herdstelle mit Stichkeramik[2] ein solcher Formstein und eine vollständig geglättete Feuersteinkugel gefunden, die wohl demselben Zwecke wie der Formstein gedient hat.

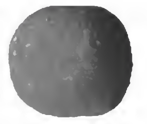


Fig. 54. Klopfstein. L.-Eutritzsch.



Fig. 55. Formstein zur Töpferei. L.-Eutritzsch.

Weitere, von berufenen Forschern in bezug auf diese der Steinzeit allein eigentümliche Technik angestellte Untersuchungen dürften uns manches

[1] Finsch, Papua Töpferei. Globus, Bd. 84, S. 329. [2] Siehe Seite 37.

interessante Resultat bringen. Sie kann ein wichtiges Hilfsmittel zu chronologischen Bestimmungen werden, denn wie wir sahen, ist die Feinkeramik großer steinzeitlicher Gruppen in dieser Weise hergestellt, während die zum Teil scharf gebrochene Profile zeigenden Gefäße anderer steinzeitlichen Kulturkreise eine ganz andere Technik verraten.

Als echte Schleudersteine möchte ich zahlreiche Rollsteine von der Größe einer Kirsche bis einer Welschnuß bezeichnen, die sich, offenbar zusammengetragen, innerhalb der Herdstellen vorfanden. Einmal wurde ungefähr ein Dutzend beieinanderliegend aufgefunden.

Ferner fanden sich flache Steinplatten von Handgröße aus schiefrig spaltender Grauwacke. Auf ihrer Oberfläche waren zuweilen noch Spuren von roter oder gelber Farbe bemerkbar. Es sind demnach Schminkplatten, die zum Zerreiben und Anmachen der gleich zu besprechenden Farben dienten. Diese Farbpasten fanden sich stellenweise so häufig vor, daß die beim Lehmstechen beschäftigten Arbeiter ihre Schaufelstiele damit färbten oder auch die Wagen der Feldbahn damit beschrieben. Wenn die Stücke frisch aus der Erde zutage gefördert wurden, ließ sich die Haut leicht damit färben. Es sind meist knollenähnliche Stücke von Nuß- bis Faustgröße, deren eine Seite zuweilen durch den Gebrauch glatt gestrichen ist. Vorherrschend sind die Farben braunrot, weinrot und ziegelrot, sowie ein dunkles Orange. Einmal wurde auch ein Stück Kreide von der Größe einer Haselnuß aufgefunden. Zum Teil sind die Farben wohl in der Technik, zum Färben von Stoffen, Leder oder in der Töpferei verwendet worden. Wahrscheinlich bediente man sich ihrer auch zum Färben des Körpers.



Fig. 56—58. Anhänger aus Ton und Stein. L.-Eutritzsch.

Dem Körperschmuck dienten auch die vereinzelt aufgefundenen Anhänger oder Amulette.

Unter Fig. 58 ist ein schwarzes Schieferplättchen dargestellt, welches von beiden Seiten angebohrt ist, unter Fig. 57 ein phallusartiger Körper aus Ton. Am merkwürdigsten ist ein aus feingeschlemmtem, grauem Ton geformter hornartiger Gegenstand. Er ist mit eingestochenen Linien verziert. Wie Fig. 56 zeigt, ist er nicht vollständig erhalten, dürfte aber seiner Größe wegen kaum als Henkelansatz zu deuten sein. Vielleicht könnte man eher an die in Pfahlbauten gefundenen, sogenannten Mondbilder denken und auch unserem Gegenstand eine ähnliche symbolische Bedeutung zuweisen.

Keinerlei menschliche Bearbeitung zeigen merkwürdig geformte Steine (Fig. 59, 60, 61), die aber schwerlich nur durch Zufall in die Herdstellen geraten sind. Sie sind wohl oft nur wegen ihrer merkwürdigen Form vom Menschen zusammengetragen, zuweilen aber auch mit Fäden umschnürt als Anhänger benutzt worden. Vielfach sind es walzenförmige phallusartige Körper, doch finden sich auch andere Formen. Die eigenartigen Figuren, auf Fig. 60, sind Versteinerungen, Bryozoen.[1]

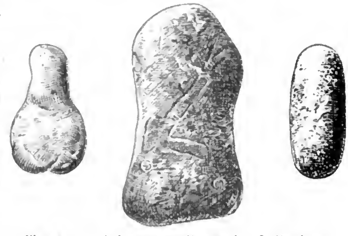


Fig. 59—61. Anhänger aus Feuerstein. L.-Eutritzsch.

Anschließend hieran will ich die Funde von Spinnwirteln erwähnen. Die Betrachtung ihrer Fig. 62 bis 67 skizzierten Profile läßt es außer allem Zweifel erscheinen, daß wir es hier mit echten Spinnwirteln und nicht etwa mit Schmuckperlen zu tun haben. Ich besitze aus der steinzeitlichen Station von Eutritzsch sieben Spinnwirtel, doch sind noch mehr gefunden worden. Bis auf den Wirtel (Fig. 68), der ein sehr spärliches Fischgrätenmuster zeigt, sind alle anderen unverziert. Wichtig ist, daß hier in einer rein steinzeitlichen Niederlassung das Vorkommen zahlreicher Spinnwirtel konstatiert und damit die Kenntnis der Handfertigkeit des Spinnens bereits für die neolithische Periode unserer Heimat erwiesen ist.

Fig. 62—67. Profile von Spinnwirteln. L.-Eutritzsch.

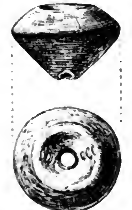


Fig. 68. Verzierter Spinnwirtel. L.-Eutritzsch.

Eigentümlicherweise wurde aus den zahlreichen Herdstellen der neolithischen Station Leipzig-Eutritzsch nicht der kleinste Knochen zutage gefördert, während man in anderen Niederlassungen solche als Speisereste des Steinzeitmenschen in Massen findet. Sicherlich ist die Ursache in der Bodenbeschaffenheit unserer Siedelung zu suchen. Nur

[1] Nach Bestimmung von Herrn Prof. Dr. Felix, Leipzig.

einige Tierzähne fanden sich in den Aschenschichten der Wohngruben vor, doch waren auch diese sehr schlecht erhalten. Höchstwahrscheinlich sind es Zähne vom Rind.

Verschiedentlich fanden sich in den Ton der Gefäße Getreidekörner eingebacken, oder sie waren in Abdrücken erhalten. Herr Prof. Dr. C. Schröter, Zürich, hat die große Liebenswürdigkeit gehabt, die Körner zu bestimmen, wofür ich ihm zu großem Danke verpflichtet bin. Obwohl das Beobachtungsmaterial nur sehr spärlich war und außerdem verschiedene scheinbare Samenreste sich als rein mineralisch erwiesen, ist es Herrn Prof. Schröter doch gelungen, das Vorkommen von Weizen und Gerste festzustellen. Ich füge den Bericht des genannten Herrn hier bei.

Bericht über die Untersuchung neolithischer Pflanzenreste von Leipzig.

(Von Prof. Dr. C. Schröter, Zürich.)

I. Ein Stück gebrannten Tons mit Abdrücken unbestimmbarer Spelzenreste.

II. Gebrannter Ton mit Abdrücken zahlreicher Spelzenfragmente, darunter eines, das sehr wahrscheinlich einer Hüllspelze von *Triticum vulgare* (Weizen) entspricht. Der Rückenkiel der Hüllspelze ist im Abdruck gut erhalten und nimmt deutlich von oben nach unten an Schärfe ab, was gerade für *Triticum vulgare* bezeichnend ist.

III (wie I). Ein längeres lineales Stück, entspricht wahrscheinlich einem Granenfragment.

IV (wie I). Ein harter, weizenkornähnlicher Körper ragt halb heraus; unter dem Mikroskop erweist er sich als vorwiegend mineralischer Natur, von Struktur keine Spur: also entweder eine Konkretion im Ton oder eine nachträgliche Ausfüllung einer durch ein weggewittertes Weizenkorn entstandenen Lücke.

V. Im schwarzen gebrannten Ton steckt ein Abdruck resp. Ausguß eines Korns, das am unteren Ende noch von Spelzenresten umgeben ist, also sehr wahrscheinlich einem Gerstenkorn entspricht. Auch hier erweist sich unter dem Mikroskop die Substanz des Korns als mineralisch mit kleinen, die Mineralsplitter durchziehenden strukturlosen Kohlenrestchen, die durch Schulzesche Reagenz etwas gebleicht werden.

VI. Henkel eines Tongefäßes mit zahlreichen eingesprengten, kugeligen Körperchen von wechselndem Durchmesser, etwa 1—3 mm. Manche sind herausgebrochen und haben kugelige und halbkugelige Höhlungen hinterlassen, teils auf der äußeren, ziegelfarbenen Oberfläche, teils auf den grauen Bruchflächen. Auf der inneren, konkaven Fläche des Bruchstückes sind einige dieser Kügelchen mitten durchschnitten beim Glätten des Tones. Die Kügelchen zeigen oft eine schalige Struktur, widerstehen dem heftigsten Glühen im Platintiegel, brausen mit Säure nicht, enthalten Eisen und geben mit kochender Salpetersäure und $KClO_3$ (Schulzesche Reagenz) eine schwach violette Färbung (wohl von beigemengtem Mangan herrührend). Unter dem Mikroskop zeigen sie feine Mineralsplitter, aber keine Spur von strukturbesitzenden organischen Resten. Es sind nach alledem sicher keine Reste oder Abdrücke von Samen, sondern Eisenoolithkörner. Nach freundlichen Angaben meiner verehrten Kollegen Grubenmann, Rollier und Zschokke kommen solche Bohnerzkörner öfter in zum Brennen verwendeten Tonen vor. So zum Beispiel wird der Schwemmrückstand der auf Eisen verarbeiteten jurassischen Bohnenerze von Choindes, der noch viele kleine Bohnenerzkörner enthält, zum Brennen von Ziegeln verwendet.

Auffallend ist nur das Durchschneiden der Körner beim Glätten des Tons. Dasselbe hat, wie mir mein verehrter Kollege Dr. Heierli versichert, zweifellos vor dem Brennen stattgefunden, es müßten also die Körner so weich gewesen sein, daß sie beim Glätten des Tons mit Holz- oder Knochenspateln nicht herausgehoben, sondern einfach abgekratzt wurden, so daß sie auf der glatten Fläche sich jetzt im Durchschnitt präsentieren. Herr Dr. Zschokke, Adjunkt an der Schweizer Anstalt zur Prüfung der Baumaterialien, welcher eine große Erfahrung über Tone besitzt, hat wiederholt solche zerreibliche Bohnerzkörner in Ton konstatiert.[1]

[1] Herr Dr. Zschokke war so freundlich, mir Stücke aus bohnenerzhaltigem Ton brennen zu lassen; sie zeigen eine völlige Übereinstimmung mit dem gebrannten Ton von Leipzig, abgesehen allerdings von den durchschnittenen Körnern. Zum weiteren Vergleich ließ mir Herr Zschokke in dem Versuchsofen der schweizerischen Anstalt zur Prüfung von Baumaterialien auch Tonstücke mit beigemengten Samen von Hanf und Raps brennen und zwar bei 700° (was nach der Ansicht meines vielerfahrenen Kollegen ungefähr die Brennhitze des prähistorischen Tons gewesen sein wird). Es zeigte sich, wie übrigens zu erwarten war, daß die Samen bis auf kleine Aschenreste verbrannt waren, und im Ton Löcher hinterließen.

VII. Fragment aus gebranntem Ton mit Spelzenabdruck, unter der dachförmig gebogenen Spelze ein Hohlraum, der mit einem kornähnlichen Körper ausgefüllt ist. Derselbe erweist sich als rein mineralisch.

VIII. Kohle aus Eschenholz (*Fraxinus excelsior*).

IX. Zusammengebackene verkohlte Samen von *Camelina sativa* (Leindotter). Die glänzend schwarze, feingekörnelte Schale ist gut erhalten, sie hat sich von dem braungebrannten Keimling abgehoben, der ebenfalls vortrefflich erhalten ist und seine notorrhize Beschaffenheit sehr deutlich zeigt. Die Samen stimmen in Größe und Erhaltungszustand vollkommen überein mit rezenten, frisch verkohlten Samen des Leindotters. Nur ist die Körnelung der Schale bei den fossilen etwas feiner. Der Leindotter ist prähistorisch bis jetzt erst aus der Steinzeithöhle von Aggtelek in Ungarn nachgewiesen worden.[1] Er ist also eine uralte Kulturpflanze, liefert ein wohlschmeckendes Speiseöl und wird auch jetzt noch hier und da kultiviert. Matioli sagt in seinem Kräuterbuch (1674) von dieser Pflanze, daß das Öl zum Brennen gebraucht werde. Ruellius berichtet von ihr, daß sie in Frankreich sehr häufig sei und auf dem Acker angebaut würde. Ihr Öl werde nicht nur zum Brennen, sondern auch als Speiseöl verwendet.

Die große Zahl zusammengebackener Samen bei unseren Resten spricht dafür, daß auch hier die Pflanze kultiviert wurde. Sie wird allerdings auch als Unkraut gefunden, es ist daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Samen als Unkraut gesammelt und verwendet wurden.[2]

[1] Vergleiche E. von Deininger, Pflanzenreste der prähistorischen Fundstätte von Lengyel. Separat aus: Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel III. Leider waren meine Bemühungen, von Herrn Deininger Vergleichsmaterialien zu erhalten, ohne Erfolg. (Schröter.)

[2] Nr. I—VIII sind von Leipzig-Eutritzsch. Nr. IX ist einer Herdstelle am Hochufer der Saale bei Merseburg entnommen. Ich benutze die Gelegenheit, den interessanten Fund hier mit zu publizieren. Der Finder und verdiente Forscher, Herr Rentier P. Berger, Merseburg, schreibt darüber: „In den Bodenresten eines Topfes jüngerer Steinzeit fand sich eine ca. 2 cm dicke Schicht stark verkohlter Samenkörner.“ Das Vorkommen dieser auch in Ungarn in neolithischer Zeit benutzten Kulturpflanze in Mitteldeutschland ist höchst wichtig. Leider bot die Herdstelle kein ornamentiertes Scherbenmaterial, welches gestattet hätte, sie einer bestimmten Periode des Neolithikums zuzuweisen. (Näbe.)

Wir wenden uns nunmehr der Betrachtung der Steingeräte zu, welche uns die Eutritzscher Siedelung geliefert hat. Die eine Hauptgruppe wird aus den Feuersteinartefakten gebildet.

Der Feuerstein kommt bei uns sehr häufig vor, so daß an Rohmaterial kein Mangel war. Große Feuersteinartefakte, wie Speerspitzen, Dolche oder große Beilklingen, wie wir sie in den nordischen Steinzeitfunden bewundern, hat man bei uns wahrscheinlich nicht herzustellen vermocht. Wo man solche als große Seltenheit in unserer Gegend findet (s. Fig. 1—5), scheint es sich immer um nordischen Import zu handeln; auch sind meines Wissens nie derartige Stücke in halbfertigem Zustand in unserer Heimat gefunden worden.

Um so zahlreicher finden wir die kleinen Feuersteinartefakte: Messer, Schaber, Bohrer und Pfeilspitzen. Die Art, wie sich diese Funde über die Herdstellen der Eutritzscher Station verteilen, ist geeignet, uns einen wichtigen Fingerzeig über ihre Herstellungsweise zu geben. Es wurde nämlich beobachtet, daß einzelne Wohngruben eine bedeutende Fülle von Artefakten, Abfällen und Kernstücken enthielten. Höchstwahrscheinlich haben wir es hier mit Werkstätten zu tun, in welchen die feinen Geräte in gewissem Sinne handwerksmäßig hergestellt wurden.



Fig. 69—72. Pfeilspitzen. L.-Eutritzsch.

Die Eutritzscher Ansiedelung lieferte uns schöne Pfeilspitzen, von denen ich (Fig. 69—72) einige abbilde. Besonders ist Fig. 72, eine Pfeilspitze mit breiter Schneide, zu erwähnen. Derartige Pfeilspitzen waren wohl zum Schießen von Vögeln bestimmt, weil die breite Schneide leichter stark blutende oder das Tier lähmende Verletzungen hervorrief.

Am zahlreichsten finden sich Messer von verschiedener Form und Größe. Einige derselben sind unter Fig. 73—78 abgebildet. Ihre Länge schwankt zwischen 1—12 cm, ihr Querschnitt ist teils dreieckig, teils trapezförmig. Oft zeigen die Schneiden jenen merkwürdigen Hochglanz, den man wohl am besten durch den Gebrauch entstanden erklärt.

Eine andere Kategorie von Geräten sind Bohrer (Fig. 79, 80), die man auf den ersten Blick gar nicht als Artefakte ansprechen würde, deren immer wiederkehrende Gestalt aber keinen Zweifel daran läßt. Seltener finden sich Schaber (Fig. 81) von ovalem bis ziemlich rundem Umriß, schließlich in großer Menge Abfälle, mißratene Stücke, Splitter und Kernstücke.

Wie ich schon oben erwähnte, sind größere Feuersteinartefakte bei uns sehr selten. Den mehreren Hunderten kleiner Stücke von Leipzig-Eutritzsch stehen nur drei größere Feuersteingeräte gegenüber, die ich (Taf. III, Fig. 10, 14, 15) abbilde. Der Gegenstand Taf. III, Fig. 14 scheint

zum Schneiden oder Sägen gedient zu haben; er hat gedengelte Schneide und besteht aus weißgrauem Feuerstein, der allseitig mit einer bis 1 mm dicken Verwitterungskruste überzogen ist. An der gedengelten Kante kommt die natürliche Farbe des Feuersteins zum Vorschein.

Zwei Feuersteinflachbeile sind unter Taf. III, Fig. 10 und 15 dargestellt. Das größere besteht aus hellgelbem, das kleinere aus rauchgrauem Feuerstein. Das kleinere könnte vielleicht noch heimischen Ursprungs sein, dagegen scheint dies bei dem großen Stück gänzlich ausgeschlossen. Dasselbe ist 15 cm lang, glatt poliert, mit höchster Beherrschung der Technik gearbeitet und sicher nordischer Herkunft.

In reicher Fülle kamen in Entritzsch Schieferartefakte zutage und zwar,

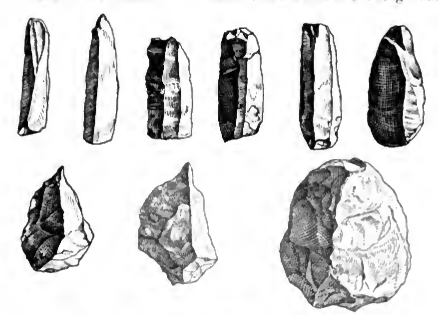
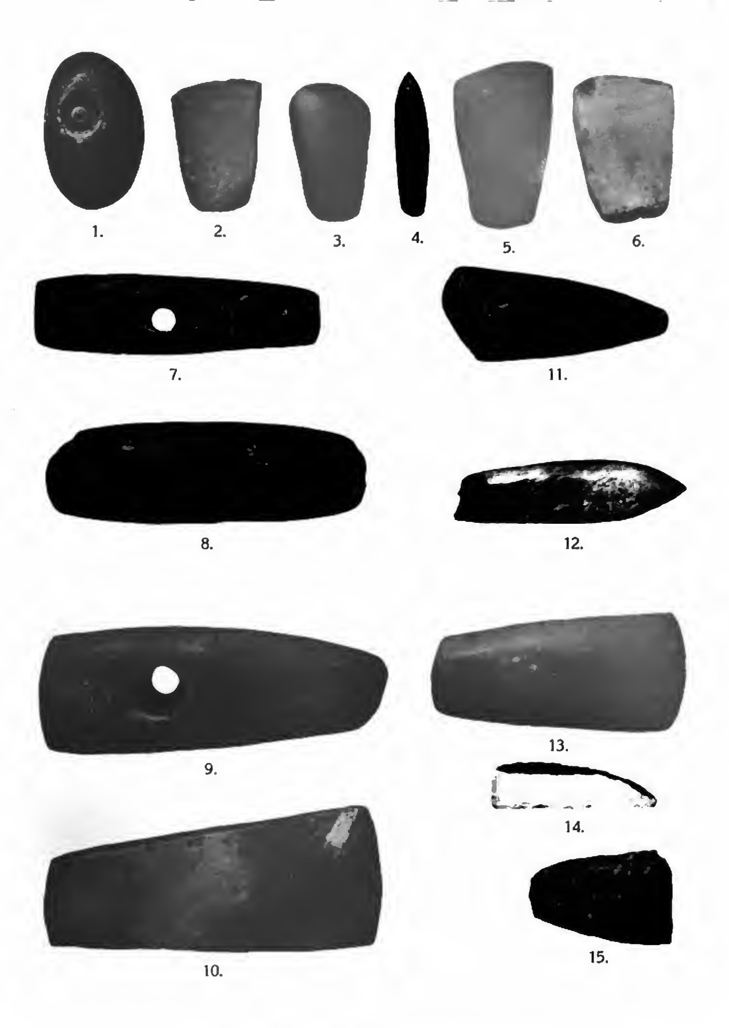


Fig. 73—81. Feuersteingeräte. L.-Eutritzsch.

wie es bei Ansiedelungsfunden nicht anders zu erwarten ist, meist in abgenutztem oder zerbrochenem Zustande. Das Material ist vorwiegend Amphibolschiefer, seltener Kieselschiefer oder Grauwacke. Angefangene und halbfertige Stücke beweisen uns, daß alle diese Werkzeuge an Ort und Stelle hergestellt worden sind und zwar aus Rohmaterial, das man in reicher Menge im Geschiebe vorfand. Die Gesamtzahl der bis jetzt in der Eutritzscher Ansiedelung gesammelten Schieferartefakte beträgt ungefähr 150. Einige charakteristische Vertreter habe ich auf Taf. III vereinigt. Ich will sie nur ganz kurz behandeln, um zur Besprechung des für unsere Untersuchungen wichtigeren Scherbenmaterials zu gelangen.

Zahlreich finden sich kleine und mittelgroße Flachbeile, die teils als Breithacken zur Feldbestellung, teils mit zum Stiel senkrecht stehender



Tafel III. Steingeräte von Leipzig-Eutritzsch.

Schneide als Äxte Verwendung fanden (Taf. III, Fig. 2, 3, 5, 6, 13). Eine andere wichtige Kategorie sind die schuhleistenförmigen Meisel (Taf. III, Fig. 4, 7, 8, 12). Dieses Instrument, das wohl eine Art Universalwerkzeug darstellt und zu vielerlei Arbeiten benutzt wurde, kommt in den verschiedensten Größen vor. Ein Stück (Taf. III, Fig. 7) ist außerdem durchbohrt. Endlich müssen wir noch eine Anzahl durchbohrter Beile und Hämmer erwähnen. Sie sind durch ihre kräftige, kompakte Form (Taf. III, Fig. 9) leicht als Werkzeuge zu erkennen und unterscheiden sich hierdurch von den schlanken Waffen der älteren Perioden. Auch Artefakte mit angefangener Durchbohrung kommen vor. Wir sehen (Taf. III, Fig. 1) einen Rollstein mit angefangener Bohrung, auch bei dem Bruchstück Taf. III, Fig. 11 hat die Bohrung bereits wieder angesetzt. Schließlich möchte ich noch zwei Flachbeile erwähnen, die durch ihre Beschaffenheit merkwürdig sind, eins bilde ich unter Taf. III, Fig. 6 ab. Die Beile sind von schmutzighellgrauer Farbe, sehr weich und zeigen am frischen Bruche dunkelbraune Brandzonen. Es sind offenbar Artefakte aus Kieselschiefer, die durch große Hitze in diesen Zustand gekommen sind. Wahrscheinlich sind sie im Feuer des Herdes oder des Töpferofens unbeabsichtigterweise mit gebrannt worden.

Die untersuchten ca. 200 Feuerstätten der Entritzscher Ansiedelung lieferten ein ungemein reiches Scherbenmaterial. Öfters wurde aus einer einzigen Herdstelle ein Eimer voll der verschiedensten Scherben gesammelt, wohl auch ein Zeichen lang andauernder Besiedelung.

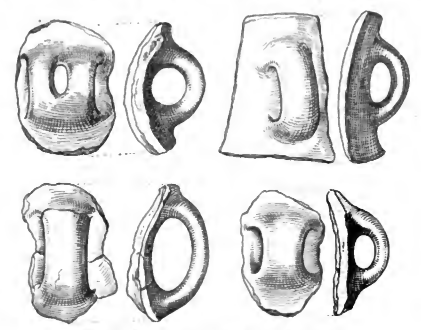


Fig. 82—85. Große Henkel von L.-Eutritzsch.

In überwiegender Anzahl finden sich die Scherben großer, starkwandiger Gebrauchsgefäße. Ihre Form läßt sich allerdings meist nicht mehr genau rekonstruieren, weil die Überreste allzu trümmerhaft sind. Dennoch ermöglichen es uns die massenhaft erhaltenen, kräftigen Gefäßhenkel, denen oft ein größeres Stück der Gefäßwand noch anhaftet, in einer genügenden Anzahl von Fällen ein Bild der Gebrauchskeramik unserer Siedler zu entwerfen.

Am häufigsten findet sich ein meist großes Gefäß mit rundlichem Unterteil und senkrecht aufsteigendem Hals. Es erinnert in vieler Beziehung an die sogenannte Amphora. Die kräftigen, breiten Henkel sind meist an der am weitesten ausladenden Stelle des Gefäßbauches angebracht (Fig. 85). In seltenen Fällen finden sich die Henkel an der Übergangsstelle vom Hals zum Gefäßbauch (Fig. 84). Zuweilen sind die Henkel noch höher hinaufgeschoben und am Gefäßhals selbst angebracht (Fig. 83). Auch Doppelhenkel kommen vor (Fig. 82), ein Beweis, wie große und schwere Gefäße im Gebrauch waren. Die Art der Befestigung der Henkel ist verschieden, bei kleinen Gefäßen sind sie nur angeklebt, bei größeren zuweilen mit einem nietenartigen Ansatz in die Wandung eingelassen. Bei dem Bruchstück eines mittelgroßen Gefäßes (Fig. 86) finden sich Henkel in zwei verschiedenen Horizonten angebracht. Besonders interessant sind die häufig vorkommenden quergestellten Henkel (Fig. 87—88). Es sind dies nicht etwa zum Durchziehen einer Schnur bestimmte Ösen, sondern deutliche Trag-

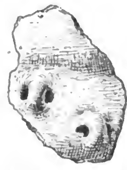


Fig. 86. Gefäßfragment. L.-Eutritzsch.

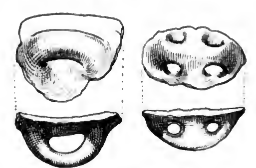


Fig. 87 u. 88. Quergestellte Henkel. L.-Eutritzsch.

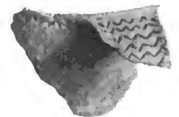


Fig. 89. Verzierter Henkel. L.-Eutritzsch.

henkel, die sich nur durch ihre Querstellung von den eben besprochenen unterscheiden.

Ein Henkel (Fig. 89) ist reich mit Zickzacklinien verziert.

An Stelle der Henkel finden sich auch ziemlich häufig die bekannten Warzenansätze. Meist einzeln, zuweilen auch in Gruppen von zwei oder

drei. Sie bilden auch verschiedentlich das Zentrum, von dem aus Reihen von Einstichen oder Fingereindrücken ausstrahlen.

Ich erwähnte schon, daß sich mehrfach die Formen der großen und mittleren Gebrauchsgefäße nach den Bruchstücken wieder herstellen ließen.

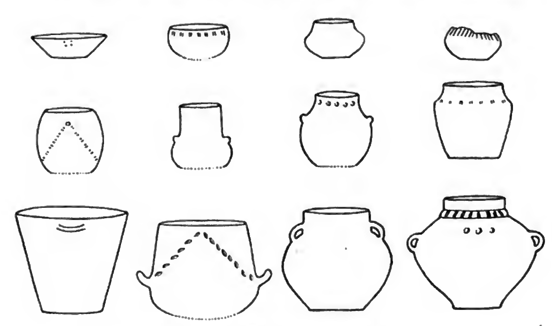


Fig. 90—101. Gefäßformen von L.-Eutritzsch.

Solche Gefäßformen, bei denen dies mit einiger Sicherheit möglich war, habe ich unter Fig. 90—101 vereinigt.

Unter den großen Gefäßen herrscht, wie schon besprochen, ein Gefäßtyp mit bauchigem Unterteil und mehr oder weniger hohem, steil aufsteigendem Halse vor. Alle diese Gefäße, die eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit der altneolithischen Amphora haben, tragen gegenüberstehende, starke Henkel. Etwas jünger sind vielleicht die eimer- und kesselartigen Gefäße (Fig. 98, 99). Unter den mittleren Gefäßen herrscht Becher-, Schalen- und Topfform vor.

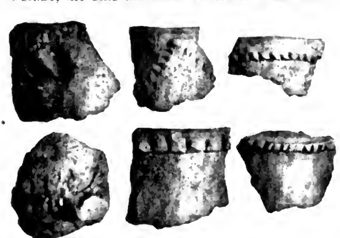


Fig. 102—107. Scherben großer Gefäße. L.-Eutritzsch.

Die Verzierung dieser Gebrauchskeramik ist sehr spärlich zu nennen.

Man findet höchstens Reihen von Tupfen oder Fingernägeleindrücken, plastisch aufgelegte, zuweilen durch Einkerbungen verzierte Tonleisten oder nach außen verstrichenen, mit Einschnitten verzierten Rand (Fig. 102—107).

Eine seltene Verzierungsweise findet sich auf dem Bruchstück Fig. 108. Sie kehrt in gleicher Weise auf einem verzierten Tonteller wieder (Fig. 117),

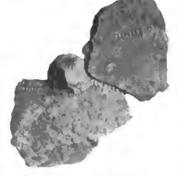
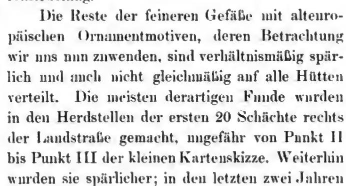


Fig. 108. Gefäßfragment. L.-Eutritzsch.



findet sich aber sonst nirgends in der Eutritzscher Ansiedelung.

Die Reste der feineren Gefäße mit alteuropäischen Ornamentmotiven, deren Betrachtung wir uns nun zuwenden, sind verhältnismäßig spärlich und auch nicht gleichmäßig auf alle Hütten verteilt. Die meisten derartigen Funde wurden in den Herdstellen der ersten 20 Schächte rechts der Landstraße gemacht, ungefähr von Punkt II bis Punkt III der kleinen Kartenskizze. Weiterhin wurden sie spärlicher; in den letzten zwei Jahren habe ich keine mehr gemacht.

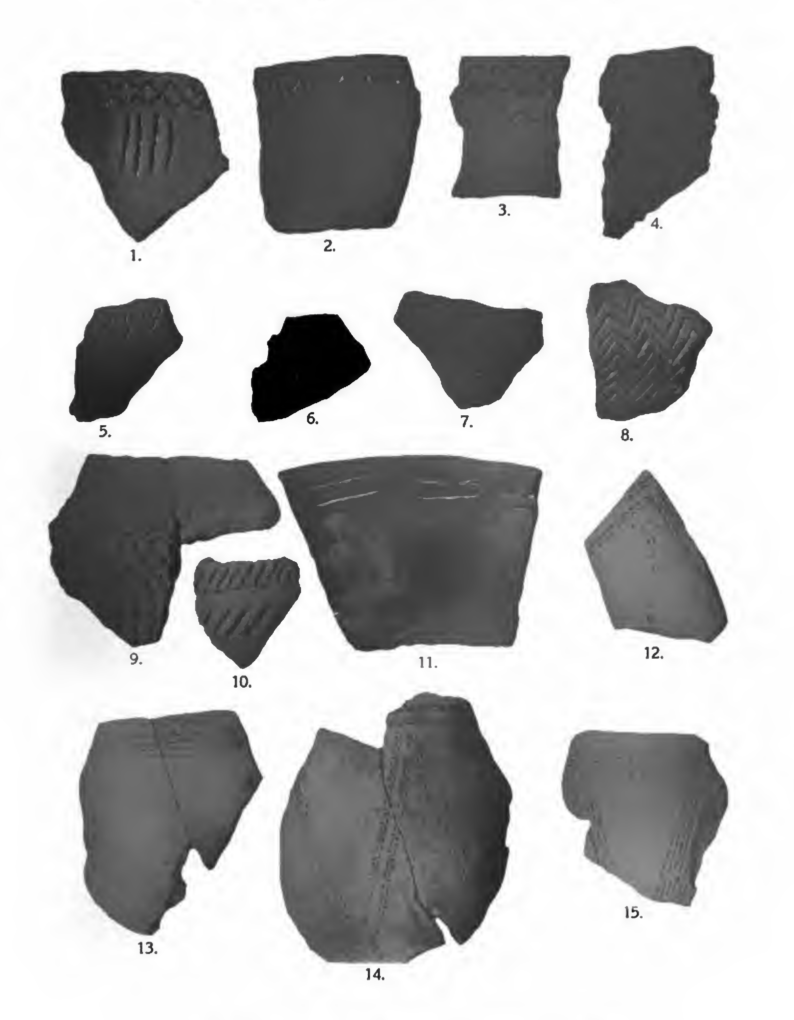
Es sind zum Teil amphorenartige Gefäße, die aber viel dünnwandiger und auch kleiner als die ebenso geformten groben Gebrauchsgefäße sind (Fig. 109—111). Das eine zeigt als Verzierung eine um den oberen Teil



Fig. 109—111. Amphorenartige Ziergefäße. L.-Eutritzsch.

des Halses laufende doppelte Zickzacklinie (Fig. 110); darunter finden sich Gruppen zu je drei vereinigter Vertikalstriche. Das Gefäß Fig. 111 scheint mit Parallellinien ausgefüllte hängende Dreiecke als Verzierung gehabt zu haben. Das Gefäß Fig. 109 ist von schwarzer Farbe. Es trägt als Verzierung zwei Horizontalreihen von tief eingestochenen Punkten, von denen aus Punkten gebildete Fransen herabhängen. Bei diesem Gefäß sind die Verzierungen mit einer weißen Masse ausgefüllt, wodurch sie sich aufs schönste von dem schwarzen Grunde abheben.

Diese weiße Ausfüllung scheint auch bei einer Anzahl blumentopfartiger Schalen vorhanden gewesen zu sein. Das tief eingestochene Ornament be-



Tafel IV. Neolithische Scherben von Leipzig-Eutritzsch.

findet sich auf der Innenseite der Gefäße dicht unter dem oberen Ende angebracht und besteht meist im Motiv der Zickzacklinie. Es wurden Reste von ungefähr 10 Exemplaren gefunden. Einige davon bilde ich auf Taf. IV, Fig. 1—5 und 11 ab. Auch unverziert kommen diese Schalen vor; ein in Fig. 90 abgebildetes Stück hat vierfache im Viereck gestellte Durchbohrung. Des weiteren fanden sich noch Reste von Gefäßen mit Schachbrett-, Zickzacklinien- und Stichmustern (Taf. IV, Fig. 7—10). Die meisten zeigen noch Spuren der Ausfüllung mit weißer Masse. Leider sind die Bruchstücke zu klein, um eine Rekonstruktion der Gefäßformen zu ermöglichen.

Wohl das interessanteste Gefäß aus der Eutritzscher Siedelung ist Fig. 112. Es gehört zu jenen seltenen, besonders in Thüringen gefundenen steinzeitlichen Gefäßen, die man mit Recht als Trommeln bezeichnet.



Fig. 112. Trommel. L.-Eutritzsch.

Dafür spricht einmal, daß auch heute gewisse Naturvölker ganz ähnlich geformte Gefäße aus Holz zu gleichem Zwecke verwenden, andererseits die Tatsache, daß das Ornament in der Mitte des Gefäßkörpers angebracht ist, da es weiter oben von dem Trommelfell verdeckt worden wäre. Auch das Nichtvorhandensein eines Bodens läßt sich als Beweis anführen.

Unser Objekt ist in vier großen Bruchstücken erhalten, die die Ergänzung des Oberteils sichern; der Unterteil fehlt. Ich bilde eine Rekonstruktion des Eutritzscher Gefäßes unter Fig. 112 ab. Die Farbe ist gelbrot. Um den oberen Gefäßkörper sind Warzen angeordnet, die wohl der Schnur, die das Trommelfell hielt, als Stützpunkte dienten.

Die Ornamente sind eingestochen und vollständig mit weißer Masse ausgefüllt. Außer dem um die Taille des Gefäßes laufenden Zickzack und den Stichbändern erregen besonders die figuralen Darstellungen unsere Aufmerksamkeit. In dem freien Raum zwischen den Tonwarzen und den engsten Teilen des Gefäßes sind diese eigentümlichen Figuren angebracht. Sie befinden sich also an der am meisten ins Auge fallenden Stelle. Die Mitte des freien Feldes nimmt ein schwer zu deutendes Verzierungsmotiv ein. Die anderen Figuren sind deutliche Kreuze. Im ganzen sind deren drei

erhalten. Es sind nun nicht, wie ich in meinem ersten kurzen Bericht[1] über die Station von Eutritzsch angab, echte Hakenkreuze, vielmehr verdicken sich die Kreuzbalken nach außen etwas und sind durch einen Querstrich abgeschlossen. Auch diese Figuren sind sämtlich weiß inkrustiert.

Die Kreuzfigur ist ja der neolithischen Periode nicht fremd[2]; sie findet sich sowohl an nordischen Grabbauten, als auch in dem Gebiete der unteren und mittleren Donau. Für Sachsen dürfte sie in dieser Zeit noch nicht nachgewiesen sein.

Die große Seltenheit derartiger neolithischen Trommeln läßt es angebracht erscheinen, kurz auf die wenigen Stücke einzugehen, die bis jetzt aus deutschen Funden bekannt geworden sind. Geradezu frappante Ähnlichkeit mit unserem Objekt in Gestalt und Verzierungsweise finden wir bei einer Trommel aus einem Hügel in der Opperschöner Mark[3] zwischen Spickendorf und Niemberg (Saalkreis), sowie bei einer Trommel aus Vippachedelhausen[4] (Thüringen). Die Ornamentik aller drei Gefäße ist vollständig gleich, fast möchte man an einen Verfertiger denken, wenn nicht die weitvoneinander liegenden Fundplätze diese Möglichkeit von der Hand wiesen. Die Kreuzfiguren, die das Leipziger Gefäß allein besitzt, finden sich neben anderen symbolischen Zeichen auf einer Trommel aus Hornsömmern[5] (Kreis Langensalza). Eine Trommel aus Ebendorf (Kreis Wollmirstedt)[6] bildet Götze ab. Ferner weist mich Herr Prof. Dr. Höfer, dessen gütiger Mitteilung ich die meisten dieser Notizen verdanke, noch auf ein Exemplar hin, welches im Spitzenhoch bei Latdorf[7] gefunden ist.

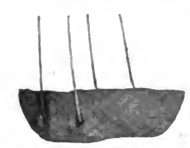


Fig. 113. Hängegefäß. L.-Eutritzsch.

Vielleicht gleichaltrig mit der eben erwähnten Trommel ist ein kleines Hängegefäß (Fig. 113). Es besteht aus rötlichgelbem Ton, hat die Form einer flachen Schale und ist am Boden je zweimal durchbohrt. Diese Durchbohrung kann nur den Zweck gehabt haben, die zum Aufhängen des Gefäßes dienenden Schnüre aufzunehmen.

[1] Siehe Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1903, Nr. 67.

[2] Kreuzfiguren, welche mit unseren viel Ähnlichkeit haben, befinden sich auf einer neolithischen Schale von Ober-Wiederstedt. (Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. I, T. XXV).

[3] Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. I, T. III.

[4] Im Germanischen Museum, Jena (noch nicht veröffentlicht).

[5] Besitzer: Prof. Reischel, Hannover, abgeb. Wandtafel V u. f. Gegenst. Halle 1898. und Vorgeschichtl. Altertümer d. Prov. Sachsen, Heft IX, 1—10.

[6] Verh. Ges. Anthrop. Berlin 1892 (Anhang z. Z. f. Ethnol.).

[7] Im Museum Bernburg (noch nicht veröffentlicht).

Vollständig ausgeschlossen ist, daß dies Gefäßchen etwa als Deckel zu deuten ist. Welchem praktischen Zwecke derartige kleine Hängegefäße gedient haben, ist angesichts ihrer Kleinheit schwer zu sagen. Man könnte an eine Verwendung als Lampe denken; vielleicht bringen uns weitere Funde Klarheit.

Das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung des Scherbenmaterials von Leipzig-Eutritzsch ist kurz ausgedrückt etwa folgendes.

Alle Herdstellen enthalten reichlich Scherben größer, meist gar nicht verzierter Gebrauchsgefäße. Seltener und nur in einem bestimmten Teil der Ansiedelung vertreten sind Reste feinerer Handgefäße, deren reiche Ornamentik sich als zur alteuropäischen Dekorationsweise gehörig erweist.[1] Eine einzige Herdstelle macht davon eine Ausnahme. Die in ihr enthaltenen Scherben gehören fast sämtlich zu feinen Handgefäßen. Sie haben weißlichgraue bis helledergelbe Farbe, sind aus feingeschlemmtem Ton hergestellt, von halbkugeliger oder birnenförmiger Gestalt und mit zierlich eingestochenen Stichbändern und Girlanden verziert (Taf. IV, Fig. 12—15). In den übrigen Hütten dieser Ansiedelung fanden sich derartige Scherben höchst selten, zahlreicher dagegen in den schon besprochenen Stationen Günthersdorf und Möritzsch.

Alle diese Scherben verraten durch ihr feines Material, ihren gleichmäßigen Brand, durch die Sicherheit in der Verteilung des Ornamentes größte Beherrschung der Töpfereitechnik und lassen es uns in hohem Grade wahrscheinlich erscheinen, daß sie bereits die Produkte eines ausgebildeten Töpferhandwerkes sind. Wir hätten dann diese vereinzelte Herdgrube der Eutritzscher Ansiedelung als Töpferwerkstätte zu deuten. Dafür spricht, daß in derselben einer jener oben besprochenen Formsteine zur Töpferei gefunden wurde, ebenso eine vollständig glatte Kugel aus Feuerstein, die vielleicht ähnlichen Zwecken diente. Wichtig ist auch, daß diese Herdgrube die einzige war, die nicht ein Stück Spiral-Mäander-Keramik enthielt. Sie muß demnach, als diese Kultur eindrang, bereits nicht mehr in Gebrauch gewesen sein.

Alle übrigen Wohngruben der Eutritzscher steinzeitlichen Station erwiesen sich dagegen wahrhaft überschwemmt mit Scherben der Spiral-Mäander-Keramik. Die Vertreter dieser Verzierungsweise, die der jüngeren Hälfte des Neolithikums in vielen Teilen Mitteleuropas ihren Stempel aufdrückt, kamen massenhaft zutage. Es sind wiederum kleine, höchstens mittelgroße Gefäße, aus feingeschlemmtem, steinfreiem Ton hergestellt, von grauer,

[1] Zweifellos sind Beziehungen zum sogenannten Bernburger Typus in dieser Ornamentik nachweisbar, andererseits finden sich genug lokale Eigentümlichkeiten, die es nicht ratsam erscheinen lassen, hier von echtem Bernburger Typus zu reden.

schwarzer oder dunkelblauer Farbe. Nach ihrer guten technischen Ausführung, ihrer weiten Verbreitung und großen Ähnlichkeit möchte man sie auch wieder für die Erzeugnisse eines weit verbreiteten Töpferhandwerkes halten. Der Form nach sind es halbkugelige oder bombenförmige Schalen oder Näpfe; die Standfläche ist sehr klein oder fehlt ganz. Selten finden sich bei uns flaschenförmige Gefäße wie Fig. 114. Die flaschenartigen Gefäße scheinen allein Henkel gehabt zu haben. Diese sind klein und gleichen durchbohrten Warzenansätzen oder vertikal durchbohrten Nasen (Taf. VI. Fig. 9). Die sämtlichen übrigen Spiral-Mäander-Gefäße sind stets henkellos, manchmal aber unterm Rande durchbohrt. Zuweilen finden sich kleine Tonwarzen angebracht. Der Ornamentik dieser Gefäßgattung ist immer die Spirale oder der Mäander zugrunde gelegt.

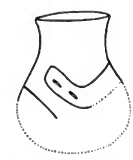


Fig. 114. Flaschenartiges Gefäß. L.-Eutritzsch.

Während nun in den großen steinzeitlichen Stationen der Balkanhalbinsel diese Ornamente sich oft sehr rein vorfinden, sind sie bei uns stets mehr oder minder verballhornt. Einigemale findet sich allerdings die Spirale in größter Deutlichkeit dargestellt (Taf. VI, Fig. 7, 10), und noch öfter mag sie vorhanden gewesen sein auf Gefäßen, deren erhaltene Bruchstücke zu klein sind, um eine Rekonstruktion des Ornaments zu ermöglichen. Daß die Spiral-Mäander-Keramik vollständig fertig zu uns kam, und damals schon auf eine nach Jahrhunderten zählende Entwicklung zurückblicken konnte, ersehen wir meines Erachtens aus den verschiedenen Ornamentmustern, die ihr zu Gebote stehen, und die sicher nur nach und nach erfunden worden sind. Zwischen zwei sich voneinander entfernenden Spiral-, Bogen- oder Mäanderlinien entsteht auf der Gefäßoberfläche ein annähernd dreieckiger Raum. Auf wie verschiedene Art und Weise man diesen auszufüllen verstand, zeigen uns die Abbildungen Taf. V, Fig. 1, 2, 5, 6. Einige schöne Scherben dieses Kulturkreises habe ich auf Taf. V und VI vereinigt. Es sind allerdings so viele gefunden worden, daß ich die Zahl der Tafeln leicht hätte verzehnfachen können. Eine seltene Verzierung ist die des auf Seite 38 befindlichen Bruchstückes (Fig. 115). Hier ist der zwischen den parallelen Bandlinien vorhandene Raum erhöht, so daß das Ornament erhaben auftritt.

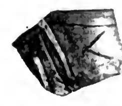
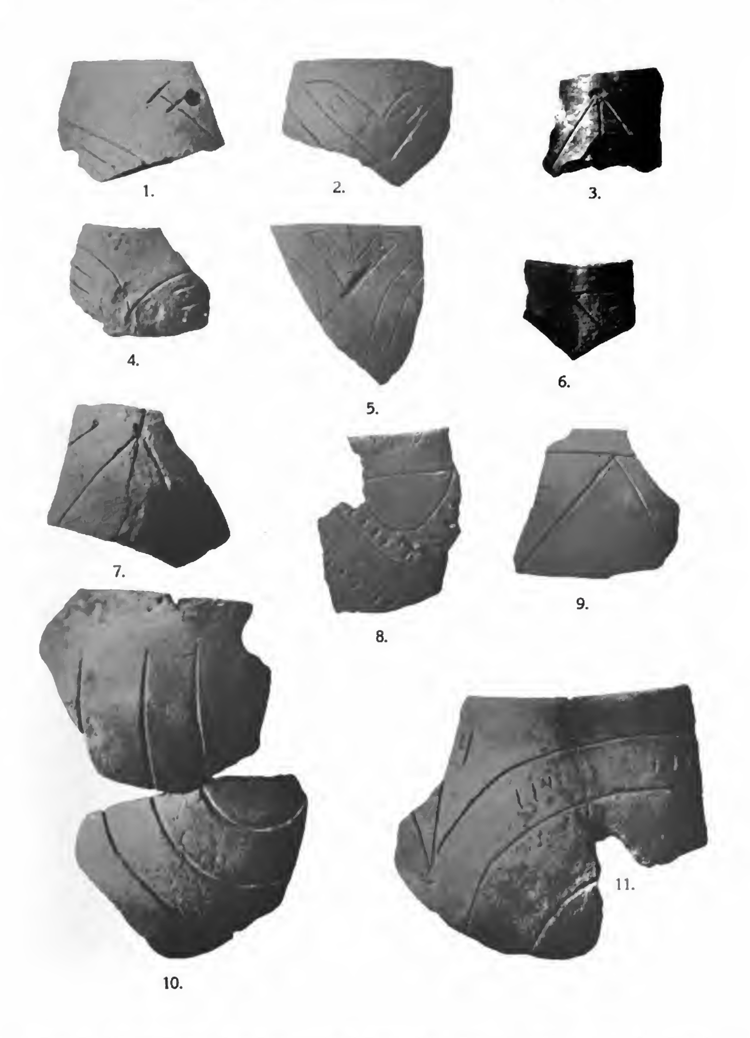
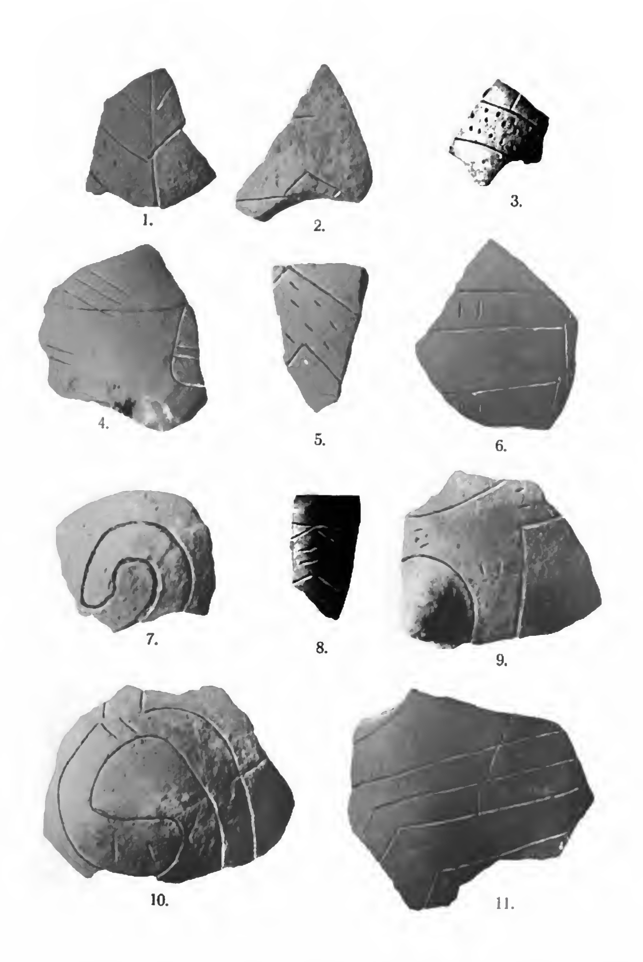


Fig. 115. Plastisch verzierte Scherbe. L.-Eutritzsch.

Merkwürdig sind auch die Reste Taf. VI, Fig. 3, 5. Es sind Scherben, die ein der Spiral-Mäander-Keramik sehr ähnliches Ornament zeigen, doch sind hier die Zwischenräume zwischen den Linien vollständig mit



Tafel V. Neolithische Scherben (Spiral-Mäander-Keramik) von Leipzig-Eutritzsch.



Tafel VI. Neolithische Scherben (Spiral-Mäander-Keramik) von Leipzig-Eutritzsch.

Einstichen ausgefüllt. Man möchte an eine Vermischung der beiden Gruppen Linear- und Stichkeramik denken.

Das ist vielleicht auch der Fall bei einem Gefäße, das ich zum Schlusse noch abbilde (Fig. 116). Die Form sowie der blaue Ton verweisen es in das Gebiet der Spiral-Mäander-Keramik, während sich die Verzierung einerseits aus Winkellinien, andererseits aus Stich- und Strichgruppen zusammensetzt. Von dem Gefäß fanden sich so viele Bruchstücke, daß man es wohl in die jüngste Zeit der Entritzscher Siedelung versetzen darf.

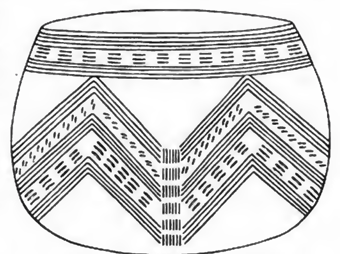


Fig. 116. Ergänztes Gefäß. L.-Eutritzsch.

Indem wir die Spiral-Mäander-Keramik verlassen, sei noch der öfters gefundenen, merkwürdigen Tonteller Erwähnung getan.[1] Es sind dies Scheiben aus rotem, meist vollständig gebranntem Ton. Sie sind flach, ohne jeden Randansatz und haben immer in der Mitte eine Durchbohrung von der Stärke eines kleinen Fingers. Als Schmuckstücke sind sie nicht zu deuten, dagegen spricht ihre Größe; eher könnte man sie für Idole, etwa Sonnen- oder Mondbilder halten. Viel einfacher aber erscheint folgende Deutung. Es sind Backteller, die zum Rösten und Backen der Speisen, vielleicht schon einer Art Brot, dienten. Das Loch in der Mitte hatte den Zweck, die glühend heißen Teller mittels eines harten Holzstabes aus der Glut zu heben. So erklärt sich auch, daß die Teller stets Einwirkung starken Feuers zeigen, und daß ihnen zuweilen eingebrannte Asche anhaftet. Nur zweimal (Fig. 117, 118) fanden sich unter den vielen Bruchstücken solche mit einfacher Verzierung.

Zum Schluß wollen wir noch untersuchen, ob gleichzeitige Gräber erhalten

Fig. 117—119. Tonteller L.-Eutritzsch.

[1] Vergl. auch: Schliz, Groß-Gartach. S. 22.

und bis jetzt bekannt geworden sind. Ein zusammenhängendes Gräberfeld ist bis heute noch nicht zutage gekommen, dagegen fanden sich zweimal Skelette Erwachsener vor, die innerhalb der Ansiedelung, das eine Mal nur 6 Meter von einer Herdstelle entfernt, beigesetzt waren. Die Skelettreste waren sehr schlecht erhalten. Beide Male waren die Toten in hockender Stellung beigesetzt. Das eine Skelett konnte ich selbst bergen, es lag mit dem Kopf gegen Westen; Beigaben, Steinsetzung waren nicht vorhanden. Ich will die Reste auf Grund dieses Befundes nicht mit absoluter Sicherheit als übliche Gräber der steinzeitlichen Bevölkerung dieser Station erklären, denn man sollte meinen, daß sich bei der dichten Bevölkerung viel mehr Gräber finden müßten. Andererseits sind aber in der steinzeitlichen Station von Zauschwitz bei Pegau, die mit unserer viel Ähnlichkeit besitzt, ebenfalls zwei Skelette ohne Beigaben gefunden[1], so daß es nicht ausgeschlossen erscheint, daß in gewissen Fällen eine Bestattung der Toten innerhalb der Ansiedelung üblich war. Vielleicht bringt uns die Zukunft über diese Fragen endgültige Klarheit.

Ehe wir die steinzeitliche Ansiedelung von Leipzig-Eutritzsch verlassen, soll noch kurz die Verteilung des Scherbenmaterials in den Wohnstätten berührt werden. Es sei dabei auf das kleine Fundkärtchen, Seite 20, verwiesen. Bei Punkt I, wo nur wenige Herdstellen untersucht werden konnten, trug die Keramik einheitlichen älteren Charakter. Neben großen, z. T. amphorenartigen Hauptgefäßen, die gar nicht oder nur mit Tonleisten, Fingereindrücken und Warzen verziert waren, fand sich nur ein Bruchstück eines kleinen Gefäßes mit parallelen Zickzacklinien. Vor allem fehlte vollständig die Spiral-Mäander-Keramik, was wohl schwerlich ein Zufall ist. Die ersten fünfzig Herdstellen östlich der Landstraße von Punkt II—III enthielten neben den gleichen großen Gebrauchsgefäßen wie Punkt I alle die beschriebenen alteuropäischen Scherben feiner Handgefäße, aber damit vereint auch immer Scherben der Spiral-Mäander-Keramik. Noch weiter nach Osten, also von Punkt III—IV, finden wir in den Herdstellen neben den großen Gefäßen fast ausschließlich nur Spiral-Mäander-Keramik.

Ganz ähnlich schildert Schliz die Verhältnisse für die neolithische Station von Groß-Gartach.[2] Den Kern der Anlage bilden Hütten mit Gefäßen des sogenannten Groß-Gartacher Stils, der wohl ebenfalls zu den alteuropäischen Dekorationsweisen zu rechnen ist. Auch dieser ist stets mit linear (Spiral-Mäander) verzierten Gefäßen vermischt. Je weiter man sich der Peripherie nähert, um so vorherrschender wird die Keramik letzterer

[1] Grössel, Die vorgeschichtliche Bedeutung des mittleren Elstertales. Wiss. Beilage d. Leipz. Zeitung 1901, Nr. 10, S. 39.

[2] Schliz; Korrespondenzblatt 1907, S. 163.

Art, so daß sich oft nur wenige stichverzierte Scherben unter der großen Menge der Spiral-Mäander-Keramik finden. „Schliz schließt nun daraus, daß die verschiedenen Sippen in freundnachbarlichem Verkehr untereinander gelebt hätten, und daß ein Austausch der Topfwaren stattgefunden hätte.

Ich bin bezüglich der Eutritzscher Ansiedelung nach eingehendster Betrachtung der Fundverhältnisse und des Fundmaterials zu ganz anderen Resultaten gekommen. Zunächst glaube ich in den folgenden Schlußbetrachtungen (Seite 43) mit Sicherheit bewiesen zu haben, daß wir, wenn in einer einheitlichen Kulturschicht Scherben verschiedener Kulturkreise miteinander vermischt und dicht zusammenliegend vorkommen, noch längst nicht zu dem Schlusse berechtigt sind, daß sie genau zur selben Zeit im Gebrauch waren. Indem ich mir diese Ausführungen für die Schlußbetrachtungen vorbehalte, will ich in kurzen Zügen den Entwicklungsgang der neolithischen Ansiedelung von Leipzig-Eutritzsch schildern, wie er sich aus meinen Beobachtungen ergibt.

Die Entstehung der Ansiedelung ist in das Ende des älteren und den Beginn des mittleren Abschnitts des Neolithikums zu versetzen. Dieser Zeit sind zuzuschreiben die großen Gebrauchsgefäße von reiner Amphorenform, die Feinkeramik mit Schachbrett, Zickzack und Fischgräten u. a. Ornamenten. Die Feinkeramik ist ziemlich spärlich erhalten, was auch zu dem höheren Alter paßt. Die Ausdehnung dieser ältesten Siedelung war eine beschränkte, etwa von Punkt II bis III der kleinen Karte (Seite 20).

Hieran schließt sich für unsere Ansiedelung eine Epoche, die sich charakterisiert durch Verschwinden der alten reichen Verzierungsmuster und Vorherrschen einer handwerksmäßig ausgebildeten, feinen Stichbandkeramik. Die groben Gebrauchsgefäße bleiben dieselben. Auch läßt sich keine weitere Ausdehnung der Ansiedelung nachweisen.

Die dritte und letzte Epoche beginnt mit der Zuwanderung der Spiral-Mäander-Keramik. Die alteuropäischen Ornamente waren wohl ziemlich vollständig verschwunden; dasselbe Schicksal ereilt nun auch die Stichbandkeramik. Die Gebrauchsgefäße bleiben wieder dieselben. Vielleicht sind die großen eimerartigen Gefäße mit mondhenkelartigen Warzen oder quergestellten Traghenkeln hinzugekommen. Unverkennbar aber findet eine bedeutende Vergrößerung der Ansiedelung statt, die sich dadurch dokumentiert, daß sich viele Herdstellen an den alten Kern der Siedelung anschließen. Diese Herdstellen enthalten neben den groben Gebrauchsgefäßen nur Spiral-Mäander-Keramik. Mit dieser Kulturepoche schließt die Besiedelung dieser Örtlichkeit nicht nur für die Steinzeit, sondern für alle prähistorischen Perioden ab. Nicht die kleinste Scherbe der Bronze-,

Eisen- oder Slavenzeit ist hier zutage gekommen. Es ist dies auch ein Beweis, daß zwischen der jüngeren Steinzeit und der folgenden Bronzezeit, für unsere Gegend wenigstens, keinerlei Beziehungen existieren.

Schlußbetrachtungen.

Wenn wir die große Zahl der steinzeitlichen Einzelfunde, sowie die ausgedehnten Ansiedelungen und die verschiedenen Gräber betrachten, müssen wir zu der Erkenntnis gelangen, daß die Dauer der neolithischen Periode in unserer Heimat nach vielen Jahrhunderten, ja höchstwahrscheinlich nach mehreren Jahrtausenden zu bemessen ist. Ebenfalls unzweifelhaft ist, daß innerhalb eines so großen Zeitraumes das Leben der alten Neolithiker sich nicht immer in der gleichen Weise abgespielt haben kann. Es müssen sich vielmehr Perioden unterscheiden lassen, und diese müssen wir als solche an der Verschiedenheit des hinterlassenen Kulturgutes, an den Gefäßformen und der Ornamentik, an der Bestattungsweise usw. erkennen. Das Ziel der lokalen Forschung muß es nun sein, diese Perioden für das zu untersuchende Gebiet in ihrer Gesamtheit festzulegen, ihre Beziehungen zueinander zu ermitteln und ihre zeitliche Aufeinanderfolge festzustellen. Prüfen wir zunächst einmal das uns zur Verfügung stehende Material.

Die Grabfunde sowie die Einzelfunde neolithischer Gefäße, die wohl auch meist als Grabfunde zu deuten sind, haben gewiß für unsere Untersuchungen hohen Wert. Zunächst sind es sichere Dokumente, die gleichzeitig in die Erde gelangt sind, uns also Zeugnis geben von einer einheitlichen Keramik und Dekorationsweise. Andererseits darf nicht außer acht gelassen werden, daß der Inhalt der Gräber oft einen konventionellen Charakter trägt und daß die Gefäße, wie schon aus ihrer zum Gebrauch vielfach unpraktischen Form hervorgeht, oft eigens zu funerären Zwecken angefertigt wurden. Ferner müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß während einzelner Perioden des Neolithikums die Toten ohne Beigaben von Gefäßen bestattet wurden, diese Gräber demnach als zu einer bestimmten Periode gehörig nicht erkannt werden können.

Wir würden demnach zu sehr einseitigen Resultaten kommen, wenn wir den Versuch machten, eine Chronologie der jüngeren Steinzeit auf Grund der Grabfunde allein aufzustellen. Nicht bei den Toten, sondern im Gegenteil bei den Lebenden müssen wir in die Schule gehen und neben dem selbstverständlich sehr wichtigen Inventar der Gräber in erster Linie die Ansiedelungen in Betracht ziehen. Der große Wert der Funde letzterer Art liegt darin, daß bei ihrem Zustandekommen keinerlei Absicht vor-

waltet, daß ihr Inhalt vielmehr durch das tägliche Leben zusammengebracht worden ist.

Und doch hat man auch den Inhalt dieser Fundplätze nur mit Vorsicht zu benutzen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Neolithiker sich einer ganz ansehnlichen Kultur erfreuten, daß sie, wenigstens in der Blüte der Steinzeit, durchaus seßhafte Ackerbauer und Viehzüchter waren, die in großen, dorfähnlichen Gemeinschaften lebten. Deren Hütten — denn als Überreste von solchen haben wir doch die Wohngruben anzusprechen — sind nun sicher oft von vielen aufeinanderfolgenden Generationen bewohnt gewesen. Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir auch das in ihnen enthaltene Inventar betrachten. Es wäre nichts falscher als anzunehmen, daß alles, was in einer Herdgrube z. B. an ornamentierten Scherben liegt, unbedingt gleichzeitig entstanden sein muß. Meines Erachtens müssen wir uns das Zustandekommen des Herdstelleninhalts folgendermaßen vorstellen: Die Herdgrube der neuangelegten Hütte füllte sich bald mit Asche, die allerlei Reste, Scherben, zerbrochene Geräte, Knochen, zerglühte Steine und andere Abfälle enthielt. Von Zeit zu Zeit mußte nun ein Teil des Inhalts entfernt werden, um Raum zu gewinnen; neue Ascheschichten entstanden, und so mußte es kommen, daß sich schließlich jüngere Reste mit älteren vereinten. Unberechtigt wäre aber auch die Annahme, daß sich diese Schichten in den Herdstellen nach ihrer Lagerung unterscheiden ließen; denn solange die Anlage in Benutzung war, war sie auch ständiger Durchwühlung ausgesetzt und wohl nur ganz zu unterst lagernde Gegenstände waren davon weniger bedroht. Dieses Bild vollständigen Durcheinandergeworfenseins finden wir denn auch beim Untersuchen jeder größeren Herdstelle.

Einheitlichen Charakter zeigen nur kleine Herdstellen, die offenbar nicht lange in Gebrauch gewesen sind und daher größte Beachtung verdienen. Von Wichtigkeit für die Datierung ist es ferner, wenn der Seite 14 geschilderte Fall beobachtet wird, daß mehrere zueinander gehörige Bruchstücke von ein und demselben Gefäße sich in der oberen Schicht über einen verhältnismäßig kleinen Raum hin zerstreut finden. Man kann dann mit Bestimmtheit behaupten, daß sie der jüngsten Periode der in der Herdstelle enthaltenen Keramik angehören, denn die Stelle kann, nachdem die Stücke in die Erde gelangt sind, nicht mehr lange benutzt worden sein.

Nach dieser Betrachtung der Fundorte, die uns das Material für unsere Untersuchungen liefern sollen, müssen wir auf die Fundobjekte selbst eingehen. Da sind es besonders die großen Steinartefakte, die zahlreiche Unterschiede und Abweichungen voneinander zeigen. Doch jeder Versuch, hier Typen aufzustellen, die sich nur unter bestimmten

Verhältuissen finden und sich demnach als Charakteristikum einer ganz bestimmten steinzeitlichen Gruppe erweisen, müssen für unser Gebiet wenigstens scheitern. Mit Sicherheit läßt sich nur behaupten, daß man die schönen, schlanken, durchbohrten Steinäxte auch bei uns wie im übrigen Mitteldeutschland öfters zusammen mit Gefäßen gefunden hat, die Schnurverzierung oder andere altneolithische Ornamente trugen. Dagegen gehören Flachbeile, Breithacken und Schuhleistenkeile zum typischen Inventar der großen Ackerbausiedelungen mit Stich- und Spiral-Mäanderbandkeramik; dennoch fehlen auch durchbohrte Beile in letzteren Fundstätten nicht. dokumentieren sich aber durch kompaktere Formen als Werkzeuge und unterscheiden sich hierin von den schlanken Waffen der altneolithischen Zeit.

Die Herdstellen der verschiedenen steinzeitlichen Perioden zeigen in ihrer Anlage ebenfalls keine Merkmale, die bedeutend genug wären, um danach gewisse Gruppeu zu unterscheiden. Am ehesten ließe sich dies noch von der Art der Grabanlagen erwarten, doch ist hier das uns zur Verfügung stehende Material noch zu spärlich und die Gefahr, zu Trugschlüssen zu kommen, zu groß. Unser einziger sicherer Führer müssen die Ornamente der Gefäße und des Scherbenmaterials sein, das sich uns in den Herdstellen in unerschöpflicher Fülle bietet.

Man kann die Ornamente wohl mit Recht als die Buchstaben bezeichnen, die, wenn sie richtig aneinander gereiht und gedeutet werden, uns in deutlicher Sprache Aufschluß geben über den Entwicklungsgang jener fernen Zeit. Diese überaus große Wichtigkeit der ornamentierten Keramik für die Chronologie der jüngeren Steinzeit ist auch von deutschen Forschern zuerst erkannt worden, und man versuchte, durch Scheidung nach Form und Verzierungsweise Ordnung in das Chaos zu bringen. Die Tätigkeit der Forschung mußte nach zwei Richtungen einsetzen: einmal, und zwar als erste Aufgabe, mußte sie verstehen, die nach ihrer Form und Ornamentik gleichen und ähnlichen Gefäße zu einheitlichen Gruppen zusammenzufassen, und zweitens mußte sie diese zueinander in das richtige chronologische Verhältnis zu bringen suchen.

Leider aber war man schon bei Aufstellung der Hauptgruppen nicht glücklich. Klopfleisch unterschied zwei große Gruppen, die Schnur- und Bandkeramik. Die Charakteristik der Schnurkeramik erschien ziemlich leicht; sie umfaßt eben alle Gefäße, deren Verzierungen durch das Eindrücken einer gedrehten Schnur in den noch nassen Ton hergestellt sind. Und doch beginnen schon hier die Schwierigkeiten. Götze, der die Gefäße dieser Gattung für einen wichtigen Teil Mitteldeutschlands eingehend beschrieb, rechnete bereits Gefäße dazu, die nach ihrer Form wohl mit den charakteristischen Gefäßen der echten Schnurkeramik übereinstimmen, aber

als Verzierung nicht Schnur-, sondern Stich-, Schnitt- und Fiederornamente tragen, Ornamente, die, wenn man sie in Herdstellen findet, direkt zur Bandkeramik gerechnet werden.

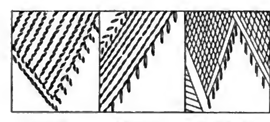
Noch schlimmer lagen die Verhältnisse bei der sogenannten Bandkeramik. In diese wurde anfangs so ziemlich alles von steinzeitlicher Ornamentik, was nicht Schnurverzierung trug, eingereiht. Der so einfach klingende Begriff Bandkeramik mußte seinen Namen hergeben nicht nur für eingestochene Bänder, sondern auch für Bogen, Girlanden, Hänge- und Zickzackmuster bis zum Linearornament und zur Spiral-Mäander-Keramik. Wohl unterschied man nach und nach innerhalb der Bandkeramik eine Anzahl von in sich abgeschlossener Gruppen, hielt aber streng an der Zusammenfassung als Bandkeramik fest, während die Schnurkeramik als vollständig für sich alleinstehender Kulturkreis betrachtet wurde. An protestierenden Stimmen, besonders nichtdeutscher Forscher, die, ohne den Werdegang dieser Theorie mitgemacht zu haben, deren Resultaten vorurteilslos gegenüberstanden, fehlte es nicht. Ich will hier nur zwei anführen: S. Reinach[1] gesteht, daß es ihm selbst mit Hilfe Schuhmachers nicht gelungen sei, Schnur- und Bandkeramik sicher unterscheiden zu lernen. Moritz Wosinsky[2] schreibt: „Die Klassifizierung ging von einer ziemlich unglücklichen Grundlage aus und ihre Fortentwicklung kompliziert die Frage immer mehr ... So z. B. wurde die einfache Schnurverzierung oft parallel untereinander angebracht, so daß aus der Schnur ein Band entstand; ferner, mit welchem Rechte dürfen mit Parallellinien ausgefüllte Dreiecke und Rauten Bandverzierungen genannt werden."

Daß eine schroffe Trennung der Schnurkeramik von den übrigen altneolithischen Kulturkreisen für unser mitteldeutsches Gebiet unanwendbar ist, will ich an Hand der Fig. 120 erörtern. Das erste Ornament, das einer schnurverzierten Amphora von Cröbern entnommen ist, zeigt charakteristische Fransenverzierung. Genau dieselben Fransen finden wir an einem Scherben, der einer Herdstelle von Weiderode entstammt. Hier ist die Verzierung nicht in Schnur-, sondern in Stichmanier ausgeführt; das Stück wird zur Bandkeramik gerechnet. Das dritte, dem Rheinlande entstammende Stück endlich, ist in Linearmanier ausgeführt und gehört nach Koehl zur jüngeren Winkelbandkeramik. Meines Erachtens ist es sicher, daß allen diesen drei Kulturkreisen derselbe Gedanke zugrunde liegt. Man will zierlich gearbeiteten Hängeschmuck darstellen. Man braucht auch gar nicht anzunehmen, daß diese Kulturkreise einer aus dem andern

[1] L'Antropologie, Paris XII, 1901, S. 707. (Deutsche Geschichtsblätter 1902, S. 152).

[2] Moritz Wosinsky, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit, Berlin 1904, S. 8.

sich herausentwickelt haben. Wir müssen sie uns vielmehr als Schwestern denken, und es ist sehr wohl möglich, daß die Schnurkeramik die ältere Schwester ist. Sicher kann aber nach den angeführten, von einer sich bis ins Detail erstreckenden Verschiedenheit zwischen Schnur- und Bandkeramik nicht die Rede sein.



Cröbern. Welderode. Monsheim.
Fig. 120. Neolithische Ornamente.

Wenden wir uns nun zunächst der Betrachtung der Schnurkeramik zu. Wie uns unsere Fundkarte beweist, sind eine ganze Anzahl solcher Gefäße in der Leipziger Gegend gehoben worden. Die Anwesenheit der Träger dieser Kultur ist also mit Sicherheit für unsere Gegend erwiesen, und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Gefäße in knapp 20 Jahren gefunden wurden, daß viele früher zerstört sein werden, und daß ebenfalls noch viele im Erdenschoße ruhen müssen, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß die damalige Bevölkerung ziemlich zahlreich und die Dauer ihres Aufenthalts eine lange gewesen sein muß. Merkwürdigerweise fehlt es fast vollständig an Ansiedelungsresten aus dieser Periode. Man ist auf diese Tatsache schon früh aufmerksam geworden und hat sie auf die verschiedenste Weise zu erklären versucht. Man hat selbst an die Möglichkeit gedacht, daß die Träger dieser Kultur ihre Wohnstätten auf Bäumen errichtet hätten. Zu einer viel ungezwungeneren Erklärung führt uns meines Erachtens folgende Betrachtung.

Die echte Schnurkeramik ist am stärksten und ausschließlichsten in dem östlichen Deutschland und den angrenzenden Ländern Osteuropas verbreitet. Von hier strahlt sie allerdings weit ausgreifend aus. Sie okkupiert ganz Thüringen und Süddeutschland, dringt in die Alpen ein, während andererseits auch wichtige Teile Österreichs in ihren Kulturkreis einbezogen werden. Im großen und ganzen ist aber der Osten oder, von uns aus betrachtet, der Nordosten ihre eigentliche Domäne, und man nimmt auch allgemein an, daß sie von dort aus zu uns und in die übrigen Länder gelangt ist. Das Gebiet nun, von welchem aus die Einwanderung der Schnurkeramik zu uns erfolgt, schließt es aus, daß die Träger dieser Kultur ackerbauende Stämme waren, macht es vielmehr wahrscheinlich, daß sie als wehrhafte Jäger und Viehzüchter ein nomadenhaftes Leben führten. Damit stimmt überein, daß wir in den Gräbern wohl Waffen, aber nie das für ackerbautreibende Neolithiker charakteristische Ackerbaugerät, die Breithacke, finden. So erklärt sich, daß die Grabgefäße erst am Orte des Begräbnisses hergestellt wurden. Vor allem erklärt sich so am einfachsten das

Fehlen großer Herdstellen oder Ansiedelungen mit charakteristischer Keramik. Ein Nomadenstamm konnte nicht zahlreiche zerbrechliche und schwere Tongefäße mit sich umherschleppen. Für ihn waren hölzerne Becher, Schläuche aus Leder oder die Hörner des Stieres der gegebene Hausrat. So hat man ja schon Tongefäße gefunden, die direkt die Form des Schlauches imitieren, ja auf denen selbst die Nähte angedeutet sind.[1] Nehmen wir einmal an, daß die naheliegendsten Hand- und Trinkgefäße der Jäger dieser Zeit das Horn des Stieres und der hölzerne Becher waren. Diese Trinkgeräte mußten immer zur Hand sein. Um sie aufzuhängen, mußten sie mit Schnüren umwunden sein, und der entwickelte Schönheitssinn dieser Leute sorgte dafür, daß dies in geschmackvoller Weise geschah. So sind in der Praxis wohl nach und nach alle die gefälligen Schnür-, Flecht- und Hängemuster entstanden, die auf die Keramik übertragen wurden und noch heute unser Entzücken erregen, bei genauer Betrachtung aber auch in ihrer künstlerisch umgebildeten Weise noch ihren praktischen Ursprung verraten. Nicht den Hängeschmuck des menschlichen Körpers hat man auf die Tongefäße übertragen, sondern diese ganze, schöne Ornamentik hat sich aus der Aufbewahrungsweise der Gefäße selbst entwickelt. Auch wenn wir die Henkel der schnurverzierten Gefäße betrachten, finden wir die Bestätigung unserer Ansicht. Die Henkel finden sich zahlreich angebracht, sind aber meist klein, starkwandig, und die Henkelöffnung ist fast stets so eng, daß sie nur zum Durchziehen einer Schnur eingerichtet ist. Die sich weit öffnenden Trughenkel, die zeigen, daß sie zum Fassen mit der Hand bestimmt sind, finden sich dagegen in alten Wohnplätzen der jüngeren Steinzeit, besonders in denen der Stichband- und Spiral-Mäander-Keramik.

Daß der Hauptgrund des Mangels an schnurkeramischen Siedelungsplätzen in der nomadenhaften Lebensweise dieser Bevölkerung zu suchen ist, glaube ich bewiesen zu haben. Ihre Wohnplätze, die immer nur kurze Zeit in Benutzung waren, werden uns nur flüchtige Spuren hinterlassen haben, die überdies durch die Besiedelung folgender Perioden leicht verwischt werden konnten. Ferner aber werden die Gebrauchsgefäße anders ausgesehen haben, als das, was man für gewöhnlich unter Schnurkeramik versteht. Viele Schnurgefäße tragen einen ausgesprochenen funerären Charakter. Wenn nicht die glücklichen Fundumstände wiederholt bewiesen hätten, daß es sich um eigens angefertigte Grabkeramik handelt, so mußte uns schon die Betrachtung vieler Gefäße sagen, daß sie zum praktischen Gebrauch unmöglich gedient haben können. Die dünne Wandung der oft sehr großen Gefäße, die schwachen Henkel, die schmale Öffnung und der

[1] Z. B. in Lengyel, Ungarn, siehe Wosinsky, Die inkr. Keramik, S. 6.

oft sehr hohe, enge Hals lassen dies erkennen. Die ziemlich rohen, starkwandigen Scherben der Gebrauchsgefäße werden wir, auch wenn sie bis auf uns gekommen sind, oft gar nicht in ihrer Zugehörigkeit zur Schnurkeramik erkennen; denn nur selten lassen sich die Gefäße soweit rekonstruieren, daß wir sie nach ihrer Form und Henkelstellung dieser Periode zuweisen können. Der Herdstellenfund aus der Elster-Luppenaue, der Seite 10 beschrieben ist, ist vielleicht ins Gebiet der Schnurkeramik zu verweisen. Ebenso scheint Günthersdorf in seinem ältesten Teile hierher zu gehören, da sich hier Scherben mit Schnurverzierung gefunden haben. Dieser letztere Fund beweist uns somit, daß Gefäßfragmente mit echter Schnurverzierung in Herdstellen vorkommen können, daß die Schnurverzierung als nicht ausschließlich der Funerärkeramik eigen war, sondern zum Schmuck feiner Handgefäße verwandt wurde, indes die großen Gebrauchsgefäße unverziert blieben.

Ferner fand ich ein kleines Fragment mit echter Schnurverzierung im Abraum der Sandgrube Köckertz bei Günthersdorf zusammen mit Steinartefakten. Vielleicht handelt es sich auch hier um einen Siedelungsfund.

Nicht unerwähnt bleibe, daß heute noch keine Einstimmigkeit unter den Forschern über die chronologische Stellung der Schnurkeramik herrscht. Während der eine Teil die Schnurkeramik in den älteren Abschnitt des Neolithikums versetzt, wird von anderen namhaften Forschern das Gegenteil angenommen. Doch sind die hierfür angegebenen Gründe meines Erachtens nicht stichhaltig. So führt man an, daß sich einige Gefäßformen der Schnurkeramik in ähnlicher Weise in Grabfeldern der älteren Bronzezeit wiederfinden. Man läßt dabei unberücksichtigt, daß die Mannigfaltigkeit der Gefäßformen doch immerhin sehr beschränkt ist, und daß leicht ähnliche Gefäßformen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auftreten können, wie ein Blick auf die Keramik unserer Naturvölker zeigt.

Unter den Ausgrabungen, die in letzter Zeit den Beweis für eine jüngste Datierung der Schnurkeramik geliefert haben sollen, nimmt die des Fürstengrabes bei Helmsdorf die bedeutendste Stelle ein.[1] Ein im Untergrunde des Hügels, dessen Hauptbestattung der frühen Bronzezeit angehört, in 50 cm Tiefe gefundenes, hockendes Skelett nebst einem durchbohrten Hammer und schnurverzierten Gefäß, sowie ein zweites in 90 cm Tiefe gefundenes Skelett sollen die Reste von Dienern oder Sklaven sein, die ihrem bronzezeitlichen Herrn als Opfer in den Tod hätten folgen müssen. Dagegen ist einzuwenden, daß die bronzezeitlichen Sieger einem geopferten Sklaven wohl schwerlich seine Steinwaffe mitgegeben und ihn wohl

[1] Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. VI, S. 1—87.

noch weniger nach seiner rituellen Weise (hockend und mit Schnurkeramik) bestattet hätten. Es ist aber durch andere Funde bewiesen, daß sich in nächster Nähe des bronzezeitlichen Grabes noch mehr reinneolithische Bestattungen befinden. Wir dürfen daher behaupten, daß sich hier bereits ein steinzeitliches Gräberfeld befand. Im untersten Kern des Fürstenhügels wurde eine Steinkiste mit Hockerskelett gefunden, welche Herr Prof. Größler selbst für erheblich älter erklärt. Da sich nun diese Steinkiste dicht unter der Oberfläche des Urbodens befand, muß sie durch einen bei Anlage des Fürstengrabes verschwundenen Hügel überdeckt gewesen sein. Wir dürfen daher annehmen, daß sich hier ursprünglich ein neolithisches Hügelgrab befand, das außer der Steinkiste als Hauptbestattung noch mehrere Hockergräber enthielt. Die Aschenschicht braucht uns nicht zu befremden, da Brandschichten in Gräbern der Steinzeit oft konstatiert sind. Auch handelt es sich laut Bericht des Herrn Prof. Größler um keine einheitliche Aschenschicht, sondern zwischen dem ersterwähnten Hocker und der bronzezeitlichen Grabhütte fand sich eine 50 cm breite Schicht Erde mit Aschespuren. So kann der Befund des hochinteressanten Helmsdorfer Grabmales eher als Beweis für ein hohes Alter der Schnurkeramik gedeutet werden; denn zur Zeit, als der bronzezeitliche Mensch es errichtete, war ihm der neolithische Begräbnisplatz als solcher nicht mehr in der Erinnerung, und er benutzte ein steinzeitliches Hügelgrab als Unterlage für die Grabhütte seines Fürsten.

Als weiterer Beweis werden die sehr schön gearbeiteten, durchbohrten und zuweilen facettierten Steinbeile angeführt; man behauptet, daß nur eine jüngere Zeit so vollkommene Waffen herzustellen vermochte. Die richtige Erklärung ergibt sich aus der Erwägung, daß ein kriegerisches Jägervolk mehr Fleiß auf die Herstellung seiner Waffen verwandte, als ein Volk friedlicher Ackerbauer, wie wir es in den mittleren und jüngeren Abschnitten des Neolithikums in unserer Heimat finden.

Fassen wir das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen zusammen, so ergibt sich folgendes:

Die schnurverzierten Gefäße sind das Produkt eines nomadisierenden Jägervolkes, das im älteren Abschnitte des Neolithikums von Osten und Nordosten kommend unser Gebiet besetzte. Feste Wohnplätze und Ackerbau waren ihm fremd. Die Funde einzelner schnurverzierten Gefäße sind als Grabfunde zu deuten. Die Gefäße wurden eigens zu Begräbniszwecken angefertigt. Die Leichname sind meist ohne irgend welche Reste zu hinterlassen vergangen. Das fast vollständige Fehlen von Siedelungsplätzen erklärt sich aus dem Nomadentum der Schnurkeramiker, ferner dadurch, daß Tongefäße nur wenig zum praktischen Gebrauch verwendet wurden, vielmehr

Gefäße aus Leder, Holz oder Horn, welche uns keine Spuren hinterlassen konnten. Die Gebrauchsgefäße aus Ton sind unverziert und nur durch ihre Form als zur Schnurkeramik gehörig zu erkennen. In Gegenden, welche sich für den Ackerbau nicht eignen, ferner in durch ihre Lage isolierten Landesteilen, scheint sich die Schnurkeramik lange Zeit behauptet zu haben, vielleicht bis in die jüngsten Zeiten des Neolithikums, ja bis in die Stein-Bronzezeit; für unser Gebiet ist dies nicht der Fall.

Oft hat man zur Schnurkeramik Gefäße hinzugerechnet, die ihrer Form und ihrem Vorkommen nach den mit echter Schnurverzierung ausgestatteten Gefäßen stark gleichen, deren in anderer Technik hergestellten Ornamente sich aber in ihren Motiven als ganz andere erweisen. Die echte Schnurkeramik verwendet bandartig angeordnete Reihen von parallelen Schnurlinien. Selten sind Zickzack- und Wellenlinien. Den meisten dieser Verzierungsarten sieht man es an, daß sie sich aus der Art und Weise, in der man ursprünglich die Gefäße mit Schnuren umband, herausentwickelt haben. Der Ornamentenschatz dieser Periode ist demnach kein allzu großer.

Ganz anders ist dies bei den gleich zu besprechenden Gefäßen, die man am besten als solche der nordischen Dekorationsweise bezeichnen kann, wenn man in Betracht zieht, daß sie hauptsächlich im nördlichen oder besser im nordwestlichen Deutschland, in Skandinavien und England vorkommen. Die Form dieser Gefäße ähnelt, wie schon erwähnt wurde, oft denen der reinen Schnurkeramik, doch wäre es falsch, wenn man daraus die Entstehung der einen Gruppe aus der andern ableiten wollte. Es ist vielmehr anzunehmen, daß beide Gruppen nebeneinander hergehen, wofür ja auch spricht, daß die Gebiete ihres Vorkommens sich deutlich voneinander trennen lassen. In unserem Untersuchungsgebiete finden sich allerdings Vertreter beider Gruppen, was sich aus der zentralen Lage derselben genügend erklärt. Die Gefäße der nordischen Dekorationsweise zeigen in ihrer Ornamentik viel größere Mannigfaltigkeit als die der reinen Schnurkeramik. Zum Teil sind es direkt figürliche Motive, deren Vorbilder in der belebten Natur zu suchen sind. Wir finden z. B. das Fiederornament, dessen Urbild jedenfalls der Pflanzenwelt entnommen ist, Fischgrätenmuster, Wellen- und Zickzacklinien, Schachbrettmuster, die wohl als Nachbildung von Flechtmustern zu deuten sind, endlich als symbolische Zeichen zu deutende Figuren; wie Kreuze oder konzentrische Kreise. Daß man aber auch getreue Abbildungen von wirklichen Gegenständen schuf, beweisen uns die Platten des Merseburger Grabdenkmals[1], das zweifellos diesem Kulturkreis

[1] Klopfleisch, Vorgeschichtliche Altertümer d. Prov. Sachsen, Halle 1884, S. 47—65.

zuzurechnen ist. Auf ihnen finden wir Pfeile und Bogen, Köcher und Steinaxt deutlich dargestellt. Dieses Grabdenkmal hat nichts mit der Schnurkeramik zu tun, wie schon aus der Tatsache hervorgeht, daß eine in ihm gefundene Urne Schnittverzierung zeigte. Noch deutlicher wird uns die Zugehörigkeit dieses Denkmals zur nordischen Gruppe, wenn wir seine reiche Ornamentik betrachten. In seiner nordischen Altertumskunde gibt Sophus Müller eine Zusammenstellung steinzeitlicher nordischer Ornamentik.[1] Von den angeführten 12 Ornamentmustern lassen sich sieben auch auf den Platten des Merseburger Grabdenkmals nachweisen. Auch die Keramik von Eutritzsch und Günthersdorf weisen solche genügend auf, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in einem bestimmten Abschnitt des Neolithikums starke nordische Kultureinflüsse sich in unserer Heimat bemerkbar machen.



Fig. 121. Verziertes Steinbeil v. Raßnitz.

Jenem Kulturkreise sind auch die verzierten Steinbeile zuzuschreiben, die sich als große Seltenheiten in unserem Gebiete vorfinden. Das mehrfach erwähnte Steinzeitgrab enthielt ein verziertes, durchbohrtes Steinbeil mit axtartig verlängerter Schneide, das aber leider verloren gegangen ist. Ein anderes derartiges Stück, das aus Raßnitz bei Schkeuditz stammt, bilde ich nebenstehend ab. Ein diesem ähnliches größeres Stück aus Zöschen ist mir leider nicht zugänglich.[2]

Den wichtigsten Aufschluß über die Lebensweise jenes Zweiges der altneolithischen Bevölkerung geben uns aber die Ansiedelungsreste, die aufzufinden mir in dem behandelten Gebiete gelungen ist. Außer Möritzsch, für das besonders die Tiefstichtechnik und die langschenkligen, mit Zickzacklinien ausgefüllten Dreiecke charakteristisch sind, die sicher aus dem Norden stammen, ist hier besonders Günthersdorf zu nennen. In dem Scherbenmaterial dieser Station überwiegen die alteuropäischen Muster ganz bedeutend; außer den wenigen Spuren der Schnurkeramik sind es besonders die nordische Tiefstichtechnik, ferner Fischgräten-, Zickzack- und Schachbrettmuster. Mehrere feine Handgefäße aus dieser Stelle zeigen auch eingekerbten Rand, ganz gleich dem an dem Grabgefäß von Dalzig (Fig. 18). Wichtig für uns ist, daß es sich hier um deutliche Ansiedelungsreste handelt; denn es ist damit bewiesen, daß wir es mit einer seßhaften Bevölkerung zu tun haben, die allerdings wohl noch die Jagd bevorzugte, wie

[1] Seite 158 u. 159, Straßburg 1897.

[2] Ein drittes, dem Zöschener und Raßnitzer Stück sehr ähnliches, verziertes Prachtbeil von Radewell bei Halle, befindet sich im Provinzialmuseum daselbst. (Abgebildet Jahresschrift d. Museums Bd. I, T. 2.)

die zahlreichen Reste vom Hirsch beweisen, gleichwohl aber in dauerhaften Hütten wohnte, Viehzucht und wohl auch Ackerbau trieb. Ihre Kultur steht demnach entschieden höher als die des östlichen Zweiges der alteuropäischen Bevölkerung, der Schnurkeramiker.

In der Günthersdorfer Ansiedelung befinden sich Reste von Gefäßen, die mit auf die Spitzen gestellten Rhomben verziert sind. Diese Verzierungsweise findet sich vielfach auf den Kugelflaschen. Wenn auch verschiedene Motive, wie Dreiecke, Fransen und Hängemuster klarlegen, daß auch diese Kultur aus der alteuropäischen Dekorationsweise hervorgegangen ist, so weisen andererseits die Gefäßformen, Kugelflasche und offene Terrine, auf eine in sich abgeschlossene eigene Gruppe hin. Über die zeitliche Stellung dieser Gruppe läßt sich infolge des geringen Vergleichsmaterials nur wenig sagen; sie scheint jünger als die besprochenen zwei alteuropäischen Hauptgruppen und in unserem Gebiete nur vorübergehend aufgetreten zu sein.

Um über den ferneren Werdegang der neolithischen Besiedelung Aufschluß zu erhalten, wenden wir uns wieder der Betrachtung des Scherbenmaterials unserer steinzeitlichen Stationen zu. Während die Gefäßdekoration des bisher behandelten älteren Abschnittes des Neolithikums ausgesprochenen individuellen Charakter trägt, während uns aus jedem einzelnen Stück bewußter Wille und eigener Geschmack des Verfertigers entgegentreten, obgleich er naturgemäß aus dem großen Ornamentenschatz seines Volkes geschöpft hat, finden wir auch Gefäßscherben, die einen großen Schematismus verraten. Es sind dies die Vertreter der sogenannten Stichband- oder älteren Winkelbandkeramik. Die Gefäße sind mit größter Beherrschung der Technik hergestellt, dies beweist der feingeschlemmte Ton und der gleichmäßige Brand. Andererseits zeigen sie aber eine große Monotonie der Verzierungsmotive. Ihre Ähnlichkeit untereinander ist oft so groß, daß man z. B. einen stichbandverzierten Scherben aus Eutritzsch aus denen der Günthersdorfer Station, die doch 40 km davon entfernt ist, nicht herausfinden könnte. Diese Tatsache erklärt sich sehr leicht. Mit der Seßhaftigkeit ist eine große Veränderung der Lebensweise der Neolithiker vor sich gegangen. Im Gegensatz zu nomadisierenden Stämmen, wo aller Hausrat, alle Waffen und Werkzeuge von dem Gebraucher selbst hergestellt werden, hat sich nun bereits eine handwerksmäßige Herstellungsweise entwickelt. So wurden, wie uns die Funde in der neolithischen Station von Eutritzsch beweisen (Seite 29), die feinen Feuersteinartefakte, Messer- und Pfeilspitzen handwerksmäßig hergestellt. So erklärt sich die Sicherheit und Schönheit der Bearbeitung dieses spröden Materials am besten durch die große Übung, die Einzelne darin erlangten. Natürlich wurden

auch von jedem Individuum noch Feuersteine geschlagen und bearbeitet, mit wie verschiedenem Talent, davon überzeugt uns jede Untersuchung einer steinzeitlichen Kulturschicht.

Sicherlich wurde auch die Feintöpferei als Handwerk betrieben. Wie bei jeder handwerksmäßigen Tätigkeit wurden hierbei bestimmte einmal aufgenommene Muster beibehalten, weiter ausgebildet und viele alte Motive gingen verloren. Während die alten Zickzack-, Rhomben-, Schachbrett- und Fiedermuster verschwanden, kam das in Stichtechnik ausgeführte Band- und Girlandenmotiv zur allgemeinen Herrschaft.

Diese Vermutung wird vielfach befremden, da man doch allgemein gewöhnt ist, die Stichbandkeramiker als eine neuauftretende Bevölkerung zu betrachten. Und doch läßt sich mehr als ein stichhaltiger Grund für die gegenteilige Ansicht anführen. Zunächst hat unsere Stichbandkeramik viele Berührungspunkte einmal mit der nordwestdeutschen Tiefstichkeramik, andererseits mit der östlichen Schnurkeramik. Wir müssen demnach mit Entschiedenheit verneinen, daß die Stichbandkeramik etwa außerhalb des großen alteuropäischen Kulturkreises entstanden sein könnte. Ferner finden wir die Stichbandkeramik immer auf kleineren, aus feingeschlemmtem Ton hergestellten, gut gebrannten und gut gearbeiteten Gefäßen, die in ihrer Form sehr stereotypisch sind und sicher feine, durch Handwerker hergestellte Hand- und Ziergefäße darstellen. Im Gegensatz hierzu unterscheiden sich die in denselben Ansiedelungen gefundenen, großen, groben Gebrauchsgefäße in nichts von denen der anderen neolithischen Perioden.

Die Stichbandkeramik findet sich in den von mir untersuchten neolithischen Ansiedelungen nie allein, sondern immer einesteils mit den mit alteuropäischen Motiven verzierten Scherben, andererseits mit solchen der Spiral-Mäander-Keramik zusammen. Nur die Möritzscher Ansiedelung macht eine Ausnahme. Hier finden wir neben alteuropäischen, nordischen Mustern wohl die Stichbandkeramik, aber keine Spiral-Mäanderverzierungen. Wir müssen demnach annehmen, daß diese Siedelung vor Eindringen der donauländischen Spiral-Mäander-Keramik aufgegeben worden ist. Daß uns die große Eutritzscher Station eine Töpferwerkstätte der Stichbandkeramik geliefert hat, ist bereits Seite 37 besprochen worden.

Diese handwerksmäßige Entwicklung der Stichbandkeramik aus den alteuropäischen Verzierungsweisen heraus hat sich auch anderwärts in ähnlicher Weise vollzogen. So finden wir sie in den Stationen Ungarns und der Balkanhalbinsel, ohne deshalb annehmen zu müssen, daß sie von dort zusammen mit der Spiral-Mäander-Keramik zu uns gelangt sei.

Siedelungen, die nur reine Stichbandkeramik enthielten, gibt es meines Wissens nicht; sie ist immer entweder mit den spärlichen Resten der

alteuropäischen Ornamente vereinigt oder mit den in der jüngeren Periode des Neolithikums bei uns alles überschwemmenden Scherben der Spiral-Mäander-Keramik.

Wir können uns von der Zeit des Überwiegens der Stichbandkeramik, die wir wohl mit Recht in die mittlere Periode des Neolithikums versetzen, folgendes Kulturbild für unsere Heimat entwerfen.

Die schweifenden Horden der kriegerischen Schnurkeramiker sind verschwunden. Dort, wo sie ihre leichten Zelte aufschlugen, erheben sich jetzt die zu dorfähnlichen Gemeinden vereinigten festen Hütten einer friedlichen Bevölkerung, die es schon gelernt hat, sich neben der Jagd durch Ackerbau und Viehzucht ihren Unterhalt zu erwerben. Arbeitsteilung, handwerksmäßige Erzeugung von Geräten und Gefäßen, zeugen von einer im Aufschwung begriffenen Kultur.

Wir wenden uns nun dem dritten und letzten Abschnitt des Neolithikums zu, der durch das Vorherrschen der Spiral-Mäander-Keramik charakterisiert wird. Mit dieser tritt ein vollständig neues und fremdes Element in unsere heimische Kultur ein.

Durch zahlreiche scharfsinnige Untersuchungen ist nachgewiesen worden, daß die Spiral-Mäander-Keramik von Südosteuropa, etwa den Ländern der nördlichen Balkanhalbinsel aus, zu uns gelangt ist, sowie, daß ihre Siedelungen stets an das Vorkommen von waldfreiem, ackerbaufähigem Boden gebunden sind.[1] Wilke läßt die Frage offen, ob Einwanderung oder nur Eindringen eines neuen Kulturgutes für unsere Gegend in Frage kommt. Meines Erachtens weist uns das starke Anschwellen der heimischen, neolithischen Ansiedelungen auf ersteren Fall hin. Den besten Beleg bietet uns Eutritzsch, wo eine kleine Ansiedelung aus der Zeit der alteuropäischen Dekorationsweise sich zu einer außerordentlich großen der Zeit der Spiral-Mäander-Keramik auswächst. Für eine friedliche Zuwanderung spricht endlich die Tatsache, daß sich diese Keramik fast stets mit der älteren Stichbandkeramik vergesellschaftet findet, ihre Siedelungen vielfach also keine Neusiedelungen, sondern nur Vergrößerungen der alten Dorfschaften sind.

Die Spiral-Mäander-Keramik kann nur von Süddeutschland her die Täler der Saale und der weißen Elster aufwärts zu uns gekommen sein. Man hat auch zu der Ansicht geneigt, daß das Eindringen dieses Kulturelements von Böhmen her das Elbtal entlang erfolgt wäre. Wenn wir uns

---

[1] Wilke, Beziehungen der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäander-Keramik. Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XXXV. Ders., Zur Entstehung der Spiraldekoration. Zeitschr. f. Ethnologie 1906, 1—33.

aber vergegenwärtigen, in welch hohem Maße diese Kultur von dem Vorkommen ausgedehnter Strecken ackerbaufähigen, waldfreien Bodens abhängig ist, wie Schliz[1] überzeugend bewiesen hat, so müssen wir zu dem Ergebnis gelangen, daß eine solche Einwanderung, wenn sie überhaupt stattgefunden hat, nur von sekundärer Bedeutung gewesen sein kann. Unsere Leipziger Gegend mit ihrem fruchtbaren Boden bietet überall, wo neolithische Ansiedelungsreste zutage kommen, auch Spiral-Mäander-Keramik in Hülle und Fülle. Südlich finden sich ihre Reste bis in die Gegend von Borna und Grimma.[2] Weiterhin im Erzgebirge hören sie vollständig auf; es ist geradezu charakteristisch, daß es einem so eifrigen Forscher wie Dr. Pfau, Rochlitz, nicht gelungen ist, in der von ihm eingehendst durchforschten Rochlitzer Pflege den kleinsten Rest dieser Keramik aufzufinden. Die Träger der Spiral-Mäander-Keramik meiden das unwirtliche Waldgebirge, während, wie die vielfach gefundenen Steinartefakte beweisen, die steinzeitlichen Jäger noch viel tiefer hineindrangen.

Wenn wir die Spiral-Mäander-Gefäße genauer betrachten, so finden wir, daß sie mit denen der sogenannten Winkelband- oder Stichbandkeramik viel Gemeinsames besitzen. Es ist dieselbe Technik, derselbe feingeschlemmte Ton und gleichmäßige Brand. Es sind ebenfalls meist kleine und mittelgroße Gefäße; die Form ist halbkugelig oder birnenförmig; Henkel fehlen fast stets. Wie ich weiter oben ausführte, dürfen wir annehmen, daß die in den mittleren Abschnitt des Neolithikums zu versetzenden Gefäße der reinen Stichbandkeramik bereits die Produkte eines Töpferhandwerks sind. Dann erklärt sich aber auch leicht das Vorherrschen der eigentlich fremdländischen Spiral-Mäander-Keramik in unseren meist vorher schon vorhandenen neolithischen Ansiedelungen. Die von den fremden Zuwanderern außer anderen Kulturfaktoren mitgebrachte neue Ornamentik schaffte sich bald allgemeine Geltung und kam in ausschließlichen Gebrauch. Zuweilen wurde die alte Stichverzierung mit der Spiral-Mäander-Keramik verschmolzen (Taf. VI, Fig. 3), nach und nach verdrängte aber die neue, südliche Dekorationsweise die alte Art der Verzierung vollkommen. Die großen Gebrauchsgefäße dagegen, die wohl nach wie vor in jedem Hausstand selbst erzeugt werden, blieben dieselben oder lassen uns nur technische Verbesserungen erkennen, wie z. B. größere, festere Henkel, die auch öfters wagerecht gestellt werden. Im übrigen unterscheiden sie sich in nichts von den Gebrauchsgefäßen

---

[1] Schliz, Der schnurkeramische Kulturkreis. Zeitschr. f. Ethnologie 1906, S. 331.

[2] Wilke, Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. XXXV, S. 265. Prof. Dr. Liedloff, Zeitschr. f. Ethnologie 1907, S. 997.

früherer Perioden, sind beinahe stets unverziert und tragen höchstens als Schmuck Reihen von Tupfen oder Fingernägeleindrücken und massive oder gekerbte Tonleisten. Diese Verzierungsweise hat aber nichts Charakteristisches und ist bereits in frühneolithischer Zeit vorhanden.

Wir können uns etwa folgendes Bild über die Entwicklung in jenem jüngeren Abschnitt des Neolithikums entwerfen.

Als Entstehungsland der Spiral-Mäander-Keramik müssen wir das südliche Ungarn und die angrenzenden Länder der Balkanhalbinsel bezeichnen.[1] Allerdings war sie auch dort nicht die älteste Kulturperiode, sondern, wie uns alle Funde beweisen, ging ihr auch dort eine Epoche voraus, deren Ornamentik viel Ähnlichkeit mit unseren alteuropäischen Dekorationsweisen hat. Hier wird sich eine zahlreiche Bevölkerung entwickelt haben, welche durchaus seßhaft war, intensiven Ackerbau trieb, überhaupt sich einer ansehnlichen Kultur erfreute. War aber der Ackerbau einerseits die Ursache zur Erreichung höherer Kultur, so wurde er andererseits auch der Grund, der einen großen Teil der immer wachsenden Bevölkerung zwang, sich neue Gebiete für ihre Saaten zu suchen. Nach Süden war eine Ausdehnung durch die geographischen Verhältnisse unmöglich gemacht, nach Norden dagegen lag das weite Donautal mit seinen vielen Nebenflußtälern offen da, ein fruchtbares, waldfreies Gebiet, wie geschaffen für die Siedelungen fleißiger Ackerbauer. So war dem Bevölkerungsüberschuß die Straße nach Norden gewiesen. Es war keine eigentliche Wanderung, mehr ein beständiges Weiterwachsen einer überlegenen Kultur. Es war auch kein gewaltsames Eindringen, sondern die Besiedelung erfolgte meist im Anschluß an schon vorhandene ältere Niederlassungen, die aber bedeutend vergrößert wurden. So erhob sich auf den fruchtbaren Talrändern Dorf an Dorf, und nur da, wo die geographische Lage die Einwanderung nicht zuließ, wie in rauhen Gebirgen, oder wohin sie nicht vordrang, wie in die Küstenländer der Nord- und Ostsee, in die Lausitz und in das östliche Deutschland, erhielt sich die alteuropäische Kultur und Dekorationsweise weiter. Von Ungarn aus dem Donaulaufe folgend, war ganz Österreich in den Bereich der Kultur der Spiral-Mäander-Keramik einbezogen worden, auf dem gleichen Wege wurde Süddeutschland kolonisiert. Das Rheintal wurde bis weit nach Norden hin besiedelt und zahlreiche andere Kolonisten drangen vom Maintale aus, die Täler der Saale und weißen Elster benutzend, in die fruchtbaren Ebenen Mitteldeutschlands vor. Bis über die Gegend des Harzes hinaus können wir die Spuren der Spiral-Mäander-Keramik verfolgen, und es wäre eine wohl mühsame aber dankenswerte Forscherarbeit, einmal durch

[1] Wilke, siehe vorige Anmerkungen. (Seite 54.)

genaueste Zusammenstellung aller Funde die nördliche Grenze ihres Vordringens festzulegen.

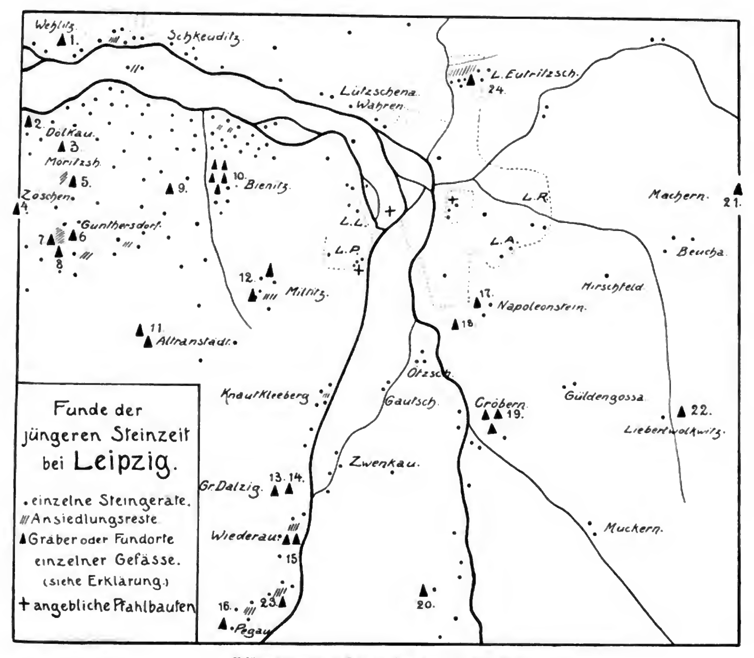
Die Zeit der Spiral-Mäander-Keramik bedeutet für unsere Gegend den Höchststand neolithischer Kultur. Ihre Träger wohnen in zu volkreichen Gemeinwesen vereinten festen Hütten, sie treiben intensiven, sich auf mehrere Getreidearten erstreckenden Ackerbau und Viehwirtschaft, handwerksmäßige Erzeugung wichtiger Gebrauchsgegenstände ist allgemein, Spinnerei und Weberei bekannt, Freude an Schmuck und Farben zeugt von verbesserter Lebenshaltung. Die Dauer dieser Kulturperiode muß, wenn unsere Darlegungen richtig waren, in den verschiedenen Ländern eine sehr ungleiche gewesen sein, da sie ja nur nach und nach gen Norden vordrang. Immerhin müssen wir ihre Dauer für unsere Heimat nach Jahrhunderten bemessen.

Viele Rätsel gibt uns noch die Frage auf, was aus der Kultur der Spiral-Mäander-Keramik geworden ist. Nach dem heutigen Stande der Forschung kann man nur sagen, sie verschwindet plötzlich. Wie ist dies zu erklären? Gewaltsam kann sie nicht vernichtet worden sein, denn sonst müßten wir Spuren von Zerstörung und von den Zerstörern finden. Es ist vielmehr anzunehmen, daß eine Abwanderung stattfand. Ein Zurückfluten auf dem Einwanderungswege ist nicht anzunehmen, eher könnten wir vermuten, daß man im Südwesten die Pforte gefunden hatte nach milderen, schöneren Ländern, und daß es diese Volksstämme mit Macht dorthin zog, um mit ihrer gesunden vielversprechenden Kultur und Kraft vielleicht einen wichtigen Bestandteil der werdenden Kulturvölker der Antike abzugeben. Natürlich sind das nur Vermutungen und Möglichkeiten, denen kein wissenschaftlicher Wert beizumessen ist.

Eins aber lehren uns die sämtlichen Funde neolithischer Siedelungen in unserer Heimat. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die Kultur der Spiral-Mäander-Keramik etwa von den eindringenden Völkern der älteren Bronzezeit vernichtet worden wäre. Alle die zahlreichen Ansiedelungen der jüngeren Steinzeit unserer Gegend, die genau untersucht worden sind, haben auch nicht den kleinsten Anhalt geliefert, daß sie bis in die Bronzezeit auch nur bestanden hätten. Sie schließen vielmehr stets mit der Periode zahlreich auftretender Spiral-Mäander-Keramik ab.

Nach dem Wegzuge dieser ackerbautreibenden, kultivierten Bevölkerung verödet unsere heimische Gegend und sinkt zur Wildnis herab. Ganz menschenleer ist sie allerdings nicht geworden, sondern sie wurde von Jagdvölkern durchstreift, die aus dem Teil der altneolithischen Bevölkerung hervorgegangen waren, der von der Kultur der seßhaften Ackerbauer

unberührt geblieben war. Außer einigen Gräbern, deren Gefäße (Fig. 21—23) stark an den Aunjetitzer Typus erinnern, sind in unserer Heimat keine dieser Zeit zuzuschreibenden Funde zutage gekommen. Diese geringen Reste der neolithischen Bevölkerung verschwinden dann in dem großen Einwandererstrom der älteren Bronzezeit.



Erläuterungen zur Kartenbeilage siehe Seite VIII.



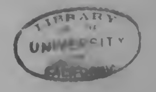
VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 4

DAS
MAMMUTH VON BORNA

VON

DR. JOHANNES FELIX
A. O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

MIT 1 FARBIGEN TITELBILD, 8 TAFELN IN LICHTDRUCK
UND 9 ABBILDUNGEN IM TEXT



R. VOIGTLÄNDERS VERLAG
LEIPZIG 1912

Preis Mark 4.50

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Vorwort.

In den tropischen Gegenden unseres Erdballs fand der diluviale Urmensch, dem jede Bestellung des Ackers noch unbekannt war, eine reiche Fülle von genießbaren Erzeugnissen der Pflanzenwelt, von Früchten und Wurzeln, so daß er sicher ein überwiegend herbivores Geschöpf war, gleichwie es die Bewohner jener Gegenden noch heute sind. Man denke nur an die reisessenden Hindu in Indien oder an manche Indianerstämme Südamerikas, bei denen die stärke- und kleberreichen Knollen der Yamswurzeln nahezu die Bedeutung unserer Kartoffeln als Nahrungsmittel besitzen. Dagegen dürften die diluvialen Bewohner Frankreichs, Deutschlands und Österreichs, um nur einige der in Betracht kommenden Länder zu nennen, nur sehr wenig Genießbares in der sie umgebenden Flora gefunden haben; sie waren in bezug auf ihre Ernährung fast ausschließlich carnivor, auf die Erträgnisse aus Jagd und Fischfang angewiesen. Sie standen daher zu der sie umgebenden Tierwelt in einem ganz anderen, jedenfalls viel engeren Verhältnis als die meisten ihrer unter den Tropen lebenden Zeitgenossen. Dieses Verhältnis zur Fauna sehen wir gleichsam verkörpert in den zahlreichen Zeichnungen, die sich besonders an Höhlenwänden, seltener eingeritzt auf Elfenbeinplatten, in Spanien und Frankreich gefunden haben und deren Motive nahezu ganz ausschließlich der Tierwelt entlehnt sind. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Kunstfertigkeit, mit welcher diese Zeichnungen ausgeführt sind, oder die richtige, naturgetreue Auffassung, die sich in ihnen widerspiegelt. Dabei sind sie nicht etwa nach einem überkommenen Schema gearbeitet, sondern wir finden die betreffenden Tiere in den verschiedensten Stellungen dargestellt: laufend, äsend usw. — kurz, man fühlt es den Bildern an, daß jeder Vorgang im Tierleben beobachtet wurde. Die Tierwelt lieferte dem Menschen das Wichtigste, was er zum Leben brauchte; das Fleisch bildete seine Hauptnahrung, die Felle dienten ihm zur Kleidung und als wärmeschützende Decke bei der Kühle der Nacht und im Winter; aus den Knochen und Hörnern fertigte er sich einen Teil seiner Werkzeuge und Waffen; aus den durchbohrten Eckzähnen seinen Schmuck.

Von diesen Gesichtspunkten aus ist es freudig zu begrüßen, daß Herr Professor Weule, der Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, welches eine eigene prähistorische Abteilung besitzt, sich unablässig bemüht, nicht nur die Reste des Urmenschen und seine Manufakte, sondern auch möglichst zahlreiche Vertreter der ihn umgebenden Tier- und Pflanzenwelt zu sammeln und mit ersteren zusammen

aufzustellen. Als daher im Winter 1908—9 bei Borna, unweit Leipzig, ein nahezu vollständiges Mammuthskelett ausgegraben worden war, ließ er diese günstige Gelegenheit, ein so seltenes, hochinteressantes Stück zu erwerben, nicht vorbeigehen. Nach seiner Ergänzung und Aufstellung bildet dieses Skelett jetzt eine ganz besondere Zierde unserer hiesigen prähistorischen Sammlung, meines Wissens der einzigen in Deutschland, die sich eines solchen Besitzes rühmen darf. Gern ist der Verfasser der freundlichen Aufforderung des Direktors gefolgt, die Montierung des Skelettes zu leiten und eine Beschreibung desselben zu geben. Für die Aufnahme dieser Arbeit in die Veröffentlichungen des Museums und ihre Ausstattung mit Lichtdrucktafeln spricht er Herrn Professor Weule auch an dieser Stelle seinen herzlichsten Dank aus!

Der Verfasser.

I. Übersicht über die Entwicklung unserer Kenntnisse vom Mammuth.

Mit Ausnahme vielleicht von Württemberg, wo der von Scheffel besungene und sich in so wunderbarer Erhaltung findende Ichthyosaurus sich einer außerordentlichen Volkstümlichkeit erfreut, und von Oberfranken, wo man letzteres vom Höhlenbär sagen kann, ist wohl nicht zuviel behauptet, daß überall das populärste der fossilen Tiere das Mammuth ist. Es erklärt sich dies aus der außerordentlich weiten Verbreitung des Tieres, aus der relativen Häufigkeit seiner, durch



Fig. 1. Stoßzahnfragment eines Mammuth mit einer vom diluvialen Menschen eingeritzten Zeichnung eines solchen. Grotte de la Madelaine in der Dordogne. 1/2 nat. Größe. (Nach Lartet und Christy.) Man beachte die gekrümmten Stoßzähne, den starken Rüssel und die langen Haare an der Unterseite des Halses. Die Rückenlinie ist unsicher, mehrfach gezogen; der Schwanz, in einer Quaste endigend, hoch aufgerichtet.

ihre Größe überall auffallenden Reste und aus der überaus vollständigen Erhaltung, in der ganze Exemplare in dem gefrorenen Boden des nördlichen Sibiriens angetroffen werden; eine Erhaltung, welche gestattete, das Tier auch in seiner äußeren Erscheinung wahrheitsgetreu zu rekonstruieren. Dazu kommt, daß das Tier infolge der erwähnten Umstände nicht bloß von jeher das Interesse der Geologen, Paläontologen und Zoologen besaß, sondern seit der Auffindung jener berühmten Elfenbeinplatte in der Dordogne, auf der die Zeichnung eines Mammuth eingeritzt ist (s. Fig. 1), das größte Interesse bei den Prähistorikern erregte, da es durch jenen Fund als Zeitgenosse und Jagdobjekt des diluvialen Menschen erkannt wurde. Einen weiteren Beweis dafür bildeten die später entdeckten Darstellungen des Tieres — vgl. Fig. 6, S. 15 und Fig. 7, S. 16 — auf den Wänden verschiedener Höhlen

und Grotten (La Mouthe, Combarelles) der oben genannten Landschaft. So wird es hier in den Veröffentlichungen eines Museums, welches in seiner prähistorischen Abteilung ein prächtiges Skelett eines Mammuth besitzt, vielleicht nicht unangebracht erscheinen, eine kurze Darstellung der Entwickelung unserer Kenntnisse dieses Tieres zu geben.

Im Mittelalter finden wir die abenteuerlichsten Ansichten über die Mammuthreste. Seine Stoßzähne wurden für Hörner des Einhorns (Unicornu fossile) oder für Klauen des Vogels Greif gehalten und in Klöstern und Kirchen aufbewahrt. Die Ärzte zerrieben diese Zähne in ihren Mörsern und verordneten das Pulver mit großer Vorliebe gegen Verdauungsstörungen. Nach der Angabe von Leibniz war Otto von Guerike, der Erfinder der Luftpumpe, im Jahre 1663 Zeuge, als man aus den mit Lehm erfüllten Spalten des Gipses am Sevenkenberg[1]) bei Quedlinburg zahlreiche Mammuthknochen ausgrub, die für ein Einhornskelett gehalten und von Leibniz als solches abgebildet wurden. Die Figur (s. Fig. 2) stellt ein merkwürdig phantastisches, zweibeiniges Gerippe vor; der etwas an den eines Pferdes erinnernde Schädel trägt auf der Stirn als Horn einen Stoßzahn „quinque fere ulnarum, crassitie cruris humani" und in jeder Kieferhälfte 4—5 der großen Backenzähne. Die Dornfortsätze der Rumpfwirbel sind nach vorn bzw. unten gekehrt, und der erste Halswirbel ist sonderbarerweise in den Schwanz eingefügt, und zwar mit seiner größten Breite in die Längsrichtung desselben[2]). Als man im Jahre 1700 am Seelberge bei Canstatt ein Lager fossiler Knochen entdeckte, fand man da rin nicht weniger als 60 Stoßzähne des Mammuth. Von diesen wurden indes nur die allerbesten aufgehoben und in das kgl. Naturalien-Cabinet nach Stuttgart gebracht; die übrigen wurden auf Befehl des Herzogs Eberhard Ludwig zur Benutzung als Ebur fossile und Bereitung von Medicamenten der Hofapotheke übergeben, wo sie zermahlen wurden um als wunderkräftiges Pulver die leidende Menschheit von allerlei Gebresten zu erlösen. Überall erregten die Knochen durch ihre gewaltige Größe Verwunderung und wurden bis zum 16. Jahrhundert ziemlich allgemein für solche von Riesen, zuweilen auch von Germanenkönigen gehalten und ebenfalls häufig in Klöstern, Kirchen und Burgen aufgehängt. Im Jahre 1613 fand man in der Dauphiné ein ganzes Skelett eines fossilen Elefanten, ein Ereignis, welches damals gewaltiges Aufsehen erregte. Ein Chirurg Mazurier erklärte es für das Skelett des Teutonenkönigs Teutoboch (102 v. Chr.) und zeigte einzelne Knochen für Geld in Paris und anderen Städten. Eine gefälschte Steininschrift „Teutobuchos rex" und 50 alte Medaillen machten die Täuschung vollständig. Zum Teil mögen diese Knochen die vielen Sagen von Riesen mit veranlaßt oder in den Augen unserer Vorfahren befestigt haben. Noch vor wenigen Jahrzehnten hingen derartige Riesengebeine

---

[1]) Leibniz schreibt: „Zennikenberg", Much: „Sivekenberg", Dr. Wegner in Münster: „Sevenkenberg".

[2]) Leibniz, Protogaea § XXXV, S. 63, Tab. XII. Noch heute werden, wie Much bemerkt, vom Landvolke in Niederösterreich die Elefantenknochen dem Einhorn zugeschrieben.



Fig. 2. Skelett des Einhorns (Unicornu fossile) nach Leibniz, Protogaea. 1749.

in mehreren westfälischen Kirchen. Auch in einer Kirche in Schwaben hängt oder hing wenigstens nach Quenstedt noch vor 50 Jahren der Backenzahn eines Mammuth nebst einer Inschrift, die so lautet:

„Schaut hier, schaut hier, der Backenzahn,
Von unserem Riesen-Ur-Urahn!
Jetzt blieb dem einzigen Geschlecht
Der kleine kaum noch mundgerecht."

Sueß hat in seinem Buche über den Boden der Stadt Wien treffend nachgewiesen, daß das „Riesentor" des Stephansdomes nicht von seiner sehr mäßigen Größe, sondern von dem im Inneren der Kirche, in der Nähe dieses Tores einst aufgehenkten Schenkelknochen eines Mammuth seinen Namen erhalten hat. Noch Brückmann

sah im Jahre 1729 den Knochen hängen[1]). In der Michaeliskirche zu Hall am Kocher hängt, wie Jäger berichtet, noch heute ein riesiger Stoßzahn mit der originellen Inschrift:

„Tausend sechshundert und fünf Jahr
den dreyzehnten Februar ich gefunden war
Bey Neubronn in dem hallischen Land
Am Bühler Fluß zur linken Hand
Sammt großen Knochen und lang Gebein.
Sag, Lieber, was Arth ich mag seyn."

Zittel[2]) zitiert folgendes: „In Valencia wurde der Backenzahn eines Mammuths als Reliquie des heil. Christoph (des „Riesen" unter der Schaar der Heiligen!) verehrt, und noch im Jahr 1789 trugen die Chorherren des heil. Vincent den Schenkelknochen eines solchen Tieres bei Processionen herum, um durch diesen vermeintlichen Arm des Heiligen Regen zu erflehen." Die Chronik von Colmar spricht unter dem Jahr 1267 von Riesenknochen, die bei Basel gefunden wurden, und Cuvier berichtet, daß sich verschiedene Backzähne fossiler Elefanten in der öffentlichen Bibliothek daselbst befänden, von denen zwei früher als Riesenzähne bezeichnet gewesen seien. Selbst Felix Plater, der berühmte Baseler Arzt (Sohn des Thomas Plater), erklärte sich für die Abstammung derartiger Knochen von Riesen, als ihm im Jahre 1584 anläßlich einer Konsultation beim Kriegsobersten Ludwig Pfyffer in Luzern solche Knochen, die man 1577 bei dem Kloster Reyden ausgegraben hatte, vorgewiesen wurden. Plater ging noch weiter. Er ließ durch den Baseler Maler H. Bock eine Zeichnung von den zu einem riesigen Menschengerippe rekonstruierten Knochen anfertigen und übersandte dieselbe den Luzernern. Nach seiner Rekonstruktion muß der Riese 16 Fuß 4 Zoll Höhe erreicht haben. Der Naturforscher J. J. Scheuchzer hat noch im Jahre 1706 diese Zeichnung, wie aus seinen Berichten hervorgeht, im Rathausarchiv zu Luzern gesehen, und noch jetzt soll sie sich, wie Much l. c. berichtet, im Jesuitenkloster daselbst befinden. Außen am Turm des Rathauses am Kornmarkt stand damals eine Abbildung des Reydener Riesen oder wilden Mannes mit einem Strich daneben und mit folgender Inschrift:

„In der Statt Luzern, da unden
Bey dem Dorf Reyden hat man funden
Schröcklich grosse Menschen Gebein
Under einer Eich, auf einem Reyn.
Die Oberkeit derselben Statt
Glerhten Leuthen die zugschicht hat:
Welche nach der Proportion
Geometrisch das Mäsz han gnon.
Hiemit erscheint unfehlbar gwiss,
Wann aufrecht gstanden dieser Risz,

[1]) **Much**, Über die Zeit des Mammuth im Allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammuthjägern in Niederösterreich im Besonderen. Wien 1881, S. 3.

[2]) **Zittel**, Aus der Urzeit. 2. Aufl., 1875, S. 526.

Sey er gsyn mit der Länge glich
Vierzehn Mahl diesen Strich.
Beschach im 1577. Jahr,
Gott weiss, wie lang er vor da war,
Was man g'funden, noch b'halten werden,
Was überig verbleibt in der Erden."

Daher kommt es, daß die Luzerner dann den wilden Mann oder Riesen von Reyden zum Träger des Stadtwappens auserwählt haben, wie heute noch aus alten Gemälden, z. B. auf der Kapellbrücke in Luzern, zu ersehen ist[1]).

Solche Irrtümer dürfen uns nicht wundernehmen; hat ja doch der heilige Augustin selbst einen Traktat über das lange Leben der Menschen vor der Sündflut geschrieben, in welchem er den Menschen in dieser Zeit größere Leiber beimißt, wobei er in Übereinstimmung mit der Tradition der Mohammedaner und der Lehre eines Talmudisten sich befindet, welche glauben, daß Adam ein 20 Meter hoher Riese gewesen sei[2]).

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts finden wir vereinzelt die Meinung ausgesprochen, daß solche Riesenknochen von Elefanten herrührten, während sonst zu jener Zeit die Ansicht sehr verbreitet war, daß man es in jedem Fossil mit einem „Lusus naturae", einem „Naturspiel" zu tun habe. Als man im Jahre 1696 im Diluvium von Burgtonna sehr zahlreiche fossile Elefantenknochen fand, veranstaltete der Herzog Friedrich II. von Gotha einen Kongreß, auf welchem er vor dem versammelten Collegium medicum ebenfalls erklärte, daß es sich bei solch riesigen Knochenfunden um Naturspiele handele. Die sämtlichen Mediziner stimmten ihm bei und erklärten die fraglichen Knochen für Gebilde aus Mergel und Bolus. Ihnen widersprach des Herzogs scharfsinniger Historiograph und Bibliothekar W. Ernst Tentzel, welcher die Ansicht vertrat, daß solche Riesenknochen und Zähne von Elefanten herrührten, die durch die Sündflut verschleppt worden seien. Auch in Italien vermutete ein Naturforscher ums Jahr 1700, daß derartige Knochenfunde in Toskana von den Hannibalschen Elefanten herrührten[3]).

Die Backenzähne des Mammuths wie überhaupt die der Elefanten bestehen aus einer mehr oder minder großen Anzahl von plattenförmigen sog. Schmelzbüchsen (siehe Fig. 3), die von Schmelz umgeben, mit Dentin ausgefüllt und unter sich durch reichliches Cement verkittet werden. Die oberste Partie dieser Schmelzbüchsen bildet, solange sie noch nicht von der Abkauung berührt ist, zitzen- bis fingerförmige Fortsätze, bzw. ist bis zu einer gewissen Tiefe zerschlitzt. Verwittert nun an einem solchen Zahn das Cement, so fällt er in seine einzelnen Schmelzbüchsen

---

[1]) Th. Stingelin, Der Mammuthfund in Olten nebst einem Ausblick auf die Naturgeschichte des Mammuths. Olten 1902.

[2]) Much, l. c., S. 5.

[3]) Freilich dürfte es sich in diesem Falle nicht um Knochen des eigentlichen Mammuths, sondern um die einer geologisch älteren fossilen Art, nämlich des Elephas meridionalis gehandelt haben.

auseinander, und diese zeigen eine gewisse Ähnlichkeit mit einer von der Fläche gesehenen Hand mit aneinander gelegten Fingern. Derartige Gebilde (s. Fig. 4 u. 5) wurden schon von Aldrovandi 1648 beobachtet und beschrieben. Er hielt sie, gleich-

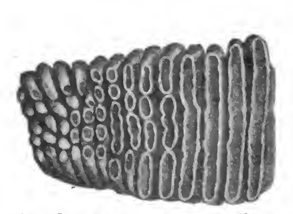


Fig. 3. Backenzahn eines Mammuths (Oberkiefer). In der hinteren Partie (links) noch nicht angekaut. Diluviallehm bei Tübingen. (Nach Quenstedt.) $^1/_2$ nat. Größe.

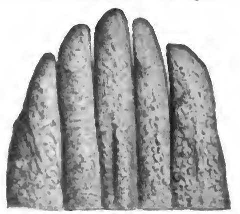


Fig. 4. Lamelle eines Mammuthbackenzahnes, noch nicht angekaut; von der Seite gesehen. Diluviallehm bei Canstatt. (Nach Quenstedt.) Nat. Größe.

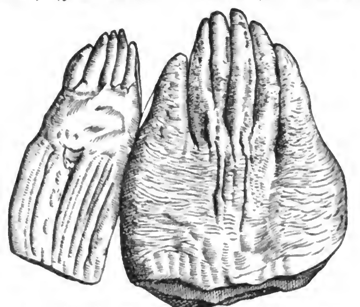


Fig. 5. Chirites. Lamellen von Mammuthbackenzähnen, noch nicht angekaut. Verkl. (Nach Aldrovandi.)

wie später 1678 Athanasius Kircher[1]), für Spiele der Natur, die in ihnen „ex materia lapidea" Hände nachgebildet hätte. Aldrovandi bezeichnete sie daher als Chirites[2]). Im 18. Jahrhundert wurden sie von manchen für fossile Affenpfoten erklärt. So

[1]) Athanasius Kircher, Mundus subterraneus, T. II, Lib. VIII, p. 64. Amsterdam 1678.

[2]) Aldrovandi, Musaeum metallicum in libros IIII distributum. Barthol. Ambrosinus composuit cum indice copios. Bonon. 1648, p. 481.

erkannte ein gewisser Dr. Kundmann[1]) in einem derartigen Stück eine „große Pavian-Pratze", für welche ihm der Kurfürst von Sachsen, wie Quenstedt[2]) berichtet, 100 Speziestaler bieten ließ.

Im 18. Jahrhundert bricht sich nun die Erkenntnis der Mammuthknochen als die fossiler Elefanten allgemein Bahn. Der ausgezeichnete Naturforscher und besonders Anatom Joh. Friedr. Blumenbach (geb. 1752 zu Gotha, gest. 1840 zu Göttingen) war der erste, welcher die bei uns häufigste und verbreitetste fossile Elefantenart als eine von den beiden lebenden Formen verschiedene erkannte und sie als Elephas primigenius, das Mammuth, bezeichnete[3]). In Frankreich wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kenntnis der Osteologie und Odontographie des Tieres sehr durch Georges und Frédéric Cuvier und Ducrotay de Blainville gefördert. G. Cuvier war der erste, welcher eine vergleichende Tabelle der Lamellenformeln der Backenzähne und der Dimensionen der fossilen Elefanten (meist El. primigenius) und El. indicus aufgestellt hat[4]). 1825 trennte Nesti die im italienischen Pliocän vorherrschende Form wegen der dicken, breiten Lamellen ihrer Backenzähne als Elephas meridionalis von den nördlichen Arten ab[5]).

Am meisten wurden um jene Zeit unsere Kenntnisse des Mammuths durch die sibirischen Funde gefördert; doch auch in Nordchina, der Mandschurei und Mongolei wurden Reste des gewaltigen Tieres gefunden. So kann es nicht wundernehmen, daß diese verhältnismäßig früh die Aufmerksamkeit der Chinesen auf sich lenkten. Auch den Tungusen und Jakuten sind seit alten Zeiten Mammuthreste bekannt. Da letztere namentlich im Schwemmland der Flüsse und an deren unterspülten Ufern und die noch mit Haut und Haaren bekleideten Kadaver beim Auftauen des gefrorenen Bodens oder beim Abschmelzen eingelagerter Eismassen zum Vorschein kamen, so hatten die Eingeborenen der genannten Landstriche höchst seltsame Vorstellungen von der Lebensweise des Tieres und erzählten sonderbare Geschichten über dasselbe. Sie glaubten, es lebe unterirdisch und grabe und wühle nach Art eines Maulwurfs Gänge in der Erde[6]). Isbrand Ides, welcher als moskowitischer Gesandter in den Jahren 1692—95 eine Reise durch Sibirien nach China an den Hof von Peking machte, erzählt in seinem Tagebuche u. a. folgendes: „Die Heiden, wie die Jakuten, Tungusen und Ostjaken, sagen, daß diese Thiere sich in der Erde, obschon sie wegen des harten Winters sehr stark gefroren sein möge, immerfort aufhalten und hin und her gehen; sie erzählen auch, oft gesehen zu haben, daß wo ein solches Tier herging, die Erde über demselben aufwallte und dann wieder einfiel und eine tiefe Grube machte.

---

[1]) Rariora naturae et artis. Breslau 1737, p. 46, Taf. III, f. 2.

[2]) Handbuch der Petrefactenkunde, 3. Aufl., 1885, S. 67.

[3]) Specimen archaeologiae telluris II, p. 7ff., 1816.

[4]) Ossemens fossiles. 4. éd., T. II, p. 186ff.

[5]) Nuovo giornale di letteratura di Pisa. T. XI, p. 119.

[6]) M. v. Olfers, Die Überreste vorweltlicher Riesenthiere in Beziehung zu Ostasiatischen Sagen und Chinesischen Schriften. Sitz.-Ber. d. K. Akad. d. Wiss. Berlin 1840.

Sie meinen auch ferner, daß, sobald dies Thier so hoch kommt, daß es die Luft sieht oder riecht, es in demselben Augenblicke stirbt, und daß darum an den höhern Flußufern, wo sie unversehens zu Tage kommen, viele todt gefunden werden. Dies ist die Meinung der ungläubigen Heiden in Betreff dieser Thiere, welche niemals gesehen worden sind. Aber die alten Sibirischen Russen sagen und glauben, daß der Mammuth eben ein solches Thier ist als der Elephant, ausgenommen daß die Zähne etwas mehr gekrümmt und mehr in sich zurückgebogen sind als die vom Elephanten." Die Eingeborenen nannten das Tier „Mamon" oder „Mamont". Der bekannte russische Reisende Pallas gibt an, der Name sei höchstwahrscheinlich tartarischen Ursprungs, indem in einer dieser Sprachen Mama „Erde" bedeute. Tatsächlich findet sich, wie v. Olfers bemerkt, die Stammsilbe ma oder mu für „Erde" in mehreren Sprachen des finnischen Stammes, so daß die Ableitung aus einer ähnlichen Wurzel keine Unwahrscheinlichkeit habe. Mamon würde also hiernach „Erdtier", unterirdisches Tier, bedeuten.

Wie die Nachricht von dem sonderbaren Mamonttiere und seinen elfenbeinernen Zähnen durch Isbrand Ides, Bell und andere Reisende nach der russischen Hauptstadt gelangte und sich im Norden Europas verbreitete, so finden wir sie in einer anderen Richtung nach China hin gebracht durch den chinesischen Abgesandten Tu-Li-shin, welcher in den Jahren 1712—15 an den Khan der Tourgouth-Tartaren, die an der Wolga unweit des Kaspischen Meeres lagerten, geschickt wurde und seinen Reisebericht mit des Kaisers Genehmigung in den Jahren 1723—26 zu Peking herausgab. Er erzählt bei seinem Aufenthalte zu Jeniseisk: „In den allerkältesten Theilen dieses nördlichen Landes findet sich eine Art von Thier, welches unter der Erde wühlt und welches stirbt, sobald es nur zu irgendeiner Zeit an die Sonne oder an die Luft gebracht wird. Es ist von großem Umfange und wiegt 10 000 Kin[1]). Seine Knochen sind sehr weiß und glänzend wie Elfenbein. Es ist von Natur kein starkes Thier und ist daher nicht sehr gefährlich und wild. Gewöhnlich wird es in dem Schlamm an den Ufern der Flüsse gefunden. Die Russen sammeln die Knochen des Thieres, um daraus Becher, Schaalen, Kämme und andere kleine Waaren zu machen. Das Fleisch des Thieres ist von einer sehr kühlenden Art und wird als Mittel gegen Fieber gebraucht. Der fremde Name des Thieres ist Ma-mon-to-va, wir nennen es Kee-shoo." Schon vom Jahr 1690 an wurden am Jenissei, an der Lena und anderen Flüssen Nordsibiriens Teile von Mammuthleichen entdeckt. Auf seinen Reisen in den Jahren 1750—70 machte der Kaufmann Lächow stets eine reiche Ausbeute an Mammuthknochen und -zähnen. Auf einer seiner Reisen entdeckte er die später nach ihm genannten Lächow-Ineln, welche unfern des Vorgebirges Swiätojnoss, zwischen den Mündungen des Indigirka und Jana liegen. Besonders auf der ersten Lächow-Insel finden sich so viele derartige Reste, daß der Boden stellenweis ganz aus ihnen zu bestehen scheint. Im Jahre 1799 erfolgte einer der berühmtesten Funde, nämlich der des sog. Adamsschen Exemplares.

[1]) 1 Kin (= Catty) = 1,2 deutsche Pfund.

Im genannten Jahre entdeckte ein tungusischer Fischer an der Mündung der Lena ein scheinbar vollständig erhaltenes Tier. Als Adams, ein russischer Botaniker, 7 Jahre später (1806) diesen Mammuthkadaver sah, war letzterer schon arg verstümmelt. Nicht einmal mehr das Skelett war vollständig. Raubtiere und Hunde hätten nach Aussage der Jakuten davon gefressen, und ein russischer Kaufmann hatte 1803 die Stoßzähne ausbrechen lassen. Auch ein Vorderfuß sowie der Rüssel und der Schwanz fehlten. Adams sammelte die Skeletteile und nahm von der Haut, die auf der Seite, auf welcher das Tier lag, noch wohlerhalten und dicht behaart war, ein Stück mit, das so schwer war, daß 10 Menschen es mühsam ans Flußufer schleppen mußten. In den Jahren 1806—07 wurden sämtliche Reste von Adams nach St. Petersburg geschafft, von der Kaiserlichen Akademie für 8000 Rubel erworben, in ihren Sammlungen aufgestellt und 1815 von Tilesius beschrieben[1]). Eine im Jahr 1846 von Leutnant Benkendorf in der Tundra von Indigirka entdeckte Mammuthleiche befand sich in aufrechter Stellung. Zur Aufsuchung eines im Jahr 1865 aufgefundenen Skelettes unternahm F. Schmidt eine Expedition, konnte jedoch nur noch spärliche Reste retten. Überhaupt ist das Vorkommen gut konservierter Mammuthleichen im hohen Norden Sibiriens keine besonders seltene Erscheinung. In den von Middendorff[2]) und K. E. von Baer[3]) musterhaft zusammengestellten Geschichten der Entdeckungen der Mammuthkadaver sind bis zum Jahre 1866 18 Fälle von dem Erscheinen solcher in den verschiedenen Gegenden von Nordsibirien angeführt. Wenn man noch einige Reste von weiteren Exemplaren beizählt, so steigt die Zahl der im vorigen Jahrhundert aufgefundenen Mammuthleichen auf 21. Trotz vieler Bemühungen von seiten der Petersburger Akademie der Wissenschaften, die angemeldeten Mammuthleichen auszugraben und für die Wissenschaft zu bewahren, blieben die zu diesem Zwecke abgesandten Expeditionen meistens wenig erfolgreich. Die Ursache davon liegt in der großen Entfernung Nordsibiriens, in den außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen eine Reise nach diesen wilden Gegenden verknüpft ist und in mehreren anderen, zum Teil atmosphärischen Verhältnissen, die für die Erhaltung derartiger Kadaver ungünstig sind. Die Eröffnung der sibirischen Eisenbahn hat nun diese Verhältnisse bedeutend gebessert, und der gute Erfolg einer im Jahre 1901 an die Bere-

---

[1]) De skeleto mammonteo Sibirico ad maris glacialis littora anno 1807 effosso, cui praemissae Elephantini generis specierum distinctiones. C. Tab. X et XI. Mém. de l'Acad. Imp. des Sc. de St. Pétersbourg T. V. 1815. Tafel X bringt eine große Darstellung des ganzen Skelettes. Der Schädel ist zum größten Teil noch mit Haut bekleidet; an der Hinterhauptfläche hat sie sich abgelöst und bildet abstehende Fetzen. Diese Abbildung ist in verkleinertem Maßstabe in viele Lehrbücher der Paläontologie und Geologie übergegangen. Z. B. Zittel, Grundzüge der Paläontol., I. Aufl., S. 851 f. 1913. Handbuch IV, S. 472, Fig. 389; Neumayr, Erdgeschichte, 1. Aufl., II., S. 606, 2. Aufl., II., S. 445 usw.

[2]) Middendorff, Reisen in d. äuß. Norden u. Osten Sibiriens usw., Bd. IV, T. I. St. Petersburg.

[3]) v. Baer, Neue Auffind. eines vollst. Mammuths mit der Haut u. d. Weichteilen usw. Mélanges biolog. d. l'Acad. Imp. de St. Pétersbourg. Bd. V. 1866.

sowka abgesandten Expedition muß wenigstens z. T. dieser Verkehrsverbesserung zugeschrieben werden. In jenem Jahre wurde nämlich an dem Ufer der Beresowka, eines Nebenflusses der Kolyma, der unter allen Funden bis dahin vollständigste Mammuthkadaver entdeckt, und so rasch als möglich wurde von St. Petersburg aus eine Expedition unter Leitung der Herren O. Herz und E. W. Pfizenmayer zur Bergung des kostbaren Fundes ausgesandt. Im April 1901 hatte die Kaiserliche Akademie die Nachricht erhalten, anfangs Mai verließen die genannten Herren Petersburg und langten nach viermonatlicher schwerer Reise am 9. September bei der Mammuthfundstelle an. Dabei hatten sie gegenüber früheren Expeditionen den großen Vorteil, zu einem beträchtlichen Teil der Reise die genannte Eisenbahn benutzen zu können. Über die Reise selbst, über die geologischen Verhältnisse des Fundortes und die Stellung, in der das Mammuth angetroffen wurde, verdankt man dem Leiter der Expedition O. Herz eine ausführliche, leider aber russisch geschriebene Abhandlung[1]). Mit der speziellen Untersuchung und Beschreibung des Tieres selbst wurde von der Kaiserlichen Akademie Herr Professor Salensky beauftragt. Der erste Teil seiner Arbeit, die Osteologie, Odontographie und Myologie enthaltend, liegt bereits vollendet, leider ebenfalls russisch geschrieben, vor[2]), doch hat Herr Salensky dankenswerterweise die Hauptresultate seiner Forschungen in einem in deutscher Sprache auf dem 6. Internationalen Zoologenkongreß in Bern 1904 gehaltenen Vortrag[3]) niedergelegt, dem auch die vorstehenden Angaben entnommen sind. Ferner hat Herr E. Pfizenmayer seine von den bisherigen Anschauungen abweichenden Resultate bezüglich der Behaarung des Mammuth und der Richtung seiner Stoßzähne in einer äußerst interessanten Abhandlung[4]) veröffentlicht. Ich entnehme den Arbeiten der beiden letztgenannten Herren noch folgendes: Der Mammuthkadaver lag auf einem 35 m über dem gegenwärtigen Wasserspiegel der Beresowka am linken Ufer derselben befindlichen $1^1/_2$ Werst (1,6 km) langen, nach Osten gekehrten Absturzfelde, das sich halbkreisförmig dahinzieht. Bei einer Neigung von 30—35° fällt das ganz zerrissene und zerklüftete Absturzgebiet von der die Taiga tragenden oberen Humusschicht 113 m zum Ufer der Beresowka ab, während die absolute Höhe desselben 55 m beträgt. Die Entfernung vom Mammuthkadaver bis zum Flußufer betrug 62 m. Die obere Humusschicht, mit einer Moosdecke bekleidet, besaß an verschiedenen Stellen eine Dicke von 30—52 cm. Darunter lag eine lehmhaltige Erdmasse, die

---

[1]) Bull. de l'Acad. Imp. des Sc. de St. Pétersbourg. T. XVI. Nr. 4. Avril 1902.

[2]) Wissenschaftliche Resultate d. von d. Akad. der Wiss. in Petersburg ans Ufer der Beresowka für die Ausgrab. d. Mammuthleiche im Jahre 1901 abgesandten Expedition. Bd. I. Osteol. u. odontogr. Untersuch. über Mammuth und Elephanten.

[3]) Salensky, W., Über die Hauptresultate der Erforschung des im Jahre 1901 am Ufer der Beresowka entdeckten männlichen Mammutkadavers.

[4]) Pfizenmayer, E., 1. Beitrag zur Morphologie von Elephas primigenius Blumenb. und Erklärung meines Reconstructionsversuches. Verhandl. der Russ. Kais. Mineralog. Ges. zu St. Petersburg. Bd. 43. S. 521. 1906. 2. Ein Beitrag zur Frage, wie das Mammut ausgesehen hat. Aus der Natur. VII. Jahrg. Heft 5. S. 148. 1911.

durchschnittlich 2 m, stellenweise aber bis 4 m und mehr maß und von geschichteten Eisadern von 5—18 cm Dicke, mit Steinen, Wurzeln und Holzstücken vermischt, durchzogen war. Unter dieser alluvialen Erdschicht tritt eine vertikale Eiswand zu tage, die oberhalb des Mammuthfundplatzes 5 m, an anderen Stellen sogar 7—8 m freilag. Auf diesem vermutlichen Eisabhange lagen mächtige zerrissene Erdmassen und Erdhügel, die durch das allmähliche Schmelzen der Eiswand mit hinzukommendem Wasser aus der oberen Taiga und dem ca. $^1/_4$ Werst (267 m) dahinter liegenden Bergrücken von 120 m Höhe, bei starken Regengüssen zum Beresowkaufer hinabrutschen. Durch die unter der Leitung von O. Herz mit großer Vorsicht vorgenommenen Ausgrabungen wurde allmählich die Mammuthleiche bloßgelegt. Bereits die Arbeit der ersten Tage erbrachte einen sehr wichtigen Fund: es wurde nämlich eine Portion des Futters, die in Form einer Platte zwischen den oberen und unteren Zähnen lag, bei Freilegung des Schädels entdeckt. Der Tod des Tieres war also so schnell eingetreten, daß es nicht einmal Zeit hatte, die in seiner Mundhöhle liegende Nahrung zu verschlucken. Außer dieser Platte, die aus einer zusammengepreßtem Heu ähnlichen Masse bestand, fand man den ganzen Magen, welcher ungefähr 12 kg von unverdautem Futter enthielt. Bei der Untersuchung des genannten pflanzlichen Materials konstatierte man eine Flora, die zwar keineswegs sehr mannigfaltig war, aber ein hervorragendes Interesse dadurch bot, daß sie aus Pflanzen bestand, die noch jetzt an demselben Orte wachsen. Es wurden fast ausschließlich Gräser gefunden. Nadeln von Coniferen waren in außerordentlich geringer Menge vertreten. Die Futterpflanzen des Mammuths gehören zu sechs Pflanzenfamilien, von denen die Repräsentanten der Gramineen und der Cyperaceaceen durch ihre Menge und durch die Mannigfaltigkeit ihrer Arten prävalieren. Von Gramineen fanden sich: 1. Alopecurus alpinus Sm. Alpenfuchsschwanz), von welchem Stengel, Rispen und Ährchen in reichlicher Menge gesammelt wurden. 2. Hordeum jubatum L., sehr viele Stengel und einzelne Ährchen. 3. Agrostis borealis Hartm., Stengel und Rispen, mit teilweise gut erhaltenen Ährchen. 4. Atropis distans Grideb., nicht besonders gut konservierte, teilweise mit Ährchen versehene Stengel. 5. Beckmannia crucaeformis Host., wenige Ährchen. Die Familie der Cyperaceaceen ist nur durch zwei Arten von Carex (Seggen) repräsentiert. 6. Carex glareosa Wg., von welcher viele Hüllpelze und Samen gefunden wurden und 7. Carex incurva Lightf., durch sehr viele Hüllpelze, Samen und ganze Ährchen vertreten. Die übrigen Familien sind bloß durch einzelne Arten vertreten. Von der Familie der Labiatae wurden nur zwei schlecht erhaltene Früchte des 8. Thymus serpillum L. (Thymian) gefunden. In viel größerer Menge waren im Futter die manchmal gut konservierten Bohnen von 9. Oxytropis campestris DC. aus der Familie der Leguminosen vorhanden. Aus der Familie der Papaveraceen wurden einige Samen von 10. Papaver alpinum L. (Alpenmohn) gefunden. Endlich ist die Familie der Ranunculaceen durch zwei Früchte von 11. Ranunculus acer L. var. borealis (scharfer Hahnenfuß) repräsentiert. Alle diese Arten gehören Pflanzen an, die noch jetzt an derselben Stelle wachsen, und stellen sich als charakteristische

Repräsentanten einer Wiesenflora dar. Die typischen Tundrapflanzen mit Ausnahme von Alopecurus alpinus Sm. und Papaver alpinum L., welche auch in der Tundra vorkommen, wurden in diesem Falle nicht nachgewiesen. Aus anderweitigen Funden kennen wir als weitere Futterpflanzen des Mammuths die Zwergbirke (Betula nana L.), die Polarweide (Salix polaris Wahlnbrg.) und die Rentierflechte (Cladonia rangiferina Hoffm.). Außerdem verzehrte es auch, jedenfalls namentlich im Winter, Rinden und Zweige von Nadelhölzern, hauptsächlich von Lärchen. Nach den oben angeführten, im Magen des Beresowkamammuths aufgefundenen Pflanzen kann auch die Jahreszeit, zu welcher das Tier verunglückte, ziemlich leicht bestimmt werden. Alle gefundenen Pflanzen waren bereits mit Samen versehen; daraus folgt, daß dieselben entweder im spätesten Sommer oder im Anfange des Herbstes abgeweidet wurden. Auch die Ursache der Verunglückung des Tieres läßt sich aus der Stellung, in der man seinen Kadaver antraf, ermitteln. Diese war sehr eigentümlich: Der Rumpf der Leiche war aufrecht gestellt, der Kopf etwas emporgehoben; die beiden hinteren Extremitäten waren in fast horizontaler Lage unter den Bauch geschoben. Das Tier erweckte die Ansicht, als ob es auf seinen Hinterbeinen gesessen hätte. Die Lage der in den carpalen Gelenken gebogenen vorderen Extremitäten weist darauf hin, daß es kurz vor seinem Tode heftige Anstrengungen gemacht hat, um sich zu befreien. Ein Vorderfuß war etwas höher gelegen als der andere. Kurz die Stellung des Kadavers, die Stellung der vorderen und hinteren Extremitäten, die gebrochenen Knochen und die ungeheure Menge Blut in der Brust- bzw. Bauchhöhle weisen darauf hin, daß das Tier infolge eines gewaltigen Stoßes plötzlich verendete, so plötzlich, daß, wie oben bemerkt, es nicht einmal Zeit hatte, die in der Mundhöhle liegende Nahrung zu verschlucken. Betreffs der Todesursache kann man daher wohl mit Sicherheit annehmen, daß das Tier aus einer beträchtlichen Höhe in irgendeine Erdspalte oder eine Höhle heruntergestürzt ist. Durch unterirdische Abflüsse von Seen können derartige Höhlungen überall im Boden ausgewaschen werden. In Sibirien sind die Möglichkeiten dafür noch um einen Faktor vermehrt, nämlich den starken Frost, welcher die Bildung der Klüfte und Spalten im Eis oder in der gefrorenen Erde verursachen kann. Die unter dem Kadaver liegende Eisschicht, welche nach dem Geologen J. Tolmatscheff aus Schnee-Eis bestand und sicherlich schon vor dem Tode des Mammuth vorhanden war, spielte eine große Rolle bei der Erhaltung des Kadavers, indem sie die Temperatur des Bodens beständig erniedrigte. Von oben wurde das Tier durch weiteren Nachsturz des umgebenden Bodens und der Höhlendecke bedeckt. Da zu der Jahreszeit, in der das Tier verunglückte, im hohen Norden, wenigstens in der Nacht, schon starke Fröste vorkommen, in denen der Boden gefrieren kann, so können wir schließen, daß die infolge des Nachsturzes über den Mammuthkörper gefallene Erdmasse bereits einen sicheren Schutz gegen die Zersetzung bieten konnte. Starke Stürme, die während des Winters eine ungeheure Menge von Schnee und Staub bringen, konnten diese Schutzarbeit vollenden, so daß schon in der ersten Zeit der Kadaver mit einer

Erdschicht bedeckt wurde, welche die Erhaltung desselben für viele Jahrtausende sicherte.

Dieser Mammuthkadaver hat unsere Kenntnis über den fossilen Dickhäuter in jeder Hinsicht bedeutend erweitert. Er hat nicht nur unsere Kenntnis des Skeletts von Elephas primigenius zu einer vollständigen gemacht, sondern der erhaltene linke Incisor trug in ausschlaggebender Weise dazu bei, die Frage über die Stellung dieser modifizierten Schneidezähne im Cranium und vor allem ihrer Biegung und Richtung an den Spitzen zu klären und zu entscheiden, da es möglich war, seine ursprüngliche Stellung in der Alveole in unzweifelhafter Weise festzustellen. Aber auch unsere morphologischen Kenntnisse über das Mammuth haben durch den Beresowkafund wesentliche Erweiterungen erfahren.

Was zunächst das Äußere des Tieres anlangt, so bedürfen seit jenem Fund auch die besten der bis dahin existierenden Rekonstruktionsversuche, selbst der im Jahre 1866 von J. F. Brandt in St. Petersburg publizierte, mehr oder weniger bedeutender Korrekturen. Das Verhältnis zwischen der Schädellänge und der des Rumpfes ist beim Mammuth von dem der lebenden Elefanten verschieden. Die Schädellänge des Mammuths übertrifft die Hälfte der Rumpflänge, während die Schädellänge der Elefanten nie die Hälfte der Rumpflänge erreicht. Das Mammuth besaß also einen verhältnismäßig größeren Kopf als die recenten Elefanten; daher konnten auch seine Stoßzähne ganz enorme Dimensionen erreichen. Besitzt doch der größte der im St. Petersburger Museum aufbewahrten Zähne eine Länge von nicht weniger als 4,17 m, und im Franzens-Museum in Brünn befindet sich gar ein über 5 m langer Zahn![1]) Überhaupt wurde das Mammuth etwas größer als seine jetzt lebenden Verwandten. Der Rüssel fehlte bei dem Beresowkamammuth vollständig, unterschied sich aber in seiner Form wohl kaum von dem der recenten Elefanten. Die in südfranzösischen Höhlen mehrfach aufgefundenen und veröffentlichten Zeichnungen (s. Fig. 1, S. 1 und Fig. 6, S. 15) des Mammuths weisen alle stark entwickelte Rüssel auf. Das O h r war beim Mammuth wesentlich kleiner als selbst beim indischen Elefanten. Die Länge desselben beträgt 38 cm, die größte Breite (in der Mitte) 17 cm. Auch die Ohren trugen ebenso wie der ganze Körper eine dichte, aus kurzen Woll- und längeren Grannenhaaren bestehende Hülle. Der mächtige Kopf geht in einen gedrungenen, durch seine gewaltig entwickelte Muskulatur noch kürzer erscheinenden Hals über, und diesem fügt sich der massige, im Vergleich zu seiner Höhe kurze Leib an. Der bis zur Auffindung des Beresowkamammuths fast unbekannte S c h w a n z stellt ein konisches, von vorn nach hinten zu sich stark zuspitzendes Organ dar, dessen Breite im proximalen Teile 36 cm beträgt; der stark zugespitzte Endteil des Schwanzes wurde von einer ziemlich langen, aus Borstenhaaren bestehenden Quaste verziert. Die Länge des Schwanzes gibt Salensky, von der Rückenfläche gemessen, auf 60 cm an. Pfizenmayer schreibt: „Der Schwanz hat bei diesem Exemplar (auf seiner Unterseite gemessen) eine

[1]) **Makowsky**, Der Löß von Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Thieren und Menschen. Verh. d. naturforsch. Ver. in Brünn. XXVI. S. A. S. 15. 1888.

Länge von 35 cm; er war wesentlich kürzer als bei den lebenden Elephanten. Die Zahl seiner Wirbel beträgt nur 21." Er ist daher auf den älteren Rekonstruktionen viel zu lang. Die Differenz in den Angaben von Salensky und Pfizenmayer bezüglich seiner Länge ist wohl kaum durch die verschiedene Messungsart allein zu erklären, sondern es ist von Salensky wohl die Endquaste mitgemessen, von Pfizenmayer nicht. Die Haut war außerordentlich dick und von einer bis 9 cm starken Fettschicht unterlagert. Es wurden von ersterer über 400 kg mit nach St. Petersburg genommen. Der ganze Körper war dicht behaart, auch die Beine bis auf die hornartigen Zehenenden herab[1]). Durch diese Behaarung und die erwähnte Fettlage seines Unterhautgewebes war das Mammuth ganz vorzüglich gegen Kälte geschützt und bekam durch erstere ein von seinen lebenden Verwandten vollständig anderes Aussehen. Was die früheren Angaben über die Mähne des Tieres betrifft, so beruhen dieselben nach Pfizenmayer nur auf Vermutungen oder unhaltbaren Voraussetzungen. Das Haarkleid des Mammuths bestand aus drei Elementen, die von Salensky als Woll-, Grannen- und Borstenhaare bezeichnet werden. Die Wollhaare sind am kürzesten und bilden einen dichten, auf der ganzen Körperfläche ausgebreiteten Haarpelz. Ihre Dicke beträgt ungefähr 0,1 mm, ihre Länge 20—25 mm. Die Grannenhaare sind steifer und länger, bis 50 cm lang. Sie sollten nach früheren Forschern eine vom Nacken bis fast zu den Knien herabhängende Mähne gebildet haben. Nach den Beobachtungen von Pfizenmayer am Fundort des Beresowkamammuths und nach seinen Untersuchungen von Hautresten früherer Funde waren jedoch die langen Grannenhaare auf dem ganzen Hals und Rumpf in annähernd gleicher Länge und Dichtigkeit verteilt. Infolgedessen hatte nach Pfizenmayer das Haarkleid des Mammuths die meiste Ähnlichkeit mit dem des Moschusochsen. Die Möglichkeit indes, daß die Grannenhaare an Brust und Hals eine etwas größere Länge erreichten, wird auch von Pfizenmayer zugegeben; keinesfalls hätten sie sich aber gegen die lange Behaarung des ganzen übrigen Rumpfes als „Mähne" abgehoben. Salensky gibt über das gleiche Mammuth folgendes an: „An einigen Körperstellen, wie an den Wangen, an der Schulter, am Oberarm und an der Bauchseite des Körpers treten die Grannenhaare gruppenweise auf und führen zur Bildung bart- resp. mähnenartiger Organe. Das neu aufgefundene Mammut hat leider kein Material zur Entscheidung der Frage über die Anwesenheit der Mähne gebracht. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß an den Wangen, unter dem Kinn, an der Schulter, am Oberschenkel und am Unterleib die Steifhaare in großer Menge vorhanden waren und mähnenartige Bildungen darstellten. Nach der Stelle, wo die Grannenhaare unter dem Mammuthcadaver gefunden wurden, muß man annehmen, daß diese Haare zwei von den Wangen bis zu den Hinterfüßen sich hinziehende Haarfransen bildeten, die denjenigen vom Yak (Poëphagus grunniens) nicht unähnlich waren." Wie schon Salensky bemerkt, ist es sehr interessant, daß die von ihm beobachtete Verteilung der Gran-

[1]) Nur bei der Mittelzehe III findet bei ganz erwachsenen Exemplaren, zu denen auch das unsrige von Borna zu rechnen ist, eine Verknöcherung auch der dritten Phalange statt.

nenhaare mit den neuerlich von Capitan und Breuil in der Höhle von Les Combarelles bei Tayac in der Dordogne entdeckten Wandbildern[1]) vom Mammuth insofern übereinstimmt, als dort ebenfalls die Haarfranzen auf den Seiten des Unterleibes abgebildet sind (s. Fig. 6). Die Borstenhaare, die ihren Namen ihrer Steifheit verdanken, zeichnen sich durch ihre eigentümliche zusammengepreßte, bandförmige Gestalt aus. Es scheint, daß diese Haare bloß am Schwanz vorhanden waren, wo sie eine stark entwickelte Haarquaste bildeten. Sie sind viel dunkler gefärbt als die anderen beiden Haararten. Nach O. Herz soll die Länge derselben 20—35 cm erreichen. Was die Farbe der Haare anlangt, so hatte die Wollbehaarung eine fahlblonde bis gelbbraune Farbe. Die Färbung der Grannenhaare dürfte ursprünglich ein dunkles Rostbraun gewesen sein.

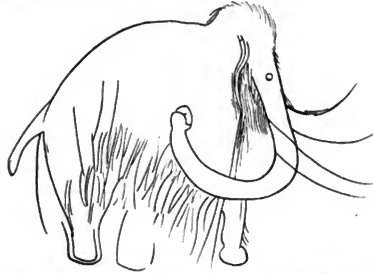


Fig. 6. Zeichnung eines Mammuths auf einer Wandfläche in der Grotte des Combarelles. Dordogne. (Nach Capitan et Breuil.) $^1/_4$ nat. Größe.

Das charakteristischste und am meisten in die Augen fallende Merkmal des Mammuths gegenüber sämtlichen fossilen und lebenden Elefanten sind seine stark gekrümmten, mächtig entwickelten Stoßzähne. Auch in bezug auf die Stellung dieser im Schädel und damit der Richtung ihrer Spitzen brachte der Fund des Beresowkamammuths eine wichtige Rektifizierung der früheren Ansichten. Glaubte man vordem namentlich auf die Angaben von F. Brandt hin, daß die Spitzen der Zähne nach oben und außen gerichtet gewesen seien, so konnte Pfizenmayer zeigen, daß umgekehrt die Zähne mit ihren Enden nach einwärts streben, bzw. letztere nach innen gerichtet sind.

[1]) Auf den Wänden dieser Höhle finden sich nicht weniger als 109 eingravierte Tierbilder, von denen 14 unzweifelhaft das Mammuth darstellen. Vgl. L. Capitan et H. Breuil, Reproductions de dessins paléolithiques gravés sur les parois de la grotte des Combarelles. Comptes rendus, T. 133. 1901. Nr. 24, p. 1038. — Les gravures sur les parois des grottes préhistoriques. — La grotte des Combarelles. Revue de l'école d'Anthropol. de Paris. XII. année. Janv. 1902. p. 33.

In übrigen ist der Grad der spiraligen Einkrümmung ein sehr verschiedener. Relativ gering ist er bei den Zähnen, welche Pfizenmayer seiner bekannten farbigen Rekonstruktion des Mammuths zugrunde gelegt hat; am stärksten wohl bei einem Zahn, welchen der genannte Autor in seinem zweiten, oben S. 10 zitierten Aufsatz, S. 157, Fig. 4 und 5 abbildet. Es ist interessant, daß sich auch die ersterwähnte Ausbildungsweise mit schwacher Krümmung auf einer altsteinzeitlichen Darstellung des Mammuths auf einer Wandfläche der Grotte de la Mouthe in der Dordogne wiedergegeben findet (s. Fig. 7). Alle übrigen mir bekannten Zeichnungen des paläolithischen Menschen zeigen stärker gekrümmte Zähne, die meist auch auf eine relativ viel längere Strecke ihrer Länge nach aufwärts gerichtet sind. Derartige

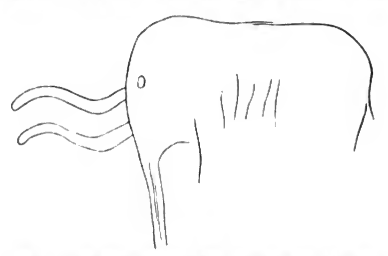


Fig. 7. Zeichnung eines diluvialen Menschen, ein Mammuth darstellend; auf einer Wandfläche in der Grotte de la Mouthe in der Dordogne. (Nach Rivière.)

Zähne besitzt z. B. auch das Skelett in Brüssel[1]), sowie das unsrige in Leipzig (s. Taf. VII u. VIII).

Verdankt man, wie aus den vorstehenden Ausführungen hervorgeht, die genaue Kenntnis des Mammuths in bezug auf äußere Erscheinung und innere Organe den sibirischen Funden, so trugen andererseits Forschungen, namentlich deutscher und englischer Gelehrten, wesentlich zur Kenntnis gewisser Verhältnisse beim Mammuth bei. Es sind hier in erster Linie die Arbeiten von Hugh Falconer aufzuführen, dem man eine definitive Trennung der fossilen Elefantenreste Europas in drei noch heute anerkannte Arten: Elephas meridionalis Nesti, El. antiquus

[1]) Herr Professor Louis Dollo hatte die große Liebenswürdigkeit, mir zwei prächtige Photographien dieses Skelettes zu übersenden. Ich möchte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ihm dafür auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank auszusprechen! Aufgestellt ist das Skelett von M. E. Dupont. Abbildungen desselben finden sich in dessen Werk: L'Homme pendant les ages de la pierre, 2. éd., 1873, Pl. II, sowie in der letzten der vier auf S. 17 zitierten Arbeiten von H. Woodward im Geolog. Magaz. VIII. 1871. p. 193. Pl. IV. Aufgefunden wurde es im Jahre 1860 bei Lierre, Provinz Anvers.

Falc. und El. primigenius Blumb. verdankt[1]). Auch H. Woodward bereicherte in mehreren kleineren, aber wichtigen Arbeiten unsere Kenntnisse vom Mammuth namentlich in bezug auf seine Schädelform und die Ausbildung der Stoßzähne[2]). Sodann sind die beiden großen Arbeiten von H. Pohlig[3]) zu nennen, welche sich in äußerst detaillierter Weise mit der Dentition und Cranologie der fossilen Elefanten beschäftigen. U. a. werden in ihnen die genauen Lamellenformeln für die Backenzähne festgestellt. Da dem Prähistoriker häufig auch Reste der anderen beiden fossilen Elefantenarten Europas, des Elephas meridionalis Nesti und El. antiquus Falc. in die Hände kommen, gebe ich auch die Formeln für diese mit an und füge zum Vergleich die der beiden lebenden Arten hinzu. Bezeichnet man die Milchzähne mit $D_1 - D_3$ und die echten Backenzähne mit $M_1 - M_3$, so verhält sich die Zahl der Querjoche folgendermaßen[4]):

	D_1	D_2	D_3	M_1	M_2	M_3
Elephas africanus . . .	3	6	7	7	8	10
	3	6	7	7	8—9	11
„ meridionalis . .	3	5—6	7—8	8—9	8—11	10—14
	3	5—6	7—8	8—9	9—11	11—14
„ antiquus	3	5—7	8—11	9—12	12—13	15—20
	3	6—8	9—11	10—12	12—13	16—21
„ indicus	4	8	12	12—14	16—18	24
	4	8	12	12—14	16—18	24—27
„ primigenius . . .	4	6—9	9—12	9—15	14—16	18—27
	4	6—9	9—13	9—15	14—15	18—29

Über die englischen Mammuthreste besitzen wir außer den schon genannten Arbeiten von Falconer und Woodward eine große Monographie von Adams[5]). 1859 gab F. Leydig[6]) Mitteilungen über die mikroskopische Struktur der Haare

[1]) Hugh Falconer, Palaeontological memoirs and notes, ed. by C. Murchison. 2 Vol. London 1868.

[2]) Discovery of a cranium of Elephas primigenius at Ilford in Essex. Geolog. Magaz. I, p. 241. 1864. — On the curvature of the tusks in the Mammoth Elephas primigenius Blumb. Ebenda V, p. 540. Pl. XXII, XXIII. 1868. — Man and the Mammoth. Ebenda VI, p. 58. 1869. — Notes on a visit to the Royal Museum of Natural History at Brussels, with some account on the „Mammoth" discovered at Lierre, and reconstructed by M. Dupont. Ebenda VIII, p. 193. Pl. IV. 1871. Die Tafel gibt die Abbildung des in Brüssel befindlichen Mammuthskelettes von der Seite und von vorn.

[3]) Pohlig, Hans, Dentition und Kranologie des Elephas antiquus Falc. mit Beiträgen über Elephas primigenius Blum. und Elephas meridionalis. Nesti I. Verhandl. (Nova Acta) Kais. Leop.-Carol. Deutsche Akad. der Naturforscher, Bd. 53. S. 1—280. Tf. I—X. Halle 1889. II. ebenda. Bd. 57. S. 267—466. Tf. XIX—XXV. Halle 1892.

[4]) Nach Zittel, Handbuch der Paläontologie, IV. Bd., Mammalia, S. 468, doch mit Ausnahme des letzten Unterkiefermolars. Für diesen gibt Zittel bis 27 Lamellen an, während Makowsky an einem Zahn aus dem Löß der Gegend von Brünn deren 29 zählte.

[5]) Adams, A. Leith, Monograph of the fossil British Elephants. 3 pts. Palaeont. Soc. London 1877—78.

[6]) Leydig, F., Über die äußeren Bedeckungen der Säugethiere. Archiv f. Anat. u. Physiol. 1859. S. 740.

des Mammuth, und 1892 veröffentlichte K. Möbius[1]) seine interessanten Studien über den gleichen Gegenstand und verglich die Struktur derselben mit derjenigen der Haare lebender Elefanten.

Faßt man die Resultate der im vorstehenden angeführten Publikationen — die nur einen Teil der vorhandenen umfangreichen Literatur bilden — der verschiedenen Forscher zusammen, so wird man erkennen, das gegenwärtig das Mammuth wohl das bestgekannte aller fossilen Tiere ist. So kann man es Herrn Dr. Friedrich König nur Dank wissen, daß er es in die Serie seiner „Palaeozooplastika" (Rekonstruktionen fossiler Wirbeltiere) mit aufgenommen und unter Benutzung beratender Angaben der Herren Professoren Pohlig und Obermaier ein ausgezeichnetes Modell in ca. $^1/_{10}$ nat. Gr. von ihm ausgeführt hat[2]), welches uns ein äußerst anschauliches Bild von dem Zeitgenossen und Jagdobjekt unserer diluvialen Vorfahren gibt. Ihm verdankt man auch das Titelbild, mit welchem seine kunstfertige Hand die vorliegende Arbeit geschmückt hat.

Es mag schließlich nicht unerwähnt bleiben, daß das Mammuth nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in kommerzieller Hinsicht ein hohes Interesse besitzt, indem mit den zahlreichen, in Sibirien jahraus jahrein zutage kommenden Stoßzähnen ein schwunghafter Handel getrieben wird. Das größte Paar Zähne, welches bekannt geworden ist, wog 5 Zentner. Der Sammelplatz im höchsten Norden ist Bulun an der unteren Lena. Von hier aus werden die Zähne auf Dampfern nach Jakutsk, dem Hauptmarkte fossilen Elfenbeins, verschifft. Pfizenmayer, der auf seiner zweiten sibirischen Expedition im Sommer 1908 in Bulun die Jahresausbeute der dortigen Elfenbeinaufkäufer durchmusterte, gibt das Gesamtgewicht derselben zu 19 200 kg an. Als die ergiebigste Fundstelle haben sich die Neusibirischen Inseln erwiesen. Der bekannte russische Reisende und Naturforscher A. Th. von Middendorff, welcher in den Jahren 1842—45 den hohen Norden von Sibirien erforschte, hat die Zahl aller seit der Besiedelung Sibiriens durch die Russen als fossiles Elfenbein in den Handel gekommenen Stoßzähne des Mammuths als von etwa 20 000 Tieren stammend berechnet. Addiert man diejenigen Zähne hinzu, die seit Urzeiten vor dem von Middendorff genannten Termine und die nach Aufstellung seiner Berechnung gewonnen worden sind, so wird es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man annimmt, daß aus Sibirien bis zum heutigen Tage die Zähne von ca. 40 000 Tieren weggeholt worden sind. Einigermaßen erklärlich wird diese enorme Zahl, wenn man sich die ungeheure Ausdehnung jener nordasiatischen Landstriche vergegenwärtigt, sowie ferner bedenkt, daß das Mammuth zweifellos in kleineren und größeren Herden zusammen lebte und sich schließlich in Sibirien viel länger erhalten hat als in Europa.

[1]) Möbius, K., Die Behaarung des Mammuth und der lebenden Elefanten, vergleichend untersucht. Sitz.-Ber. d. K. Akad. d. Wiss. Berlin 1892. S. 527. M. Tf. IV.

[2]) Zu beziehen ist dieses Modell entweder vom Verfertiger selbst (Krailling Planegg bei München, Elisenstr. Nr. 45g) oder durch die Buchhandlung von Dultz & Co., München, Landwehrstr. Nr. 6. Preis 65 M.

Anhangsweise sei angeführt, daß, wie E. Wolf[1]) berichtet, aus Afrika seit Jahrzehnten Jahr für Jahr 800 000 kg Elfenbein exportiert werden. Wenn aber der genannte Autor fortfährt: „Wenn man bedenkt, daß diese Menge jährlich etwa 65 000 Elefanten das Leben kostet, kann es uns nicht wundern, wenn dieser interessante Vertreter der Tierwelt bald nur noch in Museen anzutreffen sein wird", so wäre doch zu bemerken, daß jenes exportierte Quantum — mag es nun richtig oder zu hoch angegeben sein — doch sicherlich nur zum Teil von lebenden Tieren, die in dem betreffenden Jahr erlegt wurden, herrührt, zum Teil dagegen aus alten, aufgestapelten Vorräten von Negerhäuptlingen stammt, die ihre Schätze allmählich an europäische Händler verkaufen. Daß trotzdem der afrikanische Elefant in absehbarer Zeit aus der heutigen Fauna verschwunden sein wird, kann trotz dieser Bemerkung leider nicht in Abrede gestellt werden.

II. Das Mammuth von Borna.

1. Fundbericht.

Nordwestlich des Bahnhofes Borna befindet sich eine Lehmgrube, welche zur Ziegelei der Frau Rittergutsbesitzerin Marie Rose gehört. Am 14. Dezember 1908 bemerkte der Ziegelmeister Pfeil, welchem die Leitung des Abbaues der genannten Grube untersteht, einen spitzen Gegenstand aus dem Boden herausragen, den er zuerst für einen Baumast hielt. Ein Schlag dagegen belehrte ihn jedoch eines anderen. Der weiße, schalig-splittrige Bruch zeigte, daß er es mit einem fossilen Knochen zu tun hatte. Durch sofort vorgenommene Nachgrabungen kam zunächst der vollständige Stoßzahn eines gewaltigen Mammuth zum Vorschein. Fortgesetzte Grabungen, welche nach Bekanntwerden des Fundes bei der Kgl. geologischen Landesuntersuchung von Herrn Sektionsgeologen Dr. Fr. Etzold geleitet wurden, brachten den zweiten Stoßzahn und schließlich das nahezu vollständige Skelett des Tieres zutage. Es lag in der unteren Partie einer etwa 60 cm mächtigen Lage eines diluvialen blaugrauen, sandigen Tones, der seinerseits von einer etwa 4 m mächtigen Schicht eines sandigen, gelbbraunen Lehmes überlagert wurde. Dieser Lehm gab sich durch seine stellenweis sehr deutliche, duch Einschaltung sandiger Lagen bedingte horizontale Schichtung als ein Gebilde fluviatiler Entstehung zu erkennen und ist jedenfalls von altalluvialem Alter. Wie Herr Dr. Etzold[2]) beobachten konnte, zeigte sich die erstgenannte Tonschicht an der Stelle, an welcher das Skelett später zum Vorschein kam, in Gestalt eines flachen, etwa 25—30 cm hohen Hügels, der jedenfalls einer vor Ablagerung der oberen Lehmschicht einsetzenden Erosion seine Entstehung verdankte. Die Beschaffenheit

[1]) E. Wolf, Der afrikanische Elefant. 41. Bericht d. Senckenberg. Naturf. Ges. in Frankfurt a. M. 1910. S. 183.

[2]) Verfasser erfuhr erst nach Ausgrabung des Skelettes von dem Fund.

des Tones war überall die gleiche. Der überlagernde Lehm fiel von diesem Buckel nach allen Seiten hin gleichmäßig ab (vergl. Fig. 8).

Außer den Resten dieses Mammuths fand sich ein kleines Fragment eines Rentiergeweihes, und beim Schlämmen des Tones entdeckte ich schließlich in diesem zahlreiche kleine Pflanzenreste. Unter diesen herrschten Moose überaus vor, und da man sie bei ihrem geschilderten geologischen Vorkommen zusammen mit Mammuth und Rentier auch ohne spezifische Bestimmung mit größter Wahrscheinlichkeit für Reste einer Glacialflora ansprechen kann, so ergibt sich weiter, daß man auf eine ehemalige Tundra-ähnliche Beschaffenheit jener Gegend schließen kann. Durch

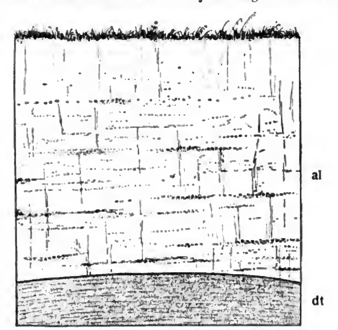


Fig. 8. Profil durch die Fundstelle des Skelettes in der Wyhra-Aue bei Borna. 1 : 70.
al = altalluvialer Lehm mit Sandschmitzen (4 m).
dt = diluvialer Ton.

diese Pflanzenfunde in jener Tonschicht gewinnt die betreffende Stelle bei Borna noch eine ganz besondere Bedeutung, denn sie ist demnach die erste Lokalität in Sachsen und überhaupt einer der wenigen Punkte, an welchen glaciale Tier- und Pflanzenreste zusammen entdeckt worden sind. In bezug auf das Vorkommen fossiler nordischer Pflanzen ist sie die zweite in Sachsen bekannt gewordene Stelle, indem jene Funde ein Gegenstück zu den früher von Nathorst[1]) bei Deuben unweit Dresden gemachten darstellen. Zugleich ist nun auch die in der betreffenden Arbeit von Nathorst ausgesprochene Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Er schrieb nämlich: „Daß wir uns also noch weitere Funde versprechen können, ist die große geologische Bedeutung der bei Deuben gemachten Ent-

[1]) Die Entdeckung einer fossilen Glacialflora in Sachsen am äußersten Rande des nordischen Diluviums. Königl. Vetensk.-Akad. Förhandl. 1894. Nr. 10. Stockholm.

deckungen . . . Die Vegetation, die wir oben kennen gelernt haben, muß ganz sicher wie die einer hochnordischen Tundra ausgesehen haben. Hier könnte man folglich das fossile Vorkommen der Lemminge, der Eisfüchse, der Renntiere, der Moschusochsen, der Schneehühner und anderer Tundrentiere, welche durch Nehrings schöne und hochwichtige Untersuchungen bekannt geworden sind, erwarten. Bis jetzt sind leider die Tier- und Pflanzenreste, mit Ausnahme des Fundes bei Schussenried, immer an getrennten Lokalitäten gefunden; es ist jedoch zu hoffen, daß sie endlich einmal zusammen entdeckt werden mögen." Auch dieser Wunsch des nordischen Geologen ist nunmehr erfüllt. Bezüglich der Pflanzenreste unserer Fundstelle teilte mir Herr Professor Nathorst, an welchen ich eine Probe des Tones geschickt hatte, noch mit, daß er außer den von mir beobachteten Moosen auch Blätter und Früchte von Salix gefunden habe. Letztere Reste habe er noch nicht genauer untersucht, doch schienen sie entweder zu Salix polaris oder zu Salix herbacea zu gehören. Jedenfalls deuteten seine bisher durch Schlämmung gewonnenen Reste auf ein entschieden arktisches Klima.

Das Skelett ist im ganzen genommen sehr gut und nahezu vollständig erhalten. Wahrscheinlich befand sich an jener Stelle einst ein stehendes Gewässer, in welches das Tier geriet und aus welchem es sich bei dem schlammigen Boden und schlüpfrigen Ufer nicht wieder herausarbeiten konnte, sondern darin ertrank. Aus der Lage, in der die einzelnen Knochen gefunden wurden, kann man schließen, daß das Tier nach dem Verenden auf die Seite gefallen ist. Später, als es zwar schon völlig verwest, aber bei seinem gewaltigen Umfang doch noch nicht gänzlich in den tonigen Schlamm eingebettet war, bildete sich ein Wasserlauf, durch dessen Strömung das Skelett bis zu einem gewissen Grade auseinander gerissen wurde, denn die Reste fanden sich auf einer Fläche von ca. 14 m Breite und 15 m Länge zerstreut. Trotzdem ist die ursprüngliche Lage der Knochen zueinander bis zu einem gewissen Grade erhalten geblieben, indem z. B. die Vorderfüße und die Schulterblätter näher dem Schädel lagen als das Becken und die hinteren Gliedmaßen. Als die Extremitäten bloßgelegt wurden, zeigte es sich, daß die Knochen einer jeden noch in ihrer ursprünglichen gegenseitigen Lage sich befanden; sie kamen erst bei ihrem Transporte nach Borna gänzlich durcheinander.

Wie schon bemerkt, ist das Skelett ziemlich vollständig erhalten. Es fehlen nur eine Anzahl Wirbel und Rippen, das Sternum, einige wenige Mittelfußknochen und Phalangen; vom Schwanz sind nur die ersten beiden Wirbel vorhanden. Leider war ferner die obere Partie des anfangs unbemerkt gebliebenen Schädels schon vor Auffindung des Skeletts bei zufälliger Anlage einer Feldbahn in eine Unzahl kleiner Stücke zertrümmert worden, deren Zusammenfügung nur zu einem kleinen Teile wieder gelang. Um so erfreulicher ist die gute Erhaltung der Kieferpartie mit den Backenzähnen und der Occipitalregion mit den beiden Condylen.

Legt man, um eine annähernde Bestimmung des Lebensalters des Tieres zu gewinnen, die ziemlich gut bekannten Verhältnisse des Zahnwechsels bei dem indischen Elefanten zugrunde, so ergäbe sich für das Exemplar von Borna, welches

die vorletzten Molaren (M. 2) besitzt, ein Alter von etwa 25—30 Jahren. Da nun aber das Mammuth unter viel rauheren Bedingungen und ungünstigeren Ernährungsverhältnissen lebte als sein in den tropischen Urwäldern Indiens schwelgender Verwandter, so wird auch sein Wachstum ein viel langsameres gewesen sein, und man hat daher jedenfalls für unser Exemplar ein viel höheres Alter als das genannte anzunehmen. In Übereinstimmung damit steht auch die vollständige Verknöcherung der dritten Phalangen der Mittelzehen und die mächtige Entwickelung der beiden riesigen Stoßzähne, von denen der größere, auf der Krümmung gemessen, nicht weniger als 3,26 m mißt und in der Gegend des vorderen Alveolenendes einen Umfang von 50 cm besitzt. Nach diesen Zähnen zu urteilen war das Tier ein Männchen, denn beim Weibchen scheinen sie nicht über 2 m lang geworden zu sein.

2. Erhaltung und Präparation des Skelettes.

Die Knochen waren, wie gewöhnlich bei Funden aus dem Quartär, zum Teil sehr mürbe. Sie wurden daher schon vor ihrem Transport nach Leipzig nach oberflächlicher Reinigung von dem ansitzenden Ton mit Leimwasser getränkt und vorsichtig in schwach geheizten Räumen (Winter 1908—09) getrocknet. Bei dem erwähnten Transport mußten immerhin einige der größeren, trotz der genannten Vorsichtsmaßregeln zerbröckelnden Knochen in einen förmlichen Gipsverband gelegt werden, ein Verfahren, welches sich sehr gut bewährt hat. In Leipzig wurden sie sodann z. T. mehrere Stunden lang nochmals in Leimwasser gekocht. Für die langen Extremitätenknochen und besonders für die riesigen Stoßzähne machte sich zu diesem Zweck ein ganz extra großes Kochgefäß nötig, dessen Beschaffung uns zunächst einige Schwierigkeiten bereitete. Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Fabrikbesitzer Wilhelm Frosch, welcher dem Museum ein großes Eisenbassin schenkungsweise überließ, wurden wir jedoch bald aus dieser Verlegenheit befreit. Wir sagen Herrn Frosch auch an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank! Zur Bereitung des Leimwassers benutzte ich den sog. weißen Hornleim; derselbe Leim, dick gekocht, wurde auch zum Zusammensetzen zerbrochener Knochen verwendet. Kleinere Ergänzungen letzterer wurden mit einer von der bekannten Naturalienhandlung von Umlauff in Hamburg bezogenen papiermachéähnlichen Masse ausgeführt. Die Modellierung fehlender Knochen, mit Ausnahme des nur am Beresowka-Mammuth in St. Petersburg im Original vorhandenen Schwanzes, übernahm die hiesige Firma Riemenschneider. Die fehlenden Schwanzwirbel wurden von Herrn Drechslermeister Labbe in St. Petersburg, dessen Adresse ich Herrn Pfizenmayer verdanke, nach den erhaltenen des Beresowka-Mammuths in Holz nachgeschnitzt. Die Zusammensetzung der Trümmer des Schädels und die Ergänzung des letzteren hatte Herr Ter Meer, Präparator und Inspektor am Zoologischen Institut der hiesigen Universität die große Gefälligkeit zu übernehmen, wofür ihm auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen sein mag. Die schwierige Arbeit ist seiner kunstfertigen Hand aufs beste gelungen. Das

eiserne Stützgerüst und die Montage der einzelnen Knochen an demselben wurde von Herrn Universitätsmaschinisten Kroll ausgeführt. Sämtliche Arbeiten geschahen unter meiner Leitung und Kontrolle.

3. Beschreibung des Skelettes.

Vorbemerkung: Die Richtungen, in denen die Dimensionen der Knochen gemessen wurden, sind der Kürze und Übersichtlichkeit halber meist abgekürzt angegeben und zwar bedeutet:

a—p: Die Richtung von vorn nach hinten,
d—s: Die Richtung von rechts nach links,
e—i: Die Richtung von außen nach innen,
p—o: Die proximal-distale Richtung.

Die Ausdrücke „innen" und „außen" verstehen sich dabei nur in bezug auf die Mittelebene des Skelettes.

Nach seiner Montierung ergaben sich folgende Dimensionen des Skelettes: Es beträgt die Entfernung der Vorderfläche der Stoßzähne bis zur Dorsalfläche des Schwanzes 5,30 m; die Entfernung der Vorderfläche der Stoßzähne bis zum Hinterrand des Beckens 5,10 m; die Entfernung des vordersten Punktes des Unterrandes der Stoßzahnbüchsen bis zum Hinterrand des Beckens 4 m; die Höhe (über den vorderen Thoracalwirbeln gemessen) 3,20 m. Das Verhältnis dieser Maße zu denen einiger anderer Skelette zeigt folgende Tabelle:

Skelett in	Leipzig	Münster	Budapest	Brüssel	St. Petersburg (von Adams)
Länge	5,30	5,70	?	5,10	5,50
Höhe	3,20	3,50	2,90	3,40	3,10

Die Höhe des Skelettes in Budapest erscheint mit Rücksicht darauf, daß es, wie die Dimensionen der Extremitätenknochen beweisen, eines der größten Exemplare ist, entschieden zu gering. Sie erklärt sich, wenigstens zum Teil, daraus, daß die Matacarpalia und Metatarsalia sowie die Phalangen, wie die Abbildung[1]) zeigt, nicht steil genug gestellt sind.

Die Wirbelsäule.

Das Mammuth besitzt 7 Cervical-, 19 Thoracal-, 5 Lumbal-, 4 Sacral- und 21 Caudalwirbel. Die Thoracalwirbel tragen 19 Paare von Rippen.

1. Halswirbel: Atlas.

Der Atlas liegt vollständig vor, nur das äußerste Ende des Processus transversus ist etwas abgewittert. Seine Breite beträgt 38,6 cm, ist jedoch infolge des letzterwähnten Umstandes mit mindestens 39 cm anzunehmen. Seine Höhe = 21,7 cm.

[1]) Kadić, O., Die fossile Säugetierfauna der Umgebung des Balatonsees, S. 17, Fig. 3. Budapest 1911.

Adams gibt an: „The atlas in the Mammoth seldom seems to exceed 15 to 16 inches (= 38,1—40,6 cm) in its greatest breadth, and 8 inches (= 20,3 cm) in height." Das Bornaer Exemplar zeigt also sehr große Dimensionen. Die Breite des Neuralkanales desselben = 8,1 cm, die Höhe des Neural- und Odontoidkanales zusammen genommen = 9,6 cm. Zuweilen ist der Neuralkanal rel. weiter. So gibt Makowsky[1]) für einen Atlas aus dem Löß bei Brünn folgende Dimensionen an:

Breite (ohne Querfortsätze)	27 cm
Höhe	21,5 „
Größte Breite des Rückenmarkskanales	9 „
Höhe des Rückenmarkskanales	12 „



Fig. 9. Elephas primigenius Blumb. Epistropheus von der Ventralfläche gesehen. fk = eingelagerter Fugenknochen. $^1/_2$ nat. Größe. Diluvialsand von Rixdorf bei Berlin. Coll. Felix Nr. 4040.

2. Halswirbel: Epistropheus.

Dieser Knochen ist leider schlecht erhalten: jederseits fehlt der Processus transversus, ebenso beide Neurapophysen und der Processus spinosus. Die Höhe des Centrums (an der Hinterseite gemessen) = 11, 4 cm.

Von H. Virchow[2]) wurde kürzlich im Epistropheus des Elefanten ein plattenförmiger „Fugenknochen" beschrieben. Legt man den Epistropheus auf seine Hinterfläche und betrachtet ihn von der Ventralseite, so sieht man diesen Knochen als eine schwach gebogene Lamelle. Sie liegt der Hinterfläche des Wirbels etwas näher als der Kuppe des Processus odontoideus. Bei dem von Virchow untersuchten Wirbel, welcher einem weiblichen, indischen, achtzehnjährigen Elefanten

[1]) Makowsky, Al., Der Löß von Brünn u. seine Einschlüsse an diluvialen Tieren und Menschen. Verhandl. d. naturf. Ver. in Brünn, XXVI, S. 16. 1888.

[2]) Hans Virchow, Über einen Fugenknochen im Epistropheus des Elefanten. Sitz.-Ber. der Ges. naturforsch. Freunde zu Berlin vom 14. Juni 1910. M. 2 Textfig.

angehörte, hatte sie eine Breite von 8 cm; bei einem in meiner Sammlung befindlichen Mammuthepistropheus aus dem Diluvium von Rixdorf bei Berlin ist sie ebenfalls deutlich sichtbar und 11 cm breit. Nach Virchow muß dieser Knochen die beiden ursprünglich zwischen dem Atlas und dem Epistropheus gelegenen Epiphysen samt der zwischen beiden gelegenen Bandscheibe darstellen. Im Laufe der Entwicklung ging die Bandscheibe verloren und die beiden Epiphysen verwuchsen miteinander)[1].

3. bis 7. Halswirbel.

Diese fehlen teils völlig, teils sind sie schlecht erhalten. Am besten hat sich konserviert der 7. Halswirbel. Seine Dimensionen sind folgende:

Größte Breite des Neuralkanales . . . . = 11,7 cm
Größte Höhe des Neuralkanales . . . . = 6,5 „
Entfernung der Außenränder der beiden vorderen Processus articulares = 18,7 „
Höhe des Centrums (doch Ventralteil angewittert) . . . . = 13,4 „

Auf der Hinterfläche des untersten Endes der Massa lateralis ist eine Fovea costalis zur Gelenkverbindung mit dem Capitulum der ersten Rippe vorhanden.

1. Brustwirbel.

Seine größte Breite beträgt 31,7 cm, doch sind die Enden der Processus transversi etwas abgewittert, so daß der genannte Wert etwas höher anzunehmen ist. Das gleiche gilt für die jetzige Höhe des Wirbelkörpers von 13,1 cm. Die Breite des letzteren (auf der Vorderseite gemessen) = 15,3 cm.

Breite des Neuralkanales . . . . = 11,1 cm
Höhe des Neuralkanales. . . . . = 6,4 „

Das Verhältnis der beiden letzteren Dimensionen scheint bei verschiedenen Exemplaren ein ziemlich schwankendes zu sein. Dem Stück von Borna am nächsten kommt ein englischer Wirbel, für welchen Adams[2]) die Weite des Neuralkanales mit 4,8 × 3 inches, also 12,2 × 7,6 cm angibt. Ein wesentlich anderes Verhältnis zeigen zwei weitere von Adams erwähnte Wirbel. Bei dem einen sind die entsprechenden Dimensionen 3,5 × 2,4 inches, also 8,9 × 6,1 cm, der andere ist Taf. XVII, Fig. 7 abgebildet. Der Neuralkanal mißt 2,5 × 1,8 cm, und da die Figur in „about $^1/_4$ nat. size" gehalten ist, in Wirklichkeit ungefähr 10 × 7,2 cm. Diesen letzteren Wirbel zieht Adams daher auch nur mit ? zu Elephas primigenius. Seine übrigen Dimensionen sind folgende:

Höhe des Centrums	6	inches	= 15,2 cm
Breite des Centrums	6,5	„	= 16,5 „
Totalbreite des Wirbels	13,5	„	= 34,3 „

[1]) Als mir die Arbeit von Virchow zur Kenntnis kam, war die Wirbelsäule samt dem Schädel des Mammuthskelettes von Borna bereits montiert, so daß ich hier diesen Fugenknochen am Epistropheus nicht mehr beobachten konnte.

[2]) l. c., p. 149.

2. Brustwirbel.

Seine Totalbreite beträgt 30,9 cm, ist jedoch größer anzunehmen, da er durch Abwitterung verloren hat.

3. Brustwirbel.

Seine Totalbreite beträgt 28,6 cm, war jedoch ehemals größer. Die Spina neuralis ist fast komplet erhalten. Ihre Länge (vom obersten Punkt des Vorderrandes des Neuralkanales gemessen) beträgt 39 cm. Ihr oberes Ende ist stark verdickt: d—s = 8,5 cm, a—p = 7,7 cm. Die Entfernung des Unterrandes des Centrums vom Ende der Spina neuralis = 55 cm. Adams[1]) gibt als Maximalbreite 10 inches = 25,4 cm, als Höhe 20 inches = 50,8 cm an.

5. Brustwirbel.

Der Durchschnitt des Neuralkanales hat die dreiseitige Form verloren und gleicht mehr einem liegenden Oval mit einer Ausbuchtung an seiner dorsalen Seite. Die Spina neuralis ist fast komplett erhalten, nur ein wenig abgewittert. Ihre Länge beträgt 43 cm. Die Entfernung des hinteren Unterrandes des Centrums von dem Ende der Spina neuralis = 52 cm.

6. Brustwirbel.

Die Ausbuchtung des querovalen Neuralkanales an seiner dorsalen Seite ist viel schwächer geworden als bei dem 5. Wirbel. Die Länge der Spina neuralis beträgt 40,5 cm, doch fehlt ihr oberes Ende. Die Entfernung des Unterrandes des Zentrums von der oberen Endfläche der Spina neuralis = 48 cm.

Eine Übersicht über die Durchmesser der Centra und der Neuralkanäle der ersten 6 Halswirbel (exkl. des fehlenden vierten) gibt folgende Tabelle[2]).

	Centrum		Neuralkanal	
	Breite cm	Höhe cm	Breite cm	Höhe cm
1. Brustwirbel	15,3	(13,1)	11,1	6,4
2. „	14,8	13,4	11,3	7,2
3. „	(12,5)	(11,3)	9,6	6,5
5. „	12,7	(9,9)	7,5	4,6
6. „	(12,8)	(12,0)	7,0	4,7

Von den übrigen Brustwirbeln sind nur wenige halbwegs komplett erhalten und auch diese haben durch Abwitterung mehr oder weniger gelitten und häufig sind die Enden der Spinae neurales abgebrochen. Von anderen liegen nur isolierte Centra und abgebrochene Neurapophysenbögen mit ansitzenden Spinae neurales vor. Einige fehlen ganz. Ungefähr vom 8. Brustwirbel an wird der Neuralkanal höher als breit, bei dem 8. (?) Wirbel z. B. ist er 62 mm hoch und 59 mm breit.

[1]) l. c., p. 149.

[2]) Die in Klammern gesetzten Zahlen sind infolge der Abwitterung ungenau, bzw. als zu klein anzunehmen.

Beim letzten (und einigen vorhergehenden?) dagegen wird er wieder breiter als hoch und in noch höherem Maße ist dies dann bei den Lumbalwirbeln der Fall. Letztere — fünf — sind vollzählig vorhanden.

1. Lumbalwirbel.

Die Durchschnittsfigur des Neuralkanales gleicht einem länglichen, liegenden Oval mit je einer Ausbuchtung an der dorsalen und ventralen Seite. Nach hinten verbreitert er sich.

2. Lumbalwirbel.

Die dorsale Ausbuchtung des Neuralkanales ist stärker geworden.

3. Lumbalwirbel.

Die dorsale Ausbuchtung des Neuralkanales ist noch stärker geworden, die ventrale dagegen flacher. Am Centrum sind beide Epiphysenscheiben erhalten; seine Dicke a—p beträgt 81 mm.

4. Lumbalwirbel.

Die dorsale Ausbuchtung des Neuralkanales ist geblieben, die ventrale fast verschwunden.

5. Lumbalwirbel.

Die dorsale Ausbuchtung des Neuralkanales hat sich sehr abgeflacht, die ventrale ist verschwunden, so daß die Durchschnittsfigur ein liegendes und rel. sehr schmales Oval darstellt. Die Dicke a—p des Centrums = 76 mm, doch fehlt die vordere Epiphyse fast völlig. Die Totalbreite des Wirbels, freilich mit unvollständig erhaltenen Querfortsätzen = 28,2 cm.

Eine Übersicht über die Durchmesser der Centra und der Neuralkanäle der 5 Lumbalwirbel ergibt folgende Tabelle:

	Centrum		Neuralkanal	
	Breite mm	Höhe mm	Breite mm	Höhe mm
1. Lumbalwirbel	(108)	(100)	69	50
2. „	136	115	85	53
3. „	144	106	90	51
4. „	158	103	104	42
5. „	167	90	99	36

Sacralwirbel.

Das Os sacrum ist komplett erhalten und besteht aus 4 Wirbeln. Seine Totallänge beträgt 35 cm.

1. Sacralwirbel. Sein Centrum ist 150 mm breit und 90 mm hoch. Der Neuralkanal hat im Durchschnitt eine ovalähnliche Form, doch ist er dorsal stärker gewölbt, ventral flacher; er ist 73 mm breit und 31 mm hoch. Die Totalbreite des nur leicht abgewitterten Wirbels = 25,3 cm.

4. Sacralwirbel. Sein Centrum ist 105 mm breit und 52 mm hoch. Der Neuralkanal hat einen nahezu flachen Boden, die dorsale Wölbung eine kleine mittlere Ausbuchtung; er ist 43 mm breit und 16 mm hoch. Die Totalbreite des Wirbels beträgt 15,1 cm.

Caudalwirbel.

Von den Caudalwirbeln sind nur die ersten beiden erhalten, sämtliche übrigen fehlen. Ihre Zahl beträgt nach Salensky 21. Auch von den beiden erhaltenen sind alle Processus stark angewittert. Die Totalbreite des ersten, wie er vorliegt, beträgt 15,1 cm, die Höhe der Vorderfläche des Centrums 42 mm. Die gleiche Höhe besitzt das Centrum des zweiten.

Die Rippen. Costae.

Bei dem Beresowka-Mammuth wurden 18 Paare gefunden, welche meist zerbrochen waren, sowie 2 Fragmente wohl des 19. Paares. Auch das Adamssche Skelett in St. Petersburg besitzt 19 Paare, dagegen dasjenige in Brüssel 20, von welchen das hinterste Paar auf eine kurze Strecke verwachsen ist. Bei dem indischen Elefanten beträgt nach den Angaben von Cuvier[1]) die Rippenzahl ebenfalls jederseits 20, von denen 5 als wahre und 15 als falsche Rippen anzusprechen seien. Nach Salensky waren dagegen wahrscheinlich 8 Paare mit dem Sternum verbunden, die übrigen frei. Ferner besitzen nach Salensky alle Rippen mit Ausnahme derjenigen der ersten 4 Paare gleiche Form; vom 5. Paare an seien sie nur der Größe nach verschieden. Für das Mammuth von Borna trifft diese Angabe nicht zu, denn mir liegt aus der hinteren Region der Rippen eine solche vor, die sich in bezug auf ihre Gestalt namentlich durch einen eigentümlichen leicht S-förmigen Schwung von den anderen unterscheidet. Auch bei dem in Münster aufgestellten Skelett scheint eine solche vorhanden zu sein. Es ist dort die fünftletzte. Man sieht auf der Abbildung[2]) nicht nur diese Gestalt direkt, sondern bemerkt sie auch daran, daß das distale Ende der Rippe demjenigen der viertletzten Rippe um ein Mehrfaches näher liegt als dem der sechstletzten. Die erwähnte Rippe von Borna betrachte ich indes wegen ihrer Länge als die 14. (bzw. sechsletzte).

Wie schon Salensky angibt, tritt von der vierten Rippe an das Capitulum und Tuberculum weniger hervor und bei den folgenden schrumpft letzteres zu einem kleinen Hügel zusammen.

Costa I. dextra.

Das erste Rippenpaar inseriert sich zwischen dem 7. Cervical- und dem 1. Thoracalwirbel. Der Schaft dieser Rippe ist fast gerade, eine Verbindungslinie von der Mitte des Tuberculum zum unteren Ende tritt nicht aus dem Schaft heraus. Die Vorder- bzw. Außenfläche des Knochens ist leicht konvex, die Innenfläche

[1]) Cuvier, Ossemens fossiles I, p. 483.

[2]) Es liegt mir eine solche allerdings nur in Postkartengröße vor, die ich der Freundlichkeit des Herrn Professor Dr. Th. Wegner in Münster verdanke.

fast eben, nur im unteren Drittel leicht konkav. Die Länge der Rippe = 55,5 cm; bei dem Beresowka-Mammuth beträgt sie nach Salensky 50,2 cm. Die größte Breite des Schaftes findet sich ungefähr 8 cm über dem distalen Ende und beträgt 9,9 cm (bei dem Beresowka-Mammuth 8,5 cm). Die Breite des proximalen Endes (von der Vorderfläche des Capitulum bis zur Hinterfläche des Tuberculum gemessen) = 10,8 cm.

Die 1. Rippe links fehlt.

Costa II. dextra.

Der Schaft dieser Rippe ist fast gerade. Eine Verbindungslinie von der Mitte des Tuberculum zum unteren Ende tritt nur wenig aus dem Schaft heraus. Das Capitulum und Tuberculum ist abgebrochen. Die Totallänge der Rippe = ca. 58 cm, ihre größte Breite liegt ungefähr am unteren Ende des oberen Drittels und beträgt 6,2 cm. Bei dem Beresowka-Mammuth beträgt die Länge 54,4 cm und die größte Breite 8,7 cm.

Die 2. Rippe links fehlt.

Costa III.

Diese Rippe fehlt jederseits.

Costa IV. dextra.

Das Gelenk- und das untere Ende sind verbrochen. Die Länge über der äußeren Krümmung gemessen beträgt 81 cm, über der inneren 69 cm. Die größte Breite = 5,9 cm.

Costa IV. sinistra.

Das Capitulum, Tuberculum und das untere Ende der Rippe sind abgebrochen. Der Schaft ist leicht säbelförmig gebogen. Die Verbindungslinie von der Mitte des Tuberculum zum unteren Ende tritt aus dem Schaft heraus. Die größte Breite der Rippe (abgesehen vom Gelenkende) = 6 cm. Die Länge (vom Capitulum über die Außenkrümmung gemessen) muß über 75 cm betragen haben, auf der Innenkrümmung gemessen über 68 cm.

Costa V. dextra.

Die Länge beträgt 78 cm, doch ist das untere Ende stark verbrochen.

Costa V. sinistra.

Die Länge beträgt fast 82 cm, doch ist die Rippe nicht vollständig erhalten und auch das Gelenkende verbrochen. Unterhalb des letzteren ist sie sehr breit: 8,3 cm.

Costa VI. dextra.

Die Länge (an der Innenkante gemessen) = 91 cm. Das Capitulum ist erhalten, dagegen das distale Ende etwas verbrochen. Im oberen Drittel ist der Schaft sehr kräftig und breit: bis 7,7 cm; nahe dem unteren Ende ist die Breite = 5,4 cm. Die Entfernung des Capitulum vom Vorderende des Unterrandes des Schaftes

beträgt, in der Luftlinie gemessen, 80 cm. — 23 cm vom Capitulum entfernt befindet sich nahe dem Hinterrande, aber noch auf der Vorderseite des Schaftes eine längliche, tiefe Grube von 5 cm Länge.

Costa VI. sinistra.

Sie ist viel unvollständiger und schlechter erhalten als die rechte und gibt daher keinen Anlaß zu weiteren Bemerkungen.

Costa VII. dextra.

Ihre Länge beträgt 91 cm, doch ist das Capitulum und das distale Ende verbrochen. Die Breite der Partie unter den Gelenkköpfen = 6,6 cm, die des distalen Endes = 4,4 cm.

Costa VII. sinistra.

Sie ist besser erhalten als die rechte und besitzt noch das Capitulum. Ihre Länge = 101 cm. Die Breite der Partie unter den Gelenkköpfen = 6,8 cm, diejenige des distalen Endes = 4,6 cm.

Costa VIII. dextra.

Ihr distales Ende scheint fast vollständig erhalten zu sein, aber das Capitulum fehlt ganz. Ihre Länge = 108 cm. Die Breite unter dem Gelenkende = 4,8 cm, die des distalen Endes = 3,5 cm.

Costa VIII. sinistra.

Das distale Ende ist fast vollständig erhalten, das Capitulum fehlt. Die Länge = 112 cm.

Costa IX. dextra.

Das Gelenk- und distale Ende ist verbrochen. Die Länge = 107 cm.

Die 9. Rippe links fehlt.

Costa X. dextra.

Das Gelenkende fehlt, das distale Ende ist verbrochen. Die Länge = 103 cm. Die Breite unter dem Gelenkende = 5,2 cm, die des distalen Endes = 3,6 cm.

Costa X. sinistra.

Ihre Länge beträgt 105 cm.

Costae XI, XII, XIII.

Diese Rippen fehlten jederseits.

Costa XIV. dextra.

Diese Rippe scheint zu fehlen.

Costa XIV. sinistra.

Es bleibt etwas unsicher, ob diese hier erwähnte Rippe tatsächlich als die vierzehnte aufzufassen ist. Sie ist rel. dünn und besitzt einen leicht S-förmigen Schwung, genau wie bei dem afrikanischen Elefanten die letzte (19.) Rippe. Gegen

ihre Auffassung als letzte Rippe spricht aber ihre ansehnliche Länge von 71 cm (längs der Krümmung gemessen). Das Capitulum ist verbrochen. Im übrigen vergleiche man das in den allgemeinen Vorbemerkungen zu den Rippen Gesagte (s. oben S. 28).

Costa XV. dextra.

Diese Rippe ist auffallend dick, daher ist auch der Kopf groß, obgleich vom Capitulum die Epiphyse abgebrochen ist. Die Breite a—p des Kopfendes = 5,3 cm, in der Richtung e—i = 5 cm (an der Epiphysensutur gemessen). Diese Bruchfläche ist gerundet vierseitig, distalwärts dieser Stelle ist die Rippe ein wenig eingeschnürt, dann verbreitert sie sich wieder auf 5,3 cm. Die Dicke der Rippe in der Mitte in der Richtung e—i = 3,2 cm, am unteren Ende e—i = 3,45 cm. Die Länge der Rippe (soweit erhalten) beträgt auf der Krümmung gemessen 65 cm, der gerade Abstand der beiden Enden dagegen nur 53 cm, sie ist also sehr stark gekrümmt.

Costa XV. sinistra.

Diese Rippe fehlt.

Costa XVI. dextra.

Diese Rippe ist ebenfalls verhältnismäßig sehr kräftig, doch schwächer als die 15. Das Kapitulumende ist ganz abgebrochen, vom distalen Ende fehlt dagegen wohl nichts. Es zeigt eine grubig-rauhe dreiseitige Fläche und ist etwas verbreitert, nämlich 50 cm breit, während die Rippe im oberen Teil 4,8 cm und in der unteren Hälfte 4,1 cm breit ist. Die Länge der Rippe (soweit erhalten und auf der inneren Krümmung gemessen) = 60 cm; der gerade Abstand vom proximalen zum distalen Ende = 53 cm.

Costa XVI. sinistra.

Diese Rippe fehlt.

Costa XVII.

Diese Rippe fehlt jederseits.

Costa XVIII. dextra.

Das Capitulum und das distale Ende sind verbrochen, außerdem hat sie sich verzogen und ist mehrmals in der äußeren Schicht durchgebrochen. Die jetzige Länge = 40 cm, die Breite in der Mitte = 3,7 cm.

Costa XVIII. sinistra.

Sie ist der Länge nach viel unvollständiger erhalten als die rechte Rippe, indem ungefähr das obere Viertel fehlt.

Costa XIX. sinistra.

Sie ist schwach gebogen; ihr Gelenkende fehlt; das distale Ende ist leicht verbrochen. Ihre Länge = 35,5 cm. Längs der Hinterkante ist die Rippe ziemlich dick und etwas abgeflacht, die dickste Stelle (24 mm) liegt ungefähr am unteren Ende des oberen Drittels und verschmälert sich im zweiten Drittel nach unten zu.

Die 19. Rippe rechts fehlt.

Der Schädel.

Der Schädel scheint unter allen Skeletteilen am höchsten gelegen zu haben, doch wurde er zunächst, in zähem Ton eingebettet, nicht bemerkt und fiel daher einer zufälligen Zerstörung zum Opfer. Die wenigen größeren erhaltenen Fragmente (die Maxillen mit den beiden Molaren, eine Orbitalpartie, der Rest eines Jochbogens sowie ein Teil der Occipitalregion mit den beiden Condylen) geben mit Ausnahme der beiden prächtig erhaltenen Backenzähne keinen Anlaß zu erneuter Beschreibung. Es ließen sich ferner die sog. Zahnbüchsen, die großen, zur Einfügung der Stoßzähne röhrenförmig ausgebildeten Prämaxillen wieder vollständig zusammensetzen, während die sonstigen Partien des Schädels in so kleine Stücke zertrümmert waren, daß ein Zusammenfügen derselben nicht möglich war. Sie mußten vielmehr von der kunstfertigen Hand Ter Meers nachgebildet und mit den erstgenannten Teilen verbunden werden.

Die beiden Äste des Unterkiefers sind nur in ihrer hinteren Partie verbrochen. Auch sie enthalten je einen mächtigen Backenzahn.

Incisivi. Die Stoßzähne.

Beide Stoßzähne sind komplett erhalten. Sie sind stark spiralig gekrümmt, und zwar so, daß ihre distalen Partien aus der anfänglichen Krümmungsebene heraustreten. Letztere Erscheinung tritt bei dem rechten Stoßzahn stärker auf als bei dem linken. Ersterer zeigt auch noch gewaltigere Dimensionen als letzterer.

Der rechte Stoßzahn besitzt in seiner Alveolenpartie einen Umfang von 54 cm. Trotz vorsichtigen Trocknens und Tränkens mit Leimwasser sind namentlich in seiner äußeren Partie Längsrisse entstanden und die zwischen diesen liegenden Partien haben sich konvex emporgewölbt. Sein wirklicher Umfang dürfte daher an der genannten Stelle nur mit ca. 50 cm anzunehmen sein. Seine Länge — auf der Krümmung gemessen — beträgt 3,26 m.

Der linke Stoßzahn besitzt eine solche von 3,15 m und in seiner proximalen Partie einen Umfang von 47 cm.

Molares. Die Backenzähne.

In jeder Maxilla sowie in jedem Mandibularramus befindet sich je ein Backenzahn. Ihrer Größe und der Zahl der sie konstituierenden Lamellen nach (15—16) dürften sie als vorletzte Backenzähne (M_2) anzusprechen sein. Die beiden Oberkiefermolaren sind typisch laticoronat, 1 Lamelle + 1 Cementintervall sind in der mittleren Partie des Zahnes durchschnittlich 1 cm breit.

1. Rechter Maxillarmolar.

Tafel V.

Die größte Länge des Zahnes beträgt 20 cm, diejenige der Kaufläche reichlich 17 cm, die Breite der letzteren 9 cm. Die Zahl der den Zahn konstituierenden Lamellen beträgt 16, doch ist die zweitvorderste nur durch eine einfache Schmelz-

platte repräsentiert. Die 3. und 4. Lamelle zeigen eine sehr deutliche, die 5. eine ganz schwache mediane Dilatation. Die 11. Abrasionsfigur besteht aus zwei lamellenförmigen, die 12. und 13. aus je zwei lamellenförmigen und je einer, am Innenrand des Zahnes gelegenen, annularen Figur; die 14. aus fünf, die 15. aus vier und die 16. aus drei annularen Figuren.

2. Linker Maxillarmolar.

Tafel IV.

Die größte Länge des Zahnes beträgt 23 cm, diejenige der Kaufläche 20 cm und die Breite der letzteren 10,5 cm. In bezug auf die Größe findet also das umgekehrte Verhältnis statt als bei den Stoßzähnen: der rechte Stoßzahn ist stärker und länger als der linke, der obere linke Molar länger und breiter als der rechte. Dieser linke Molar besteht aus 15 vollständigen Lamellen. Vor der ersten liegt noch eine einfache Schmelzplatte und vor dieser am Innenrand eine schmalelliptische Abrasionsfigur. In der vorderen Partie der Kaufläche finden sich mehrfache Unregelmäßigkeiten, die auf der Abbildung deutlich hervortreten. In der Verlängerung der 3 vordersten Lamellen liegt an dem Innenrand des Zahnes je eine annulare Abrasionsfigur. Von der 12. Lamelle an erfolgt eine Auflösung derselben in mehr oder weniger zusammenhängende oder auch völlig isolierte, annulare Figuren.

3. Rechter Mandibularmolar.

Tafel VI, Fig. 2.

Die größte Länge des Zahnes beträgt 23,5 cm, diejenige der Kaufläche 21 cm und die Breite der letzteren 9 cm, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Zahn in seinem breitesten Teile verbrochen ist, indem in seiner vorderen Hälfte ein Teil der äußeren Randpartie fehlt. Er besteht aus 15 Lamellen. Von der vordersten ist nur noch die äußere Hälfte sichtbar. Die 4. besteht abnormerweise nur aus einer einzigen statt einer doppelten Schmelzwand. Die 6. zeigt eine auffallend große, nach vorn gerichtete, mediane Dilatation. Die 3 letzten Lamellen sind in einzelne annulare Abrasionsfiguren aufgelöst.

4. Linker Mandibularmolar.

Tafel VI, Fig. 1.

Die größte Länge des Zahns, soweit er sichtbar ist, beträgt 24 cm, diejenige der Abrasionsfläche 21 cm und die Breite der letzteren 10 cm. Er besteht aus 15 Lamellen. In dem Dentinkörper der 1. und 2. liegen mehrere winzige Schmelztuberkelchen. Die 3. ist, wie beim rechten Molar die 4., nur aus einer einzigen Schmelzwand gebildet, doch setzt sich an das innere Ende derselben ein parallel dem Zahnrand bis zur 2. Lamelle reichender Schmelzstreifen an. Die 4. bis 7. Lamelle, in geringem Grade auch noch die 8. und 9., zeigen eine mediane, nach vorn gerichtete Dilatation. Am stärksten ist dieselbe bei der 6., wie bei dem rechten Molar. Die 13. Lamelle zeigt eine teilweise, die 14. und 15. eine vollständige Auflösung in annulare Partien.

— Durch die 4 aufeinander folgenden dilatierten Abrasionsfiguren der 4. bis 7. Lamelle erinnert dieser Zahn an einen zuerst von Jäger[1]), später von Pohlig[2]) abgebildeten oberen M_2 (?) vom Mammuth (?), bei welchem dieselben Lamellen die gleiche Erscheinung zeigen. Eine weitere Übereinstimmung findet noch darin statt, daß von den 3 vordersten Lamellen je eine nur durch eine Schmelzplatte repräsentiert wird. Im übrigen scheint es mir kaum fraglich, daß jener Zahn nicht als letzter, sondern als vorletzter Molar (M_2) aufzufassen ist.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der Molarenmaße (in Zentimeter) gibt folgende Tabelle:

	Oberkiefer		Unterkiefer	
	rechts	links	rechts	links
Größte Länge des Zahnes . . .	20	23	23,5	24
Länge der Kaufläche	17	20	21	21
Breite „ „	9	10,5	9 (?)	10

Scapula.

Die Fossa postscapularis ist sehr breit, die Fossa anterior sehr schmal. Der Processus coracoideus ist abgerundet. Bei der rechten Scapula ist das vorderste Ende des Acromion und die hinterste Partie der Fossa postscapularis abgebrochen. Der nach hinten gerichtete Fortsatz des „Grates" ist bei der linken Scapula komplett erhalten, die Entfernung vom Vorderrand des Grates zum hinteren Ende des Fortsatzes (senkrecht zur Längserstreckung des Grates gemessen) = 20 cm. Die Entfernung vom höchsten Punkt des Suprascapularrandes zum vorderen Ende des Acromion beträgt bei der in dieser Beziehung vollständig erhaltenen linken Scapula 71 cm.

Dimensionen:	rechts		links
Größte Länge von der Mitte des Vorderrandes der Fossa glenoidalis zum obersten Punkt des Suprascapularrandes . . .	87	cm	(76)
Größte Breite der Fossa postscapularis	—	„	46
Größte Breite der Fossa anterior.	11	„	11
Durchmesser der Fossa glenoidalis a—p	21	„	21,2
Durchmesser der Fossa glenoidalis e—i	12	„	11,6
Totalbreite des distalen Gelenkendes	27,2	„	26

Die Länge der Scapula des Budapester Skelettes beträgt 83 cm.

Humerus sinister.

Die Totallänge des Knochens beträgt 108 cm und übertrifft damit sogar diejenige des Humerus des riesigen Budapester Skelettes, welche 105 cm beträgt, um 3 cm. Das obere Ende der Supinatorleiste liegt 72 cm von dem oberen Kopf

[1]) G. Jäger, Übersicht der fossilen Säugethiere Württembergs. Nova Acta Acad. Leop.-Carol. 1850. S. 877.

[2]) Pohlig, l. c. I. S. 148, Fig. 54.

des großen äußeren Trochanter entfernt. Mit ihm auf ungefähr gleicher Höhe liegt das untere Ende der Deltoidcrista; letztere ist breit. Die größte Breite des proximalen Gelenkendes beträgt 24,3 cm. Die Breite d—s am oberen Ende der Supinatorleiste = 24,7 cm. Die kleinste Breite des Knochens = 12,7 cm; sie liegt etwas oberhalb des unteren Endes der Deltoidcrista. Der obere Gelenkkopf hat einen Durchmesser in der Richtung a—p = 23 cm, i. d. R. d—s = 13 cm. Die Fossa bicipitalis ist in ihrem oberen, proximalen Teil eng und tief, in ihrem mittleren erweitert sie sich auf 8,5 cm und verflacht sich nach unten. Die Breite der Außenfläche des äußeren Trochanter = 27 cm, wie überhaupt der Humerus namentlich in seiner proximalen Partie ein enorm kräftiger Knochen ist. Die Breite d—s der unteren Trochlea = 24 cm. Die größte Breite des distalen Endes des Humerus liegt über der Trochlea und beträgt 28,4 cm. Von der Außenfläche des Innencondylus bis zum tiefsten Punkt der Einsenkung zwischen beiden Kondylen = 14 cm, von da bis zur Außenfläche des Außencondylus = 10 cm. Die Entfernung des oberen Endes der Supinatorcrista von der unteren Fläche des äußeren Condylus der Trochlea = 36 cm.

Wenn Adams[1]) angibt: „the supinator ridge is not so salient as in the African", so kann ich dies nicht finden. Der Grad der Hervorragung ist der gleiche.

Von dem Humerus dexter ist nur die mittlere Partie des Schaftes und ein Teil der proximalen Gelenkepiphyse erhalten. Das Fehlende wurde ergänzt.

Radius dexter.

Der Knochen ist rel. viel breiter und kräftiger als bei Elephas africanus. Seine Totallänge beträgt 79 cm. Die Vorderfläche ist in ihrem distalen Drittel abgeflacht, im mittleren schwach gewölbt, im oberen verschmälert und stärker gewölbt. Die Hinterfläche ist in ihrem distalen Drittel ganz schwach konkav, in ihrem mittleren ganz schwach gewölbt, im oberen nahezu flach. Die Innenfläche ist in ihrer unteren Hälfte gerundet, dann cristenförmig verschmälert; diese Crista setzt sich auf die Vorderseite des Knochens fort und es bildet sich an der Innenseite eine kurze neue Crista. Auf der Hinterseite beginnt eine Crista etwas unterhalb des proximalen Gelenkkopfes, wendet sich nach vorn, ist in der mittleren Partie des Schaftes am stärksten und bildet dort die Grenze zwischen Vorder- und Hinterseite. Die Dimensionen der oberen Gelenkfläche sind

in der Richtung i—e . . . . . . = 12,5 cm
in der Richtung a—p. . . . . . = 9 „

Die Totallänge des linken Radius beträgt 78 cm.

Ulna sinistra.

Der Kopf des Olecranon ist ziemlich stark einwärts gerichtet. Die Totallänge des Knochens beträgt 90 cm, diejenige der rechten 89 cm. Die Breite der Gelenkfläche für den Humerus in der Richtung d—s = 23,3 cm, genau wie bei der rechten

[1]) l. c., p. 155.

Ulna. Die Breite des distalen Endes in der Richtung d—s = 17,4 cm, in der Richtung a—p = 20 cm; die rechte Ulna ist hier etwas abgewittert und betragen daher die beiden letztgenannten Werte nur 16,5 bzw. 19,7 cm.

Os scaphoideum dextrum.

Der Knochen hat ungefähr dreiseitigen Umriß. Die längste Kante ist die nach innen und hinten liegende; ihre Länge = 145 mm. Die Breite des distalen Endes = 108 mm. Die Entfernung der äußeren Ecke von dem proximalen Ende = 126 mm. Letztere Linie wird durch die Gelenkfacette für den Radius nochmals gebrochen. Diese Facette ist in der Richtung p—d 56 mm lang; der Knochen ist an ihr 53 mm dick. Ungefähr ebenso dick ist er an der distalen Partie, an welcher sich die konvexe Gelenkfacette für das Multangulum majus und Multangulum minus befindet. Die Länge e—i derselben = 76 mm. Zwischen den beiden verdickten Stellen, welche die Facetten für den Radius und für das Multangulum majus und minus tragen, befindet sich eine breite, ziemlich tiefe Grube. Die Breite derselben = 26 mm. Die Dicke des Knochens an dieser Stelle = 49 mm. Dieser Grube entspricht auf der Vorderseite des Knochens eine ganz leichte Einschnürung. Der Hinterrand ist ebenfalls ein wenig eingeschnürt. Wenn Adams[1]) schreibt: „The posterior border is more rounded in the African and Mammoth than in the Asiatic, in which it is more constricted about the middle", so kann ich dieser Angabe nicht beistimmen Das mir vorliegende Scaphoideum stimmt in dieser Beziehung mit dem E. indicus überein. Es scheint übrigens jene Angabe nur ein lapsus calami zu sein, denn im nächsten Abschnitt gibt Adams an: „— a colossal specimen of that of E. meridionalis — from the Forest bed series, shows a narrow constriction at the middle, as in the Asiatic and Mammoth." Die Gelenkfacetten für das Multangulum majus und minus zusammengenommen bilden eine mäßige Konvexität. Diese hat durch Abwitterung ziemlich gelitten, so daß ich weitere Details, besonders über die eventuelle Abgrenzung der Facette für jeden einzelnen jener beiden Knochen nicht angeben kann.

Schließlich kann ich im Gegensatz zu Adams nicht finden, das auch das Os magnum mit dem scaphoideum articuliert. Entsprechend dem serialen Bau des Elefanten-Carpus fällt der Vorderrand der distalen Fläche des Scaphoid mit demjenigen der proximalen Fläche des Multangulum minus zusammen. Der vordere Distalrand des Os lunatum greift sogar noch ein wenig über den vorderen Proximalrand des Os magnum (capitatum) hinaus. Es tritt dies Verhältnis selbst auf der kleinen Figur bei Flower[2]) deutlich hervor.

Nach Adams ist die Länge des Scaphoideum bei dem Mammuth gewöhnlich 4,5—5,5 inches = 114—140 mm, die größte Länge des Knochens von Borna = 145 mm.

Das Scaphoideum sinistrum ist ganz entsprechend.

---

[1]) Adams, l. c. p. 159.

[2]) Flower, Osteology of Mammals. 3. Aufl. Deutsche Ausgabe, S. 269, Fig. 98.

Os lunatum dextrum.

Die Umrißform des Knochens von oben oder unten gesehen bildet ein sphärisches Dreieck, bei welchem die Innen- und Vorderkontur nach außen eine konvexe Linie, die Außenkontur (gegen das Triquetrum zu) eine konkave Linie darstellt. Die proximale Fläche wird zum größten Teil von der Gelenkfacette für den Radius eingenommen; sie ist in der hinteren Partie konkav, in der vorderen konvex. Die vordere äußere Partie der proximalen Fläche fällt steil nach außen ab und bildet die Gelenkfacette für die Ulna; nach hinten reicht letztere Facette nur wenig über die Mitte des Knochens hinaus. Der größte Durchmesser des Knochens nahe der vorderen Oberkante beträgt in der Richtung e—i = 137 mm, a—p = 130 mm. Nach Adams[1]) wird der Knochen selten über 5 inches = 127 mm lang, dagegen erwähnt er ein Lunatum von El. meridionalis von 10 inches = 254 mm Länge! Der Durchmesser der radialen Facette a—p = 111 mm, e—i in der vorderen Partie = 106 mm; Länge der ulnaren Facette a—p = 70 mm. Die Grenze zwischen der ulnaren und radialen Facette ragt hoch empor, daher besitzt der Knochen von vorn gesehen einen fünfseitigen Umriß und hier besitzt er seine größte Dicke p—d = 78 mm. In der hintersten Partie des Knochens ist seine Dicke nur 68 mm.

Die distale Fläche bildet die Gelenkfacette für das Os magnum und wohl auch für einen kleinen Teil des Trapezoid. Sie ist in ihrer hinteren Partie flach schlüsselförmig vertieft, in der vorderen schwach sattelförmig. Ihre Dimensionen sind: e—i (vorn) = 127 mm, a—p = 120 mm.

An der Innenfläche (gegen das Scaphoideum zu) ist nur die obere Gelenkfacette für letzteren Knochen erhalten; sie ist ungefähr halbkreisförmig, a—p = ca. 58 mm, p—d = 28 mm. Nach Adams[2]) fehlt diese Facette zuweilen. Die untere Facette ist abgewittert (ebenso bei dem Lunatum sinistrum). Zwischen beiden Facetten verläuft eine, namentlich in ihrem vorderen Teil, ziemlich tiefe Furche.

Die Außenfläche des Knochens (gegen das Triquetrum zu) trägt in ihrer vorderen Partie oben die schon bei der proximalen Fläche besprochene Facette für die Ulna; in ihrer vorderen Partie unten die Facette für das Triquetrum. Letztere ist länglich: a—p = 61 mm, p—d = 25 mm. Proximalwärts der Triquetrum-Facette verläuft eine tiefe, vorn 16, hinten 23 mm breite Furche.

Os lunatum sinistrum.

Bei diesem sind an der Innenfläche die beiden Facetten für das Scaphoideum nicht durch eine Furche getrennt, sondern hängen zusammen. Vor dieser Brücke findet sich eine tiefe rundliche Grube, hinter ihr eine seichte, sich nach hinten verbreiternde und verflachende Furche.

---

[1]) l. c., S. 159.
[2]) l. c., S. 159.

Os triquetrum.

Der Knochen ist von dreiseitigem Umriß. Die proximale Fläche trägt in ihrer vorderen Hälfte die sattelförmige Gelenkfacette für die Ulna. Die Dimensionen derselben sind bei dem linken Triquetrum ungefähr (Ränder abgewittert!) folgende: a—p = 104 mm, e—i = 71 mm.

Die distale Fläche bildet zu ihrem größten Teil die Facette für das Os hamatum (= uncinatum). Sie ist in ihrer inneren Hälfte flach konkav, in ihrer äußeren flach konvex.

Die hintere Fläche trägt in ihrer proximalen Hälfte eine große, mondsichelförmige Facette für das Os pisiforme. Sie ist flach konkav. Distalwärts von ihr befinden sich grubenartige Vertiefungen. Die innere Fläche trägt in ihrer unteren Partie eine längliche ebene Facette für das Os lunatum, proximalwärts dieser liegt eine mäßig tiefe Furche.

Dimensionen des im allgemeinen besser erhaltenen rechten Triquetrum:
Distanz hinteres Außeneck — vorderes Inneneck = 172 mm.
Distanz vorderes Inneneck — hinteres Inneneck (= Länge a—p der Innenfläche) = 129 mm.
Höhe p—d der vorderen, inneren Partie = 66 mm.
Höhe in der Mitte der Hinterfläche = 72 mm

Nach Adams[1]) ist der Knochen selten länger als $5^1/_2$ inches = 140 mm.

Os pisiforme dextrum.

Der Knochen ist von länglicher Form, in der Mitte ein wenig eingeschnürt. Sein proximales Ende ist abgestutzt durch die Gelenkfacette für die Ulna, sie ist nahezu eben. Unmittelbar unter dieser Facette ist eine größere, ganz schwach konvexe für die Articulation mit dem Triquetrum.

Dimensionen:
Totallänge p—d des Knochens = 149 mm.
Breite der facettentragenden oberen Partie: a—p = 54 mm, e—i = 73 mm.
Dünnste Stelle in der Mitte des Knochens: a—p = 43 mm, e—i = 52 mm.

Das linke Os pisiforme ist weniger gut erhalten. Adams fand diesen Knochen in keiner Sammlung von britischen fossilen Elefantenresten vor.

Trapezium (Multangulum majus) dextrum.

Tafel I, Fig. 4—6.

Der Knochen hat von vorn bzw. der Innenseite gesehen fünfseitigen Umriß. Am proximalen Ende findet sich eine Kante; von dieser fällt etwas nach innen geneigt eine Gelenkfacette für das Scaphoideum ab; sehr steil nach außen geneigt eine weitere für das Trapezoideum (Multangulum minus). Unterhalb letzterer befindet sich sodann eine dritte kleine, rundliche, ebene Facette für das Metacarpale II. Die erwähnte Facette für das Scaphoideum ist ganz schwach sattel-

[1]) l. c., S. 160.

förmig, die für das Trapezoideum ganz schwach konkav. Den größten Durchmesser des Knochens bildet eine Linie von dem vorderen Ende der proximalen Kante zum unteren Außeneck = 94 mm. Die Entfernung des inneren Endes der proximalen Kante von der distalen Gelenkfacette = 78 mm.

Das distale Ende des Knochens bildet die Gelenkfläche für das Metacarpale I. Sie scheint nahezu eben gewesen zu sein, hat aber durch Abwitterung gelitten. Die Dimensionen der distalen Endfläche sind e—i = 84 mm, a—p = 44 mm. Der Knochen ist distalwärts rel. stark verlängert, sodaß er weit über das proximale Ende des Metacarpale II hervorragt.

Das Trapezium sinistrum ist schlechter erhalten.

Trapezoideum (Multangulum minus) sinistrum.

Der Knochen zeigt unregelmäßige im allgemeinen vierseitige Umrisse. Er ist in der Richtung a—p stark verlängert und mißt in dieser 112 mm. Seine proximale Fläche bildet die Gelenkfacette für das Scaphoideum; sie ist in ihrem vorderen Teil schwach konkav, in ihrem hinteren schwach konvex. Die vordere Partie des Knochens ist viel breiter als die hintere. Diese Verschmälerung ist auf der Außenfläche des Knochens (gegen das Os magnum zu) eine ganz plötzliche, so daß sich dort ein hoher Absatz ausbildet. In der vorderen Partie der Außenseite liegt eine große, in der hinteren oberen Partie eine kleine Gelenkfacette für das Os magnum. Die vordere ist konvex, die hintere konkav. Zwischen beiden liegt eine Grube. Die Innenseite trägt die Gelenkfacette für das Trapezium, die in der vorderen Partie sehr groß ist, sich aber nach hinten zu verschmälert, sich an der Proximalkante der Fläche hinziehend. Distalwärts von ihr ist eine längliche, vorn ziemlich tiefe Grube. Die distale Fläche ist schwach konvex und bildet die die Gelenkfacette für das Metacarpale II.

Dimensionen: Vorderfläche p—d = 59 mm, e—i = 62 mm. Fläche gegen das Magnum (über dem Absatz gemessen) p—d = 57 mm. Fläche gegen das Trapezium (hinter der vorderen Gelenkfacette gemessen) p—d = 52 mm. Länge der Scaphoidgelenkfacette a—p = 97 mm.

Das Trapezoideum dextrum ist fast gleich.

Os magnum (= capitatum) sinistrum.

Die proximale Fläche ist von ungefähr vierseitigem Umriß und bildet die Gelenkfacette gegen das Lunatum. Sie ist in der vorderen Partie flach konkav, in der hinteren mäßig konvex.

Die distale Fläche ist ebenfalls von vierseitigem Umriß und bildet die flach konkave Articulationsfacette für das Metacarpale III.

Die Innenfläche (gegen das Trapezoideum zu) ist ungefähr in der Mitte durch eine tiefe rundliche Grube ausgehöhlt, die zum größeren Teil von der eigentlichen Facette für das Trapezoid umgeben ist. Die Grenzregion zwischen der Innen- und der Unterfläche ist durch eine lange, schmale Fläche gebildet, welche die Gelenkfacette für das Metacarpale II bildet.

Die Außenfläche trägt nahe ihrer Unterkante ungefähr über der Mitte derselben eine tiefe Grube von ovalem Umriß welche sich nach hinten verlängert und über derselben eine große, ganz schwach konkave Gelenkfacette für das Uncinatum (=Hamatum); eine kleinere Gelenkfläche für denselben Knochen liegt vor ihr.

Die Vorderfläche ist von fünfseitigem Umriß und trägt eine rückenartige Anschwellung, welche unterhalb der Mitte der Innenkante entspringt und sich zur vorderen distalen Ecke der Außenkante herabzieht.

Die Hinterfläche ist ebenfalls von fünfseitigem Umriß, die distale Partie bildet einen ziemlich hohen, plumpen Fortsatz, der sich noch eine Strecke proximalwärts an der Außenkante fortsetzt.

Dimensionen:

Größte Länge des Knochens a—p	= 135 mm
Höhe an der Vorderkante gemessen, a—p	= 80 „
Höhe an der Hinterfläche gemessen, p—d	= 107 „
Breite der Vorderfläche e—i	= 77 „
Breite der Hinterfläche an der proximalen Kante e—i	= 100 „
Breite der beiden Gelenkfacetten für Mc II und Mc III zusammen e—i	= 62 „

Bei dem Magnum dextrum (Tafel I, Fig. 2) sind die Gelenkfacetten für Mc III und Mc II besser erhalten. Die größte Breite der Facette für Mc III e—i = 59 mm, die größte Höhe der Facette für Mc II p—d = 31 mm. Die Entfernung der Außenkante der Facette für Mc III von der Innenkante der Facette für Mc II e—i = 80 mm.

Os uncinatum (hamatum) dextrum.

Tafel I, Fig. 1. 3.

Die proximale Fläche ist von ungefähr vierseitigem Umriß und für die Articulation mit dem Triquetrum derartig flach sattelförmig ausgehöhlt, daß der Vorder- und Hinterrand höher ist als die Mittelpartie.

Die distale Fläche ist zur Articulation mit Metacarpale IV flach konkav; diese Konkavität geht nach außen in eine Konvexität über: die Gelenkfacette für das Metacarpale V.

Die Innenfläche (gegen das Os magnum zu) zeigt in der oberen proximalen Hälfte die große Gelenkfacette für das Magnum. Die Grenzpartie zwischen Innenfläche und Unterfläche ist abgestutzt und bildet die lange, schmale Gelenkfacette für das Metacarpale III. Zwischen der hinteren Partie der Gelenkfacette für das Magnum und derjenigen für Mc III verläuft gegen die Mitte der Hinterfläche zu gerichtet, eine tiefe Grube, welche sich an der inneren hinteren Ecke des Knochens vorbeizieht und auf der Unterfläche endet.

Die Hinterfläche des Knochens steigt gegen ihr inneres, unteres Ende zu einem hohen Höcker an, der zugleich die hintere Begrenzung der letztgenannten Furche bildet.

Dimensionen:

Vorderfläche, größte Länge e—i = 133 mm.
Vorderfläche, Höhe an der Innenkante = 86 mm.
Innenfläche, größte Länge a—p = 135 mm (etwas über der Unterkante gemessen).
Innenfläche, größte Höhe der hinteren Partie, zugleich größte Höhe des Knochens = 107 mm.
Proximale Fläche, Durchmesser, in der inneren Hälfte gemessen a—p = 110 mm.
Proximale Fläche, Durchmesser, in der Mitte gemessen e—i = 117 mm.

Das Uncinatum sinistrum ist nicht ganz vollständig erhalten und mußte ergänzt werden.

Metacarpale I dextrum.

Tafel II, Fig. 6. 9.

Der Knochen ist seitlich komprimiert, und zwar besonders stark nach hinten in der mittleren Partie des Schaftes zusammengedrückt, so daß dort eine Kante hervorspringt. Die proximale Fläche wird zum größten Teil von der Gelenkfacette für das Multangulum majus eingenommen. Sie ist schwach konkav, von ungefähr ovalem Umriß. Der Hinterrand der proximalen Fläche ist nur wenig höher als der Vorderrand. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied von den lebenden Elefanten, bei welchen sich dieser Hinterrand ähnlich wie bei Metacarpale V stark aufwärts biegt.

Die distale Fläche bildet eine ganz schwach ausgefurchte Gelenkrolle für die erste Phalange; sie erstreckt sich noch ein Stück auf die Hinterseite des Knochens zum Ansatz eines Sesambeinchens.

Dimensionen:

Größte Länge des Knochens p—d = 122 mm.
Proximales Ende, größter Durchmesser a—p = 92 mm, e—i = 56 mm.
Gelenkfacette für Multangulum majus, a—p = 71 mm, e—i = 45 mm.
Dicke des Knochens in der Mitte a—p = 81 mm, e—i = 48 mm.
Durchmesser des distalen Endes a—p = 65 mm, e—i = 61 mm.

Das Metacarpale I sinistrum fehlt.

Metacarpale II dextrum.

Tafel II, Fig. 7.

Die proximale Partie des Knochens ist in der Richtung a—p stark verlängert. Ihre Endfläche zerfällt durch eine ungefähr in ihrer Mitte verlaufende Kante in zwei Flächen: die äußere — für das Os magnum — ist nahezu eben, in der Richtung e—i 30 mm breit; die innere — für das Trapezoideum — ist schwach konkav. Unmittelbar unter der äußeren Fläche befindet sich eine schmale ebene Facette für Metacarpale III und unmittelbar unter der vordersten Partie der Trapezoidfacette trägt die Innenfläche des Knochens eine kleine, gerundet-dreiseitige Facette für das Trapezium. Das distale Ende des Knochens bildet eine einfache, ganz schwach ausgefurchte Gelenkrolle für die erste Phalange.

Dimensionen:

Totallänge des Knochens p—d = 186 mm.

Proximales Ende a—p = 108 mm, e—i der vorderen Partie = 68 mm, der hinteren = 56 mm.

Die dünnste Stelle des Knochens liegt 73 mm vom proximalen Ende entfernt.

Es beträgt hier der Durchmesser a—p = 67 mm, e—i = 58 mm. Durchmesser des distalen Endes: a—p = 87 mm, e—i = 84 mm.

Das Metacarpale II sinistrum ist nahezu gleich.

Metacarpale III.

Tafel II, Fig. 1. 5.

Das proximale Ende des Knochens ist in der Richtung a—p verlängert und wird von der ganz schwach konvexen Facette für das Os magnum eingenommen. Längs dieser, nach außen steil abfallend, zieht sich eine lange, schmale Facette für das Os uncinatum hin. Unter letzterer, also auf der Außenfläche des Knochens und zwar etwas nach innen geneigt, befindet sich eine lange, schmale Facette für das Metacarpale IV, an der Innenseite des Knochens eine entsprechende für das Metacarpale II. Das distale Ende bildet eine einfache, kaum ausgefurchte Gelenkrolle.

Die beiden Mc III sind im ganzen genommen fast gleich gut, das rechte am distalen Ende etwas besser erhalten.

Dimensionen:

Totallänge des rechten 213 mm, das linke ist am distalen Ende etwas abgewittert und daher 3 mm kürzer.

Proximales Ende rechts a—p = 113 mm, e—i = 76 mm;
links a—p = 107 mm, e—i = 78 mm.

Die dünnste Stelle des Knochens liegt etwas oberhalb der Mitte des Schaftes und es beträgt hier bei dem linken a—p = 56 mm, e—i = 64 mm.

Der Durchmesser des distalen Endes beträgt rechts a—p = 88 mm, e—i = 91 mm.

Metacarpale IV dextrum.

Tafel II, Fig. 3. 8.

Der Knochen ist in seiner proximalen Partie nach hinten verlängert und hat daher die proximale Endfläche eine dreiseitige Gestalt. Sie bildet eine ganz schwach konvexe Gelenkfacette für das Uncinatum. Die dünnste Stelle des Knochens liegt ungefähr am unteren Ende des oberen Drittels. Die Innenfläche trägt an der proximalen Kante eine steil abfallende, lange, schmale Gelenkfacette für Metacarpale III. Abgesehen von grubigen Vertiefungen unmittelbar unter der unteren Kante dieser Facette und auf der Innenseite der distalen Gelenkrolle ist die Innenfläche fast eben. Die Externseite trägt an der proximalen Kante eine lange, rel. schmale, vertikal abfallende Gelenkfacette für Metacarpale V, unmittelbar unter derselben eine große, flache Grube. Das distale Ende stellt eine einfache Gelenkrolle dar.

Dimensionen:
Totallänge des Knochens = 192 mm.
Durchmesser des proximalen Endes a—p = 101 mm, e—i = 77 mm (an der vorderen breiten Partie gemessen).
Durchmesser der dünnsten Stelle a—p = 60 mm, e—i = 65 mm.
Durchmesser der distalen Gelenkrolle a—p = 81 mm, e—i = 89 mm.

Das Metacarpale IV sinistrum ist nicht ganz so gut erhalten. Der Durchmesser seiner distalen Gelenkrolle beträgt in beiden Richtungen 84 mm.

Metacarpale V.

Tafel II, Fig. 2. 4.

Der Knochen ist seitlich komprimiert, in der Mitte ein wenig eingeschnürt. Die proximale Fläche wird von der Gelenkfacette für das Os uncinatum eingenommen, sie ist konkav, da sich ihr äußerer Teil ziemlich hoch erhebt. Unter dem Innenrand der proximalen Fläche liegt eine große längliche Facette für Metacarpale IV. Das distale Ende bildet eine einfache Gelenkrolle, die hinten ziemlich weit hinaufgreift für den Ansatz von zwei Sesambeinchen.

Das Metacarpale V sinistrum besitzt im allgemeinen etwas größere Dimensionen als das Mc V dextrum, eine Eigenschaft, welche nicht nur auf etwas größere Abwitterung der letzteren begründet, sondern zum Teil ursprünglich ist.

Dimensionen:	Mc V dextrum mm	Mc V sinistrum mm
Größte Länge des Knochens p—d	154	174
Durchmesser des proximalen Endes a—p	96	94
„ „ „ „ e—i	74	77
„ der Schaftmitte a—p	90	94
„ „ „ e—i	60	62
„ des distalen Endes[1]) a—p	104	111
„ „ „ „ e—i	74	83
Höhe p—d der Gelenkfacette für Mc IV	26	27

Phalangen.

1. Phalange vom Metacarpale II dextrum. Ihre Länge p—d = 72 mm. Die Dimensionen des proximalen Endes sind folgende: a—p = 54 mm, i—e = ca. 58 mm, diejenigen des distalen Endes: a—p = 33 mm, i—e = 59 mm. Die proximale Fläche ist sehr breit-oval. In der Mitte der seitlichen Außenfläche (gegen III zu) findet sich eine leichte Einbuchtung, daher ist hier der Durchmesser i—e = 57 mm. Die Vorderfläche ist leicht konvex, die Hinterfläche leicht konkav.

1. Phalange vom Metacarpale III sinistrum. Ihre Länge p—d = 96 mm. Die proximale Endfläche ist sehr breit-oval, ihre Dimensionen sind folgende: a—p = 68 mm, i—e = 76 mm. Die Durchmesser des distalen Endes betragen: a—p = 42 mm, i—e = 72 mm. In der Mitte beider Seitenflächen ist der Knochen

[1]) Bei Mc V dextrum etwas abgewittert.

eingebuchtet, daher beträgt hier der Durchmesser i—e 59 mm. Die Vorderfläche ist schwach konvex, die Hinterfläche leicht konkav.

Zu dieser eben beschriebenen ersten dürfte eine 2. Phalange gehören, deren Breite fast 60 mm beträgt. Der Abstand des höchsten Punktes des vorderen Proximalrandes von dem höchsten Punkt in der Mitte der distalen Gelenkrolle = 66 mm (mit dem Faden über die Konvexität gemessen).

Zu diesem 3. Finger sind schließlich auch jederseits die hufförmigen, völlig verknöcherten Endphalangen vorhanden.

1. Phalange vom Metacarpale IV dextrum. Ihre Länge p—d = 91 mm. Die proximale Endfläche ist sehr breit-oval, ihre Dimensionen sind folgende: a—p = 60 mm, i—e = 71 mm; diejenigen der distalen Endfläche sind: a—p = 37 mm, i—e = 74 mm. In der Mitte der Innenfläche (gegen III zu) findet sich eine leichte Einbuchtung, daher beträgt hier der Durchmesser i—e 60 mm.

Die entsprechende Phalange links ist fast gleich.

Die nicht erwähnten Phalangen fehlen. Nach Pfizenmayer soll Metacarpale I überhaupt keine Phalangen getragen haben. Nach der wohlausgebildeten Gelenkfläche an seinem distalen Ende zu urteilen, scheint mir diese Angabe unwahrscheinlich.

Pelvis.

Das Ileum im ganzen genommen ist auf der Innen- (Vorder-) Seite etwas konkav, auf der Außen- (Hinter-) Seite ganz schwach konvex. Sein Oberrand oder Kamm ist weit ausgedehnt, leider bei dem linken Ileum etwas, bei dem rechten stark verbrochen. Er krümmt sich nach außen und unten. Der größte Durchmesser des besser erhaltenen linken Ileum (als Sehne zum Oberrand vom obersten Punkt des Ansatzes an das Sacrum zum unteren Ende des Kammes gemessen) = 90 cm. Die Entfernung vom unteren (Außen-) Rand des Acetabulum zum obersten Punkt des Oberrandes des Ileum beträgt 67 cm; diejenige vom unteren Rand des Acetabulum zum untersten Punkte des Oberrandes beträgt (auf der Krümmung gemessen) 43 cm.

Das rechts gut erhaltene Foramen obturatorium ist elliptisch, 20 cm lang und 11 cm breit. Die Pubis-Symphyse ist ungefähr 38 cm lang. Während, wie bemerkt, das Os ileum links, sind dagegen das Os pubis und Os ischii rechts besser erhalten, so daß eine wechselseitige Ergänzung möglich war.

Femur dextrum.

Die Totallänge des Knochens vom obersten Punkte des proximalen Gelenkkopfes bis zur Endfläche des Condylus internus gemessen, beträgt 115 cm. Die Länge der von Adams erwähnten Exemplare schwankt zwischen 91,4 und 122 cm, der Femur des Budapester Skelettes ist 125 cm lang, die größte beobachtete Länge beträgt 130 cm. Der äußere (große) Trochanter ist nur ganz schwach entwickelt. Sein Gipfel liegt in gleichem Niveau mit der unteren Grenze der Gelenkfläche des Gelenkkopfes an der Innenseite. Ein Trochanter minor fehlt. Auch in den Fällen,

in welchen er vorhanden ist, bleibt er bekanntlich wie auch bei dem Elephas indicus rudimentär. Der Gelenkkopf besitzt an der Basis einen Umfang von 52 cm.

Die Vorderfläche des Knochens ist in der proximalen Hälfte abgeflacht und breit, die Breite vom Außenrand des Trochanter major senkrecht zur Schaftachse nach dem Innenrand des Knochens gemessen beträgt 32 cm. Die Länge einer Linie von dem gleichen Punkte schräg aufwärts nach dem innersten Punkte des Gelenkkopfes gezogen = 37 cm. Nach der distalen Hälfte zu verschmälert sich die Vorderfläche und ihre Mittelpartie fällt nach außen und innen schräg ab.

Die Hinterfläche ist in der oberen Hälfte ebenfalls sehr flach, in der unteren flach gewölbt. In der Mitte beträgt ihre Breite

in der Richtung i—e . . . . = 15,5 cm
in der Richtung a—p. . . . . . . = 9,8 „

Im unteren Drittel ist der Durchschnitt des Femur ungefähr dreiseitig, dabei ist die Außenkante stärker komprimiert, daher schärfer; die Innenkante mehr gerundet. Die größte Breite zwischen der Innenfläche des Innencondylus und der Außenfläche des Außencondylus beträgt 23,5 cm; doch war sie einst noch breiter, da namentlich die Außenfläche des Außencondylus durch Abwitterung verloren hat.

Der a—p-Durchmesser des Innencondylus . . = 25,4 cm
Der a—p-Durchmesser des Außencondylus . . = 21,1 „

doch hat letzterer an der Hinterfläche durch Abwitterung verloren.

Die Totallänge des linken Femur beträgt 116 cm.

Tibia dextra.

Die Totallänge des Knochens beträgt 68 cm, übertrifft also noch die von Adams[1]) angegebenen Maße, welche zwischen 50,8 cm und 63,5 cm schwanken, bleibt dagegen um 2 cm hinter der Länge der Tibia des Budapester Skelettes zurück, welche 70 cm mißt. In der Mitte beträgt ihre Stärke

in der Richtung a—p. . . . . . . = 10 cm
in der Richtung d—s . . . . . . = 10,7 „

Die Facies articularis superior (im ganzen genommen) besitzt einen Durchmesser d—s = 23,5 cm, und zwar beträgt bei der Fläche für den Innencondylus des Femur a—p = 14 cm, d—s = 11 cm; bei derjenigen für den Außencondylus beträgt a—p sowohl wie d—s 10,5 cm. Diese hatte also im Gegensatz zu Elephas antiquus, wie schon Adams bemerkt hat, einen rundlichen Umriß. Sämtliche Maße sind nicht ganz genau, da die Ränder der Gelenkfläche durch Abwitterung gelitten haben. Der Durchmesser a—p des Knochens an dem Condylus medialis = 17 cm, derjenige am Condylus lateralis = 13,6 cm. Die Hinterfläche der Tibia ist in der hinteren proximalen Hälfte wannenförmig ausgehöhlt. Die Dimensionen des distalen Endstückes sind a—p = 14,7 cm, d—s = 17,8 cm. Die tarsale Gelenk-

[1]) l. c. p. 168.

fläche hat einen größten d—s-Durchmesser von 12,7 cm, während derjenige in der Richtung a—p 10,7 cm beträgt.

Die fibulare Gelenkfläche ist zur tarsalen sehr schräg geneigt. Die linke Tibia ist fast ganz übereinstimmend.

Fibula dextra.

Die Fibula ist im ganzen genommen ein schlanker Knochen, doch ist das distale Ende verdickt und sehr stark verbreitert. Die proximale Epiphyse fehlt und beträgt daher die Länge des Knochens nur 61,5 cm. In der Mitte seines Schaftes ist der Durchmesser d—s = 4 cm. Etwas unterhalb der Mitte bildet die Vorderseite eine ziemlich scharfe Crista, welche sich gegen das distale, verdickte Ende verflacht. Durch sie wird der Querschnitt jener Partie scharf dreiseitig. Eine andere Kante verläuft vom proximalen Ende auf der Hinterseite und verflacht sich gegen die Mitte zu. Die Breite des distalen Endes = 12 cm, nach Adams gewöhnlich 7,6 cm, die Dicke beträgt 6,6 cm.

Die linke Fibula liegt ganz vollständig vor und beträgt ihre Länge 68 cm, Adams gibt nur bis 48,3 cm an. Die Breite des distalen Endes = 11,5 cm, die Dicke 7,1 cm; es ist also um den gleichen Betrag (5 mm) schmäler, aber dicker als bei der rechten Fibula.

Patella dextra.

Dieser Knochen ist in seinem distalen Teil etwas dicker als in seiner proximalen Hälfte, indem seine Dicke in ersterem 8,2 cm, in letzterer 7 cm beträgt. Seine Länge = 15,1 cm, seine Breite = 8,3 cm, sein Umfang = 39,2 cm. Adams[1]) erwähnt, daß ihm nur 2 Exemplare von Patellen vorgelegen haben: ein kleineres von 3,5 × 3,4 inches in breadth (= 8,9 × 8,6 cm) with a girth of 9,4 inches (= 23,9 cm) und ein größeres von 4 × 4,5 inches Breite (= 10,2 × 11,4 cm) und 11,5 inches im Umfang (= 29,2 cm). Beide unterscheiden sich also, abgesehen von ihren kleineren Dimensionen, durch ihre rundlichen Umrisse von den mehr längliche Gestalt zeigenden Patellen von Borna.

Die Patella sinistra ist ganz entsprechend.

Astragalus dexter.

Tafel III, Fig. 8 u. 9.

Die tibiale Gelenkfläche dieses Knochens ist mäßig und zwar sehr gleichmäßig gewölbt, ihr Durchmesser in der Richtung d—s = 121 mm, in der Richtung a—p = ca. 120 mm. (Der Hinterrand ist etwas abgewittert.) Die Facies articularis navicularis ist kräftig gewölbt, quer gerichtet; ihre größte Breite a—p = 73 mm. Die Calcaneus-Gelenkfläche ist, als Ganzes betrachtet, flach vertieft; ihre Breite d—s = 137 mm, ihre Höhe p—d, in der Längsachse des Sulcus tali gemessen, = 120 mm. Letzterer ist eine tiefe, rauhe, in ihrer Mitte 30 mm breite Furche.

[1]) l. c. p. 167.

Die größte Breite des Knochens d—s = 164 mm, a—p = 149 mm; die Dicke p—d = 109 mm. Zum Vergleich mit diesen Zahlen sei erwähnt, daß nach Adams[1]) der Durchmesser eines großen Mammuth-Astragalus in der Richtung a—p etwa 140 mm mißt und die Dimensionen der tibialen Gelenkfacette eines kleinen Individuums 114 × 114 mm betragen.

Der Astragalus sinister ist fast gleich.

Calcaneus dexter.

Tafel III, Fig. 10.

Der größte Durchmesser der dem Astragalus zugewandten Fläche beträgt in der Richtung e—i = 159 mm, in der Richtung a—p = 131 mm; bei der eigentlichen Gelenkfläche gegen den Astragalus (und zwar diese im ganzen genommen) sind die entsprechenden Dimensionen 141 bzw. 108 mm. Diese Gelenkfläche zerfällt durch eine tiefe, mediane Furche (Sulcus calcanei) in eine innere und eine äußere Facette. Die Furche verläuft schräg von der inneren Hälfte des oberen (Hinter-) Randes gegen die äußere Hälfte des unteren (Vorder-) Randes; in der Mitte ist sie sehr breit — 25 mm — und tief; gegen hinten wird sie sehr eng, nach vorn verflacht sie sich und verbreitert sich dabei stark, nämlich auf 65 mm.

Die ungefähr dreiseitige Innenfacette ist in ihrem vorderen Teil fast flach, in ihrem hinteren, verschmälerten schwach konvex; ihr Durchmesser beträgt

in der Richtung i—e . . . . . . = 63 mm
in der Richtung a—p . . . . . . = 100 „

Die ungefähr vierseitige Außenfacette ist in ihrem äußeren und vorderen Teil schwach konkav, in ihrem inneren und hinteren Teil ganz schwach konvex.

Die Gelenkfläche gegen das Os cuboideum ist ganz schwach konkav. Ihr Durchmesser beträgt

in der Richtung i—e . . . . = 86 mm
in der Richtung a—p . . . . = 52 „

Die Gelenkfläche gegen das Os naviculare ist länglich, ziemlich schmal, fast eben. Ihre Dimensionen sind:

in der Richtung i—e . . . . . . = 43 mm
in der Richtung a—p . . . . . . = 15 „

Die Gelenkfläche gegen die Fibula ist ungefähr halbkreisförmig, mäßig konvex. Die größte Entfernung des höchsten Punktes des Tuber calcis von der vorderen Unterkante beträgt 219 mm. Der Querdurchmesser des Tuber calc. = 131 mm. Adams erwähnt einen Mammuth-Calcaneus, welcher den von Borna noch bedeutend in seinen Dimensionen übertrifft, indem derselbe 10 inches = 254 mm Länge bei 7,5 inches = 191 mm größter Breite besaß; sämtliche übrige bleiben aber ebenso bedeutend hinter den Dimensionen des mir vorliegenden zurück.

[1]) l. c. p. 170.

Os naviculare sinistrum.

Die proximale Fläche (gegen den Astragalus zu) ist flach wannenförmig vertieft, die distale (als Ganzes genommen) mäßig konvex; durch seichte Furchen zerfällt letztere in vier Facetten für die drei Ossa cuneiformia und das Os cuboideum. Die Dimensionen des Knochens sind: i—e = 142 mm, a—p = 83 mm.

Das Os naviculare dextrum fehlt.

Os cuneiforme primum sinistrum.

Der Knochen ist von unregelmäßig vierseitiger Gestalt und besitzt — abgesehen von den Gelenkflächen — unebene Oberflächen. Nahe dem distalen Ende seiner Außenseite befindet sich ein kurzer Fortsatz, der eine kleine, rundliche Facette zur Articulation mit Metatarsale II trägt. Die Durchmesser derselben betragen 12 : 15 mm. Die proximale, ungefähr halbkreisförmige Endfläche des Knochens ist fast eben und wird von der Gelenkfläche gegen das Os naviculare eingenommen. Die Dimensionen dieser Facette sind folgende: a—p = etwa 45 mm; e—i = 25 mm. Unterhalb dieser Gelenkfläche befindet sich an der Externseite eine weitere längliche Facette für das Os cuneiforme secundum. Der ganze Knochen ist distal stark verlängert, so daß er weit über das proximale Ende des Metatarsale II herabreicht. Seine Dimensionen sind folgende:

Größte Länge p—d . . . . = 73 mm
Größte Breite a—p . . . . = 56 „
Größte Dicke e—i. . . . . = 36 „

Die distale Endfläche des Knochens ist von elliptischem Umriß und zeigt folgende Dimensionen: a—p = 50 mm, i—e = 31 mm. Letztere sind für die längliche Gelenkfacette gegen das Os cuneiforme secundum folgende: a—p = 54 mm, p—d = 20 mm.

Das Os cuneiforme primum dextrum ist viel schlechter erhalten und gibt daher keinen Anlaß zu weiteren Bemerkungen. Adams kannte kein Cuneiforme I vom Mammuth, dagegen ein solches von E. meridionalis. Dieses ist sehr abweichend, wie dies Adams selbst schon hervorhebt[1]).

Os cuneiforme secundum sinistrum.

Der Knochen ist in der Richtung a—p stark verlängert und besitzt einen ungefähr dreiseitigen Umriß. Die proximale Gelenkfläche (gegen das Os naviculare) und die distale (gegen das Metatarsale II) sind ganz schwach konkav, beinahe eben. Die Vorderfläche steht schräg zur Längsachse des Knochens, und zwar ist die Außenfläche des letzteren länger als die Innenfläche (gegen das Cuneiforme I). Die Vorderfläche ist ungefähr vierseitig und besitzt folgende Dimensionen: p—d = 32 mm, i—e = 46 mm. Die Länge a—p der Außenfläche = 94 mm, diejenige der Innenfläche = 65 mm.

---

[1]) l. c., p. 172 u. 228.

Bei dem Os cuneiforme secundum dextrum ist der Durchmesser p—d der Vorderfläche infolge besserer Erhaltung derselben etwas größer, nämlich 35 mm.

Os cuneiforme tertium sinistrum.

Der Knochen ist in der Richtung a—p stark verlängert, von dreiseitigem Umriß. Die proximale Fläche — die Gelenkfacette gegen das Os naviculare bildend — ist schwach konkav; die distale — gegen das Metatarsale III — schwach konvex. Die Vorderfläche ist vierseitig und steht ein klein wenig schräg zur Längsachse des Knochens. Die Dimensionen des letzteren sind folgende:

Außenfläche a—p.	= 113 mm
Innenfläche a—p	= 96 „
Vorderfläche e—i.	= 53 „
Vorderfläche p—d	= 34 „

Die größte Breite e—i des Knochens beträgt 56 mm. Bei dem Os cuneiforme III dextrum beträgt der letztere Wert infolge besserer Erhaltung 63 mm und die Vorderfläche ist in der Richtung e—i 58 mm breit.

Os cuboideum dextrum.

Der Knochen hat dreiseitigen Umriß. Die proximale Fläche trägt zwei Gelenkfacetten: eine nach hinten und außen liegende, nahezu ebene, doch ganz schwach konvexe größere für den Calcaneus und eine mehr nach vorn und längs der Innenseite liegende kleinere, ganz schwach konkave für das Os naviculare. Beide werden durch eine ganz seichte Furche getrennt. Dazu gesellt sich an der Innenfläche eine Facette für das Os cuneiforme tertium. Die distale Fläche zerfällt durch eine ganz schwache Depression in zwei Gelenkflächen: eine innere für das Metatarsale IV und eine äußere für das Metatarsale V. Beide sind ganz schwach konvex.

Die Dimensionen des Knochens sind folgende:

Durchmesser der vorderen Partie i—e	= 123 mm
Größte Dicke der vorderen Partie p—d . . .	= 43 „
Länge der Innenfläche a—p	= 122 „
Länge der Außenfläche a—p	= 109 „
Größte Dicke der hinteren Partie p—d . . .	= 56 „

Die vordere Außen- und die Innenseite sind also, wie schon Adams[1]) bemerkte, fast völlig gleich lang (123 bzw. 122 mm). Das gleiche ist bei dem E. indicus der Fall, während sie bei E. Africanus etwas ungleicher sind. Bei dem E. indicus werden die Facetten für das Os naviculare und den Calcaneus durch eine tiefe Furche getrennt; bei E. Africanus ist diese kurz und undeutlich, bei dem Mammuth deutlich, lang, aber ganz seicht. Ihr hinteres Ende liegt bei unserem rechten Exemplar 62 mm von dem oberen Vorderrand des Knochens entfernt.

Das Os cuboideum sinistrum ist nicht ganz so gut erhalten, so daß es keinen Anlaß zu weiteren Bemerkungen gibt.

[1]) l. c., p. 171.

Metatarsale I.

Dieser Knochen fehlt bei dem Mammuth von Borna an beiden Hinterfüßen. Auch Adams lag er nicht vor, dagegen hat ihn Pfizenmayer beobachtet.

Metatarsale II dextrum.

Tafel III, Fig. 2 u. 7.

Die proximale Endfläche zerfällt in zwei Facetten, welche einen ganz stumpfen Winkel miteinander bilden: eine größere, breitere, innere, äußerst schwach konvexe gegen das Os cuneiforme secundum und eine schmälere äußere gegen das Os cuneiforme tertium. Etwas unter dem Innenrand der proximalen Endfläche befindet sich ein scharf ausgeprägter, knorriger Vorsprung, welcher die rundliche Gelenkfacette für das Os cuneiforme primum trägt. Die unmittelbar unter dem Außenrand der proximalen Endfläche liegende Facette für das Metatarsale III ist durch Verwitterung unkenntlich geworden.

Die Dimensionen des Knochens sind folgende:

Durchmesser der proximalen Endfläche a—p	=	60 mm
Durchmesser der Facette für Cuneiforme II e—i	=	37 „
Durchmesser der Facette für Cuneiforme III e—i	=	18 „
Dicke des mittleren Teiles des Knochens a—p	=	51 „
Dicke des mittleren Teiles des Knochens e—i	=	56 „
Durchmesser des distalen Endes a—p	=	64 „ [1])
Durchmesser des distalen Endes e—i	=	65 „
Länge p—d des ganzen Knochens	=	127 „

Nach Adams[2]) ist die gewöhnliche Länge des Knochens „about 4 inches" = 102 mm. Metatarsale II sinistrum gibt keinen Anlaß zu weiteren Bemerkungen.

Metatarsale III sinistrum.

Tafel III, Fig. 3 u. 6.

Die proximale Endfläche bildet die Gelenkfacette für das Os cuneiforme tertium und ist nach hinten stark verlängert. Dabei verschmälert sie sich, so daß sie einen dreiseitigen Umriß besitzt. Sie ist fast eben, doch ganz schwach konkav. Ihre Dimensionen sind folgende:

Größter Durchmesser in der Richtung a—p	=	88 mm
Länge der Innenkante (gegen Mt II)	=	87 „
Länge der Außenkante (gegen Mt IV)	=	80 „
Länge der Vorderkante	=	67 „

An der vorderen Hälfte der Außenfläche des Knochens befindet sich unmittelbar unter der Oberkante die Gelenkfläche für Mt IV. Sie ist ungefähr halbkreisförmig, ihre Höhe p—d = 24 mm. An dem vorderen Dreiviertel der Innenfläche des Kno-

---

[1]) Zu kleiner Wert wegen Abwitterung.

[2]) l. c., S. 172.

chens befindet sich unmittelbar unter der Oberkante die Gelenkfläche für Mt II. Sie ist länglich, nach hinten sich stark verschmälernd, ihre Höhe p—d = 15 mm.

Die Dimensionen des Mittelstückes des Schaftes sind folgende: a—p = 50 mm, e—i = 60 mm; diejenigen des distalen Endes sind: a—p = 70 mm, e—i = 70 mm. Die Länge p—d des ganzen Knochens = 148 mm. Nach Adams ist sie nicht selten 8 inches = 203 mm.

Mit dem Mt III von E. Indicus verglichen ergibt sich, daß Mt III des Mammuths nahezu völlig gleichgestaltet ist, nur scheint die proximale Endfläche bei letzterem nach hinten verhältnismäßig stärker verlängert bzw. in seiner oberen vorderen Partie schmäler. Doch haben bei unserem Exemplar die Ecken, namentlich die Innenecke des Vorderrandes durch Abwitterung etwas verloren. Die Dimensionen der proximalen Fläche sind:

	Mammut	E. Indicus
Durchmesser a—p	88 mm	68 mm
Breite e—i vorn	67 „	54 „

Das Metatarsale III dextrum fehlt.

Metatarsale IV sinistrum.

Die proximale Gelenkfläche besitzt einen ungefähr dreiseitigen Umriß. Die Kanten haben leider durch Verwitterung sehr gelitten, daher sind die folgenden Maße wohl etwas zu klein. Die proximale Partie bildet nach hinten einen knolligen Vorsprung. Der Durchmesser von dem hinteren Ende des letzteren zur Mitte der Vorderkante = 73 mm. Die Breite der vorderen Partie e—i = 65 mm, die Länge der Innenseite = 73 mm, die der Außenseite = 74 mm. An der vorderen Hälfte der Innenfläche, unmittelbar unter der Oberkante, befindet sich eine Gelenkfacette für Mt III. Sie ist von halbkreisförmiger Form, ungefähr 25 mm hoch. Nach hinten und etwas unterhalb derselben befindet sich eine längliche tiefe Grube, welche die Gelenkfacette von dem erwähnten hinteren knollenförmigen Fortsatz trennt. Die Gelenkfacette gegen Mt V ist abgewittert. Die Dimensionen der Mitte des Schaftes sind: a—p = 54 mm, e—i = 58 mm. Die Dimensionen des (etwas abgewitterten) distalen Endes: a—p = 72 mm, e—i = 69 mm. Die Länge p—d des ganzen Knochens = 136 mm. Nach Adams[1]) ist die gewöhnliche Länge 4—5 inches = 102—127 mm.

Metatarsale IV dextrum — Taf. III, Fig. 1 u. 5 — hat die gleichen oder durch Abwitterung noch mehr verringerten Dimensionen.

Metatarsale V dextrum.

Tafel III, Fig. 4.

Es ist ein rel. sehr kurzer, gedrungener, im Verhältnis zu seiner Länge sehr dicker Knochen. Seine Oberfläche ist sehr uneben, seine größte Länge p—d = 86 mm. Die proximale Gelenkfläche (gegen das Os cuboideum) ist von un-

[1]) l. c., p. 172.

gefähr ovalem Umriß und fast eben, doch ein ganz klein wenig konkav. Sie ist von vorn nach hinten verlängert. Ihre Dimensionen sind: a—p = 70 mm, e—i = 50 mm. Bei Elephas Indicus ist sie im Verhältnis breiter. Unmittelbar unter dem Innenrand der proximalen Gelenkfläche befindet sich eine Facette für Mt IV. Sie ist von vorn nach hinten verlängert und eben. An seiner Außenseite trägt der Knochen einen großen, unregelmäßigen, höckerförmigen Fortsatz; seine Breite e—i beträgt hier 75 mm. Die gegenüberliegende Innenseite ist etwas vertieft. Die distale Gelenkfläche ist eine einfache, mäßig konvexe Gelenkrolle. Sie ist verhältnismäßig sehr groß, da sie außer der zugehörigen Phalange auch noch zwei Sesambeinchen zur Articulation dient. Da sie indes nicht vollständig erhalten ist, muß von Dimensionsangaben abgesehen werden.

Das Metatarsale V sinistrum ist stärker angewittert, so daß es keine Veranlassung zu weiteren Bemerkungen bietet.

Phalange 1 von Metatarsale II dextrum.

Die proximale Gelenkfläche dieser Phalange ist fast kreisförmig, ihr Durchmesser beträgt im Mittel 52 mm. Die größte Länge des Knochens p—d = 50 mm. Die Dimensionen des distalen Endes sind a—p = 33 mm, e—i = 48 mm.

Phalange 1 von Metatarsale III sinistrum.

Dieser Knochen ist beträchtlich größer als die entsprechende Phalange von Metatarsale II, indem seine Länge p—d 73 mm beträgt. Die proximale Gelenkfläche ist quer verlängert: a—p = 47 mm, e—i = 62 mm.

Die Dimensionen des distalen Endes sind: a—p = 38 mm, e—i = 57 mm.

Von dem Metatarsale III dextrum ist auch die dritte völlig verknöcherte Phalange vorhanden. Metatarsale I trug nach Pfizenmayer überhaupt keine Phalangen.

Inhalt.

Erklärung der Tafel I.

Fig. 1. Uncinatum (Hamatum) dextrum. Innenfläche. $^1/_2$ nat. Gr.
ma Gelenkfacette für das Magnum.
mc III Gelenkfacette für Metacarpale III.

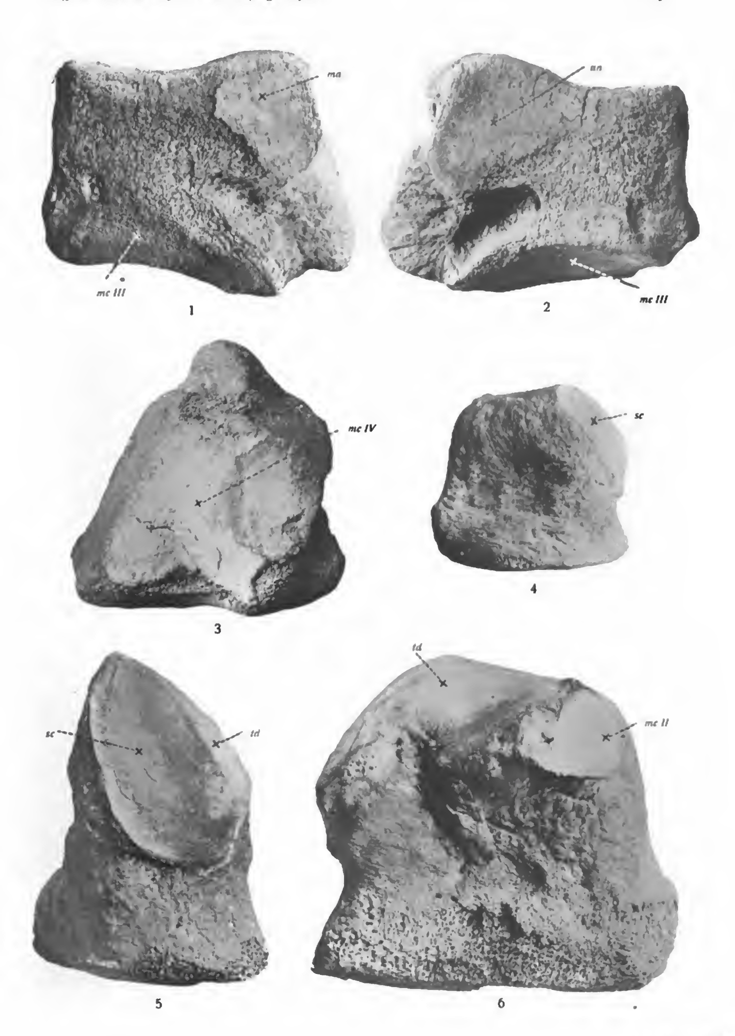
Fig. 2. Magnum (Capitatum) dextrum. Außenfläche. $^1/_2$ nat. Gr.
un Gelenkfacette für das Uncinatum.
mc III Gelenkfacette für Metacarpale III.

Fig. 3. Uncinatum (Hamatum) dextrum. Unterfläche. $^1/_2$ nat. Gr.
mc IV Gelenkfacette für Metacarpale IV.

Fig. 4. Trapezium (Multangulum majus) dextrum. Vorderfläche. $^1/_2$ nat. Gr.
sc Gelenkfacette für das Scaphoideum.

Fig. 5. Desgl. Von innen. Nat. Gr.
sc Gelenkfacette für das Scaphoideum.
td Gelenkfacette für das Trapezoideum (Multangulum minus).

Fig. 6. Desgl. Von hinten. Nat. Gr.
td Gelenkfacette für das Trapezoideum.
mc II Gelenkfacette für Metacarpale II.


ma
un
mc III
mc III
1
2
mc IV
sc
3
4
td
sc
td
mc II
5
6

Erklärung der Tafel II.

Fig. 1. Metacarpale III sinistrum. Von außen. $^{1}/_{3}$ nat. Gr.
un Gelenkfacette für das Uncinatum.
mc IV Gelenkfacette für Metacarpale IV.

Fig. 2. Metacarpale V dextrum. Von innen. $^{1}/_{2}$ nat. Gr.
un Gelenkfacette für das Uncinatum.
mc IV Gelenkfacette für Metacarpale IV.

Fig. 3. Metacarpale IV dextrum. Von außen. $^{1}/_{3}$ nat. Gr.
un Gelenkfacette für das Uncinatum.
mc V Gelenkfacette für Metacarpale V.

Fig. 4. Metacarpale V dextrum. Von außen. $^{1}/_{3}$ nat. Gr.

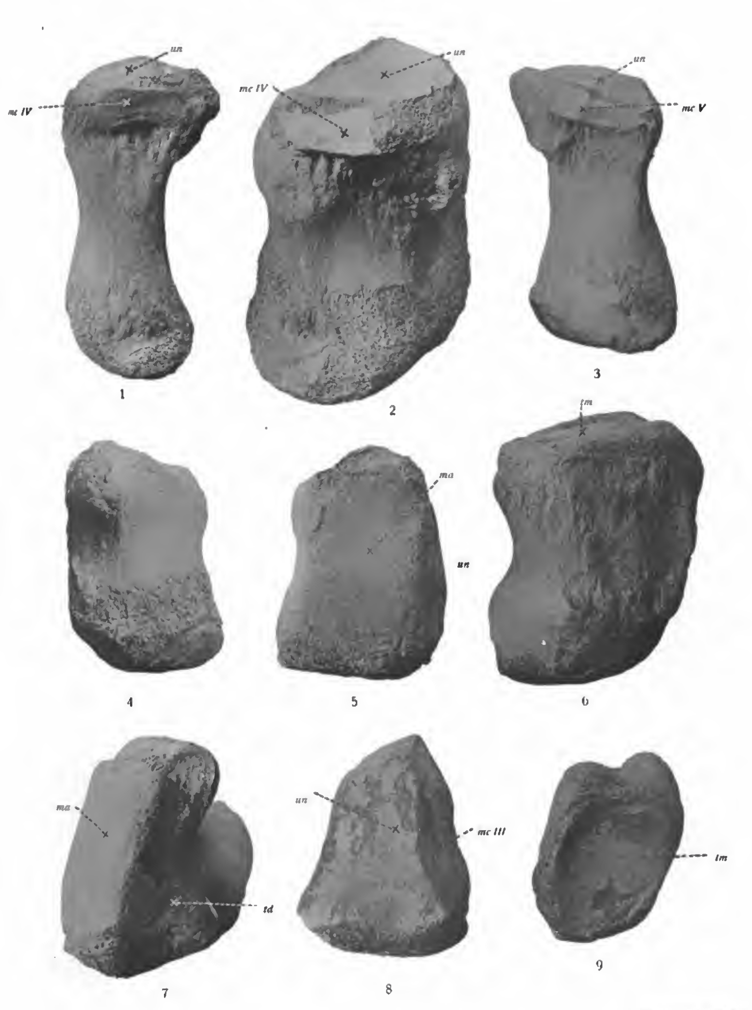
Fig. 5. Metacarpale III sinistrum. Proximale Fläche. $^{1}/_{2}$ nat. Gr.
ma Gelenkfacette für das Magnum.
un Gelenkfacette für das Uncinatum.

Fig. 6. Metacarpale I dextrum. Von vorn. $^{1}/_{2}$ nat. Gr.
tm Gelenkfacette für das Trapezium.

Fig. 7. Metacarpale II dextrum. Proximale Ansicht. $^{1}/_{2}$ nat. Gr.
ma Gelenkfacette für das Magnum.
td Gelenkfacette für das Trapezoideum.

Fig. 8. Metacarpale IV dextrum. Proximale Ansicht. $^{1}/_{2}$ nat. Gr.
un Gelenkfacette für das Uncinatum.
mc III Gelenkfacette für Metacarpale III.

Fig. 9. Metacarpale I dextrum. Proximale Ansicht. $^{1}/_{2}$ nat. Gr.
tm Gelenkfacette für das Trapezium.


un
mc IV
un
mc IV
un
mc V
1
2
3
tm
ma
un
4
5
6
ma
td
un
mc III
tm
7
8
9


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Erklärung der Tafel III.

Fig. 1. Metatarsale IV dextrum. Von innen. $^1/_2$ nat. Gr.

Fig. 2. Metatarsale II dextrum. Schräg gegen die Vorder- und Innenseite zu gesehen. $^1/_2$ nat. Gr.
cu I Gelenkfacette für das Cuneiforme I.

Fig. 3. Metatarsale III sinistrum. Von außen. $^1/_2$ nat. Gr.
mt IV Gelenkfacette für Metatarsale IV.

Fig. 4. Metatarsale V dextrum. Von außen. $^1/_2$ nat. Gr.
cb Gelenkfacette für das Cuboideum.

Fig. 5. Metatarsale IV dextrum. Von der proximalen Fläche gesehen. $^1/_2$ nat. Gr.
cb Gelenkfacette für das Cuboideum.

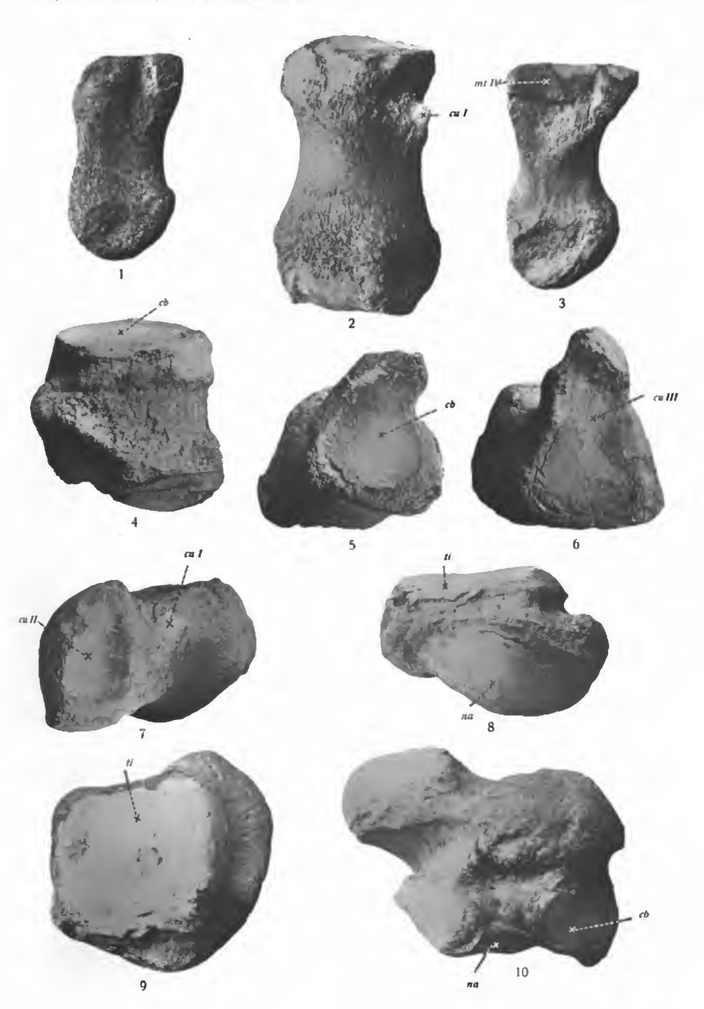
Fig. 6. Metatarsale III sinistrum. Von der proximalen Fläche gesehen. $^1/_2$ nat. Gr.
cu III Gelenkfacette für das Cuneiforme III.

Fig. 7. Metatarsale II dextrum. Schräg gegen die Ober- und Innenfläche zu gesehen. $^1/_2$ nat. Gr.
cu I Gelenkfacette für das Cuneiforme I.
cu II Gelenkfacette für das Cuneiforme II.

Fig. 8. Astragalus dexter. Von vorn. $^1/_2$ nat. Gr.
ti Gelenkfacette für die Tibia.
na Gelenkfacette für das Naviculare.

Fig. 9. Astragalus dexter. Von der tibialen Fläche aus gesehen. $^1/_2$ nat. Gr.
ti Gelenkfacette für die Tibia.

Fig. 10. Calcaneus dexter. Von innen. $^1/_2$ nat. Gr.
na Gelenkfacette für das Naviculare.
cu Gelenkfacette für das Cuboideum.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10



Erklärung der Tafel IV.

Molar (M_2) des linken Oberkiefers. Nat. Gr.



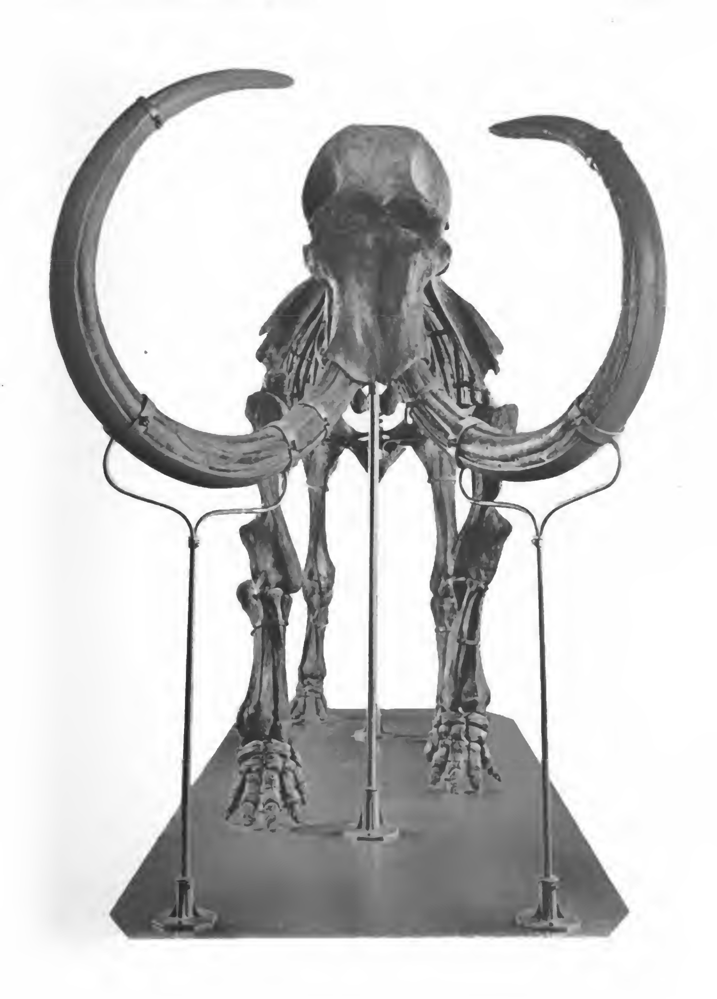
Erklärung der Tafel V.

Molar (M_2) des rechten Oberkiefers. Nat. Gr.



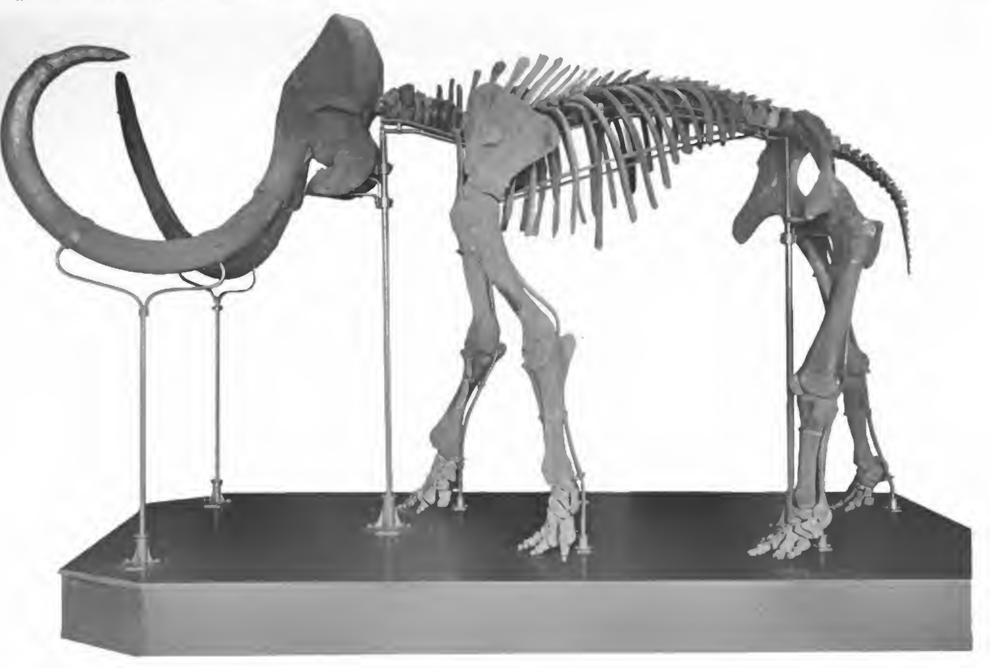
Erklärung der Tafel VI.

Fig. 1. Molar (M_2) des linken Unterkiefers. $^3/_4$ Nat. Gr.
Fig. 2. Molar (M_2) des rechten Unterkiefers. $^3/_4$ Nat. Gr.



Erklärung der Tafel VIII.

Das Mammuth-Skelett von Borna in der Prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Leipzig (Grassi-Museum).







1 2

Erklärung der Tafel VII.

Das Mammuth-Skelett von Borna in der Prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Leipzig (Grassi-Museum).



VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 5.

DIE ALTSTEINZEITLICHE FUNDSTELLE MARKKLEEBERG

BEI LEIPZIG

VON

DR. KARL HERMANN JACOB UND DR. CARL GÄBERT

R. VOIGTLÄNDER'S VERLAG
LEIPZIG 1914

Preis Mark 4.60

Publikationen des Museums für Völkerkunde zu Leipzig

Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
Herausgegeben von der Direktion. 8°. Band 1. 1906. Leipzig 1907. Mark 4.80

- † Dr. Hermann Obst.
- Die Entwicklung des Museums für Völkerkunde 1901 bis 1905.
- Verzeichnis der in den Jahren 1901 bis 1905 erworbenen Sammlungen.
- Die Abteilung für vergleichende Länderkunde am Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig.
- Entstehung des Museums.
- Bericht uber die Jahre 1901 bis 1905.
- Aufgaben und Ziele des Museums für Länderkunde.
- Der gegenwärtige Bestand des Museums.
- Zur Ethnographie der Insel Nissan von Dr. Krause.

Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
Herausgegeben von der Direktion. 8°. Band 2. 1907. Leipzig 1908. Mark 5.40

- Entwicklung des Museums 1907.
- Verzeichnis der in den Jahren 1906 und 1907 erworbenen Sammlungen.
- Verzeichnis derjenigen Gesellschaften, Vereine und Institute, mit denen das Museum in Schriftenaustausch steht.
- Zwei Bainingmasken. Von Dr. Sarfert.
- Seltene Waffen von Vuvulu. Von Dr. Sarfert.
- Fetische und Zaubermittel aus Togo, I. Von Dr. Antze.
- Die La-Tène-Funde der Leipziger Gegend. Von K. Jacob.

Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.
Herausgegeben von der Direktion. 8°. Band 3. 1908/09. Leipzig 1910. Mark 5.60

- Die Entwicklung des Museums 1908.
- Verzeichnis der 1908 erworbenen Sammlungen.
- Die Entwicklung des Museums 1909.
- Verzeichnis der 1909 erworbenen Sammlungen.
- J. Bernhardt, Sagen aus der Leipziger Pflege. Anhang: Die geographische Verbreitung der Flursagen.
- Dr. G. Antze, Einige Bemerkungen zu den Kugelbogen im Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig.
- Dr. F. Krause, Tanzmaskennachbildungen vom mittleren Araguaya (Zentralbrasilien).
- Dr. K. Jacob, Fundberichte aus Nordwestsachsen:
  1. Die Funde von der Marienhöhe (Steinzeit, Bronzezeit);
  2. Der Römerfund von Schladitz bei Zwochau.
- Verein für Völkerkunde, Geschäftsbericht für 1908/09.
- Prof. Dr. K. Weule, Die nächsten Aufgaben und Ziele des Leipziger Völkermuseums.

Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags

Jacob, Markkleeberg.

Klinge aus der Unterstufe.

Handspitze aus der Oberstufe.

Klinge aus der Oberstufe.

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 5.

DIE ALTSTEINZEITLICHE FUNDSTELLE MARKKLEEBERG BEI LEIPZIG

I. DIE FEUERSTEINARTEFAKTE VON MARKKLEEBERG

VON
DR. KARL HERMANN JACOB
DIREKTORIALASSISTENT AM PROVINZIALMUSEUM ZU HANNOVER

II. DIE GEOLOGISCHEN VERHÄLTNISSE DER ARTEFAKTENFUNDSTÄTTE MARKKLEEBERG BEI LEIPZIG

VON
DR. CARL GÄBERT
KÖNIGL. SEKTIONSGEOLOGE A. D., LEIPZIG

III. DIE EINORDNUNG DER MARKKLEEBERGER ARTEFAKTE IN DIE PRÄHISTORISCHEN UND GEOLOGISCHEN STUFEN DES EISZEITALTERS

VON
DR. KARL HERMANN JACOB
DIREKTORIALASSISTENT AM PROVINZIALMUSEUM ZU HANNOVER

R. VOIGTLÄNDER^s VERLAG
LEIPZIG 1914

Gedruckt mit Unterstützung des Vereins
für Völkerkunde zu Leipzig

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhaltsübersicht.

I. DIE FEUERSTEINARTEFAKTE VON MARKKLEEBERG

VON

DR. KARL HERMANN JACOB
DIREKTORIALASSISTENT AM PROVINZIAL-MUSEUM ZU HANNOVER

I. Einleitung.

Die Erschließung des Fundplatzes. Markkleeberg in der Literatur.

Meine ersten Beobachtungen über paläolithische Artefakte in Markkleeberg fallen in eine Zeit, in der der Kampf um die Eolithen noch heftig tobte, wobei von deren Anhängern wie Gegnern reiches Beweismaterial für ihre Theorien gesammelt wurde. Damals, es war im Jahre 1905, richtete Dr. Hugo Obermaier in Wien an das Völkermuseum zu Leipzig die Bitte, ihm Feuersteinmaterial zu verschaffen, das aus Flußschottern stammte und dessen Rollspuren an eolithische Retuschen erinnerten. Da ich schon damals die Umgegend meiner Vaterstadt nach paläontologischen und prähistorischen Funden abstreifte, wurde mir jener Wunsch übermittelt. Meine Exkursionen führten mich unter anderem auch in die verschiedenen Kiesgruben, die in der Nähe von Markkleeberg aufgeschlossen waren und die in den „Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Königreiches Sachsen, Sektion Liebertwolkwitz-Rötha, Blatt 26, bearbeitet von A. Sauer, in 2. Auflage von C. Gäbert", wegen des Vorkommens von Mammutbackenzähnen als besonders interessant aufgeführt waren. Gleich beim ersten Besuch erhielt ich von den Arbeitern aus der südlichsten von den damals in Betrieb befindlichen Markkleeberger Gruben (Grube c auf Karte S. 6) zwei Späne, die zwar nur wenig Rollspuren aufwiesen, aber durch ihre Lamellenform Interesse beanspruchten. Ich überwies sie dem Museum für Völkerkunde zu Leipzig; sie sind eingetragen unter 1905/36: „Zwei sog. Eolithen, gefunden in einer Sandgrube in Markkleeberg bei Leipzig"[1]). Später übersandte ich die Stücke Dr. Obermaier und erhielt die erfreuliche Nachricht, daß es sich bei ihnen nicht um Eolithen, sondern um wirkliche Paläolithen handele. Dr. Obermaier schrieb schon damals: „Die beiliegenden Silexabsplisse sind zweifellos Artefakte. Die Objekte sind kräftig patiniert und altpaläolithischen Charakters, der sehr an Cergy, Saint-Acheul, Chelles und Montières in Frankreich erinnert." Aus dieser Grube c erhielt ich nur noch ein Fundstück; die Arbeiten hier wurden allmählich eingestellt, da zwischen dem Sand und Kies zu viel lehmiges Material auftrat und der Abbau sich nicht mehr recht lohnte. Die Grube liegt noch heute offen, die Aufschlüsse sind aber stark verwischt. So verlor ich die Fundstelle aus dem Auge. Erst im Jahre 1909 wurde ich wieder auf das Paläolithikum von Markkleeberg aufmerksam, als mir ein Student eine „Speerspitze" aus Feuerstein vorlegte, die in Markkleeberg gefunden war. Es war unterdessen südlich meiner ersten Fundstelle eine Kiesgrube wieder neu aufgemacht worden (Grube d); hieraus stammte der zugespitzte breite Klingen-

[1]) Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. 1. 1906. Leipzig 1907.

abschlag. Daraufhin beobachtete ich das Markkleeberger Paläolithikum fortgesetzt, und es ist mir bis Ende 1912 gelungen, über 300 gute Feuersteinartefakte nebst einigen wenigen Fossilien zu bergen, die in der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Leipzig aufbewahrt werden. Seit meinem Weggang von Leipzig hat Herr F. M. Näbe in seinem bekannten uneigennützigen Eifer die weitere Aufsammlung für das Völkermuseum übernommen.

Nach meinen ersten Funden erfuhr ich, daß auch der Sektionsgeologe Dr. Etzold aus der alten verfallenen Grube c eine ganze Reihe Feuersteinartefakte und Mammutzähne gesammelt hatte, die er in seiner Privatsammlung aufbewahrt. Von diesen Stücken habe ich vor Jahren nur eine Flintspitze sehen können, die, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, Ähnlichkeit mit unserer Handspitze (Taf. XXIV, Abb. 69) hat.

In die Literatur ist das Markkleeberger Paläolithikum durch folgende Erwähnungen übergegangen: Die erste Nachricht brachte ich in der „Prähistorischen Zeitschrift", III. Jahrgang, Heft 1/2, 1911, S. 116 bis 122[1]). Einer kurzen Fundgeschichte folgte die Beschreibung der Funde selbst sowie der geologischen Verhältnisse an der Hand der Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte. Die typischen, gut retuschierten Artefakte waren damals noch nicht gefunden. Als gute Stücke konnte ich damals nur 30 anführen.

Ferner findet sich Markkleeberg erwähnt bei Hennig[2]); allerdings leugnet er die menschliche Herstellung der Stücke, was sich wohl nur durch eine ungenügende Kenntnis paläolithischer Funde überhaupt erklärt. „Gegen die Deutung jüngst gemachter Funde von Markkleeberg, südlich Leipzig, als paläolithisch spricht ihr Charakter als einfache Flußgerölle. Die Zahnung oder sog. Dengelung gilt allein schon längst nicht mehr — zumal bei einem so spröden Material wie Feuerstein — als beweiskräftig."

Obermaier[3]) zählt unsere Funde bei der Beschreibung der „offenen Fundstätten" (im Gegensatz zu den Höhlenplätzen) Norddeutschlands auf.

In seinem die gesamten deutschen Altsteinzeitfunde zusammenfassenden Werke urteilt R. R. Schmidt[4]) folgendermaßen über den prähistorischen Charakter unserer Fundstätte:

„Die einzigen sicheren Paläolithfunde, die aus norddeutschen Glazialschottern vorliegen, entstammen den Pleißenschottern, die in den Markkleeberger Kiesgruben bei Leipzig aufgeschlossen sind .... Die gegenwärtige Ausbeute an Silexartefakten, die aus dem im Diluvium der Leipziger Gegend reichlich vorkommenden Feuersteine gewonnen sind, und die ich Gelegenheit hatte, eingehend zu prüfen, dürfte einige hundert Stück umfassen ... Die artefizielle Entstehung dieser Stücke steht ohne Zweifel fest."

---

[1]) K. H. Jacob, Paläolithische Funde aus Leipzigs Umgebung.

[2]) Alfred Hennig, Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen. Leipzig 1912.

[3]) Hugo Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Berlin-München-Wien 1912.

[4]) R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Stuttgart 1913.

Man hat früher wohl oft gesagt, Deutschland und besonders Norddeutschland besäße kein ausgesprochenes Paläolithikum, ja, es könne keines besitzen. Heute mehren sich die diesbezüglichen Funde zusehends, und Markkleeberg ist selbst ein gutes Beispiel für die gegenteilige Ansicht. Was uns bisher noch fehlt, das sind stratigraphisch gut zu beobachtende und zugleich an Ausbeute reiche Fundplätze. Die wenigen Ausnahmen[1]) verschwinden gegenüber dem überreichen westeuropäischen Material. Dies liegt nicht zum mindesten daran, daß in Frankreich seit über einem halben Jahrhundert fleißig gesammelt und stratigraphisch sowie typologisch gearbeitet wurde, während man sich bei uns bis vor ganz kurzer Zeit mit dem Gedanken tröstete, daß eben gar nichts vorkommen könne. Es stand unter diesen Verhältnissen von vornherein fest, daß gutes und reiches Material zum Vergleiche mit den Markkleeberger Fundstücken nur in dem für das Paläolithikum klassisch gewordenem Frankreich zur Verfügung stehe. Ich folgte deswegen gern einer freundlichen Einladung von Prof. Obermaier an das vom Fürsten von Monaco neugegründete Institut de palaeontologie humaine und führte diese Reise im Auftrage des Rates der Stadt Leipzig aus. In diesem so großzügig angelegten und vorzüglich geleiteten Institut fand ich in den Professoren Breuil und Obermaier Fachleute, die mit aufopfernder Liebenswürdigkeit stets bereit waren, mir ihr größtenteils unediertes Material sowie ihre reiche, auf jahrzehntelange Praxis gegründete Erfahrung zur Verfügung zu stellen. Nicht minder hilfsbereit zeigte sich Prof. Commont in Amiens, bei dem ich in Begleitung von Prof. Obermaier zwei Tage Gelegenheit hatte, die klassischen Aufschlüsse des Sommetals zu studieren und die viele Tausende von Stücken zählende Privatsammlung einzusehen, die glänzendste Sammlung des Altpaläolithikums überhaupt. Alle drei Herren, denen ich mein Fundmaterial vorlegte, stimmten darin überein, daß es sich hierbei um ein klassisches Moustérien handele und daß man in ihm drei Niveaus unterscheiden könne. Wir werden auf diese Resultate, die ich in einem Artikel der Prähistorischen Zeitschrift 1913 unter dem Titel: „Das Alter der altpaläolithischen Station Markkleeberg bei Leipzig“ festlegte, im folgenden näher eingehen, ich möchte nur nicht unterlassen, diesen drei Herren auch an dieser Stelle nochmals meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

F. Wiegers[2]), der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die diluvialen Fundstätten Deutschlands besonders vom geologischen Standpunkt aus zu untersuchen, behandelt unsere Funde in einer Arbeit „Über das Alter des diluvialen Menschen in Deutschland“. Von geologischen Erwägungen ausgehend nimmt er das Acheuléen als Altersstufe für Markkleeberg an. C. Gagel schließt sich dieser Auffassung von Wiegers an in einer Besprechung von R. R. Schmidts diluvialer Vorzeit im „Geologischen Zentralblatt vom 1. März 1914“.

Auf diese Anschauungen werden wir später zurückkommen.

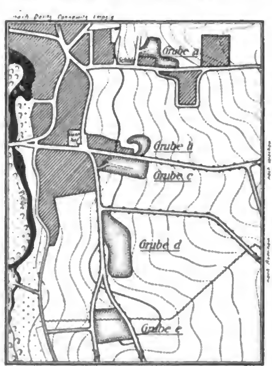
---

[1]) Sirgenstein, Ofnet. Siehe R. R. Schmidt a. a. O.

[2]) F. Wiegers, Über das Alter des diluvialen Menschen in Deutschland. Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft, Bd. 65, Jahrg. 1913, Monatsbericht 11.

2. Die örtlichen Verhältnisse.

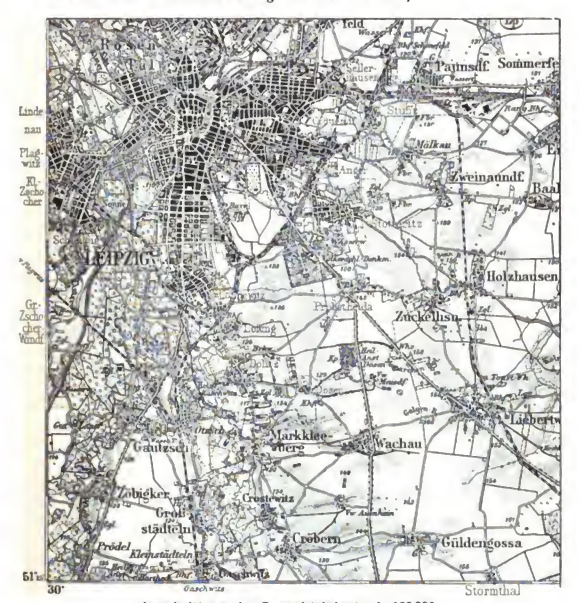
Markkleeberg, ein Dorf von 1400 Einwohnern, liegt 8 km fast genau südlich vom Zentrum Leipzigs, also inmitten der sächsisch-thüringischen Bucht, auch Leipziger Tieflandsbucht genannt. Bei Markkleeberg tritt die Pleiße, die sich in großen Windungen durch ihr 1 km breites Talbett schlängelt, dicht an ihr rechtes Steilufer heran. Das Talbett ist alluvial; es ist mit Laubwald und Wiesen bedeckt. Nur selten, zur Zeit der Schneeschmelze, tritt die Pleiße über ihre Ufer und füllt das breite Talbett an. Im Sommer deuten nur zahlreiche „tote Arme", abgeschnittene Flußstücke, auf die Überschwemmungen hin. Kurz vor Markkleeberg hat die Pleiße die Gösel, ihren größten rechten Nebenfluß im Süden Leipzigs, aufgenommen. Die Gösel folgt der Talwanne eines altdiluvialen Zweiges der Mulde, die in ihr große Schottermassen abgesetzt hat. Es stoßen also gerade bei Markkleeberg die Muldeschotter auf die Elster-Pleißeschotter, deren gegenseitige geologische Stellung Dr. Gäbert später erörtern wird. Die Elster-Pleißeschotter sind direkt um Markkleeberg in einer Reihe von Gruben angeschnitten worden. Die Nähe der ständig Neubauten ausführenden Großstadt wirkt günstig auf den Betrieb der Gruben, deren Material, Sand und Kies, zur Mörtel- und Betonherstellung Verwendung findet. Für unsere Betrachtungen sind folgende Gruben wichtig, die von Norden nach Süden aufgezählt werden:



Grube a östlich der Schule: Besitzer: Kaufmann Anton Berndt, Leipzig. Im Flurbuch bezeichnet 131 v. In ihr sind noch keine paläolithischen Funde gemacht worden; das Profil gibt R. R. Schmidt in seiner „Diluvialen Vorzeit Deutschlands" auf S. 98 (die Sande sind von ihm fälschlich als jungdiluvial bestimmt);

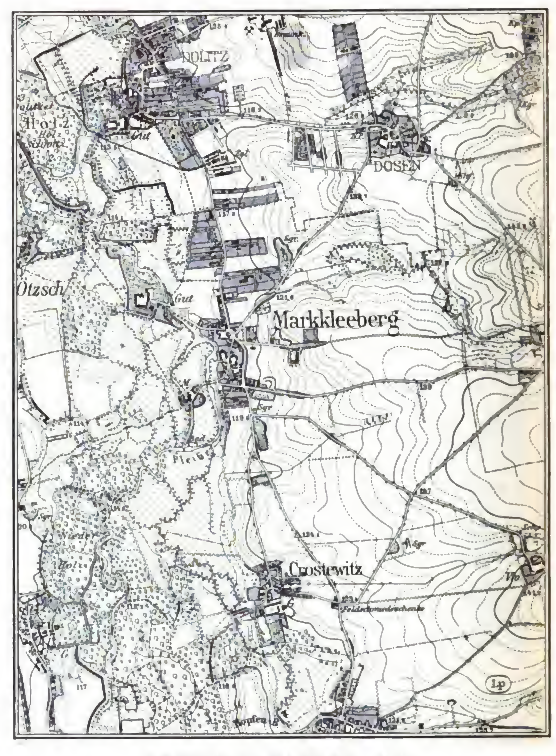
Grube b nördlich der Straße, die vom Markkleeberger Gasthof (Zum heiteren Blick) nach Wachau führt. Besitzer: Leipziger Immobiliengesellschaft, Leipzig. Im Flurbuch bezeichnet 152. In ihr ist der Betrieb schon im Herbst 1898 eingestellt worden. Von Funden ist nichts bekannt;

Grube c südlich der Straße, die vom Markkleeberger Gasthof nach Wachau führt. Besitzer: Gutsbesitzer Moritz Kabitzsch, Markkleeberg. Im Flurbuch bezeichnet 155. Aus ihr stammen die Funde Dr. Etzolds und die ersten vom Verfasser beobachteten. Sie wurde auflässig im Dezember 1905;



Ausschnitt aus der Generalstabskarte, 1 : 100000.

Grube d in der Gabel zwischen der von Markkleeberg nach Cröbern und nach Vorwerk Auenhain führenden Straße. Besitzer: Rittergutsbesitzer J. v. der Crone-Markkleeberg. Im Flurbuch bezeichnet 162. Im Volksmund wird sie ganz allgemein genannt „Anton Berndts Kiesgrube", weil dieser die Ausbeutung übernommen hat. Aus ihr stammen die weitaus zahlreichsten in dieser Monographie beschriebenen Funde;



Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1 : 25 000.

Grube e in der Gabel zwischen der von Markkleeberg nach Crostewitz und Cröbern führenden Straße. Besitzer: Kunstmühlenbesitzer Otto Weyhmann, Markkleeberg. Im Flurbuch bezeichnet 169. Sie war jahrelang verfallen. Der Betrieb in ihr ist erst im Jahre 1912 wieder aufgenommen worden. Sie hat auch schon Paläolithika geliefert.

3. Die Funde im allgemeinen.

Die Aufsammlung der Funde. Die Station Markkleeberg ist, was bei den Sandgrubenfunden ja ganz natürlich ist, eine „offene Fundstätte". Die Manufakte finden sich vereinzelt in die hier in 4 bis 5 Meter Mächtigkeit aufgeschlossenen Sand- und Kiesmassen eingebettet. An eine systematische Ausgrabung ist infolgedessen nicht zu denken. In den letzten fünf Jahren, in denen ich die meisten Paläolithen zusammenbringen konnte, wurden in Grube d schätzungsweise 3000 cbm Sand und Kies gefördert. Hierin fanden sich etwa 300 gute Artefakte, so daß im Durchschnitt auf 10 cbm erst ein Werkzeug kam. Ich mußte mich also mit einer Aufsammlung begnügen. Im Laufe der Zeit hatte ich die Sandgrubenarbeiter so weit gebracht, daß sie mir alle nur halbwegs verdächtigen Feuersteinsplitter auf die Seite legten, die ich dann bei meinen häufigen Besuchen auslesen konnte. Nur in ganz vereinzelten Fällen ist es mir geglückt, bearbeitete Flintstücke aus den anstehenden Wänden herauszuziehen. Besonders erschwert, ja rein unmöglich wurde ein Sammeln in situ durch die Art und Weise, wie die Arbeiter den Sand gewannen. Nachdem die dünne Humusschicht abgefahren war, unterwühlte man auf der Sohle der Grube die Wände und stieß dann von oben mit eisernen Stangen ganze Partien ab, die natürlich beim Herunterbrechen durch die Wucht des Aufschlages zerstoben. Eine Unterscheidung einzelner Niveaus kann bei dieser Arbeitsweise nicht vorgenommen werden. Besonders gefährlich war diese Methode für die leicht zerbrechlichen tierischen Reste; es ist mir infolgedessen auch nicht gelungen, in der Grube d auch nur einen Zahn oder Knochen unversehrt zu bergen.

Die tierischen Reste. Die wenigen und schlecht erhaltenen diluvialen Zähne und Knochen hat mir Herr Prof. Dr. M. Schlosser-München in liebenswürdigster Weise bestimmt. Er schreibt darüber:

„Ich fand von Arten:

Elephas primigenius. Zwei Molarfragmente, vier Bruchstücke von Extremitätenknochen.

Equus. Ein unterer Molar und Bruchstücke von Zähnen. Ein Unterende der Tibia.

Rhinoceros antiquitatis (tichorhinus). Bruchstücke von mindestens drei unteren und drei oder vier oberen Backenzähnen."

Die Steinwerkzeuge. All die zahlreichen Manufakte aus Markkleeberg sind sämtlich aus Feuerstein hergestellt. Es fand sich kein Werkzeug aus einem anderen Gesteinsmaterial oder aus Knochen. Das Rohmaterial ist baltischer Flint, der mit den Gletschern vom Norden zu uns kam. Noch heute trifft man bei Markklee-

berg entweder in den Schottern oder in dem Geschiebelehm zahlreiche Flintknollen und -fragmente, wobei solche von Kopfgröße oder noch beträchtlicherem Umfang keine Seltenheit sind. Material für die Herstellung der Manufakte war also in diesem Gebiet reichlich vorhanden und brauchte nicht von anderswoher beschafft zu werden. Und doch sind die Werkzeuge nicht an der Stelle angefertigt worden, an der wir sie heute finden. Die meisten Stücke sind gerollt und gescheuert, was auf einen längeren Transport im Wasser hinweist. Die wenigsten Spuren der Scheuerung und die seltensten Rollretuschen zeigen noch die Funde, die der Oberstufe angehören, die meisten dagegen die aus dem unteren Niveau. Die Markkleeberger Paläolithen finden sich also auf sekundärer Lagerstätte. Außerdem sind fast alle Stücke patiniert, am meisten wieder die aus der Unterstufe. Fast überall zeigt sich eine Patina, die zwischen hellgelb, gelb, braun, lederbraun und dunkelbraun wechselt. Nur an den Stellen, an denen die Funde neuerdings (durch Schaufel oder Hacke) verletzt sind, kommt die ursprüngliche Farbe des Feuersteins zutage und sie beweisen, daß man fast durchgängig mit nur wenig Ausnahmen ein graues, etwas ins Bläuliche schimmernde Material bevorzugt hat.

Zu bemerken ist noch, daß alle in dieser Monographie beschriebenen und abgebildeten Funde aus der Grube d stammen, mit Ausnahme der Stücke auf Taf. XVII, Abb. 41 (in Grube c gefunden) und Taf. XII, Abb. 28, Taf. XIII, Abb. 31 und Taf. XV, Abb. 34 (in Grube e gefunden). Die beiden letzteren stellte mir Herr Dr. med. Rudolf Asmus in Teterow (Mecklenburg) in dankenswerter Weise zur Verfügung, er hat sie von einem Bureaubeamten des Weyhmannschen Werkes erhalten. Von den zahlreichen Stücken, die Herr F. M. Näbe nach meinem Weggang von Leipzig für das Museum für Völkerkunde sammelte, konnte ich nur das überaus wichtige Faustkeilbruchstück (Taf. VII, Abb. 13) und das Messer (Taf. XV, Abb. 35) berücksichtigen.

Die Bestimmung der Funde. In meiner ersten Nachricht über das Markkleeberger Paläolithikum[1]) schrieb ich über dessen Alter: „Bei den verhältnismäßig noch wenigen typischen Stücken läßt sich eine Einordnung in die prähistorischen Perioden noch nicht sicher ermöglichen.“ Die gut retuschierten Handspitzen, Klingenschaber und Klingen waren damals noch nicht gefunden. Durch die breiten Klingenabsplisse, die ich für Levalloistypen hielt und durch die Pseudospitzen, die ich fälschlicherweise für einseitig bearbeitete Faustkeile ansprach, da ich das klassische französische Material nur aus der Literatur kannte, ließ ich mich verleiten, das Acheuléen für Markkleeberg vorläufig in Anspruch zu nehmen. „Weitere Funde, die sichere Anhaltspunkte geben können, müssen abgewartet werden“, schrieb ich damals noch, und sie kamen mit dem sich immer weiter mehrenden Material in Gestalt des Faustkeilbruchstückes und besonders der Handspitzen. Um so mehr mußte es befremden, daß R. R. Schmidt[2]), der den weitaus größten Teil des hier veröffentlichten Materials selbst in der Hand gehabt hatte, in seiner Zusammenfassung über dessen Alter schreibt: „Der Gesamteindruck, Technik und

[1]) Prähistorische Zeitschrift, Bd. III, 1911, S. 116 ff.

[2]) R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, S. 99.

Formengebung der Geräte spricht für ein relativ hohes Alter der Industrie, deren chronologische Zugehörigkeit wir kaum später als im Frühacheuléen zu suchen haben, vielleicht aber noch einem früheren Zeitalter zusprechen müssen." Nach dieser, allerdings auch noch vorläufigen Einordnung müßte Markkleeberg älter als das tiefste Niveau von Taubach sein, das er dem Spätacheuléen zuschreibt und neben dem Frühacheulkeil von Sablon bei Metz die älteste diluviale Fundgruppe Deutschlands darstellen.

Zur Altersfrage nahm ich in der Prähistorischen Zeitschrift[1]) Stellung, wobei ich mich hauptsächlich auf das Urteil der französischen Prähistoriker stützte und außerdem Schlossers Begutachtung, die vom rein paläontologischen Standpunkt ausging, heranzog. Ich führte etwa folgendes aus:

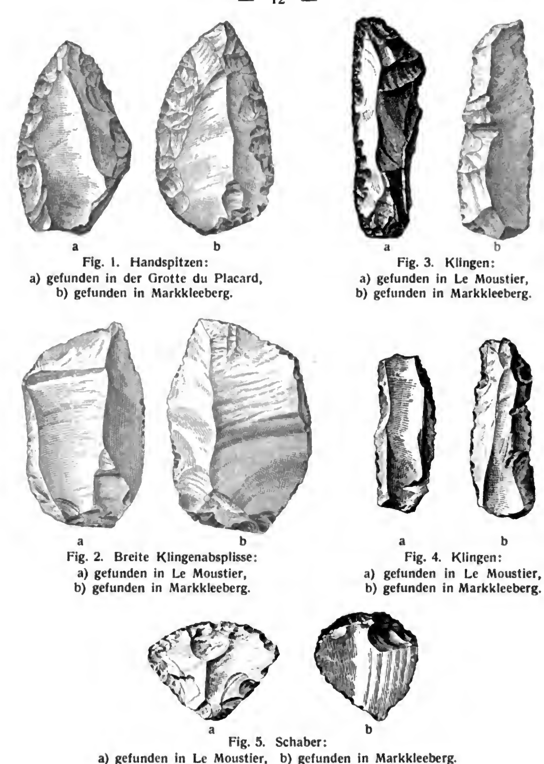
Prof. Dr. M. Schlosser-München, dem ich die Faunenreste mit der Bemerkung zugesandt hatte, R. R. Schmidt hielte die Paläolithen für Acheuléen, älter als Taubach, ja wahrscheinlich für die ältesten in Deutschland überhaupt, teilte diese Ansicht nicht, sondern urteilte, ohne das prähistorische Material zu kennen, also vom rein paläontologischen Standpunkt aus:

„Auf keinen Fall kann die Station die älteste in Deutschland sein, denn sowohl die Zusammensetzung der Fauna als auch der Fossilisationsgrad ist der nämliche wie aus dem Löß oder den damit gleichaltrigen Schottern der kalten Phase der letzten Interglazialzeit, somit des echten Moustériens. Der Erhaltungszustand lügt nicht, und ein Wechsel der Fauna existiert nicht. Die Station ist unbedingt jünger als Taubach."

Dieses auf rein paläontologischen Grundlagen aufgebaute Urteil sollte gestützt werden durch die archäologischen Untersuchungen. Nachdem die klassischen Handspitzen gefunden waren, lag es wohl sehr nahe, in der Hauptsache ein reines Moustérien anzunehmen. Auf meiner Reise nach Paris und Amiens, bei der ich den Professoren Breuil, Commont und Obermaier mein gesamtes Material unterbreiten konnte, fand ich diese Ansicht vollauf bestätigt durch diese besten Kenner der für das Paläolithikum klassischen französischen Fundstellen. Prof. Breuil hatte die Liebenswürdigkeit, mir aus den Sammlungen des internationalen Instituts für menschliche Paläontologie zu Paris einige von ihm aus den Schichten des Hochmoustérien der „Grotte du Placard" in der Charente und der Höhle von Le Moustier selbst ausgegrabene Stücke zur Verfügung zu stellen, die eine auffällige Ähnlichkeit mit Markkleeberger Stücken aufweisen. Ich bilde sie neben den Parallelfunden aus Markkleeberg ab.

Aber nicht nur eine Bestimmung verdanke ich den genannten Forschern, sondern auch eine Teilung in drei zeitlich aufeinander folgende Niveaus: eine Unterstufe, eine Mittelstufe und eine Oberstufe. Schon eine oberflächliche Betrachtung zeigte, daß die Paläolithen von Markkleeberg ganz verschiedenartig gerollt, gescheuert und vor allem patiniert waren. Eine hiernach vorgenommene Scheidung ergab drei verschiedene Stufen und zeigte, daß die am meisten gerollten und am tiefsten patinierten Stücke auch am rohesten geschlagen waren und die primitivste Formen-

[1]) Prähistorische Zeitschrift, Bd. V, 1913, S. 331ff.



a b
Fig. 1. Handspitzen:
a) gefunden in der Grotte du Placard,
b) gefunden in Markkleeberg.

a b
Fig. 3. Klingen:
a) gefunden in Le Moustier,
b) gefunden in Markkleeberg.

a b
Fig. 2. Breite Klingenabsplisse:
a) gefunden in Le Moustier,
b) gefunden in Markkleeberg.

a b
Fig. 4. Klingen:
a) gefunden in Le Moustier,
b) gefunden in Markkleeberg.

a b
Fig. 5. Schaber:
a) gefunden in Le Moustier, b) gefunden in Markkleeberg.

gebung aufwiesen, also eine Unterstufe kennzeichneten. Am wenigsten gerollt und gescheuert waren die am sorgfältigsten geschlagenen und retuschierten Stücke, die sich zu einer Oberstufe zusammenfassen ließen. Die Mittelstufe stellt, was sowohl

Rollung wie Bearbeitung anbetrifft, einen Übergang von der Unter- zur Oberstufe dar. Die Oberstufe entspricht dem Hochmoustérien der klassischen Fundstätten Frankreichs.

Die Dreiteilung wird, wenigstens für die Unter- und die Oberstufe, auch noch bestätigt durch die wenigen ihrer Fundtiefe nach bestimmten Funde. Auf der Lichtdrucktafel A bilde ich zwei Klingen als Vertreter dieser Stufen ab. Die linke (entspricht Taf. V, Abb. 8) wurde gefunden, als man den Weg in der Sandgrube d ausbesserte. Da die vollbeladenen Wagen in dem lockeren Sande nicht vorwärts kommen, hat man den Fahrweg in der Grube mit alten hölzernen Eisenbahnschwellen ausgelegt. Diese waren im Laufe der Zeit so abgefahren, daß sie durch neue ersetzt werden mußten, und als man im Boden Vertiefungen für die neuen Schwellen grub, fand man diese Klinge; also in der tiefsten Schicht, in die der geregelte Betrieb sonst kaum vordringt, etwa 5 m unter der Oberfläche; sie gehört in die Unterstufe. Die rechts abgebildete Klinge (entspricht Taf. XIV, Abb. 33) wurde in „Greifhöhe" aus einer Tonschmitze gezogen, lag also nur etwa 2 m unter der Oberfläche. Sie gehört zur Oberstufe. Die Wiedergabe in Lichtdruck zeigt besser als die Zeichnung die verschiedenartige Rollung, Scheuerung (namentlich an den Kanten und Rippen!) und Patinierung. Die zwischen beiden Klingen wiedergegebene Handspitze läßt die außerordentlich feine und sorgfältige Retuschierung sowie die geringe Rollung der Oberstufe erkennen.

Wenn nun R. R. Schmidt für Markkleeberg das Acheuléen oder gar das Chelléen[1]) in Anspruch nimmt, so stimmt dies zunächst faunistisch nicht mit dem überein, was er über diese beiden Stufen selbst schreibt. Er weist nämlich dem Chelléen eine „jüngere Antiquusfauna mit Elephas antiquus, Elephas meridionalis, Rhinoceros Merkii, Hippopotamus major" zu, dem Acheuléen ein „Hinzutreten der jüngeren Primigeniusfauna mit Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus zur jüngeren Antiquusfauna". Von letzterer haben sich keinerlei Spuren gezeigt, dagegen stimmt unsere Fauna mit der der übrigen Moustérienstationen vollständig überein. Nicht unwichtig für die Zeitbestimmung ist aber auch das zahlreiche Auftreten der langen, schmalen Klingen namentlich in der Oberstufe, die vielmehr auf ein bald kommendes Aurignacien als auf ältere Stufen hinweisen. Auch hierfür führen wir R. R. Schmidts eigne Worte an[2]):

„Das Moustérien, das noch die Traditionen der altpaläolithischen Fäustelkulturen pflegt, ist eines der interessantesten Bindeglieder in der Kultur paläolithischer Kunstentwicklung. Die Moustérienkultur von Combe-Capelle, das Hochmoustérien und die Abri Audit-Kultur repräsentieren die letzten Ausläufer der Fäustelfabrikation, von einigen mandelförmigen oder ovalen Schabern abgesehen, die vereinzelt auch noch im Frühaurignacien auftauchen. Andererseits macht sich aber, besonders im späten Moustérien, ein Umschwung zur jungpaläolithischen Klingenindustrie geltend. Die Systematik des Moustérien betrachten wir noch nicht als vollkommen abgeschlossen. Die gleichen Kulturen weisen in den verschiedenen

[1]) a. a. O. S. 260. [2]) a. a. O. S. 128.

Fundplätzen Nuancen auf, so daß Lokalentwicklungen nicht ausgeschlossen erscheinen. Den bisherigen Forschungsergebnissen entspricht demnach folgende Stratigraphie des Moustériens:

a) Combe-Capelle-Kultur. Mit herzförmigen Fäusteln und Moustierspitzen,
b) Primitivmoustérien. Sehr primitives Gerätinventar,
} Früh-Moustérien.

c) Hochmoustérien. Vorherrschen großer, schöner Moustierspitzen mit sorgfältiger Rand- und teilweiser Flächenbearbeitung (die Bearbeitungsweise nähert sich zuweilen der des Solutréen),
d) Spätmoustérien. La Quinaindustrie mit La Quinaschabern und Knochenunterlagen,
e) Abri Audit-Kultur. Übergangskultur vom Spätmoustérien zum Frühaurignacien.

Klimatologisch fällt das Moustérien mitten in eine Kältezeit. Die Änderung in der Zusammensetzung des altpaläolithischen Tierbestandes, der bereits im Acheuléen eine stärkere Aufnahme von kälteertragenden Elementen zu verzeichnen hat, vollzieht sich im Moustérien in verstärkter Weise, so daß während dieser Epoche eine typische Glazialfauna mit arktischen und alpinen Arten dominiert."

Wiegers[1]) geht bei seiner Bestimmung des Alters der Markkleeberger Paläolithen von anderen Gesichtspunkten aus. Er wendet sich gegen die geologische Bestimmung R. R. Schmidts, der die Markkleeberger Schotter in die letzte Zwischeneiszeit (Riß-Würm-Interglazial) setzt.

Leider wird hierbei wiederum das Profil herangezogen, das R. R. Schmidt a. a. O. S. 98 anführt mit der Bezeichnung in der „Grube hinter der Schule". Diese Bezeichnung ist nicht genau genug, denn es könnte scheinen, auch in dieser Grube seien Funde aufgetreten. Daß dies überhaupt nicht der Fall sein kann, ergibt sich schon daraus, daß dieser Aufschluß nach den Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte dem Miocän zugeschrieben ist. R. R. Schmidt bezeichnet ihn fälschlicherweise als jungdiluvial. Es ist Grube a der Spezialkarte auf S. 6. Zur Bestimmung der Paläolithlager kann dies Profil zunächst nicht herangezogen werden. Nur zur Klärung des gesamten geologischen Aufbaus ist es von Bedeutung.

Wiegers, der zur Zeit seiner Veröffentlichung weder das Fundmaterial noch die Profile aus eigner Anschauung kannte, ließ sich wahrscheinlich durch Schmidts Bestimmung der Artefakte als Chelléen und Acheuléen leiten, diese Perioden für Markkleeberg anzusetzen und fand dies zunächst bestätigt durch folgende Betrachtung: „Die Pleißeschotter von Markkleeberg ... gehen nach Westen über in die Elsterschotter; diese aber stellt Siegert mit Recht in das erste Interglazial, und es kann mithin ... keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch die Markkleeberger Schotter mit dem älteren Acheuléen dem ersten (norddeutschen, d. V.) Interglazial angehören."

Gagel schließt sich diesem Urteil vollkommen an in einer Besprechung von R. R. Schmidts Werk im Geologischen Zentralblatt, Bd. 20, Jahrg. 1914, S. 449,

[1]) F. Wiegers, Über das Alter des diluvialen Menschen in Deutschland, a. a. O.

indem er schreibt, „Markkleeberg ist unzweifelhaft vorletztes Interglazial bzw. ein älteres Interstadial".

Auf diese Einwendungen vom geologischen Standpunkt aus werden wir später zurückkommen.

Unsere archäologische Stellungnahme zu den bestimmenden Typen, deren Einteilung und Parallelisierung mit westeuropäischen Funden erläutert am besten eine allgemeine Beschreibung der Einzelstücke, deren Herstellung und Formengebung.

4. Die Formen der Unterstufe.

Die einfache Technik dieser Stufe wird treffend charakterisiert durch den Kernstein Taf. I, Abb. I. An ihm kann man die Herstellungsweise der Werkzeuge genau studieren. Er hat eine diskoide Gestalt. Seine leicht konkav gewölbten Spaltflächen entsprechen den Innenseiten der von ihm abgeschlagenen Späne. Man erkennt deutlich, daß der Paläolithiker von dem Rand aus nach dem Mittelpunkte zu geschlagen hat, daß also die Schlagzwiebeln am Außenrand gesessen haben müssen, und daß die Klingen sich von außen nach innen abschälten. Bei dieser Herstellungsweise mußten naturgemäß die Absplisse breit, dick und kurz werden. Sie weisen infolgedessen auch eine plumpe und wenig regelmäßige Gestalt auf, wie die Abb. 5, 6 und 7 auf Taf. IV dartun. Der Nukleus selbst wurde wenig sorgfältig behandelt, man beließ ihm oft die ursprüngliche Knollenrinde, und so kommt es, daß die Absplisse sehr oft noch Teile der ursprünglichen Knollenrinde aufweisen (Abb. 4 auf Taf. IV, Abb. 9 auf Taf. V und Abb. 10 auf Taf. VI). Die Klinge (Abb. 11 auf Taf. VI) trägt auf ihrer Außenseite sogar noch vollständig die alte Verwitterungsrinde. Wirklich gute Klingen, die als Schneidewerkzeuge Verwendung fanden, sind bei dieser Art der Herstellung selten, und wenn sie vorkommen, sind sie verhältnismäßig roh und plump geschlagen (Abb. 8 und 9 auf Taf. V). Von den späteren Klingen der Mittel- und Oberstufe unterscheiden sie sich vor allem durch ihren dicken Querschnitt (Fig. 6).

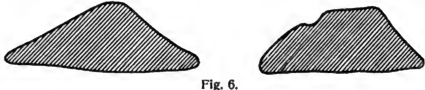


Fig. 6.
Vgl. zum Gegensatz Fig. 7.

Um diese Unterschiede in der Dicke an den einzelnen Stufen deutlicher zu zeigen, sind in der Einzelbeschreibung bei jedem Stücke die Maße angegeben, das wichtigste Maß ist das der Dicke, das immer in Vergleich zu Länge und Breite zu setzen ist.

Weitere Werkzeugformen der Unterstufe sind die groben Absplisse, die meist auch als Schneidewerkzeuge verwendet wurden (Abb. 2 auf Taf. II). Der auf Taf. III, Abb. 3 wiedergegebene Absplіß ist außerdem noch zugearbeitet worden.

Seine linke Kante hat eine Schutzretusche dadurch erhalten, daß mit drei kräftigen Schlägen drei in stumpfem Winkel ansetzende Flächen hergestellt wurden. Merkwürdigerweise sind die Retuschen so angebracht worden, daß dies Schneidewerkzeug mit der linken Hand angefaßt werden mußte (siehe erklärende Fig. zu Taf. III, S. 26).

Ein nur vereinzelt vorkommender Typus ist die grobe Handspitze, Abb. 4 auf Taf. IV. Sie ist aus einem breiten, nach oben spitz zulaufenden Absplіß hergestellt worden. Nachdem aber die Spitze beim Gebrauch abgebrochen war, ist das Stück als Schaber weiter verwendet worden, wie die kräftigen Schaberretuschen an der rechten Seitenkante andeuten.

Wirklich beabsichtigte Retuschen finden sich an den Werkzeugen nur selten. Wir lernten sie bei Abb. 3 auf Taf. III als großflächige Schutzretuschen kennen, nur ein Stück, Abb. 7 auf Taf. IV, zeigt eine durch feinere, aber noch lange nicht feine Retuschierung hergestellte Hohlkerbe.

Teils absichtlich angebracht, teils durch Gebrauch entstanden sind die Schaberretuschen an den Klingen und Absplissen Abb. 6, 9 und 11 auf Taf. IV, V u. VI.

Weit häufiger sind die Gebrauchsretuschen. Sie sind aber mitunter schwer von den natürlichen Rollretuschen zu unterscheiden.

Das wichtigste Artefakt der Unterstufe ist das Faustkeilbruchstück Abb. 13 auf Taf. VII. Leider sind die Spitze und das Bahnende abgebrochen. Gerade die Spitze hätte eine zweifelsfreie Bestimmung zugelassen. Ergänzt man sie lanzenspitzenförmig, würden wir ein oberes Acheuléen erhalten, gibt man dem Bruchstück ein kurzspitziges, oberes Ende, so reiht es sich ins untere Moustérien ein. Die Herstellungsweise ist folgende: Aus dem Kernstein muß erst ein plumpes, die spätere Form nur leicht andeutendes Stück geschlagen worden sein. Dieses ist dann „retuschiert" worden, und zwar in drei Abschnitten. Die größten Retuschen laufen vom Rande bis zur Mitte, die mittleren nur 2 cm vom Rande aus nach dem Innern, während die ganz kleinen der letzten Ausarbeitung sich nur am Rande finden.

Alle Stücke der Unterstufe sind beim Wassertransport stark gerollt, Rollretuschen zeigen sich an allen Stücken neben den Gebrauchsretuschen und haben diese oft stark verwischt. Die Spuren der Scheuerung dehnen sich über alle Flächen aus. Vor allem sind die Rippen und vorstehenden Kanten stark abgerollt, was ja auch die Schnitte Fig. 6 zeigen. Auch patiniert sind alle Stücke, die der Unterstufe am tiefsten. Dies tritt bei kleineren Verletzungen, die die Stücke neuerdings erhielten, zutage. Das Rohmaterial hat meist eine graublaue Farbe, die Oberfläche dagegen durch die Patinierung Farbenschattierungen, die zwischen Hellbraun bis Leder- und Dunkelbraun und Hellgrau bis Dunkelblaugrau schwanken. Die intensive Scheuerung und die tiefe Patinierung haben eine Oberflächenart in der Unterstufe herbeigeführt, die sich auf den ersten Blick von der der Oberstufe unterscheidet. Alle Stücke scheinen gleichsam mit einem dicken Lack überzogen, fühlen sich sammetartig an und zeigen einen hohen Glanz.

Der archäologische Charakter der Unterstufe wird durch den diskoiden Nucleus Abb. 1 und das Schneidewerkzeug mit steiler Schutzretusche als stark archaistisch

bestimmt und erinnert noch an Acheuléen. Leider läßt das Faustkeilbruchstück keine ganz genaue Einordnung zu. Wir können es nur deuten als oberes Acheuléen oder unteres Moustérien.

Aus der Unterstufe waren bis 1. Januar 1913 etwa 90 typische Stücke gesammelt.

5. Die Formen der Mittelstufe.

Ein Kernstein, an dem wir die Technik der Mittelstufe studieren könnten, ist nicht gefunden worden. Die fertigen Absplisse und Klingen weisen jedoch darauf hin, daß ihre Herstellungsweise Fortschritte gemacht hat. Die Absplisse, vergleiche Abb. 14 bis 18 auf Taf. VIII, sind weniger plump und in der Facettierung regelmäßiger als in der Unterstufe. Typisch ist die Breite der Absplisse bei verhältnismäßig geringer Dicke, das beste Beispiel hierfür ist Abb. 26 auf Taf. XI.

Wirkliche Klingen treten jetzt zuerst in größerer Anzahl auf. Auch sie weisen einen Fortschritt gegen die vereinzelten Exemplare der Unterstufe auf. Sie sind weniger plump (Abb. 19 bis 23 auf Taf. IX), aber noch verhältnismäßig dick im Querschnitt. Die ursprüngliche Knollenrinde muß bei der Zurichtung der Kernsteine schon sorgfältiger abgeschält sein, denn nur noch ganz vereinzelt ist sie an den Abschlägen zu beobachten.

Das Schlagzwiebelende wird jetzt des öfteren durch kurze, kräftige Schläge zugerichtet und erhält die für das Moustérien typische Basalretusche (Abb. 22 auf Taf. IX, Abb. 24 auf Taf. X, Abb. 27 auf Taf. XI, Abb. 28 und 29 auf Taf. XII).

Ein besonders interessanter Typus ist das „Instrument multiple", Abb. 25 auf Taf. X. Es ist ein Universalwerkzeug, das wie die Erläuterung auf S. 40 zeigt, als Messer, Schaber und Bohrer verwendet werden konnte.

Ebenfalls neu ist die Stichelspitze, Abb. 28 auf Taf. XII, die zwar noch plump an Gestalt, aber doch als Bohrer und Stichel gut geeignet ist.

In der Technik der Mittelstufe ist also insofern ein Fortschritt festzustellen, als bei einer Reihe von Klingen die ursprüngliche Schlagfläche am Schlagzwiebelende rechtwinklig zur Innen- und Außenseite durch kurze, kräftige Schläge zugerichtet und dadurch mit einer für das Moustérien typischen Basalretusche versehen wird. Die sonstigen Absichtsretuschen sind auch hier noch selten, an der breiten Klinge, Abb. 25 auf Taf. X, zeigt sich eine schöne, steile Schutzretusche, die bedeutend feiner ausgeführt ist als in der Unterstufe. Technisch merkwürdig und vereinzelt dastehend ist die Zuarbeitung der Stichelspitze, Abb. 28, weil hier, entgegengesetzt zur sonstigen Arbeitsweise, an der Spitze eine grobe Retuschierung von der Außenseite nach der Innenseite vorgenommen worden ist.

Schaber- und Gebrauchsretuschen sind an den verschiedensten Stücken zu beobachten. Sie sind auch hier oft schwer zu unterscheiden von den Rollretuschen, die aber bei weitem nicht mehr so häufig wie in der Unterstufe auftreten. Die Rollung und Scheuerung hat nachgelassen. Dies ist wiederum besonders gut an

2

den Rippen und Schneiden zu beobachten, die in der Unterstufe gleichsam abgeschliffen zu sein schienen, jetzt aber ziemlich scharfkantig sind.

Die Patina ist immer noch tief und hat die Oberflächen des meist graublauen Materials mit zum Teil tiefgrauen und tiefbraunen Farben überzogen.

Die archäologische Bestimmung der Mittelstufe ist festgelegt durch die Stücke mit Basalretusche, die für das reine Moustérien typisch ist.

Aus der Mittelstufe waren bis 1. Januar 1913 im ganzen 121 gute Stücke gesammelt worden.

6. Die Formen der Oberstufe.

Die gegenüber der Unterstufe weit fortgeschrittene Technik kann am besten an den Kernsteinen, Abb. 31 auf Taf. XIII und Abb. 32 auf Taf. XIV, studiert werden. Das Urstück, aus dem die Klingen hergestellt werden sollten, ist nicht mehr diskoid, es wird auch nicht mehr radial, vom Rande nach der Mitte zu, bearbeitet, sondern seiner größten Länge nach. Zu diesem Zwecke wird von einem länglichen Knollen die Haube abgeschlagen, er wird „geköpft", so daß eine wagerechte Schlagfläche entsteht (zu beobachten an Abb. 32). Dadurch wird einmal ein gleichmäßigerer Ansatz erreicht und zweitens ermöglicht, daß die Klingen in der Längsrichtung von oben nach unten, also alle parallel zueinander, geschlagen und so zu bedeutend größerer Gleichmäßigkeit und Länge gebracht werden können. Die Klingen werden regelmäßiger, länger und dünner. Die äußere Knollenrinde kann bei dieser Herstellungsweise sorgfältig abgeschält werden, nur ganz vereinzelt findet man Rindenreste an den Absplissen.



Fig. 7.

Die am häufigsten wiederkehrenden Werkzeugtypen sind die Klingen. Sie sind viel weniger plump als die der Unterstufe, verhältnismäßig prismatisch in der ganzen Länge und durchweg dünn im Querschnitt, Fig. 7.

Wir können zwei Arten unterscheiden: die breiten, z. B. Abb. 33, 34, 49, und die schmalen, z. B. Abb. 43 bis 47. Namentlich die letzteren setzen eine große Geschicklichkeit in der Technik voraus; sie deuten schon auf das nahe Ende des Moustérien hin und sind die ersten Anzeichen für das kommende klingenreiche Aurignacien. Ein im Moustérien häufiger, in Markkleeberg nur einmal vertretener Typus ist die Klinge, die man an ihrem oberen Ende schräg abschlug, um zu einer seitlich gelegenen Spitze zu gelangen (Abb. 60 auf Taf. XXII).

Besonders wichtig sind die breiten, an Klingen erinnernden Absplisse und die aus ihnen hervorgegangenen Formen. Prof. Breuil verdanke ich die nebenstehend abgebildete Serie aus den klassischen Schichten der Grotte von Le Moustier, welche die durch den Gebrauch bedingte Weiterbildung eines solchen breiten Klingen-

absplisses deutlich erkennen läßt. Der Absspliß Fig. 8a hat dank der hochentwickelten Technik des einfachen Schlagens an den Seitenkanten rasiermesserscharfe Schneide. Bei der Benutzung als Messer oder Schaber brechen kleine Muscheln aus, die Schneide wird also durch die Gebrauchsretuschen schartig. Um wieder eine gerade Schnittfläche herzustellen, bringt man zunächst kurze Retuschen absichtlich an und erhält eine zwar scharfe, aber nicht mehr einem Rasiermesser, sondern der Schräge eines Hobeleisens gleichende Schneide (Fig. 8 b). Auch diese bricht beim Gebrauch wieder aus und muß durch größere, mehr nach der Mitte zu gerichtete Muschelungen retuschiert werden. So entwickelt sich allmählich der Typus Fig. 8c. An unseren Markkleeberger Fundstücken haben wir gute Parallelen zu dieser Entwicklungsserie. Die Abb. 66 und 67 auf Taf. XXIV zeigen nur gering abgenutzte, fast noch haarscharfe Schneiden. An der Klinge Abb. 67 wurden schon die ersten Absichtsretuschen angebracht, und der Klingenschaber Abb. 65 weist breite, nach der Mitte zu verlaufende Absichtsretuschen auf.

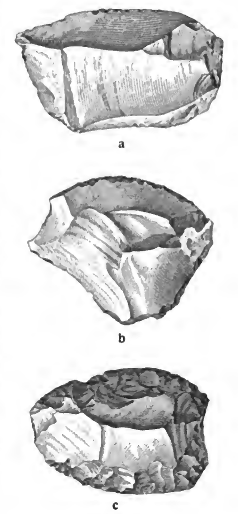


Fig. 8.

Besonders sauber gearbeitet und für die Oberstufe charakteristisch sind die Klinge mit Bohrerspitze, Abb. 63 auf Taf. XXIII, und die Handspitzen Abb. 68 und 69 auf Taf. XXIV. Diese beiden Handspitzen zeigen klassische Formen, wie wir sie aus Westeuropa kennen; und es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn wir die Handspitze Abb. 69 als die schönste bisher in Deutschland gefundene bezeichnen, die den vollkommensten Exemplaren aus Westeuropa die Wage hält.

Die fortgeschrittene Retuschierungsart lernten wir vorhin schon kennen. Es sei nur noch einmal auf die außerordentliche Feinheit und Gleichmäßigkeit der Retuschen an den Stücken Abb. 35, 64, 65, 68 und 69 hingewiesen. In der Mittelstufe lernten wir schon die Zurichtung der alten Schlagfläche kennen, auch in der Oberstufe können wir diese Basalretusche z. B. an den Stücken Abb. 59, 62, 64, 65 beobachten. Neu ist die Technik, das Schlagzwiebelende durch Lamellarretuschen dünner zu gestalten. Naturgemäß war dieses die dickste Stelle an der Klinge. Man beseitigte dies Hindernis für Anfassen und Schäften dadurch, daß man an der Außenseite in dem gleichen Sinne, wie man vorher die ganze Klinge abgesprengt

hatte, kleinere Lamellen stufenförmig abschlug (vgl. Fig. 9). Besonders schöne Beispiele hierfür sind die Abb. 33, 49 und 56.



Fig. 9.

Gerollt und gescheuert sind die Stücke der Oberstufe nur selten und dann auch nur gering. Oft sind die Schneiden und Rippen noch haarscharf, und wo wir Gebrauchsretuschen finden, sind diese nicht durch Rollretuschen verwischt.

Auch die Patinierung ist nicht mehr so tief wie früher, sie zieht sich nur noch wie ein feiner Hauch über die Oberfläche. Infolgedessen herrschen auch hellere Farben vor, tiefere sind verschwunden.

Der archäologische Charakter wird durch die Handspitzen unzweideutig als Hochmoustérien bestimmt. Die Nuclei und vor allem auch die langen schmalen Klingen weisen auf das nahe Ende des Moustérien und den baldigen Beginn des Aurignacien hin.

Aus der Oberstufe waren bis 1. Januar 1913 im ganzen 127 gute Stücke gesammelt.

Fassen wir vom rein archäologischen Standpunkt aus unser Urteil nochmals zusammen, so müssen wir betonen, daß die Hauptmasse der Markkleeberger Funde, wären diese in Frankreich aufgetreten, dem Moustérien zuzurechnen sein würden; einzelne Stücke der Unterstufe erinnern noch an Acheuléen, während eine ganze Anzahl der Oberstufe schon auf Aurignacien hinweisen.

7. Einzelbeschreibung der Fundstücke.

Die Fundstücke sind alle in natürlicher Größe abgebildet und stets so gestellt, daß das Schlagzwiebelende unten steht. Die Maße von Länge, Breite und Dicke sind stets die größten Werte, bedeuten also immer größte Länge, größte Breite, größte Dicke.

Gezeichnet wurde die weitaus größte Anzahl der Stücke in Amiens unter freundlicher Aufsicht des Herrn Prof. Commont.

Erklärung der Tafel I.

Abb. 1. Diskoider Kernstein aus Feuerstein.
Länge: 9,7 cm.
Breite: 10,1 cm.
Dicke: 6 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau bis schwarz.
Farbe des Materials: hellgrau.

Der scheibenförmige Feuersteinknollen ist auf beiden Seiten als Nucleus benutzt worden. Die Späne sind von ihm radial und zwar vom Rande nach innen zu abgeschlagen worden, sie können aber nicht sehr regelmäßig gewesen sein, wie die Spaltflächen andeuten. Der Kernstein ist stark gerollt und gescheuert, sowie tief patiniert.

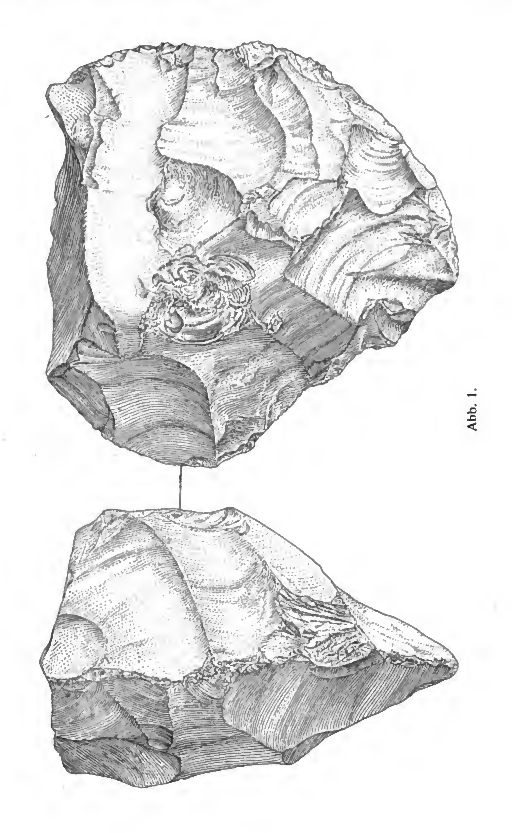


Abb. 1.

Erklärung der Tafel II.

Abb. 2. Grober Absplіß aus Feuerstein.
Länge: 9,9 cm.
Breite: 8,3 cm.
Dicke: 3 cm.
Farbe der Patina: lederbraun bis dunkelgrau.

Der grobe Absplіß ist stark gewölbt, zeigt eine querlaufende Hauptrippe, ist aber kaum als Klinge zu bezeichnen. Daß er gebraucht worden ist, zeigen grobe Gebrauchsretuschen. Im übrigen ist das Stück stark gerollt und gescheuert, sowie tief patiniert.

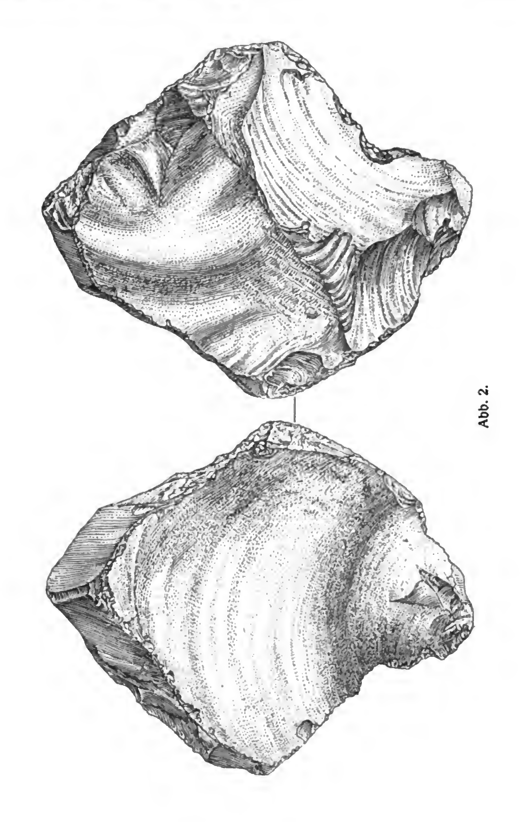


Abb. 2.

Erklärung der Tafel III.

Abb. 3. Breites Schneidewerkzeug aus Feuerstein.
Länge: 9,7 cm.
Breite: 7,5 cm.
Dicke: 2,2 cm.
Farbe der Patina: hellgelb bis hellbraun mit einzelnen grauen Stellen.

Ursprünglich ein breiter Klingenabspliß mit einer Hauptrippe, ist das Stück dadurch zu einem handgerechten Schneidewerkzeug hergerichtet worden, daß mit drei kräftigen Schlägen an der linken oberen Kante drei in stumpfem Winkel zur Klinge ansetzende Flächen abgeschlagen wurden, so daß eine Schutzretusche entstand. Die rechte Kante stellt die Schneide dar, sie ist viel benutzt, aber auch nachträglich im Wasser stark abgerollt. Das Werkzeug liegt bequem in der Hand, es ist unzweifelhaft für die linke Hand hergestellt.

Nach Commont: „Stark archaistischer Typus."



Handhabung des Schneidewerkzeuges in der linken Hand.

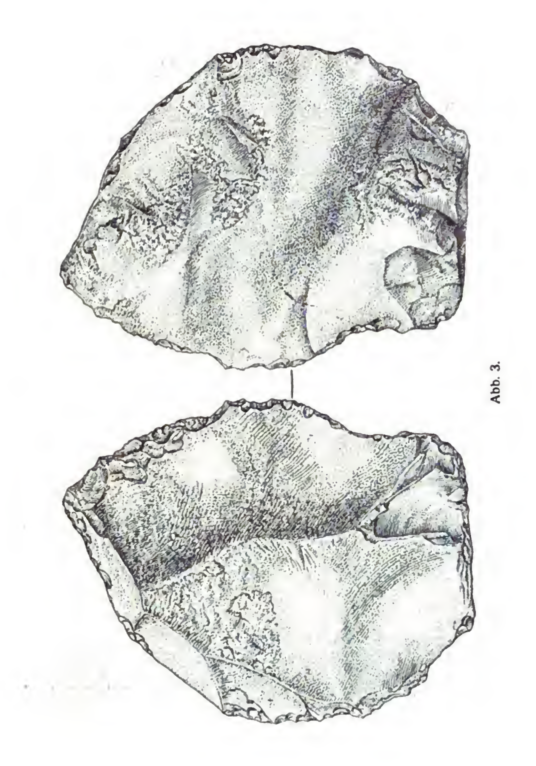


Abb. 3.

Erklärung der Tafel IV.

Abb. 4. Grobe Handspitze aus Feuerstein.
Länge: 7,6 cm.
Breite: 5,7 cm.
Dicke: 1,9 cm.
Farbe der Patina: dunkelgrau bis dunkelbraun.

Das Material scheint sich sehr schlecht zur Bearbeitung geeignet zu haben, denn die Innenseite ist nicht, wie sonst üblich, glatt, sondern zeigt eine Stufe und starke Wellenringe. Die Außenseite wird zum Teil noch von der ursprünglichen Knollenrinde gebildet. Das Stück war wohl ursprünglich als Handspitze gedacht, ist aber, nachdem die äußerste Spitze abgebrochen war, auch als Schaber benutzt worden, worauf die kräftigen Schaberretuschen an der rechten Seitenkante hinweisen. Es ist stark gescheuert und tief patiniert.

Abb. 5. Grober Abspliß aus Feuerstein.
Länge: 8,9 cm.
Breite: 5 cm.
Dicke: 1,6 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau.
Farbe des Materials: grau.

Der grobe, gewölbte AbsplIß zeigt an der äußeren Seitenfläche noch Spuren der ursprünglichen Knollenrinde. Er stellt gleichsam einen Sektor aus einem Flintknollen dar. Auf seine Benutzung weisen grobe Gebrauchsretuschen hin. Das Stück ist stark gerollt und gescheuert, auch tief patiniert.

Abb. 6. Klingenabsplиß aus Feuerstein.
Länge: 6 cm.
Breite: 5,8 cm.
Dicke: 1,9 cm.
Farbe der Patina: dunkelbraun.

Die breite und kurze, außerordentlich unregelmäßige Klinge ist im Wasser sehr lange gerollt und gescheuert, alle Ecken und Kanten sind stark abgeschliffen. Nur die rechte Seitenkante läßt noch eine kräftige Schaberretusche erkennen.

Abb. 7. Klinge mit Hohlkerbe aus Feuerstein.
Länge: 7,5 cm.
Breite: 4,9 cm.
Dicke: 1,7 cm.
Farbe der Patina: dunkelgrau mit gelben Streifen.

Die kurze, breite Klinge trägt eine ganze Reihe stark abgescheuerter, unregelmäßig verlaufender Rippen. Die linke Seitenkante ist oben zu einer typischen Hohlkerbe ausgearbeitet. Das ganze Stück ist außerordentlich stark gescheuert und tief patiniert.

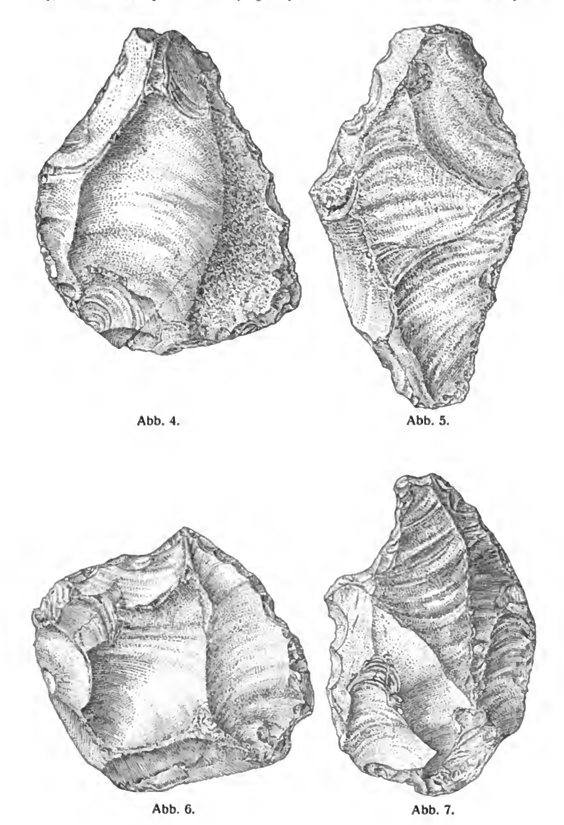


Abb. 4. Abb. 5.

Abb. 6. Abb. 7.

Erklärung der Tafel V.

Abb. 8. Kräftige Klinge aus Feuerstein.
Länge: 10,5 cm.
Breite: 4,8 cm.
Dicke: 2 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau mit rostbraunen Flecken.

Die Klinge, die sich trotz ihrer rohen Arbeit durch regelmäßige Form und Größe auszeichnet, trägt auf der Außenseite eine kräftige Hauptrippe. Sie ist stark gerollt und kräftig patiniert. Besonders die Ränder haben durchweg bei der Rollung gelitten, ihre tiefen Rollretuschen haben künstliche Retuschen ganz verschwinden lassen.

Abb. 9. Klingenschaber aus Feuerstein.
Länge: 10,1 cm.
Breite: 4,7 cm.
Dicke: 1,7 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau.

Die grobe Klinge, mit zwei Hauptrippen versehen, zeigt an der linken oberen Seite noch die ursprüngliche Knollenrinde. Die rechte Längsseite ist durch kräftige Steilretuschen zum Auflegen des Zeigefingers beim Schneiden zugearbeitet worden (Schutzretusche). Die linke Längsseite weist Gebrauchsretuschen auf, die jedoch durch Rollung stark verwischt sind. Überhaupt ist das ganze Stück sehr gescheuert und tief patiniert.

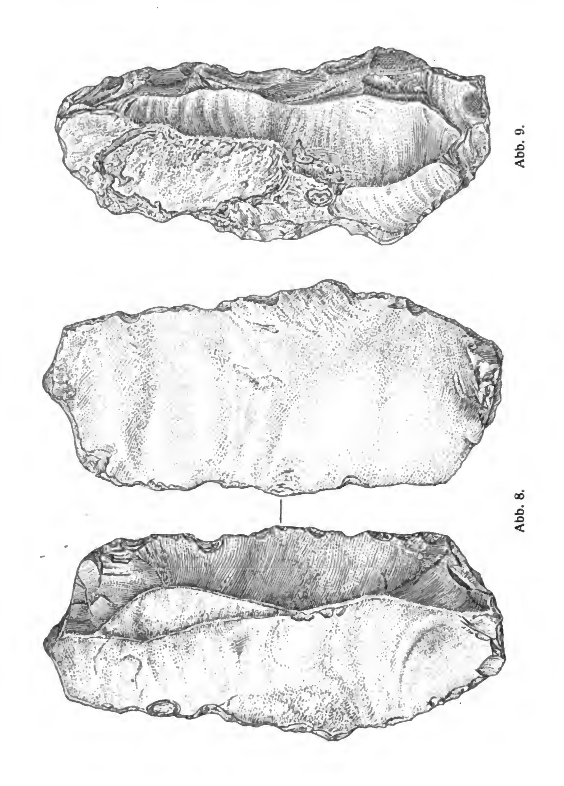


Abb. 9.

Abb. 8.

Erklärung der Tafel VI.

Abb. 10. Starke Klinge aus Feuerstein.

Länge: 8,3 cm.

Breite: 3,7 cm.

Dicke: 1,6 cm.

Farbe der Patina: grau mit dunkelgrauen Adern.

Die außerordentlich dicke Klinge zeigt zwei Hauptrippen. Das der Schlagzwiebel gegenüberliegende Ende wird noch durch die ursprüngliche Knollenrinde gebildet. Die Schneiden sind stark abgerollt; überhaupt weist das Stück auf lang andauernde Scheuerung und Rollung hin.

Abb. 11. Klingenförmiger Knollenabspliß aus Feuerstein.

Länge: 7,4 cm.

Breite: 2,8 cm.

Dicke: 1 cm.

Farbe der Patina an der Spaltfläche: dunkelgrau.

Farbe der Patina an der Rinde: gelbgrau.

Die Klinge stellt einen der ersten Absplisse vom Kernstein dar, sie zeigt an ihrer Außenseite noch die ursprüngliche Rinde des Knollens. Die rechte Seitenkante weist längs des ganzen Randes typische Kratzerretuschen auf. Das Stück ist stark gerollt und tief patiniert.

Abb. 12. Abspliß aus Feuerstein.

Länge: 8,5 cm.

Breite: 4,7 cm.

Dicke: 1,3 cm.

Farbe der Patina: graubraun.

Der flache Abspliß weist nur unregelmäßige Rippen und infolgedessen auch unregelmäßige Gestalt auf. Die Gebrauchsretuschen sind stark abgescheuert; überhaupt ist das Stück lange gerollt.

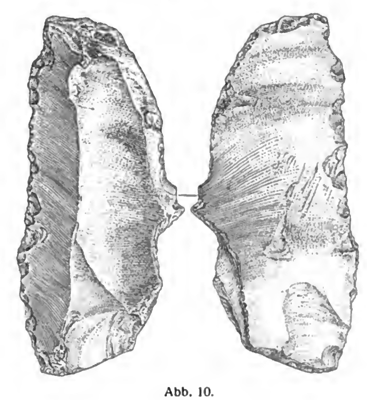


Abb. 10.

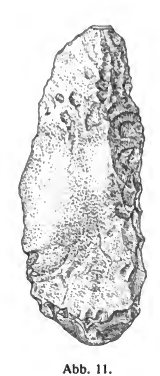


Abb. 11.



Abb. 12.

3

Erklärung der Tafel VII.

Abb. 13. Faustkeilbruchstück aus Feuerstein.
Länge: 7 cm.
Breite: 6,4 cm.
Dicke: 2,8 cm.
Farbe der Patina: gelb bis braun.
Farbe des Materials: hellgrau.

Der Faustkeil ist leider nur in seinem mittleren Teile erhalten. Er muß schon im Paläolithikum zerbrochen sein, denn die Bruchstellen machen einen durchaus alten Eindruck, sie sind verstoßen und zeigen die nämliche Patina wie die übrige Oberfläche. Daß gerade die Spitze weggebrochen ist, ist um so bedauerlicher, als sie ja gerade eine genaue Zeitbestimmung zulassen würde. Ergänzt man sie „lanzenspitzenförmig", würden wir ein oberes Acheuléen erhalten, gibt man dem Bruchstück ein kurzspitziges oberes Ende, so reiht es sich ins untere Moustérien ein. Auf unserer Abbildung ist die letztere Rekonstruktion angenommen worden, doch soll dadurch erstere Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein. Eine genaue Aufklärung kann erst der Fund eines vollständigen Exemplares bringen, vorläufig können wir nur als Zeitbestimmung des Faustkeilbruchstückes angeben: Oberes Acheuléen oder unteres Moustérien.

Das Stück läßt schon eine hohe Technik der Flintbearbeitung voraussetzen. Es ist, wie wir an den Retuschen genau erkennen können, in drei Abschnitten geschlagen, wobei die Zurichtung des Kernsteines und die rohe Formengebung noch nicht einmal berücksichtigt sind. Die größten Retuschen der ersten Bearbeitung laufen vom Rande bis zur Mitte, wo sie zusammentreffen, die mittleren der zweiten Zuarbeitung reichen nur etwa 2 cm vom Rande aus nach der Mitte zu, während die ganz kleinen der letzten Ausarbeitung sich nur am Rande finden. Wie der Querschnitt zeigt, ist die eine Breitseite viel stärker gewölbt als die andere.

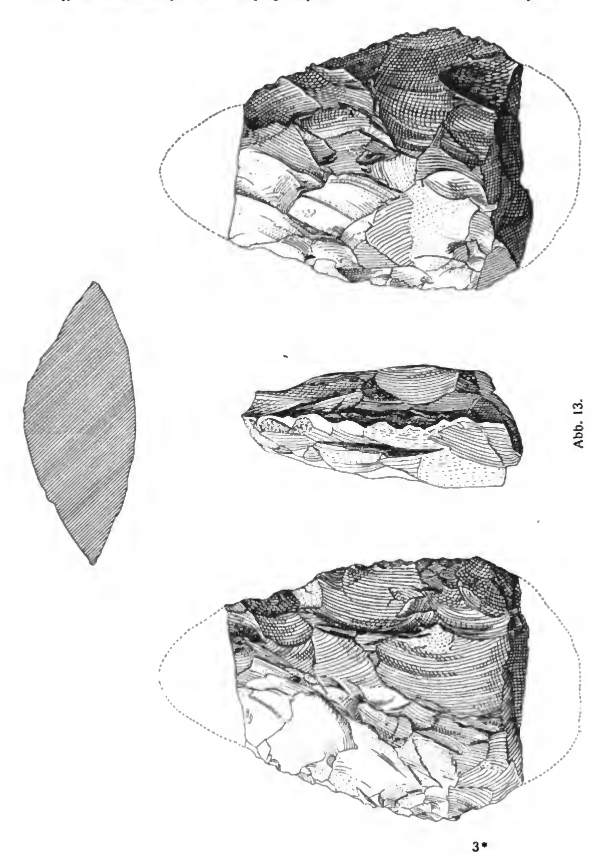


Abb. 13.

Erklärung der Tafel VIII.

Abb. 14. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 9 cm.
Breite: 4,8 cm.
Dicke: 1 cm.
Farbe der Patina: lederbraun bis dunkelbraun.

Die Klinge trägt zwei Hauptrippen und mehrere unregelmäßige Nebenrippen. Die Seitenkanten sind leicht abgerollt, primäre Gebrauchsretuschen lassen sich nicht mehr feststellen. Das Stück zeigt noch ziemlich rohe Form, ist aber nach Moustérienart an dem Schlagzwiebelende durch Querschläge zugerichtet.

Abb. 15. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 7,6 cm.
Breite: 5,7 cm.
Dicke: 1,8 cm.
Farbe der Patina: gelb.

Der Abspliß weist eine Mittelrippe auf. Am Schlagzwiebelende ist versucht worden, durch kurze, kräftige Schläge eine „flache Moustérienbasis" herzustellen. Die Längsseiten zeigen eine Reihe Rollretuschen.

Abb. 16. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 7,3 cm.
Breite: 4,2 cm.
Dicke: 1,5 cm.
Farbe der Patina: grau.

Der Abspliß weist eine sich nach oben und unten gabelnde Mittelrippe auf. Die Längsseiten sind unregelmäßig ausgebuchtet und zeigen Gebrauchs- wie Rollretuschen. Im übrigen ist das Stück ziemlich stark gescheuert.

Abb. 17. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 6,9 cm.
Breite: 4,6 cm.
Dicke: 1,7 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau.

Die breite, kurze Klinge sollte wahrscheinlich zu einem Kratzer umgearbeitet werden, man stand jedoch von der Ausführung ab. Das Stück zeigt keine vollständige Längsrippe, sondern nur unregelmäßige Querrippen, ist also eine mißglückte Arbeit. Es ist nur wenig gescheuert und weist geringe Rollretuschen auf.

Abb. 18. Trapezoider Abspliß aus Feuerstein.
Länge: 6,7 cm.
Breite: 4,3 cm.
Dicke: 1,2 cm.
Farbe der Patina: graugelb.

Der Abspliß trägt eine unregelmäßige Hauptrippe mit mehreren muschligen Flächenansätzen. Die Gestalt ist atypisch. Die Seitenkanten zeigen zahlreiche Rollretuschen. Das Stück ist fast gar nicht gescheuert.



Abb. 14.

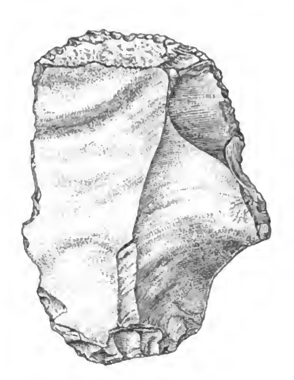


Abb. 15.

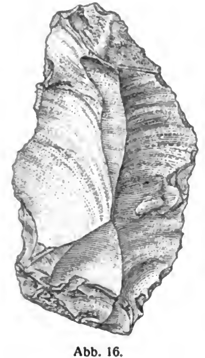


Abb. 16.

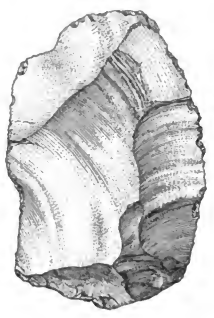


Abb. 17.

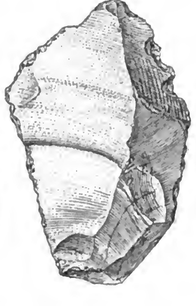


Abb. 18.

Erklärung der Tafel IX.

Abb. 19. Schmaler Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 7,7 cm.
Breite: 2,1 cm.
Dicke: 1,2 cm.
Farbe der Patina: leder- bis dunkelbraun.
Die schmale Klinge zeigt nur eine Hauptrippe, die sich am unteren Ende gabelt. Sie ist stark gewölbt und verhältnismäßig dick. Die beiden Seitenränder tragen eine Reihe Rollretuschen.
Abb. 20. Klinge aus Feuerstein.
Länge: 6,8 cm.
Breite: 2,6 cm.
Dicke: 0,8 cm.
Farbe der Patina: dunkelgrau.
Die flach gewölbte Klinge weist zwei Hauptrippen auf. Die Seitenkanten zeigen geringe Rollretuschen; im übrigen ist das Stück wenig gescheuert.
Abb. 21. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 6 cm.
Breite: 2,5 cm.
Dicke: 0,9 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.
Die unregelmäßige Klinge besitzt zwei Hauptrippen, die sich in der Mitte fast parallel, nach beiden Enden zu aber stark auseinander laufen. Die Schlagzwiebel sitzt in der rechten unteren Ecke. Die beiden Seitenkanten tragen Rollretuschen.
Abb. 22. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 7,3 cm.
Breite: 3,6 cm.
Dicke: 1,2 cm.
Farbe der Patina: hell- bis lederbraun.
Die etwas gewölbte Klinge trägt eine Mittelrippe, der zwei kleinere parallel laufen. Das Schlagzwiebelende ist durch kurze kräftige Schläge zugerichtet und erhielt so eine typische Basalretusche. Die Seitenkanten zeigen geringe Rollretuschen.
Abb. 23. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 7,6 cm.
Breite: 3,4 cm.
Dicke: 1 cm.
Farbe der Patina: grau.
Die Klinge zeigt zwei in spitzem Winkel aufeinander zulaufende Hauptrippen. Die rechte Facette wird zum größten Teil noch von der ursprünglichen Knollenrinde gebildet. Das Stück ist nur leicht gerollt und hat an den Seitenkanten nur wenig tiefe Rollretuschen.

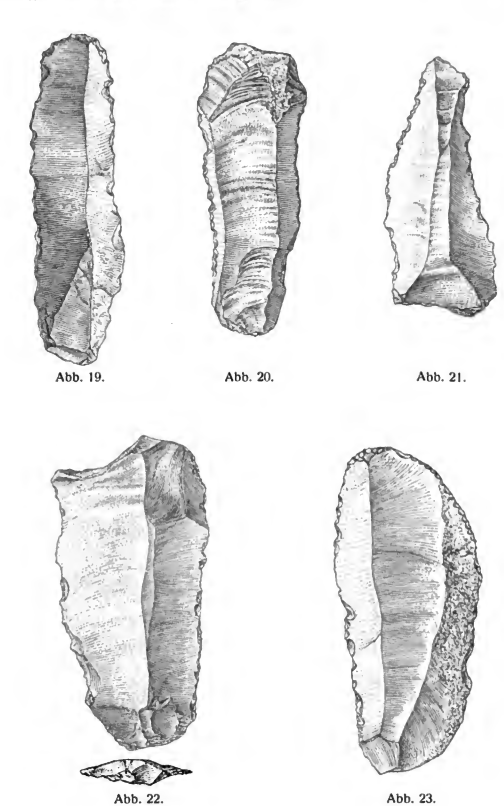


Abb. 19. Abb. 20. Abb. 21.

Abb. 22. Abb. 23.

Erklärung der Tafel X.

Abb. 24. Breiter Klingenabschlag aus Feuerstein.

Länge: 8 cm.

Breite: 5 cm.

Dicke: 1,4 cm.

Farbe der Patina: hellgrau bis hellgelb mit rotbraunen Flecken zum Teil gemasert.

Die Klinge trägt an der Außenseite zwei Rippen. Die mittlere flachkonkave Facette erleichtert das Auflegen des Daumens. Die obere Kante ist schräg zugearbeitet für den Zeigefinger. Der linke Seitenrand stellt die stark abgenutzte Schneide dar, durch spätere Rollung und Pressung im Wasser ist diese an einzelnen Stellen unregelmäßig zerschunden. Das Schlagzwiebelende zeigt typische Basalretusche.

Abb. 25. Absplitß aus Feuerstein. „Instrument multiple."

Länge: 8,9 cm.

Breite: 5,8 cm.

Dicke: 1,7 cm.

Farbe der Patina: braun bis dunkelgrau.

Farbe des Materials: blaugrau.

Der kräftige Absplitß besitzt selten gleichmäßige Stärke. Er ist fast ungerollt und nur leicht patiniert. Ob seiner regelmäßigen, handlichen Form wurde er zu verschiedenen Arten der Werktätigkeit benutzt und stellt so einen vielseitigen Typ oder „Instrument multiple" dar.

- a Schöne Steilretusche, wahrscheinlich Schutzretusche für Benutzung der Schneide d.
- b Leichte Kerbe in Steilretusche.
- c Bohrerspitze, durch die Retuschen b und d hergestellt.
- d Kräftige Schaberretusche.
- e eine Art von Bohrerspitze, zufällig entstanden, aber wahrscheinlich benutzt.

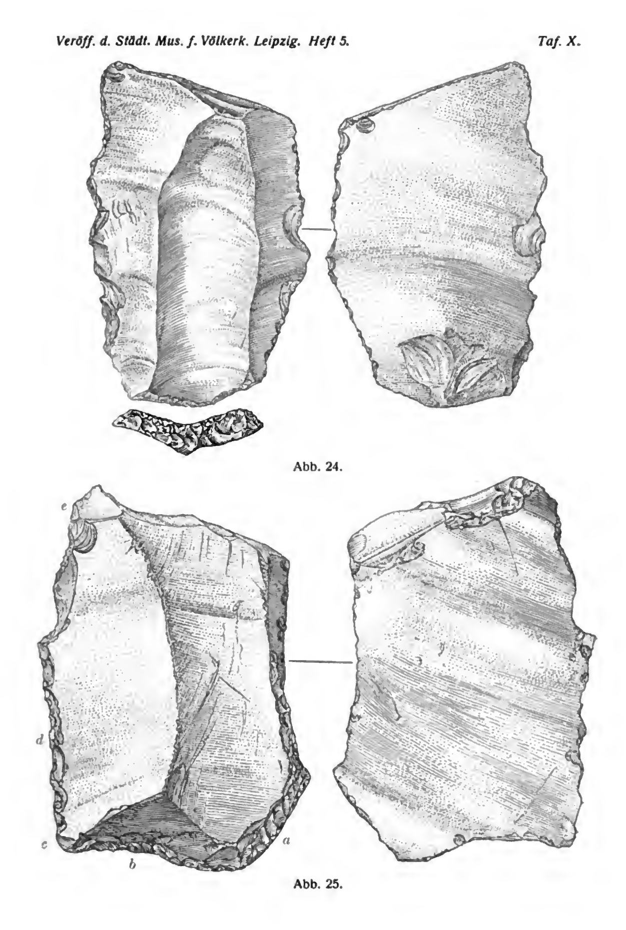


Abb. 24.

Abb. 25.

Erklärung der Tafel XI.

Abb. 26. Breiter Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 10 cm.
Breite: 8 cm.
Dicke: 2,2 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Das Material dieses Stückes scheint sich nicht gut zum Spalten oder Absprengen von Spänen geeignet zu haben. Schon am Nucleus ließ sich dem Anschein nach keine glatte Fläche herstellen, so daß an der Außenseite keine regelrechten Rippen und Facetten, sondern eine Reihe unregelmäßiger stark muscheliger Flächen zu beobachten sind. Wie die Gebrauchsretuschen andeuten, wurde die Klinge als Schneidewerkzeug benutzt.

Abb. 27. Abspliß aus Feuerstein, als Schneidewerkzeug benutzt.
Länge: 9,5 cm.
Breite: 5,3 cm.
Dicke: 1,9 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau mit dunklen Bändern.

Der unregelmäßige, stark gewölbte Abspliß trägt zwei Hauptrippen und mehrere Nebenrippen. Er ist wenig stark gerollt und nur leicht patiniert. Die linke Seitenkante, die die Schneide darstellt, zeigt eine kräftige Gebrauchsretusche als Folge des Schabens. Rechts unten ist eine schöne steile Schutz- oder Anfassungsretusche, die in eine Basalretusche übergeht, hergestellt. Das Stück liegt ebenso gut in der rechten wie in der linken Hand.

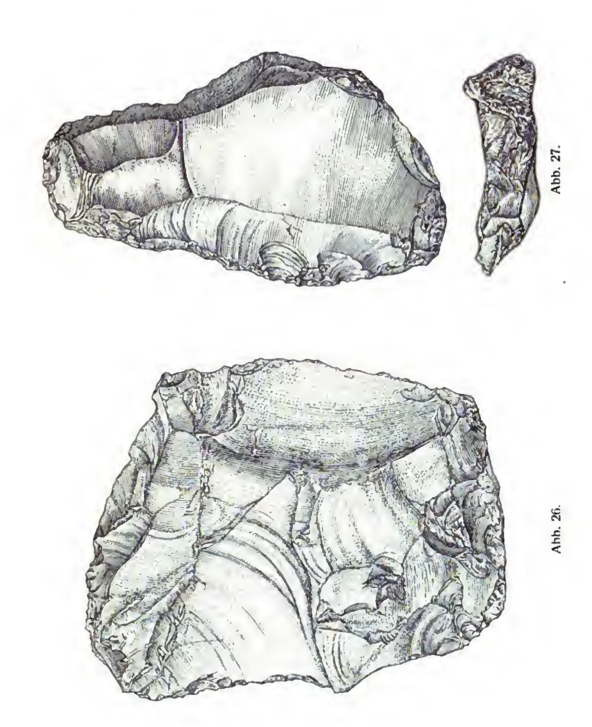


Abb. 27.

Abb. 26.

Erklärung der Tafel XII.

Abb. 28. Plumpe, massive Stichelspitze aus Feuerstein.
Länge: 9,7 cm.
Breite: 5,7 cm.
Dicke: 2,1 cm.
Farbe der Patina: hellgelb bis hellgrau.

Die Spitze ist gleichsam als Sektor aus einem Feuersteinknollen herausgesprengt. Die Außenseite zeigt rechts noch Spuren der Rinde. Gegen alle Gewohnheit ist hier die Innenseite bearbeitet, so daß, durch kräftige Schläge von außen hergestellt, mehrere Flächen eine plumpe Spitze bilden. In der Nähe der Rindenreste ist der Seitenrand kräftig ausgesprengt für das Anfassen mit der vollen Hand. Das Schlagzwiebelende zeigt Basalretusche.

Abb. 29. Pseudospitze aus Feuerstein.
Länge: 10,1 cm.
Breite: 6 cm.
Dicke: 1,9 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die Spitzform dieses Stückes ist unbeabsichtigt entstanden, die Hauptrippen laufen quer über die Außenfläche. Die Ränder zeigen überall Retuschen, doch läßt sich nicht feststellen, ob es Roll- oder Gebrauchsretuschen sind. Die Basis trägt Spuren der Zurichtung für eine Basalretusche.

Abb. 30. Pseudospitze aus Feuerstein.
Länge: 8,2 cm.
Breite: 4,4 cm.
Dicke: 1,7 cm.
Farbe der Patina: gelb bis lederbraun.

Der Absplíß zeigt zwei Hauptrippen, ist aber ziemlich unregelmäßig geschlagen, was wahrscheinlich durch das Material bedingt ist. Die Seitenkanten zeigen Retuschen, die sicherlich durch Rollung und Pressung entstanden sind.

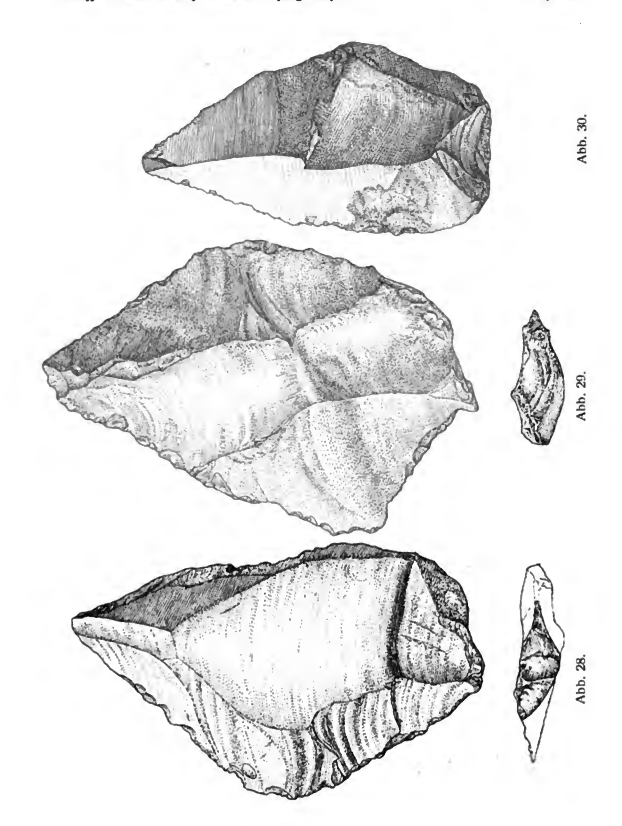


Abb. 30.

Abb. 29.

Abb. 28.

Erklärung der Tafel XIII.

Abb. 31. Kernstein aus Flint.
Länge: 21 cm.
Breite: 11,3 cm.
Dicke: 9,6 cm.
Farbe der Patina: hellgelb bis dunkelgrau.

Der riesige Kernstein hat spitzovale Form. Er ist fast in seiner ganzen Rundung abgearbeitet, nur an einzelnen Stellen zeigt sich noch die ursprüngliche Knollenrinde. Wahrscheinlich ist er „geköpft" gewesen, wie die schräge Fläche an seiner Spitze andeutet, eine direkte Schlagfläche läßt sich dagegen heute nicht mehr nachweisen. Deutlich lassen sich noch vier große negative Spaltflächen erkennen, doch weisen die kleineren Muschelflächen darauf hin, daß wohl weit über 10 gute Klingen von der letzten Peripherie des Kernsteins abgeschlagen worden sind, natürlich ganz ungeachtet derer, von denen keine Spaltflächen mehr sichtbar sind. Die Klingen selbst müssen zum Teil die für unsere Periode erstaunliche Länge von über 20 cm besessen haben. Jedenfalls war dieser Flintknollen vorzügliches Material, das leicht und regelmäßig sprang. Original im Besitz des Herrn Dr. med. Asmus in Teterow (Mecklenburg).

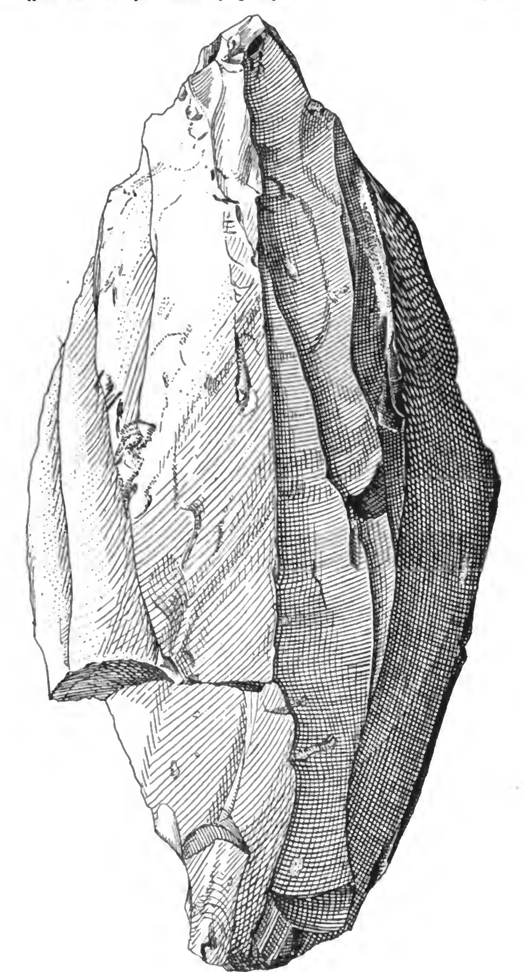


Abb. 31.

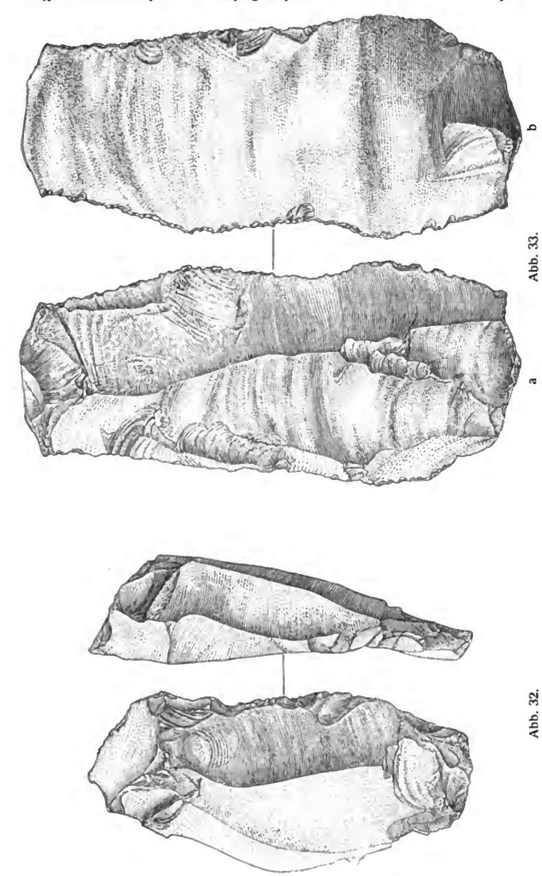
Erklärung der Tafel XIV.

Abb. 32. Kernsteinbruchstück aus Feuerstein.
Länge: 8,9 cm.
Breite: 4,3 cm.
Dicke: 2,3 cm.
Farbe der Patina: gelb und grau.

Das Stück stellt einen Teil eines größeren Kernsteins dar, der für die Klingenherstellung zugerichtet war. Ein Teil der Schlagfläche und die negativen Spaltflächen der abgesprengten Klingen (vier an der Zahl) sind vorzüglich sichtbar. „Unzweideutiger, technischer Beweis für das nahende Ende des Moustérien" (Commont).

Abb. 33. a Außenseite, b Innenseite. Lange flache Klinge aus Feuerstein.
Länge: 11,7 cm.
Breite: 5,3 cm.
Dicke: 1,5 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.
Farbe des Materials: grau.

Die Klinge ist die längste, die in Markkleeberg gefunden wurde. Sie ist bei ihrer Länge und Breite außerordentlich dünn. Die Außenseite trägt nur eine Hauptrippe. Am Schlagzwiebelende ist die Klinge nach dem Abschlagen vom Nucleus durch mehrere Schläge noch mehr verdünnt worden. Sie ist fast ungescheuert und zeigt nur an der Innenseite mehrere Roll- oder Gebrauchsretuschen.



b

a

Abb. 33.

Abb. 32.

Erklärung der Tafel XV.

Abb. 34. Breite Klinge aus Feuerstein.
Länge: 13,2 cm.
Breite: 6,5 cm.
Dicke: 1,6 cm.
Farbe der Patina: dunkelgelb bis rotbraun.

Die Klinge zeigt drei Hauptrippen und vier negative Spaltflächen. Sie ist, wie schon die den Rändern parallel verlaufenden Rippen andeuten, sehr regelmäßig geschlagen. Unten hat man versucht, durch zwei kräftige Schläge die von der Schlagzwiebel hervorgerufene Dicke zu beseitigen. Das entgegengesetzte obere Ende trägt noch Reste der ursprünglichen Knollenrinde.

Original im Besitz des Herrn Dr. med. Asmus in Teterow (Mecklenburg).

Abb. 35. Messer aus Feuerstein.
Länge: 8,3 cm.
Breite: 2,6 cm.
Dicke: 0,7 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die sorgfältig geschlagene Klinge hat zwischen zwei Hauptrippen drei große Spaltflächen. Die mittlere hohle Fläche ist nicht weiter bearbeitet worden, während die beiden Randflächen regelmäßig gesetzte zarte und dichte Retuschen aufweisen. Nur an einer kleinen Stelle an einer der Hauptrippen zeigt sich noch ein Rest ursprünglicher Knollenrinde.

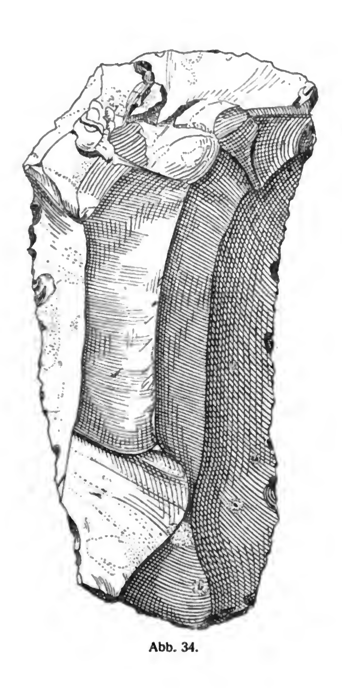


Abb. 34.

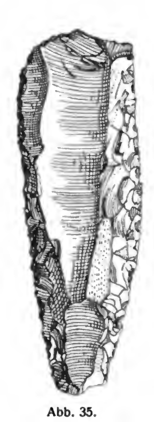


Abb. 35.

Erklärung der Tafel XVI.

Abb. 36. Flache Klinge aus Feuerstein.

Länge: 9,1 cm.

Breite: 3,6 cm.

Dicke: 1 cm.

Farbe der Patina: gelbbraun.

Farbe des Materials: hellgrau.

Die Klinge trägt eine sich gabelnde Hauptrippe. An beiden Enden ist sie durch kleine Absplisse verdünnt. Das Stück ist nur wenig gerollt und zeigt schwache Rollretuschen.

Abb. 37. Kräftige Klinge aus Feuerstein.

Länge: 10,4 cm.

Breite: 3,6 cm.

Dicke: 2 cm.

Farbe der Patina: dunkelgrau.

Die dicke, kräftige Klinge hat eine etwas unregelmäßig verlaufende Mittelrippe. Die linke Längsseite zeigt steile großflächige Retuschen als Schutzretuschen, die rechte kleine Gebrauchsretuschen. Das obere Ende scheint absichtlich schräg zu einer Spitze geschlagen zu sein.

Abb. 38. Klinge aus Feuerstein.

Länge: 8,5 cm.

Breite: 3 cm.

Dicke: 1,2 cm.

Farbe der Patina: lederbraun.

Die Klinge zeigt zwei Hauptrippen. Die Seitenränder tragen einige tiefe Gebrauchsretuschen und eine ganze Reihe kleinerer Rollretuschen. Das Stück ist nur wenig gescheuert.

Abb. 39. Flache Klinge aus Feuerstein.

Länge: 7,5 cm.

Breite: 3 cm.

Dicke: 0,8 cm.

Farbe der Patina: gelbbraun.

Die Klinge weist zwei Hauptrippen auf, die bogenförmig verlaufen und sich an der Spitze vereinigen. Die rechte Längsseite zeigt Gebrauchsretuschen. Das Stück ist kaum gerollt.

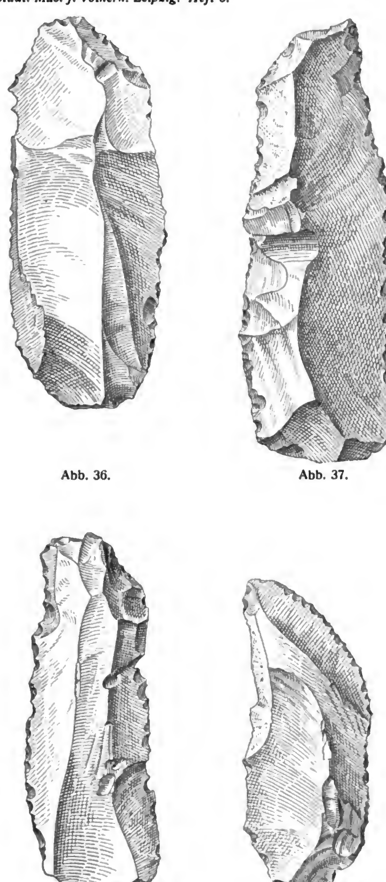


Abb. 36.

Abb. 37.

Abb. 38.

Abb. 39.

Erklärung der Tafel XVII.

Abb. 40. Flache Klinge aus Feuerstein.
Länge: 8,4 cm.
Breite: 3,2 cm.
Dicke: 0,9 cm.
Farbe der Patina: braun.
Farbe des Materials: grau.

Die Klinge trägt zwei Hauptrippen und eine ganze Reihe Nebenrippen. Man erkennt deutlich, daß das Schlagzwiebelende durch zahlreiche kurze, kräftige Schläge verdünnt worden ist. Das Stück ist kaum gerollt und zeigt nur schwache Rollretuschen.

Abb. 41. Klinge aus Feuerstein.
Länge: 9,3 cm.
Breite: 3,8 cm.
Dicke: 1,4 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau.
Farbe des Materials: grau.

Die Klinge trägt drei Hauptrippen, von denen zwei in der Mitte fast parallel und eng beisammen laufen, sich aber nach beiden Enden voneinander entfernen. An beiden Enden ist die Klinge durch kleine Absplеißungen erheblich dünner gemacht worden. Sie zeigt an beiden Längsseiten kräftige Gebrauchsretuschen.

Abb. 42. Flache Klinge aus Feuerstein.
Länge: 9,5 cm.
Breite: 3,9 cm.
Dicke: 1 cm.
Farbe der Patina: hell- bis lederbraun.
Farbe des Materials: grau.

Die Klinge trägt eine Hauptrippe, die sich an beiden Enden gabelt, was wohl absichtlich durch Zuschlagen bewirkt ist. Sie ist so gut wie nicht gerollt.

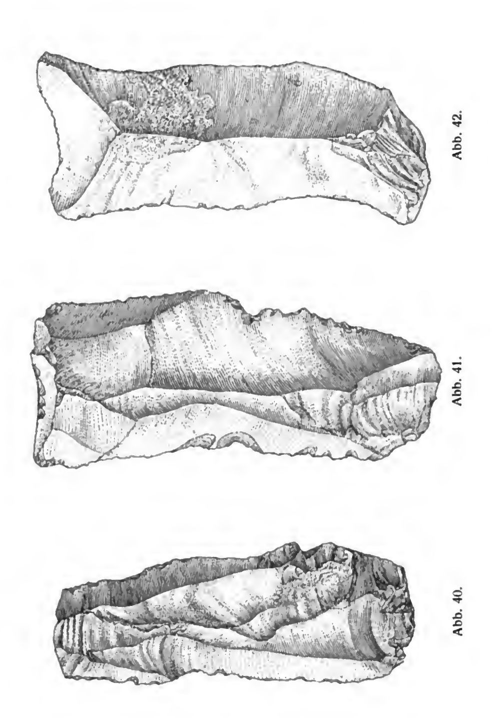


Abb. 42.

Abb. 41.

Abb. 40.

Erklärung der Tafel XVIII.

Abb. 43. Schmale Klinge aus Feuerstein.
Länge: 8,6 cm.
Breite: 2,4 cm.
Dicke: 0,9 cm.
Farbe der Patina: dunkelgrau.

Die lange schmale Klinge ist ziemlich unregelmäßig geschlagen. Die Basis ist durch einige wenige Schläge verdünnt worden. Das Stück zeigt keinerlei Gebrauchs- oder Rollretuschen.

Abb. 44. Klinge aus Feuerstein.
Länge: 8,3 cm.
Breite: 2 cm.
Dicke: 1,9 cm.
Farbe der Patina: gelbgrau.

Die lange, schmale Klinge weist nur eine sich gabelnde Rippe auf. Die Seitenränder sind nicht retuschiert, auch nicht abgerollt; überhaupt zeigt das Stück keinerlei Spuren einer Scheuerung.

Abb. 45. Klinge aus Feuerstein.
Länge: 9,3 cm.
Breite: 2,1 cm.
Dicke: 0,8 cm.
Farbe der Patina: hell-graubraun.

Die lange schmale Klinge weist nur eine Hauptrippe auf. Die Spitze ist zufällig entstanden und nicht benutzt worden. Die Längsseiten zeigen keine Gebrauchs-, wohl aber geringe Rollretuschen. Im übrigen scheint das Stück kaum gescheuert zu sein.

Abb. 46. Klinge aus Feuerstein.
Länge: 6,6 cm.
Breite: 2,3 cm.
Dicke: 0,8 cm.
Farbe der Patina: graubraun.

Die zarte schmale Klinge weist eine Hauptrippe und am Schlagzwiebelende eine ganze Reihe Nebenrippen auf, die die Vermutung nahelegen, daß man hier vielleicht versuchte, eine „flache Moustérienbasis" herzustellen. Die Klinge ist ungerollt.

Abb. 47. Flache Klinge aus Feuerstein.
Länge: 7,1 cm.
Breite: 2,3 cm.
Dicke: 0,6 cm.
Farbe der Patina: dunkelbraun.

Die außerordentlich zarte Klinge weist eine unregelmäßig verlaufende Mittelrippe und mehrere Nebenrippen auf. Die Längsseiten zeigen keinerlei Gebrauchs- oder Rollretuschen.

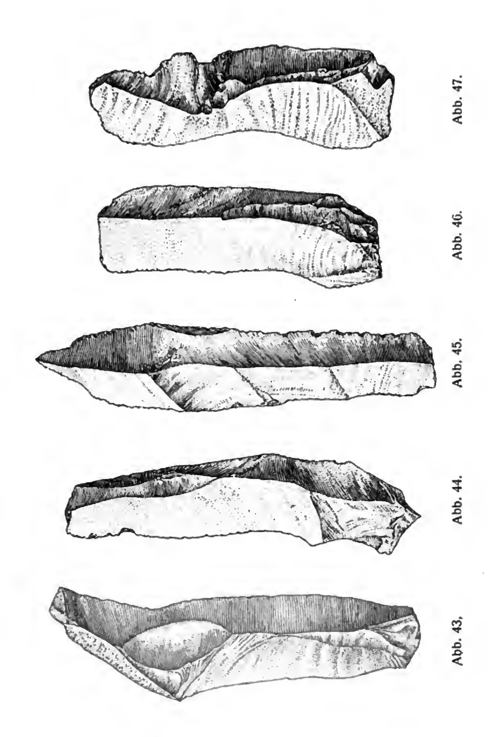


Abb. 47.

Abb. 46.

Abb. 45.

Abb. 44.

Abb. 43.

Erklärung der Tafel XIX.

Abb. 48. Rindenabspliß aus Feuerstein. a Außenseite, b Innenseite.
Länge: 8,6 cm.
Breite: 3,7 cm.
Dicke: 1,4 cm.
Farbe der Patina: grau (der Rinde: gelbbraun).

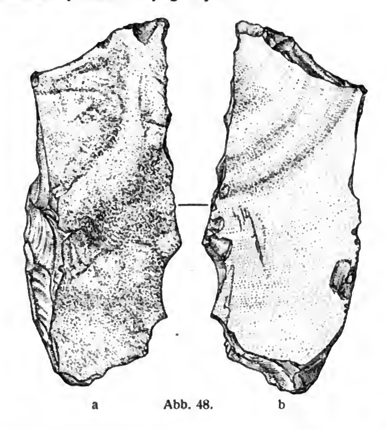
Der Abspliß, dessen Außenseite noch vollkommen durch die ursprüngliche Knollenrinde gebildet wird, zeigt auf der linken Seitenkante großflächige Retuschen, die auf seine Benutzung als Schaber hinweisen. Das Stück ist kaum gerollt.

Abb. 49. Flache Klinge aus Feuerstein.
Länge: 7,6 cm.
Breite: 4,3 cm.
Dicke: 0,8 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die Klinge trägt eine Haupt- und eine Nebenrippe. Das Schlagzwiebelende ist durch kurze kräftige Schläge zu der typischen „flachen Moustérienbasis" zugearbeitet. Das gegenüberliegende Ende ist rechtwinklig abgeschlagen. Das Stück ist kaum gescheuert und zeigt nur schwache Rollretuschen.

Abb. 50. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 8,5 cm.
Breite: 4,1 cm.
Dicke: 1,1 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die Klinge trägt drei Hauptrippen, die sich nicht über die ganze Außenfläche hinziehen, da deren rechter oberer Teil noch durch die Knollenrinde gebildet wird. Sie ist oben absichtlich schräg zugeschlagen, um die Spitze in der linken oberen Ecke zu erhalten. Die Mitte der rechten Seitenkante ist zur Hohlkehle ausgearbeitet worden. „Häufiger Typus in den Ateliers des Hochmoustérien" (Commont).



a Abb. 48. b

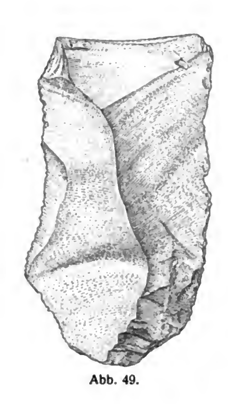


Abb. 49.

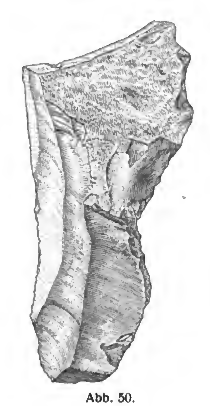


Abb. 50.

Erklärung der Tafel XX.

Abb. 51. Kurze Klinge aus Feuerstein. a Außenseite, b Innenseite.
Länge: 5,4 cm.
Breite: 3,5 cm.
Dicke: 1,4 cm.
Farbe der Patina: grau.

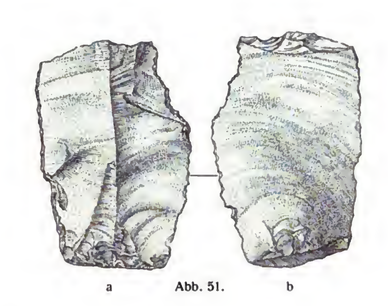
Die kurze, kräftige Klinge zeigt eine Mittelrippe. Das Schlagzwiebelende ist durch eine ganze Reihe kurzer, kräftiger Schläge zu einer „flachen Moustérienbasis" zugearbeitet worden. Das obere Ende ist quer abgeschlagen und steil retuschiert worden. Beide Längsseiten weisen Gebrauchsretuschen auf.

Abb. 52. Klinge aus Feuerstein. a Außenseite, b Innenseite.
Länge: 6,6 cm.
Breite: 2,9 cm.
Dicke: 0,9 cm.
Farbe der Patina: dunkelgrau bis schwarz.

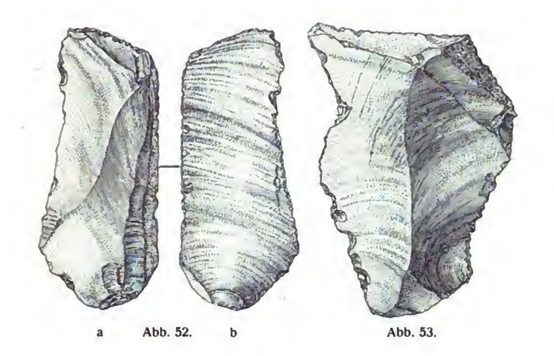
Die Klinge weist drei Hauptrippen auf, die rechte Kante wird noch durch die ursprüngliche Knollenrinde gebildet. Die Innenseite trägt außergewöhnlich tiefe, konzentrische Wellenringe. Beide Längsseiten zeigen geringe Rollretuschen.

Abb. 53. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 6,9 cm.
Breite: 4,5 cm.
Dicke: 1,5 cm.
Farbe der Patina: dunkelgrau.

Die stark gewölbte Klinge zeigt eine Mittelrippe und mehrere schräg zu ihr laufende Nebenrippen. Die Basis ist sorgsam zugerichtet, das ihr gegenüberliegende Ende ist rechtwinklig zu den beiden Längsseiten geschlagen. Die Kanten weisen Rollretuschen auf.



a Abb. 51. b



a Abb. 52. b Abb. 53.

Erklärung der Tafel XXI.

Abb. 54. Grober Absplіß aus Feuerstein.
Länge: 8,2 cm.
Breite: 5 cm.
Dicke: 1,6 cm.
Farbe der Patina: hellbraun.
Farbe des Materials: grau.

Die stark gewölbte Klinge zeigt an ihrer rechten Seite eine (nicht gerade eigenartige) Steilretusche, ist also als Kratzer zugerichtet. Das Schlagzwiebelende ist durch kurze kräftige Schläge zu einer „flachen Moustérienbasis" verdünnt worden. Das Stück ist fast ungescheuert und trägt nur geringe Rollretuschen.

Abb. 55. Klingenkratzer aus Feuerstein.
Länge: 7,7 cm.
Breite: 4,3 cm.
Dicke: 1,6 cm.
Farbe der Patina: hell- bis dunkelgrau.

Die kurze, kräftige Klinge, die zwei Hauptrippen aufweist, ist auf dem der Schlagzwiebel gegenüberliegenden Ende als Kratzer zugearbeitet worden. Die Anbringung der hierzu nötigen Steilretuschen ist aber unterbrochen worden, wie eine mit der ursprünglichen Knollenrinde stehen gebliebene Fläche andeutet. Das Stück ist nur schwach gerollt.

Abb. 56. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 9 cm.
Breite: 4,8 cm.
Dicke: 1,3 cm.
Farbe der Patina: braun.

Der stark gewölbte Abspliß weist zwei Hauptrippen auf. Am Schlagzwiebelende ist besonders gut die Methode zu beobachten, wie man durch kurze, kräftige Schläge versucht hat, eine „flache Moustérienbasis" herzustellen. Beide Längsseiten zeigen Roll- und Gebrauchsretuschen.

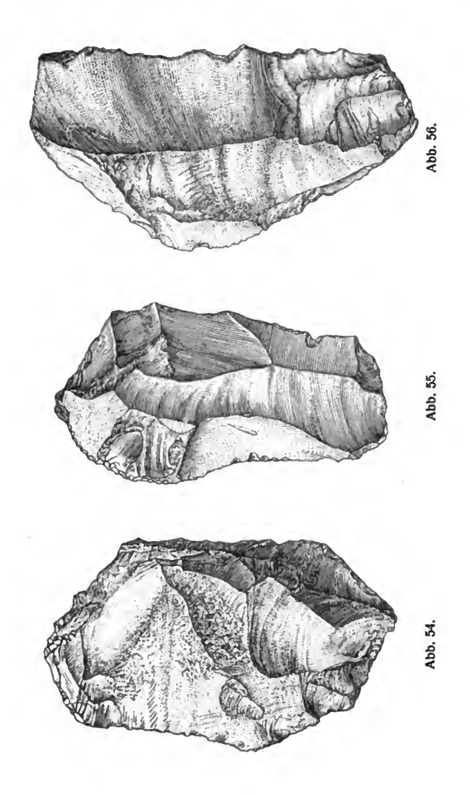


Abb. 56.

Abb. 55.

Abb. 54.

Erklärung der Tafel XXII.

Abb. 57. Klingenabspiiß mit Bohrerspitze. a Außenseite, b Innenseite.
Länge: 4,5 cm.
Breite: 4,4 cm.
Dicke: 1 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die kurze, fast quadratische Klinge weist eine ganze Reihe unregelmäßiger Rippen und Spatflächen auf. Auf der Innenseite sind die untere, die obere und die rechte Kante grob retuschiert, wahrscheinlich um die in der rechten unteren Ecke sichtbare Bohrerspitze zu erhalten. Das Stück ist nur wenig gerollt.

Abb. 58. Kurzer Klingenkratzer aus Feuerstein. a Außenseite, b Innenseite.
Länge: 4,7 cm.
Breite: 4,2 cm.
Dicke: 1,3 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

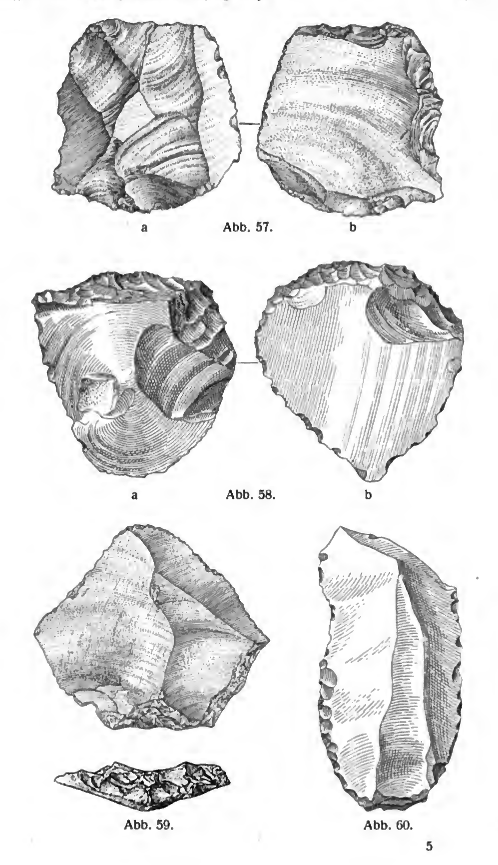
Die kurze kräftige Klinge zeigt auf der Außenseite oben eine grobe Anfaßretusche, auf der Innenseite dagegen eine zarte, sauber gearbeitete Kratzerretusche. Das Stück ist nur wenig gerollt.

Abb. 59. Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 4,9 cm.
Breite: 5,5 cm.
Dicke: 1,3 cm.
Farbe der Patina: dunkelgraubraun.

Der kurze breite Abspliß weist eine sorgsam zugerichtete Basis auf. Die Seitenkanten sind leicht bestoßen und zeigen leichte Rollretuschen. „Kümmerform eines Levalloisstückes" (Commont).

Abb. 60. Klingenspitze aus Feuerstein.
Länge: 6,7 cm.
Breite: 3,4 cm.
Dicke: 1,2 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die flache Klinge zeigt zwei sich oben vereinigende Hauptrippen. Um eine Spitze zu erhalten, ist das obere Ende mit zwei schrägen Schlägen abgesprengt worden, die Spitze ist aber links seitwärts zu liegen gekommen. Das Stück weist auf beiden Längsseiten eine Reihe Gebrauchsretuschen auf.



a Abb. 57. b

a Abb. 58. b

Abb. 59.

Abb. 60.

Erklärung der Tafel XXIII.

Abb. 61. Kräftige Klinge aus Feuerstein.
Länge: 9,4 cm.
Breite: 4,8 cm.
Dicke: 1,9 cm.
Farbe der Patina: gelbbraun.
Farbe des Materials: grau.

Die lange und dicke Klinge weist eine sich am oberen und unteren Ende gabelnde Mittelrippe auf. Das Schlagzwiebelende hat man versucht, durch kurze Schläge dünner zu gestalten, doch hat man den Versuch aufgegeben, da wohl die ganze Klinge nicht recht gelungen war. Das Stück ist nur wenig gerollt.

Abb. 62. Klingenspitze aus Feuerstein.
Länge: 8,2 cm.
Breite: 3,6 cm.
Dicke: 1,1 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.
Farbe des Materials: grau.

Die schwach gewölbte Klinge, die zwei sich nach der Spitze zu vereinigende Hauptrippen aufweist, ist an dem der Schlagzwiebel gegenüberliegenden Ende durch schräge Querschläge zu einer typischen Spitze zugearbeitet worden. An der Basis ist durch senkrechte Schläge eine zur Außen- und Innenseite rechtwinklige Fläche hergestellt. „Typisch für das ausgehende Moustérien" (Commont).

Abb. 63. Klinge mit Bohrerspitze.
Länge: 4,2 cm.
Breite: 1,5 cm.
Dicke: 0,6 cm.
Farbe der Patina: hellgrau.

Die schmale, nur eine Mittelrippe aufweisende Klinge ist auf der linken Seitenkante mit einer Hohlkerbe versehen, wodurch eine Bohrerspitze entstand. Die Retusche ist sehr fein, das Stück ungerollt. „Diese Klingenbohrer sind typisch für das ausgehende Moustérien" (Commont).

Abb. 64. Klingenschaber aus Feuerstein.
Länge: 7,3 cm.
Breite: 3,6 cm.
Dicke: 1,1 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die flache Klinge ist an dem Schlagzwiebelende durch kurze, kräftige Schläge zu einer „flachen Moustérienbasis" verdünnt worden. Die beiden Hauptrippen sind dadurch etwas deformiert worden. Die Seitenkanten tragen kräftige Schaberretuschen, am meisten die linke Seite. Das Stück ist fast ungerollt.

Abb. 65. Klingenschaber aus Feuerstein.
Länge: 5,3 cm.
Breite: 4,4 cm.
Dicke: 1,2 cm.
Farbe der Patina: graubraun.

Die kurze breite Klinge, die zwei Hauptrippen aufweist, ist am Schlagzwiebelende mit kurzen kräftigen Schlägen zu einer „flachen Moustérienbasis" zugearbeitet. Das entgegengesetzte Ende zeigt noch Spuren der ursprünglichen Knollenrinde. Besonders gut retuschiert ist die linke Längsseite durch zarte und regelmäßige Absplisse; die rechte Längsseite ist viel gröber zugerichtet. Das Stück ist ungerollt und nur leicht patiniert.

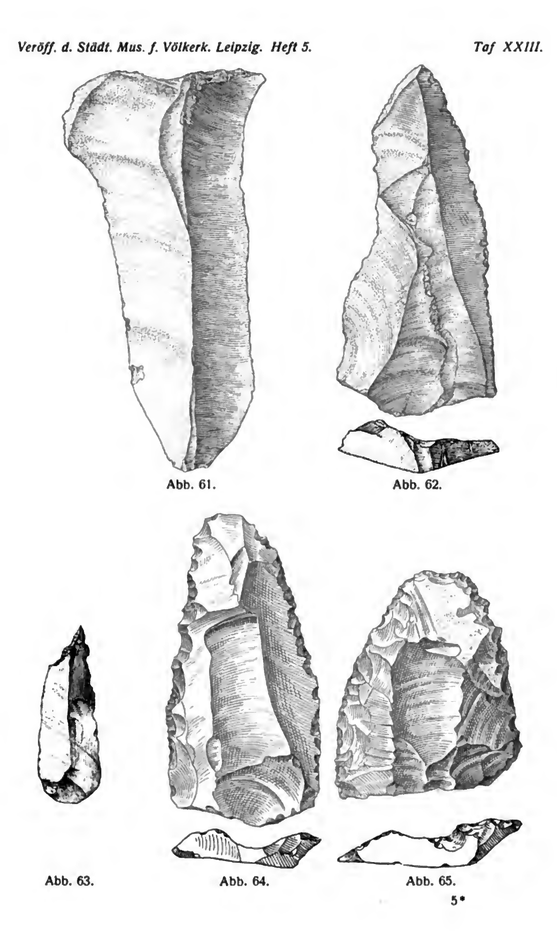


Abb. 61. Abb. 62.

Abb. 63. Abb. 64. Abb. 65.

Erklärung der Tafel XXIV.

Abb. 66. Breiter, flacher Klingenabspliß aus Feuerstein.
Länge: 10,4 cm.
Breite: 6,7 cm.
Dicke: 2 cm.
Farbe der Patina: dunkelgraubraun.

Der außerordentlich breite und flache Abspliß trägt eine Hauptrippe und ganz am rechten Rand eine Nebenrippe. An der Ober- und Unterkante haften noch Spuren der Knollenrinde. Das Stück ist fast gänzlich ungescheuert und zeigt an den Rändern nur schwache Rollretuschen.

Abb. 67. Breiter Abspliß aus Feuerstein.
Länge: 9,2 cm.
Breite: 5,4 cm.
Dicke: 1,3 cm.
Farbe der Patina: hellbraun.

Der flachgewölbte, breite Abspliß weist zwei Hauptrippen auf. Das obere Ende wird noch durch die ursprüngliche Knollenrinde gebildet. Die Klinge, die wahrscheinlich als Schneideinstrument benutzt worden ist, zeigt nur geringe Rollretuschen.

Abb. 68. Klassische Handspitze aus Feuerstein.
Länge: 7,7 cm.
Breite: 4,7 cm.
Dicke: 1,7 cm.
Farbe der Patina: lederbraun.

Die Handspitze ist aus einem nur eine Hauptrippe aufweisenden Klingenabspliß gearbeitet. Die äußerste Spitze sowie der linke obere Seitenrand scheinen öfters ausgebrochen und nachgearbeitet zu sein. Die Retuschen sind hier steil und grob, während sie an der unverletzten rechten Seitenkante flach und fein sind. Das Schlagzwiebelende weist Versuche auf, eine „flache Moustérienbasis" herzustellen. Das Stück ist nur wenig gerollt.

Abb. 69. Klassische Handspitze aus Feuerstein.
Länge: 10,1 cm.
Breite: 5,6 cm.
Dicke: 2,2 cm.
Farbe der Patina: gelbbraun.
Farbe des Materials: grau.

Die Spitze ist aus einem breiten, dicken Klingenabspliß hergestellt. Sie trägt nur eine Hauptrippe. Das Schlagzwiebelende ist durch kurze, kräftige Schläge zu der typischen „flachen Moustérienbasis" zugearbeitet. Rings um die Handspitze (mit Ausnahme des Schlagzwiebelendes) ziehen sich die prächtigen Retuschen, deren muschlige Flächen in außerordentlich sauberer Arbeit nach der Mittelrippe zu verlaufen. Das Stück ist so gut wie ungerollt und zeigt nur leichte Patina.

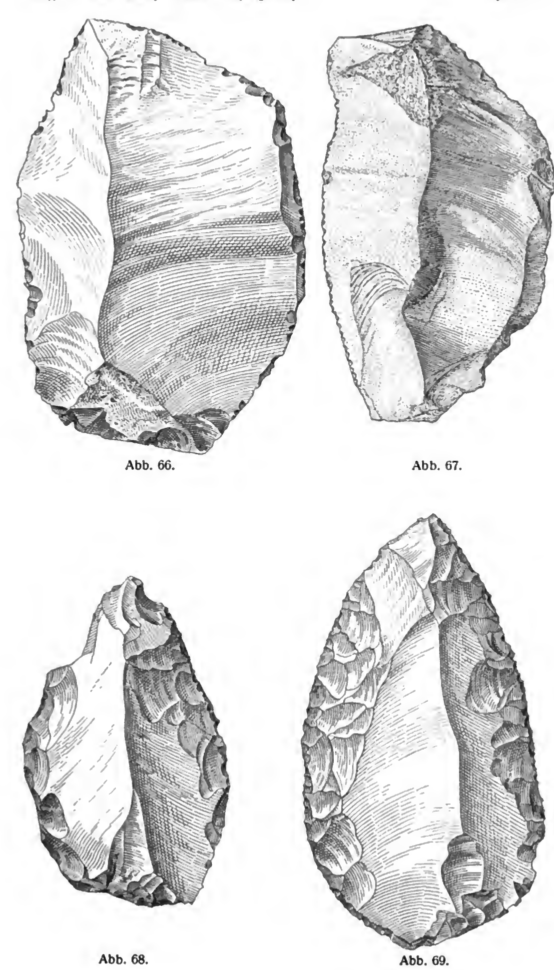


Abb. 66. Abb. 67.

Abb. 68. Abb. 69.

II. DIE GEOLOGISCHEN VERHÄLTNISSE DER ARTEFAKTEN-FUNDSTÄTTE MARKKLEEBERG BEI LEIPZIG

VON

DR. C. GÄBERT
KÖNIGL. SEKTIONSGEOLOGE A. D., LEIPZIG

Die in Markkleeberg bei Leipzig durch Kiesgruben aufgeschlossenen altdiluvialen Pleißeschotter bieten infolge ihrer Führung altsteinzeitlicher Werkzeuge zusammen mit Resten diluvialer Säugetiere für den Prähistoriker wie auch für den Geologen ein außergewöhnliches Interesse. Die ersten Funde wurden hier bereits im Jahre 1893 von dem Landesgeologen Dr. F. Etzold - Leipzig gemacht, der in den nachfolgenden Jahren eine sehr umfangreiche Suite (gegen 300 Exemplare) von Artefakten sammelte[1]). Durch Jahre hindurch hat sodann Dr. K. H. Jacob mit großem Eifer weitere Artefakte aufgesammelt und verschiedene Publikationen darüber veröffentlicht, durch welche ein größerer Kreis von Fachleuten auf Markkleeberg aufmerksam geworden ist.

Bei der großen Bedeutung dieser Funde als paläolithischer Kulturdokumente erscheinen einige ausführlichere Darlegungen über den Markkleeberger Schotterhorizont und dessen Stellung im nordsächsischen Diluvialprofil sehr erwünscht, und ich komme deshalb gern der Anregung Dr. Jacobs sowie des Direktors des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Prof. Dr. Weule, nach, mich über die geologische Position der innerhalb eines früheren Arbeitsgebietes von mir, der Sektion Liebertwolkwitz-Rötha der geologischen Spezialkarte von Sachsen gelegenen Artefaktenfundstätte näher zu verbreiten.

Um ein klares Bild von der Stellung des Markkleeberger Paläolithhorizontes innerhalb des nordsächsischen Diluvialprofils zu gewinnen, genügt es nicht, wie aus den nachfolgenden Ausführungen hervorgeht, lediglich die Markkleeberger Kiesgruben und deren nächste Umgebung zu untersuchen, vielmehr ist es hierzu erforderlich, eine ganze Reihe teilweise in größerer Entfernung von Markkleeberg liegender Aufschlüsse zu berücksichtigen, um sich so einen Gesamtüberblick über den Ablauf der Hauptphasen der Diluvialperiode innerhalb der Leipziger Tieflandsbucht und speziell in deren Flußtälern zu verschaffen.

Es sei jedoch ausdrücklich betont, daß es sich hierbei um einen Versuch handelt, denn zurzeit liegt zwar eine auf eine lange Reihe von Jahren verteilte Gesamtaufnahme Nordsachsens in Einzelsektionen vor, aber eine systematische Bearbeitung des Diluviums, die die ganz bedeutenden Fortschritte der Diluvialgeologie in den letzten Jahren zu berücksichtigen hätte, fehlt noch.

Weiter sei vorausgeschickt, daß in nachfolgendem die Begriffe „Eiszeit" und „Zwischeneiszeit" („Interglazialzeit") nicht unbedingt mit der Vorstellung verbunden

[1]) Eines der ersten Exemplare, ein Feuersteinmesser, aus dem anstehenden Kies unmittelbar zusammen mit einem ganzen Gebiß von Elephas. Nach freundlicher Mitteilung von F. Etzold.

sein sollen, daß das Inlandeis sich während der Perioden der Ablagerung der Flußschotter (Interglazialzeit) jedesmal etwa bis nach Schweden zurückgezogen habe, es sollen vielmehr nur langandauernde Oszillationen des Inlandeises vorausgesetzt werden, die Frage aber, wie weit in nördlicher Richtung jeweils die Eisbedeckung abgeschmolzen sei, zunächst offen bleiben.

Vorgreifend sei weiter bemerkt, daß wir die Pleißeschotter von Markkleeberg in die erste in der Leipziger Bucht nachweisbare Zwischeneiszeit und das Auftreten der Artefakte an das Ende dieses Zeitraumes datieren. Daß diese erste Zwischeneiszeit synchron ist mit dem ersten Interglazial der norddeutschen Geologen (Siegert, Weissermel, Gagel, v. Linstow u. a.) ist zwar sehr wahrscheinlich, soll aber nicht als erwiesen angenommen werden. Zur endgültigen Entscheidung dieser Frage sind noch die Ergebnisse jener geologischen Spezialaufnahmen, die den Anschluß Nordsachsens an Preußen bilden werden, sowie eventuell eine monographische Bearbeitung des nordsächsischen Diluviums abzuwarten.

Das Diluvium der Leipziger Bucht und die Stellung der artefakteführenden Schotter von Markkleeberg im Diluvialprofil.

Die diluvialen wie auch die präglazialen Flußschotter Nordsachsens haben, wie schon angedeutet, bereits durch die amtliche geologische Spezialaufnahme 1 : 25 000 eine eingehende kartographische und textliche Darstellung erfahren, diese Arbeiten stammen aber zum Teil aus einer Zeit (meist Anfang der 80er Jahre), in welcher die Diluvialgeologie noch in den Anfängen stand, sind daher in mancherlei Beziehung veraltet. Auch die Revisions- und Neuaufnahmen einer größeren Anzahl von Sektionsblättern (etwa in den Jahren 1898 bis 1904), einschließlich der im Jahre 1904 revidierten Sektion Liebertwolkwitz-Rötha[1]), in deren Bereich, wie bemerkt, die Markkleeberger Schotter liegen, haben keine wesentlichen Fortschritte in der Gliederung des sächsischen Diluviums herbeigeführt. Die Gründe hierfür zu erörtern, würde hier zu weit führen, es sei nur daran erinnert, daß die Sächsische geologische Landesanstalt unter Herm. Credner bis vor einigen Jahren nur eine einmalige Eisbedeckung (mithin auch keine Interglazialzeiten) gelten ließ und die diluvialen Flußschotter als gleichzeitig mit den Grundmoränen abgelagerte Bildungen auffaßte[2]).

Größere Fortschritte in der Gliederung und genetischen Auffassung der diluvialen Ablagerungen der Leipziger Gegend sind jedoch erst durch die Neubearbeitungen der Sektionen Leipzig-Markranstädt (Nr. 10) 1906/07 und Seehausen-Zschortau[3]) (Nr. 2) 1907/08 von F. Etzold — als gleichzeitig im Jahre 1906 die umfassenden geologischen Aufnahmen seitens der preußischen geologischen Landesanstalt in der westlich an die Leipziger Bucht angrenzenden Gegend von Halle und Weißenfels abgeschlossen waren[4]) — zu verzeichnen. Insbesondere wird in den

[1]) Sektion Liebertwolkwitz (Nr. 25), 1. Aufl. von A. Sauer, 1884, 2. Aufl. von C. Gäbert, 1904.

[2]) Vgl. Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellsch., 1901, Verh. S. 71. K. v. Fritsch vertrat dagegen für die Gegend von Halle eine zweimalige Eisinvasion, l. c. S. 70. — Vgl. ferner die knappe übersichtliche Bearbeitung der diluvialen wie auch präglazialen Ablagerungen der Gegend von Leipzig in H. Credner, Der Boden der Stadt Leipzig, 1891. 20 S. u. 1 Taf. mit geologischen Profilen.

[3]) Sektion Markranstädt, 1. Aufl. von A. Sauer, 1883, 2. Aufl. neu bearbeitet von F. Etzold, 1906. Sektion Seehausen-Zschortau, von F. Etzold, 1908.

[4]) Vgl. Lieferung 52 und 146 der geologischen Spezialkarten von Preußen, insbesondere die Blätter Halle-Süd, Dieskau, Merseburg-Ost, Lützen, aufgenommen 1901—06, bearbeitet von L. Siegert, W. Weissermel, P. Range und R. Bärtling, ferner: L. Siegert und W. Weisermel, Die Gliederung des Diluviums zwischen Halle und Weißenfels. Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellsch., 1906, S. 32—49, mit 1 Taf.

Erläuterungen zu Sektion Markranstädt, 2. Aufl., S. 43ff., eine untere und eine obere Stufe des Geschiebelehms unterschieden, deren Bildung zurückgeführt wird auf eine Oszillation des nordischen Eises „von sehr langer Zeitdauer, innerhalb deren das Eis weit nach Norden zurückgewichen ist. Dies ergibt sich daraus, daß die altdiluviale Elster die untere Grundmoräne und die mit ihr verknüpften fluvioglazialen Muldeschotterabsätze in über 5 km Breite durchwaschen und das so entstandene weite Flußbett mit lokal 11 m mächtigen (Elster-) Schottern wieder ausgefüllt hat, ehe das Eis zum zweiten Male weit nach Süden vorstieß und die obere Grundmoräne zum Absatz brachte".

Auf Grund der in den genannten Erläuterungen enthaltenen neueren Feststellungen, wie namentlich auch unter Bezugnahme auf die neuesten, die Gegend von Halle-Weißenfels betreffenden Arbeiten (siehe unten) hat H. Reishauer 1912 einen recht guten Überblick über das Diluvium der Leipziger Tieflandsbucht gegeben[1]). Eine systematische Bearbeitung des Diluviums im nordwestlichen Sachsen, die sich bis an die ehemalige südlichste Eisrandlage am Fuße des Erzgebirges erstrecken müßte, fehlt aber bis heute, eine Aufgabe, die hoffentlich bald einen Bearbeiter findet und die um so dankbarer erscheint, als einerseits in der Leipziger Bucht mehrere präglaziale und insbesondere diluviale Täler (Stromsysteme) sich scharen, innerhalb deren die verschiedenen Phasen der Inlandeisvorstöße, weil im Randgebiet der diluvialen Vergletscherung gelegen, in sehr markanter Weise zum Ausdruck gelangen und anderseits in den Texten und Karten der sächsischen geologischen Landesuntersuchung ein reiches Beobachtungsmaterial niedergelegt ist, wenn auch, wie erwähnt, zum großen Teil unter heute veralteten Gesichtspunkten.

Wie ungemein mannigfach in dieser Randzone die Beziehungen der präglazialen und diluvialen Flußsysteme bzw. Schotterterrassen untereinander und in bezug auf die mehrmaligen Vorstöße des Inlandeises sind, haben L. Siegert und W. Weissermel auf Grund mehrjähriger Forschungen in ihrer sehr eingehenden Darstellung des Diluviums der Gegend von Halle a. S. gegeben[2]), welche ein nur wenige Kilometer westlich von Leipzig sich erstreckendes, vornehmlich das Saalestromsystem umfassendes Gebiet zur Darstellung bringt. Diese Darlegungen greifen mehrfach bis in die Gegend von Leipzig über und werden daher für eine spätere monographische Bearbeitung der diluvialen Ablagerungen der Leipziger Tieflandsbucht sowie derjenigen Nordsachsens im allgemeinen wichtige Leitlinien geben, gleichviel in welchem Umfange die dort gegebenen Ausführungen sich auf Nordsachsen übertragen lassen werden, wie denn auch die nachfolgenden Zeilen der genannten Abhandlung wertvolle Fingerzeige verdanken.

---

[1]) H. Reishauer, Das Diluvium der Leipziger Tieflandsbucht und die Eiszeit. Jahrb. für 1912 d. Deutsch. Lehrervereins für Naturk., Dresden 1912.

[2]) L. Siegert und W. Weissermel, Das Diluvium zwischen Halle a. S. und Weißenfels. 250 S., mit 17 Taf. und 23 Textfig. Mittell. d. Kgl. Preuß. geol. Landesanstalt. Neue Folge. Heft 60. 1911.

Aus der geologischen Spezialkarte von Sektion Liebertwolkwitz und dem zugehörigen Text ist der geologische Horizont der die Artefakte liefernden Markkleeberger Schotter nur insoweit zu ersehen, als hier gesagt ist, daß die Schotter der Pleiße (wie auch der Elster und Mulde) außer südlichem (einheimischem) Material Gerölle nordischer Herkunft führen und, „da sie vom Geschiebelehm überlagert werden, dem ersten Abschnitte der Diluvialzeit entstammen und somit als altdiluviale Flußschotter zu bezeichnen sind" (vgl. 1. Aufl., S. 12, über die Pleißeschotter von Markkleeberg speziell 2. Aufl., S. 18 und 19). Dagegen ist nicht zu erkennen, welche Stellung die Schotter, speziell die Pleißeschotter, im gesamten Diluvialprofil — unter Berücksichtigung der in der Breite von Leipzig ohne Zweifel mehrfach erfolgten Vorstöße des Inlandeises — einnehmen, gleichviel, ob man diese Vorstöße mit Glazial- und Interglazialzeiten in Verbindung bringt, oder sie zum Teil oder in ihrer Gesamtheit nur als längere oder kürzere Zeiträume in Anspruch nehmende Oszillationen des Eisrandes deuten möge[1]). Es müssen deshalb eine Reihe von Aufschlüssen in größerer Entfernung von Markkleeberg herangezogen werden, um aus der Kombination der Beobachtungen das Alter bzw. den stratigraphischen Horizont der Markkleeberger Schotter zu fixieren. Gleichzeitig sollen aber die nachfolgenden Zeilen auch einen Anhalt dafür geben, in welchen Horizont des Diluvialprofils etwa zukünftig noch bekannt werdende Funde von Artefakten in der Leipziger Bucht nach den hier gegebenen Darlegungen einzuordnen wären.

Wie seit langem bekannt ist, gliedern sich die diluvialen Ablagerungen der Leipziger Tieflandsbucht wie des gesamten mittleren und nördlichen Sachsens in zwei Gruppen: in rein glaziale Ablagerungen (Grundmoränen, nordische Kiese und Sande, Endmoränen), deren Material von Norden her transportiert worden ist, und in fluviatile Absätze, deren Material im allgemeinen in süd-nördlicher Richtung bewegt wurde.

---

[1]) Es verdient hier hervorgehoben zu werden, daß A. Sauer bereits im Jahre 1883 bei der ersten Aufnahme von Sektion Markranstädt der geologischen Spezialkarte von Sachsen eine Reihe wichtiger, auf den Verband und die Altersfolge der diluvialen Ablagerungen Nordsachsens bezüglicher Beobachtungen gemacht hat, zu deren Erklärung er „Oszillationen des nordischen Eises an dessen südlichem Rande" annahm und damit zu einer stratigraphisch durchaus richtigen Deutung der Diluvialprofile kam. Erläuterungen zu Sektion Markranstädt, 1. Aufl., S. 20: „Diese altdiluvialen Schotter (das sind Elster- und Muldeschotter) sind indes nicht zu vollständig gleicher Zeit abgelagert worden, oder mit anderen Worten, Mulde und Elster vereinigten sich in der Glazialzeit bei Leipzig nicht, sondern durchströmten diese Gegend in aufeinanderfolgenden Zeiträumen getrennt voneinander." S. 21: „Aber auch schon vor Absatz des Muldeschotters muß, wie die nordischen Blöcke an seiner Basis und sein Reichtum an skandinavisch-baltischem Materiale beweisen, eine Geschiebelehmdecke vorhanden gewesen sein. Endlich ist dieser ganze Komplex wiederum von echtem Geschiebelehm überzogen worden. Diese Wechsellagerung von Moränenmaterial und von Flußschottern läßt sich durch Oszillationen des nordischen Eises erklären, welche sich naturgemäß an dessen südlichem Rande häufiger vollzogen."

Die fluviatilen Ablagerungen verteilen sich auf drei Flußsysteme:

1. das der Saale, welches westlich von Leipzig die Gegend von Weißenfels, Merseburg, Halle, Lützen, Schkeuditz durchströmte;

2. dasjenige der Mulde, und zwar eines vom Granulitgebirge her über Grimma und von da westnordwestlich auf Leipzig zu gerichteten Stromsystems, dessen Hauptgewässer die Gegend von Naunhof, Brandis, Borsdorf, Sommerfeld, Taucha einebneten, während ein von Grimma aus westlich gerichteter Nebenarm das Tal des heutigen Göselbaches schuf und unmittelbar südlich von Markkleeberg das (bereits in präglazialer Zeit angelegte) Pleiße-Elstertal erreichte;

3. dasjenige der Pleiße-Elster, entstanden aus der etwa in der Breite von Zwenkau erfolgten Vereinigung von Pleiße und Elster, die die Leipziger Bucht in einem gemeinsamen, sehr breiten Bett durchflossen (Pleiße-Elster-Urstromtal).

Bei der Bestimmung des Alters dieser Schotter und ihrer Beziehungen zu den Ablagerungen des Inlandeises (Grundmoränen, nordische Kiese) ist zunächst davon auszugehen, daß die Schotter bis zum Einbruch des Eises gänzlich frei von nordischem Material sein müssen, gleichviel, wie weit ihre Bildung in die Diluvialperiode hineinreicht, denn erst, als die betreffenden Flußtäler vom Inlandeis erreicht wurden, konnte eine Vermischung ihres Schottermateriales mit nordischem oder nördlichem Material bzw. eine Überlagerung durch Grundmoräne erfolgen.

Da aber hinsichtlich dieser ältesten, von nordischem Material noch gänzlich freien Schotter infolge Mangels an entscheidenden Fossilien oder sonstigen entscheidenden Merkmalen eine genauere Altersbestimmung in der Leipziger Gegend bisher nicht möglich gewesen ist, können dieselben nur allgemein als präglazial angesprochen werden, wobei es als sehr wahrscheinlich zu bezeichnen ist, daß ihre Bildung bis ins Pliozän[1]) zurückreicht.

Erste Vereisungsperiode.

Die ältesten Glazialablagerungen innerhalb der Täler sind nach dem Vorhergesagten in unmittelbarem Verband mit präglazialen Schottern zu erwarten, die von dem einwandernden Eise überschritten wurden[2]).

[1]) Siehe Erläuterungen zu Sektion Markranstädt, 2. Aufl., S. 25; ferner Siegert-Weissermel, l. c. S. 30.

[2]) Was die präglazialen, in mehreren Terrassen nachweisbaren Saaleschotter betrifft, die hier nur der Vollständigkeit wegen Erwähnung finden sollen, so sind dieselben nach Siegert und Weissermel (l. c. S. 8—30) an ein Stromsystem gebunden, das in seinem Unterlauf die Gegend von Naumburg-Weißenfels-Lützen bestrich und westöstliche Richtung verfolgte, von Lützen ab aber wahrscheinlich nordöstliche Richtung auf die Gegend von Schkeuditz-Altscherbitz zu (bei gleichzeitiger bedeutender Verbreiterung) eingenommen und in der Breite von Weißenfels-Lützen zwei Terrassen hinterlassen hat (3. und 4. Saaleterrasse Siegerts).

Von Leipzig aus sind die nächsten Aufschlüsse in den präglazialen Saaleschottern am südlichen und nördlichen Gehänge der Elster-Luppenaue bei Klein- und Großdölzig-

Für die hier zu untersuchenden stratigraphischen Verhältnisse kommen, da Markkleeberg im Zuge des präglazialen Pleiße-Elstertales liegt, die präglazialen Pleiße-Elsterschotter in Frage, welche an zahlreichen Punkten der Leipziger Tieflandsbucht erschlossen sind. Diese Schotter bilden vornehmlich zwei Terrassen, deren höhere (ältere) in der Breite von Leipzig durch Kiesgruben auf der Hochfläche von Probstheida, Meusdorf, Napoleonstein, Stötteritz erschlossen ist. Die Oberkante dieser höheren, 6 bis 7 m mächtigen Schotterterrasse, die zugleich die höchstgelegenen und ältesten Flußbildungen der Leipziger Gegend überhaupt repräsentiert, liegt in rund 145 m Meereshöhe.

Eine tiefere, einer späteren Periode der Talbildung zugehörige präglaziale Terrasse hebt sich längs des rechten Pleißeufers von Connewitz bis in die inneren Stadtteile von Leipzig (Johannistal, Poststraße, Naschmarkt, Neumarkt) ab. Während in Connewitz die Oberkante der Schotter in etwa 120 m Meereshöhe ansteht, liegt dieselbe unter dem Naschmarkt, also im Zentrum von Leipzig (kaum 4 km nördlich von Connewitz), bereits in 108 m Meereshöhe, so daß sich, dem Gefälle nach zu urteilen, möglicherweise auf diesem Trakt noch eine neue Terrasse einschiebt.

Überall wird das unmittelbare Hangende dieser tieferen präglazialen Schotterterrasse, soweit ihre Oberfläche nicht von der Denudation erreicht worden ist, von einem mit scharfer Grenze gegen den Schotter absetzenden, typischen Bänderton (Dehlitzer Bänderton Siegerts) gebildet, eine fast immer nur wenige Dezimeter mächtige, glaziale Stauseebildung, die nach Siegert[1]) dadurch entstanden ist, daß das vorrückende Eis einzelne Gletscherzungen in den präglazialen Tälern weit vorschob, den Flüssen den Weg versperrte und dadurch die Stauseen erzeugte, in denen sich die feinste Gletschertrübe absetzte.

Der Bänderton besteht aus millimeter- bis zentimeterstarken, dunklen und helleren, vorherrschend zähtonigen sowie zurücktretend äußerst feinsandigen Lagen. Er geht, wie die verschiedenen Aufschlüsse im Zuge der tieferen präglazialen Pleiße-Elsterterrasse zeigen, ohne scharfe Grenze in die ihn überlagernde, meist dunkelfarbige Grundmoräne über, die ebenfalls von sehr zäher, fester Beschaffenheit, dabei aber grandig und reich an Geschieben ist, auch an solchen von größeren Dimensionen. Man trifft diese ältesten Glazialablagerungen, also jenen Bänderton mit dem auflagernden Geschiebemergel, in den gelegentlichen Aufschlüssen der

---

Möritzsch, sowie bei Schkeuditz-Altscherbitz (vgl. Erl. zu Sekt. Markranstädt, 2. Aufl., 1907, S. 25—26), etwa 8 km nordwestlich Leipzig, anzutreffen, ferner am Wege von Markranstädt nach Großlehna (in der SW-Ecke von Sektion Leipzig-Markranstädt), endlich, jedoch nur mit Bohrungen unter altdiluvialem Pleißeschotter und Geschiebelehm nachgewiesen, in den Bohrlöchern 29 bei Großzschocher-Windorf und 31 beim Bahnhof Knauthain (Erl. zu Sekt. Zwenkau 1883, S. 14). — Von den Schottern der übrigen Stromsysteme unterscheiden sich diejenigen der präglazialen Saale (wie der Saaleläufe überhaupt) durch ihre reiche Führung von thüringischem Material, namentlich Muschelkalkgeröllen sowie thüringischen Porphyren, Porphyriten, Melaphyren und Grauwacken.

[1]) Siegert-Weissermel, l. c. S. 34 und 40.

präglazialen Pleiße-Elsterschotter unter der inneren Stadt Leipzig (Naschmarkt, Neumarkt), in Kiesgruben in Connewitz, am rechten Elstergehänge unterhalb Zwenkau usw.

Südwärts von Connewitz treten präglaziale (möglicherweise sogar dem Miozän zuzurechnende) Sande und Kiese zunächst unmittelbar hinter der Schule von Markkleeberg in einer umfangreichen Sandgrube auf. Die fragliche Grube, welche auf dem Situationsplan[1]) mit a bezeichnet ist, liegt nur 400 m nordnordöstlich von der die Artefakte spendenden Markkleeberger Grube, von welcher später die Rede ist, entfernt, also auch auf dem rechten Gehänge des Pleißetales, jedoch etwas weiter gehängeaufwärts[2]). Durch diese Grube ist eine 70 m lange und 16 m hohe Steilwand, die parallel zur Richtung des Pleißetales verläuft, im Gehänge geschaffen. Die gröberen Kiese treten, wenigstens in den oberen Horizonten, stark zurück, dafür herrschen feine Kiese und scharfe Sande vor, die an 10 m mächtig werden, durchgehends horizontal geschichtet sind, im einzelnen aber vielfach diskordante Parallelstruktur aufweisen. Das Material besteht nur aus Quarz- und zurücktretenden Kieselschiefergeröllen, vielfach mit schwärzlichen Manganüberzügen und auf weite Strecken durch Eisenoxydhydrat braun gefärbt. Nordisches Material fehlt vollständig[3]). Die Überlagerung dieser Sande besteht aus einer sich scharf abhebenden, an der östlichen Wand der Grube 5 m mächtig werdenden Bank von typischem Geschiebelehm (Grundmoräne), dessen Basis von einer 0,30 bis 0,50 m starken Schicht von ausgezeichnetem, graugrün und bräunlich gebänderten, blätterig abgesondertem Bänderton gebildet wird. In der zähen, kalkreichen Grundmoräne sind erratische Blöcke bis 1 m Durchmesser eingebettet.

Die Oberkante des Kieses, also dessen Grenzfläche gegen den Bänderton, lag an der östlichen Wand der Grube in 125,61 m Meereshöhe, wie das zu diesem Zweck vorgenommene Nivellement im Sommer 1913 ergeben hat. Hiernach dürften diese feinen Kiese, dafern sie nicht doch miozän sind, derselben Terrasse angehören wie die 4 km weiter nordnordwestlich in Connewitz verbreiteten präglazialen Pleiße-

[1]) Vgl. hierzu den in der vorstehenden Abhandlung Jacobs S. 6 befindlichen Situationsplan, sowie die Ausschnitte aus dem Meßtischblatt und der Generalstabskarte.

[2]) Es ist dies dieselbe Grube, deren Sande und Kiese R. R. Schmidt irrtümlicherweise als jungdiluvial anspricht, trotzdem dieselben auf der im Jahre 1905 erschienenen 2. Aufl. der Karte von Sektion Liebertwolkwitz als Miozän eingetragen sind (vgl. Schmidt-Koken, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, S. 98) und die auf Grund dieser Angabe Schmidts auch von Fr. Wiegers als diluvial zitiert wird, „Das Alter des diluvialen Menschen in Deutschland", Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellsch., M.-B. 1913, Nr. 11, S. 544). Während jedoch Schmidt die Markkleeberger Kiese in das letzte Interglazial stellt, werden sie von Wiegers in das erste Interglazial eingereiht unter Berufung darauf, daß diese Elster-Pleißeschotter nach Westen in diejenigen Elsterschotter übergehen, die nach L. Siegert dem ersten Interglazial angehören.

[3]) Aus diesem Grunde wie auch wegen des Gesamthabitus der Sande wurde der Aufschluß in die 2. Aufl. der Karte von Sektion Liebertwolkwitz als miozän eingetragen, während die Höhenlage und die Situation zum Talverlauf mehr für präglazial (pliozän oder jünger) spricht.

schotter, und es würde sich für diesen Abschnitt des präglazialen Flußbettes ein Gefälle von 1 : 700 bis 1 : 800 ergeben.

Die nächsten umfangreichen Ausstriche präglazialer Schotter in Verknüpfung mit Grundmoräne finden sich im Zuge der Elster von Zwenkau ab südwärts über Groitzsch bis Käferhain (an letzterem Orte bis in 162 m Meereshöhe). Auch hier gehören diese Schotter mehreren Terrassen an, so einer tieferen, die durch Schotterausstriche hart an der Flanke des heutigen Elster- und Schnaudertales zum Ausdruck kommt (z. B. unmittelbar nördlich von Zwenkau, von Groitzsch südwärts bis Gatzen längs des rechten Gehänges des Elstertales und von Kleinstolpen südlich bis Hohendorf, immer entlang dem rechten Schnaudergehänge), und einer oder mehreren, 15 bis 20, ja 25 m höher gelegenen Terrassen, die durch Schotterdepots, z. B. bei Käferhain, ferner nordwestlich von Stöntzsch und östlich von Löbschütz, gekennzeichnet ist (vgl. Erläuterungen zu den Sektionen Zwenkau, S. 13, und Pegau, S. 8). Die unmittelbare Überlagerung aller der tieferen Terrasse angehörigen Schotterausstriche wird, ganz wie in der Breite von Markkleeberg und Leipzig, von Bänderton und mit demselben verknüpfter Grundmoräne gebildet[1]).

Diese allgemeine Verbreitung des Bändertons im Zuge des präglazialen Elster-Pleißetales läßt, wie Siegert in gleichem Sinne für das präglaziale Saaletal betont, den wichtigen Schluß zu, daß die das unmittelbare Hangende des Bändertons bildende und mit diesem in innigstem Verbande stehende Grundmoräne das Produkt der ersten Vereisung (1. Eiszeit) darstellt (wobei jedoch zunächst die Frage offen bleiben muß, ob es nicht etwa noch eine ältere Vereisung gegeben hat, die überhaupt nicht bis in die Leipziger Bucht vorgedrungen ist). Denn wollte man etwa annehmen, daß diese Grundmoräne einer späteren Eisinvasion zuzurechnen sei, so hätte die ältere (erste) Grundmoräne vor Ablagerung der späteren vollständig zerstört werden müssen, und eine solche Zerstörung „würde mit allergrößter Wahrscheinlichkeit auch den Bänderton mitergriffen haben" (vgl. Siegert - Weissermel, l. c. S. 39).

Erste Zwischeneiszeit (älteste diluviale Schotterablagerungen).

Die während der ersten Periode der Vergletscherung ausgebreitete Grundmoräne und deren basaler Bänderton, wie auch die von den präglazialen Flüssen abgesetzten Terrassen und Flußbettausfüllungen wurden während der nun folgenden Zwischeneiszeit von den erneut in die Leipziger Tieflandsbucht vordringenden Gewässern, die im wesentlichen die von den präglazialen Flüssen vorgearbeiteten Täler benutzten, innerhalb der Talbereiche bis auf geringe Reste (siehe oben) zerstört. Letztere sind naturgemäß fast nur längs der Ufer dieser jüngeren Strombetten, wo die Erosion schwächer war, erhalten geblieben, während in der axialen Region der Stromläufe die glazialen und präglazialen Ablagerungen meist vollständig aufgearbeitet und vielfach auch noch das unterlagernde Tertiär (Miozän, Oligozän)

[1]) Bändertone finden sich noch viel weiter südlich, so bei Altenburg, beim Bahnhofe Werdau, bei Langenhessen usw. (vgl. die Erläuterungen der betreffenden Sektionsblätter).

angeschnitten wurde, wie durch zahlreiche Bohrungen, Kiesgruben, bergbauliche Aufschlüsse usw. erwiesen ist. Indem nunmehr die Flußschotter nordisches Material aufnehmen konnten, dokumentieren sie sich als diluvial und mit Rücksicht darauf, daß sie die ältesten derartigen Ablagerungen darstellen, als altdiluvial[1]).

Altdiluviale Muldeschotter.

Zu diesen Flußschotterbildungen gehören, wie die nachfolgenden Profile erläutern, diejenigen der altdiluvialen Mulde, deren Ursprungsgebiet das Granulitgebirge (Sächsisches Mittelgebirge) und die unmittelbar an dasselbe angrenzenden Teile des Erzgebirges sind und unter deren Geröllen daher fast sämtliche Gesteine des Granulitgebirges, vornehmlich Granulit selbst, vertreten sind[2]).

Durch das erstmalige Vordringen des Inlandeises gegen das Granulitgebirge und höchstwahrscheinlich auch durch die jeweilige Lage des Eisrandes während dessen Rückzugsperiode müssen tiefgreifende Veränderungen in dessen Wasserabflüssen veranlaßt worden sein, als deren markanteste jene Ablenkung des Muldestromsystems (das bis dahin wahrscheinlich rein nördliche Richtung verfolgte) zu gelten hat, durch die während einer langen Interglazialzeit große Flächenräume des nordwestlichen Sachsens wie auch ein Teil der Leipziger Bucht von Muldeschotter überdeckt wurden. Daß in präglazialer Zeit das Muldestromsystem noch nicht nach Westen oder Nordwesten pendelte oder einen dahin gerichteten Arm aussandte, geht auch aus dem vollständigen Mangel der präglazialen Elster-Pleißeschotter an mittelgebirgischem Material, speziell Granulitgeröllen, hervor.

Jenes nordwestlich gerichtete Stromsystem (dessen Fortsetzung über die Leipziger Bucht hinaus wahrscheinlich nördlich und nordnordwestlich von Leipzig unter der hier verbreiteten Geschiebelehmdecke zu suchen ist) hat die Gegend von Colditz und Grimma und von da aus nordwärts auf Wurzen-Eilenburg als auch nordwestlich auf Naunhof-Borsdorf-Taucha-Leipzig zu eingeebnet und mit bedeutenden Schottermassen erfüllt. Letztere lassen, besonders in der Gegend von Naunhof, deutlich zwei Terrassen erkennen, die um 30 bis 40 m Höhe differieren und eine ältere sowie eine jüngere Phase der Talbildung, beide jedoch in altdiluviale Zeit fallend, widerspiegeln (vgl. Erläuterungen zu Sektion Naunhof, 2. Aufl., S. 19ff.). Außerdem zweigte von Grimma aus ein Arm des Muldesystems direkt westwärts ab über Otterwisch, Rohrbach, Klein- und Groß-Pötzschau und von da in nordwestlicher Richtung über Dreiskau, Magdeborn, Cröbern, Crostewitz, um bei letztgenanntem Orte, also unmittelbar südlich von Markkleeberg, in das Elster-Pleiße-Urstromtal einzumünden. Dem verlassenen Bett dieses Muldelaufes ent-

[1]) Wie L. Siegert mit Recht bemerkt (l. c. S. 48), „ist eigentlich jedes einzelne von den Millionen dieser nordischen Gerölle in unseren Schottern ein selbständiger Beweis für die Existenz der älteren Grundmoräne".

[2]) Vgl. u. a. Erläuterungen zu Sektion Liebertwolkwitz, 2. Aufl., S. 17; Sektion Naunhof, 2. Aufl., S. 16; Sektion Brandis-Borsdorf, 2. Aufl., S. 21; Sektion Leipzig-Markranstädt, 2. Aufl., S. 28f.

spricht heute das Göselbachtal, durch dessen breite Aue sich, fast verschwindend, die Gösel schlängelt, die in keinem Verhältnis zur Tiefe der Talwanne und zur Mächtigkeit der dieselbe begleitenden Kiesbänke steht.

Aus dem so gekennzeichneten Verbreitungsgebiete des nordwestlichen Muldestromsystems ragt ein von Belgershain in nordwestlicher Richtung über Großpösna, Liebertwolkwitz, Probstheida, Stötteritz, also bis an die Stadt Leipzig sich erstreckender, flach-inselartiger Landschild heraus, dessen Kern aus tertiären Ablagerungen besteht und der nur in seinem nordwestlichsten Teil (Probstheida, Stötteritz) einmal von Flußerosion, und zwar seitens der älteren präglazialen Pleiße, erreicht worden ist (vgl. S. 79).

Hier interessiert speziell der erwähnte, das Göselbachtal einnehmende Arm des Muldesystems, der bei Crostewitz in spitzem Winkel in das Elster-Pleiße-Urstromtal einmündet (vgl. hierzu geolog. Spezialkarte von Sektion Liebertwolkwitz-Rötha). Einen besonders instruktiven Aufschluß in diesem Muldeschotter, der auch dessen Beziehungen zu der Grundmoräne der ältesten Vereisung erkennen läßt, bietet die Kiesgrube an der Windmühle zu Tanzberg dar. Der hier längs einer mindestens 20 m langen Steilwand angeschnittene, grobstückige Muldeschotter ist von rostbrauner Farbe, deutlich horizontal geschichtet und weist lokal diskordante Parallelstruktur auf. Er enthält außer bunt zusammengeschartem nordischen Material zahlreiche, bis kopfgroße Gerölle von Granulit, mittelgebirgischen Porphyren und Tuffen sowie von Buntsandstein. Namentlich in den liegenden Partien birgt er verschiedentlich große nordische Geschiebe (Gneis, Granit usw.), einzelne davon bis über einen halben Meter Durchmesser, ferner Feuersteine von ganz außergewöhnlicher Größe (einer der größten 80 × 70 × 30 cm). Im Herbst 1907 war in dieser Kiesgrube folgendes Profil aufgeschlossen:

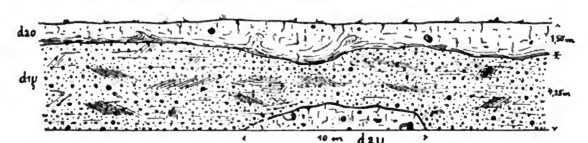


Fig. 1. Profil der östlichen Wand der Kiesgrube bei der Windmühle zu Tanzberg (5 km südöstlich Markkleeberg) im Herbst 1907.
d2o = obere Grundmoräne, an der Basis mit sandigem Bänderton,
d1μ = altdiluvialer Muldeschotter,
d2u = untere Grundmoräne (Basalmoräne).

Im Herbst 1913 war durch den inzwischen weiter fortgeschrittenen Abbau in der genannten Grube die Grundmoräne an der Basis des Schotters bloßgelegt (siehe Fig. 2 auf S. 34).

Die basale Moräne besteht aus einem dunkelgrauen, fetten, sehr festen, sich

grandig anfühlenden Lehm, in welchem zahlreiche Feuersteine und andere nordische Geschiebe stecken.

Die den Muldeschotter überlagernde, das Profil nach oben hin abschließende Grundmoräne unterscheidet sich auf den ersten Blick von der Basalmoräne dadurch, daß sie sehr sandig und von hellbräunlicher Farbe ist. An ihrer Basis zieht sich ein stark sandiger, 0,20 bis 0,30 m mächtiger Bänderton entlang, der mit

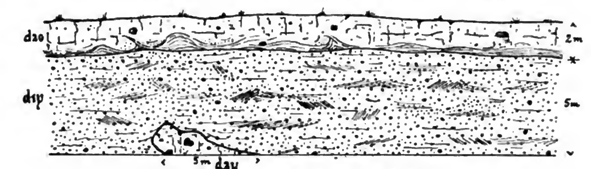


Fig. 2. Profil wie Fig. 1, jedoch im Herbst 1913.

seiner horizontal verlaufenden Unterfläche scharf gegen den Muldeschotter abschneidet, gegen oben hin aber mit flachwelliger, unscharfer Begrenzung in den Geschiebelehm übergeht. Zwischen den Bänderton und den Geschiebelehm schaltet sich streckenweise eine anscheinend durch Schmelzwasser ausgewaschene, sandig-kiesige, höchst unregelmäßig verlaufende Schicht ein, in die der Bänderton mit seiner welligen Oberfläche in steilen Falten und spitz auskeilenden Fahnen eingreift.

Die Profile in der Kiesgrube bei der Windmühle von Tanzberg zeigen also (unter gleichzeitiger Berücksichtigung der nachstehend noch zu erörtenden Profile von Zwenkau und Lindenau), daß der altdiluviale Muldeschotter bei seiner Ablagerung eine Grundmoräne (diejenige der 1. Vereisungsperiode) bereits vorfand und dann nochmals vom Eise überschritten wurde.

Aber auch während der Periode, in welcher das Muldestromsystem seine Schotter absetzte, müssen wiederholte Oszillationen des Eisrandes bzw. Gletschervorstöße über den Schotter stattgefunden haben, wie die schon seit langem bekannte, an zahlreichen Punkten festgestellte Wechsellagerung von Muldeschotter und Geschiebelehm bezeugt. So sind aus den nördlichen Stadtteilen von Leipzig gelegentlich der Aufnahme von Sektion Leipzig der geologischen Spezialkarte[1]) eine Anzahl von Profilen bekannt geworden, die teilweise sogar eine mehrfache Wechsellagerung des Muldeschotters mit Geschiebelehm zeigten, z. B. im Bahneinschnitte der Thüringer Bahnlinie bei Möckern zwischen Chaussee und Talaue:

3,5 bis 1 m Geschiebelehm,
4,5 bis 3 m Muldeschotter,
2 bis 1 m brauner bis schwärzlicher Geschiebelehm,

[1]) Sektion Leipzig, von K. Dalmer, J. Hazard und A. Sauer, 1882.

der abermals von Muldeschotter unterlagert wird. Weitere derartige Profile vergleiche im Text zu Sektion Leipzig, S. 20ff.

Auch aus dem Hauptverbreitungsgebiete des altdiluvialen Muldeschotters nördlich und nordwestlich von Grimma ist von verschiedenen Stellen die innige, durch Wechsellagerung gekennzeichnete Verknüpfung des Muldeschotters mit Geschiebelehm bekannt, so im Parthetale bei Großbardau, wo dem Muldeschotter eine durchschnittlich 3 bis 4 m, lokal bis 7 m anschwellende Bank von Geschiebelehm zwischengeschaltet ist, ferner in der Gegend von Naunhof-Köhra und anderen Orten.

Die Gesamtheit dieser Profile läßt, wie dies bereits im Text zu Sektion Leipzig, 1882, S. 21, bemerkt wird, auf die im großen und ganzen gleichzeitige Entstehung des Muldeschotters und jener Geschiebelehm-Zwischenschaltungen schließen. Nachdem also die erste Inlandeisdecke, die während einer langen Periode der Vereisung die Basalmoräne in den präglazialen Tälern und auf den Hochflächen abgesetzt, auf dem Rückzug begriffen und dem Muldestromsystem dadurch Gelegenheit zum Vordringen und zur Zerstörung der ersten Grundmoräne gegeben war, fanden wiederholte Oszillationen des Eisrandes statt, die die beschriebene Wechsellagerung von Muldeschotter und Geschiebelehm und das (lokale) Übergreifen des letzteren über den Muldeschotter erzeugten[1]). Anscheinend ist hierbei die letzte Oszillation von besonderer Dauer und Intensität, wie auch von besonders weiter Ausbreitung gewesen, wenigstens im Bereich des in dieser Periode von dem Muldearm beherrschten Elster-Pleißetales, wie die Geschiebelehmreste im Hangenden des Muldeschotters in den Reicheschen Sandgruben in Lindenau (siehe S. 87), den Bohrlochaufschlüssen in Großzschocher und endlich in den Gruben unmittelbar nördlich Zwenkau (vgl. S. 86) beweisen.

Der altdiluviale Muldeschotter in seinem Verhältnis zum altdiluvialen Elster-Pleißeschotter.

Die Schotter des unmittelbar südlich von Markkleeberg bei dem Orte Crostewitz in das Pleiße-Elstertal einmündenden Göseltal-Muldelaufes sind in ihrer nordwestlichen Fortsetzung infolge Erosion seitens der altdiluvialen Pleiße-Elster, welche nach Absatz der Muldeschotter das Pleiße-Elstertal allein beherrschte (siehe S. 89), bis auf ganz geringe Reste zerstört.

Diese der Erosion entgangenen Schotterdepots treten nun nicht allein in Verknüpfung mit Pleiße-Elsterschottern auf — was für die Altersfrage der beiden Schotter und indirekt für die Altersstellung von Markkleeberg von Bedeutung ist —, sondern stehen auch in Verband mit alten Grundmoränenablagerungen und gestatten so Schlußfolgerungen über den gesamten Ablauf jener Phase der Diluvialperiode überhaupt. Die gedachten Profile finden sich im Zuge des Elster-Pleiße-

[1]) Diese Auffassung deckt sich nicht ganz mit der in den Erläuterungen zu Sektion Markranstädt, 2. Aufl., S. 45 angegebenen, nach welcher die Muldeschotter „lokal eine Einlagerung in der unteren Stufe des Geschiebemergels" darstellen.

tales 1. unmittelbar nördlich von Zwenkau an der rechten Talflanke des Elstertales; 2. 4 km südlich hiervon in einer Kiesgrube am Kommunikationswege von Großzschocher nach Schönau; 3. unmittelbar westlich Leipzig auf der linken Flanke des Elstertales in den sog. Reicheschen Sandgruben in Leipzig-Lindenau; 4. in den nördlichen Stadtteilen von Leipzig zwischen Möckern und Schönefeld.

ad 1. Unmittelbar nördlich von Zwenkau, an der rechten, eine scharf markierte Terrasse bildenden Flanke des heutigen Elstertales, am sog. Floßgraben, früher besonders deutlich in einer Grube hinter der Ölschlägelschen, jetzt Heunschen Ziegelei, war lichtfarbiger, präglazialer Pleiße-Elsterschotter aufgeschlossen, unter welchem in 3 bis 4 m Tiefe lokal oberoligozäner, äußerst feinkörniger Meeressand ansteht. Über diesen präglazialen Schottern folgte zunächst eine etwa 0,3 m mächtige Schicht von äußerst plastischem Bänderton und sodann eine Bank faust- bis kindskopfgroßer Geschiebe von nordischen Graniten, Gneisen, Hornblendegesteinen, Feuerstein — zweifellos der Denudationsrest einer ehemals vorhanden gewesenen Geschiebelehmdecke. Alsdann folgte weiter im Hangenden ein bräunlicher, 2 bis 5,7 m mächtiger Schotter, der außer skandinavisch-baltischem Material Gerölle von Granulit, Granitgneis, grünen Tuffen von Tautenhain-Buchheim, Rochlitzer und Frohburger Quarzporphyr, weißen und gebänderten Tuffen sowie von Buntsandstein führt, also einen typischen Muldeschotter[1]) darstellt (vgl. J. Hazard, Erläuterungen zu Sektion Zwenkau, 1883, S. 17 und S. 13). Gegenwärtig ist nur noch ein kleiner, bei gelegentlicher Kiesgewinnung entstandener Aufschluß am Gehänge hinter genannter Ziegelei zu sehen, der aber insofern bemerkenswert ist, als sich hier zwischen dem präglazialen und dem altdiluvialen Schotter außer dem Bänderton eine 1 m mächtige, kompakte Bank sehr festen Geschiebelehms eingeschaltet. Das Profil am Floßgraben nördlich Zwenkau stellt sich hiernach wie folgt:

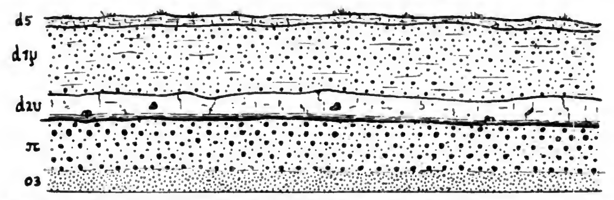


Fig. 3. Profil an der rechten Flanke des Elstertales (am sog. Floßgraben) unmittelbar nördlich Zwenkau, hinter der Heunschen Ziegelei.

d5 = Gehängelehm,
d1μ = altdiluvialer mittelgebirgischer Schotter (Muldeschotter),
d2u = untere Grundmoräne (Basalmoräne), an der Basis mit Bänderton,
π = präglazialer Pleiße-Elsterschotter,
o3 = oberer Meeressand (Oberoligocän).

[1]) Mit den an Granulit- und anderen mittelgebirgischen Geröllen ziemlich reichen Muldeschottern des Göseltales (s. S. 83) kann dieser spärliches mittelgebirgisches Material führende Schotter bei Zwenkau wegen seiner wesentlich südlicheren Lage nicht direkt in

Aus vorstehendem Profil geht mit Sicherheit hervor, daß der fragliche Arm des Muldesystems einen typischen Bänderton mit Grundmoräne bereits vorfand, als er in ostwestlicher Richtung gegen das Elster-Pleiße-Urstromtal vorrückte und auf dieser Bahn seine Schotter absetzte.

ad 2. Ein weiterer bemerkenswerter Aufschluß gibt Kunde über die Stellung des Muldeschotters zum Elster-Pleißeschotter, sowie über eine beide Schotter trennende Bank von Geschiebelehm, als Beweis für einen zwischen die Ablagerung beider Schotter fallenden Gletschervorstoß. Es handelt sich um die mittlere der beiden, gegenwärtig jedoch auflässigen Kiesgruben am Kommunikationsweg von Großzschocher nach Schönau, über welche im Text zu Sektion Markranstädt, 2. Aufl., S. 29, folgendes ausgeführt wird: „Er (der Muldeschotter) lagert hier unter diluvialem Elsterschotter und wurde in einer Mächtigkeit von 2 m abgestochen, ohne daß sein Liegendes erreicht worden wäre. Wie weit sich dieses südliche Vorkommnis von Muldeschotter erstreckt, läßt sich nicht feststellen, doch sprechen die Angaben über die Bohrlöcher 46 bis 48 an der Bahn und westlich derselben, in denen übereinstimmend eine „weißgraue steinige Toneinlagerung" im Schotter festgestellt wurde, dafür, daß mit ihnen noch Muldeschotter unter einer Überlagerung von Elsterschotter, beide getrennt durch eine schwache Geschiebelehmschicht, durchteuft wurde." — Die Bohrlöcher 46, 47, 48 liegen etwa 1 km südwestlich bzw. westlich von genannter Kiesgrube.

ad 3. Der wichtigste, gegenwärtig aber leider verschüttete Aufschluß befindet sich unmittelbar westlich von Leipzig, auf der linken Flanke der heutigen Elsteraue, und zwar in den sog. Reicheschen Sandgruben beim Friedhofe von Lindenau, in dem Dreieck zwischen der Merseburger Chaussee und der Plagwitz-Leutzscher Verbindungsbahn gelegen. Die hier, wie an weiteren benachbarten Punkten nachgewiesenen Muldeschotter liegen in der genauen nordwestlichen Verlängerung jenes Muldearmes, der in der Richtung des Göselbachtales in das Pleiße-Elstertal einmündete. Reste dieser Muldeschotter finden sich in vereinzelten Aufschlüssen „auf einem etwa 2 km breiten Streifen parallel dem heutigen Elsterfluß von Großzschocher über Plagwitz bis nach Lindenau und Leutzsch, wo sie von den Alluvionen der sich hier nach Westen wendenden Elster scharf abgeschnitten werden".

Das angedeutete Profil in den Reicheschen Sandgruben, welches indirekt auch für die Profilstellung der Markkleeberger Schotter von der größten Bedeutung ist, ist bereits im Jahre 1884 von A. Sauer im Text zu Sektion Markranstädt, 1. Aufl., S. 21, beschrieben und abgebildet worden[1]).

Beziehung gebracht werden. Vielleicht verdankt er seine Entstehung einem lokalen Gletschervorstoß, der den Göseltalabfluß eine Zeitlang nach Südwesten verschoben oder der schon vor Ausbildung des Göseltales einen Abfluß des Granulitgebirges so weit nach Süden gedrängt hat.

[1]) Das Gelände ist gegenwärtig bis auf eine kleine Stelle eingeebnet und soll wie seine weitere Umgebung künftighin Bauzwecken dienen, so daß schwerlich darauf zu rechnen ist, daß noch einmal ein so beweiskräftiger Aufschluß geschaffen wird — ein Hinweis darauf, wie wichtig es ist, durch sorgfältige zeichnerische oder photographische Darstellung wertvolle geologische Aufschlüsse der Nachwelt aufzubewahren.

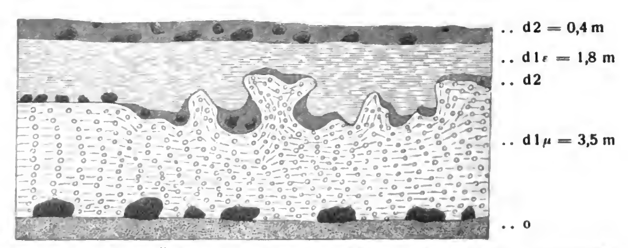


Fig. 4. Diskordante Überlagerung des altdiluvialen Muldeschotters (d 1 μ) durch den altdiluvialen Elsterschotter (d 1 ε) und jedes derselben durch erratische Blöcke und Reste des Geschiebelehms. — o = Oligocän.
Kiesgrube gegenüber dem Friedhofe von Lindenau. (Nach Sauer.)

„Aus diesem Profil kann mit Bestimmtheit gefolgert werden, daß der Muldeschotter älter als der Elsterschotter ist und bei dessen Ablagerung bereits von Geschiebelehm bedeckt war, welcher jedoch bis auf geringe Überreste bei der Bildung des Elsterschotters vernichtet wurde. Aber auch schon vor Absatz des Muldeschotters muß, wie die nordischen Blöcke an seiner Basis und sein Reichtum an skandinavisch-baltischem Materiale beweisen, eine Geschiebelehmdecke vorhanden gewesen sein. Endlich ist dieser ganze Komplex wiederum von echtem Geschiebelehm überzogen worden."

Aus diesem Profil geht also, ganz wie bei dem oben beschriebenen Profil bei der Ölschlägelschen Ziegelei nördlich Zwenkau, die wichtige Tatsache hervor, daß der Muldelauf eine bereits vorhanden gewesene Grundmoräne allmählich zerstört hat, so daß nur die großen erratischen Blöcke übrig blieben, während die kleineren Geschiebe mit in den allgemeinen Flußschotter verarbeitet worden sind.

Weiter geht aus dem Profil hervor, daß die nordischen Blöcke und die Reste von Geschiebelehm im Hangenden des Muldeschotters gleichfalls auf einen Eisvorstoß zurückzuführen sind, denn der Muldeschotter ist durch denselben gestaucht und in bizarre Falten gepreßt worden. Es verdient dies deshalb hervorgehoben zu werden, weil mitunter nur noch Blöcke, dagegen keine Geschiebelehmreste mehr auf den diluvialen Flußschottern erhalten geblieben sind, die dann gegebenenfalls als seitlich eingeschwemmtes Material aufgefaßt werden könnten, wenn nicht die Faltungen und Windungen in dem Schotter selbst noch den stattgehabten glazialen Grundmoränenschub bezeugen würden.

Durch die vorstehenden Profile wird dokumentiert, daß Mulde und Pleiße-Elster bei Leipzig sich nicht vereinigten, sondern diese Gegend in aufeinanderfolgenden Perioden durchströmten. (Vgl. Erläuterungen zu Sektion Markranstädt, 1. Aufl., S. 20, 2. Aufl., S. 33.) Während der ersten Periode hat in der Leipziger Bucht das nordwestliche Muldesystem dominiert, und das von Süden her durch

Elster und Pleiße herbeigeführte Schottermaterial ging in dem Muldeschotter mit auf. Nach Ablenkung bzw. Versiegen jener Muldeläufe — wohl eine Folge tief in die Leipziger Bucht vorgedrungener Gletschervorstöße — beherrschten Elster und Pleiße (als vereinigter Elster-Pleiße-Urstrom) allein die Leipziger Bucht und konnten nunmehr die bis dahin abgelagerten Schotter mit mittelgebirgischem Material und deren (lokale) Geschiebelehmdecke sowie die etwa im Liegenden dieser Schotter noch erhalten gebliebenen Reste der Basalmoräne der ersten Vereisungsperiode erodieren, ja sich bis in den präglazialen und lokal auch tertiären Untergrund einschneiden.

Wie bemerkt, schufen sich Elster und Pleiße in dieser Erosionsperiode in der Leipziger Bucht ein gemeinsames Bett, das etwa in der Breite von Zwenkau beginnt und in welchem später, als die Erosionskraft erlahmte, bedeutende Schottermassen abgesetzt wurden (Akkumulationsperiode). Die östliche Flanke dieses mit mächtigen Kiesmassen erfüllten Urstromtales wird heute von einem mehr oder weniger breiten, das rechte Ufer der Pleiße etwa von der Mitte der Sektion Liebertwolkwitz (ca. 5 km südlich Markkleeberg) bis fast nach Connewitz begleitenden, südnördlich verlaufenden Kiesstreifen gebildet, in welchen auch die Artefakte führenden Kiesgruben von Markkleeberg fallen (vgl. hierzu das Profil Fig. 6 auf S. 92). Von da ab sind diese altdiluvialen Terrassenschotter der Erosion der jungdiluvialen und altdiluvialen Pleiße-Elster zum Opfer gefallen. Die westliche Flanke[1]) liegt weit außerhalb der heutigen Elsteraue und verläuft ebenfalls fast genau nordwärts, nämlich etwas westlich der Mitte der Sektion Zwenkau, sodann durch die Sektion Leipzig-Markranstädt. Im Bereich der Nordhälfte dieser Sektion schneidet sich in die breite altdiluviale Elster-Pleißeterrasse in ostwestlicher Richtung, also quer, die 2 bis 3 km breite alluviale Elster-Luppeaue ein, an deren Nordflanke die Elster-Pleißeschotter infolge mächtiger Geschiebelehmüberdeckung nur an einigen wenigen Punkten zutage treten. Der weitere ehemalige nördliche Lauf des altdiluvialen Elster-Pleißestromes ist zurzeit nicht bekannt.

Der interglaziale Zeitraum, in welchem die Pleiße-Elsterschotter ihr breites Bett austieften und die beschriebene Erosionsarbeit leisteten, um nach Abnahme ihrer erodierenden Kraft dieses Bett mit lokal 13 m mächtigen Schottermassen[2]) — die altdiluviale Pleiße-Elsterterrasse — auszufüllen, muß, wie in den Erläuterungen zu Sektion Leipzig-Markranstädt, 2. Aufl., S. 46, von F. Etzold mit Recht hervorgehoben wird, von sehr langer Dauer gewesen sein.

Zweite Vereisungsperiode.

Die nunmehr folgende Periode der Diluvialzeit wird von einem erneuten Vorstoß des Inlandeises eingenommen, der seinen Ausdruck in einer über die Pleiße-Elster-

[1]) Vgl. Erläuterungen zu Sektion Zwenkau, S. 15, Sektion Leipzig-Markranstädt, 2. Aufl., S. 32.

[2]) Vgl. Erläuterungen zu Sektion Liebertwolkwitz, 2. Aufl., S. 19; Erläuterungen zu Sektion Leipzig-Markranstädt, 2. Aufl., S. 33.

schotter wie auch über die älteren diluvialen Bildungen (außerhalb der Pleiße-Elsterterrasse) ausgebreiteten, wegen ihrer im allgemeinen nicht sehr bedeutenden Mächtigkeit aber später stellenweise denudierten Geschiebemergeldecke findet.

Dieser jüngeren (oberen) Grundmoräne sind die im nordwestlichen und nördlichen Sachsen weitverbreiteten und auch im Bereich der altdiluvialen Pleiße-Elsterterrasse vorhandenen Hügel, Rücken und Wälle aufgesetzt, welche in Gestalt von Geschiebedecksand, Sandr-artigen Bildungen, Osern, Endmoränen, hervorgerufen durch vielfache vorübergehende Stillstandslagen und Oszillationen des Eisrandes, die Rückzugsgebilde der letzten (zweiten) Inlandeisbedeckung der Leipziger Gegend darstellen[1]). Daß nach dieser Abschmelzungsperiode das Inlandeis nicht nochmals in die Leipziger Bucht vorgedrungen ist, ergibt sich u. a. daraus, daß diese Rückzugsgebilde sonst wieder zum größten Teil zerstört und in die neue Grundmoräne verarbeitet worden wären. Ein nochmaliger Vorstoß des Eises (3. Vereisung) hat vielmehr nach L. Siegert (l. c. S. 303ff.) die Breite von Leipzig höchstwahrscheinlich gar nicht erreicht, wenigstens fehlt jeder Anhaltspunkt für die Entscheidung der Frage, „ob das Eis nach Süden hin bis über die heutige Elster-Luppeaue hinweggeschritten ist“[2]).

Im Bereiche der altdiluvialen Pleiße-Elsterschotter weist die im allgemeinen 2 bis 4 m mächtige Geschiebelehmdecke infolge des durchlässigen Schotteruntergrundes vielfach in besonderem Maße die bekannten Erscheinungen der Auslaugung und Verwitterung des Geschiebelehms auf. Außerdem ist durch spätere Denudation und Erosion diese Geschiebelehmdecke lokal stark reduziert, ja gänzlich abgetragen, so daß nur noch eine dünne Decke ausgelaugten, sandig-kiesigen Lehmes, zuweilen sogar nur eine Geschiebebestreuung auf dem Schotter lagert, so von Knauthain nordwärts über Großzschocher bis nach Leutzsch.

Ihre Auflagerungsfläche auf dem Elster-Pleißeschotter ist vielfach eine sehr unregelmäßige, sofern lokal die obersten Horizonte des Schotters mit Geschiebelehm vermischt, ja geradezu verknetet oder mit ausgewaschenen Geschiebelehmresten

[1]) Vgl. hierzu: Erläuterungen zu Sektion Leipzig-Markranstädt, 2. Aufl., von F. Etzold, 1907, S. 47—50; Erläuterungen zu Sektion Seehausen-Zschortau von F. Etzold, 1908, S. 15—21; Siegert - Weissermel, l. c. S. 214—226; ferner Erläuterungen zu Sektion Brandis-Borsdorf, 2. Aufl., bearbeitet von Th. Siegert, 1903, S. 28—30.

[2]) Was die postglazialen Ablagerungen der Leipziger Bucht anlangt, so kommt hier vornehmlich nur die zum Teil sekundär umgelagerte Lößdecke in Frage, die den von Zwenkau-Böhlen ab nordwärts sich erstreckenden Teil der Elster-Pleiße-Schotterterrasse überzieht. Letztere ist hier durch die Erosion der alluvialen Elster und Pleiße dergestalt zerschnitten, daß ein flacher, halbinselförmiger, nach Norden spitz zulaufender Schild entsteht, der von einer wenig mächtigen und in nördlicher Richtung sich mehr und mehr ausdünnenden Decke von Löß und Lößlehm überzogen ist, die die nördliche Spitze jenes ausgedehnten Lößgebietes bildet, das sich zwischen Weißenfels, Zeitz, Pegau, sowie von Altenburg aus nordwärts durch das Pleißetal bis fast nach Leipzig erstreckt. Wie bemerkt, ist diese Lößdecke, welche über alle älteren Bildungen diskordant weggreift, postglazial und interessiert deshalb hier weniger.

verquickt sind — ein Spiegelbild der Vorgänge, die sich beim Vorrücken der Gletscher in die Flußtäler abgespielt haben. Auch Druck- und Stauchungserscheinungen, die zuweilen die bizarrsten Formen annehmen, sind am Kontakt des Geschiebelehms mit dem Schotter zu beobachten, ebenso ist die Aufnahme von massenhaften Bestandteilen des jeweiligen Untergrundes (altdiluviale Kiese, tertiäre Sande und Tone, kulmische Grauwacke) in die Grundmoräne eine öfters zu beobachtende Erscheinung[1]).

In den an der rechten Talflanke der altdiluvialen Pleiße-Elsterterrasse angesetzten Kiesgruben von Markkleeberg weist der den Schotter überlagernde Geschiebelehm eine stark sandige Beschafffenheit auf, so besonders in der auf dem Situationsplan[2]) mit c bezeichneten, jetzt auflässigen Grube, welche in früheren Jahren Artefakte wie auch fossile Knochen geliefert hat. Hier „findet sich über dem Schotter ein echter, stark sandiger, aber fest zusammenhaltender Geschiebelehm, fehlt dieser oder sein Gemische mit dem Schotter, so liegen direkt auf letzterem zahlreiche große erratische Blöcke als Residua des Geschiebelehmes zerstreut" (Text Sektion Liebertwolkwitz, 2. Aufl., S. 19).



Fig. 5. Teil der östlichen Wand der Berndtschen Kiesgrube in Markkleeberg im Frühjahr 1914.

Das aus altdiluvialen Pleiße-Elsterschottern bestehende Kieslager ist die Fundstätte der Markkleeberger Artefakte. In dem Kies ausgewaschene, vielfältig gestauchte Partien von Geschiebelehm. Über dem Kieslager eine 0,80 m mächtige Decke von Geschiebelehm, die an einer Stelle einen 0,70 m messenden erratischen Block zeigt.

[1]) Erläuterungen zu Sektion Liebertwolkwitz, 2. Aufl., S. 22, 25; zu Sektion Leipzig-Markranstädt, 2. Aufl., S. 30 und 40; ferner H. Credner, Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellschaft, 1880, S. 75.

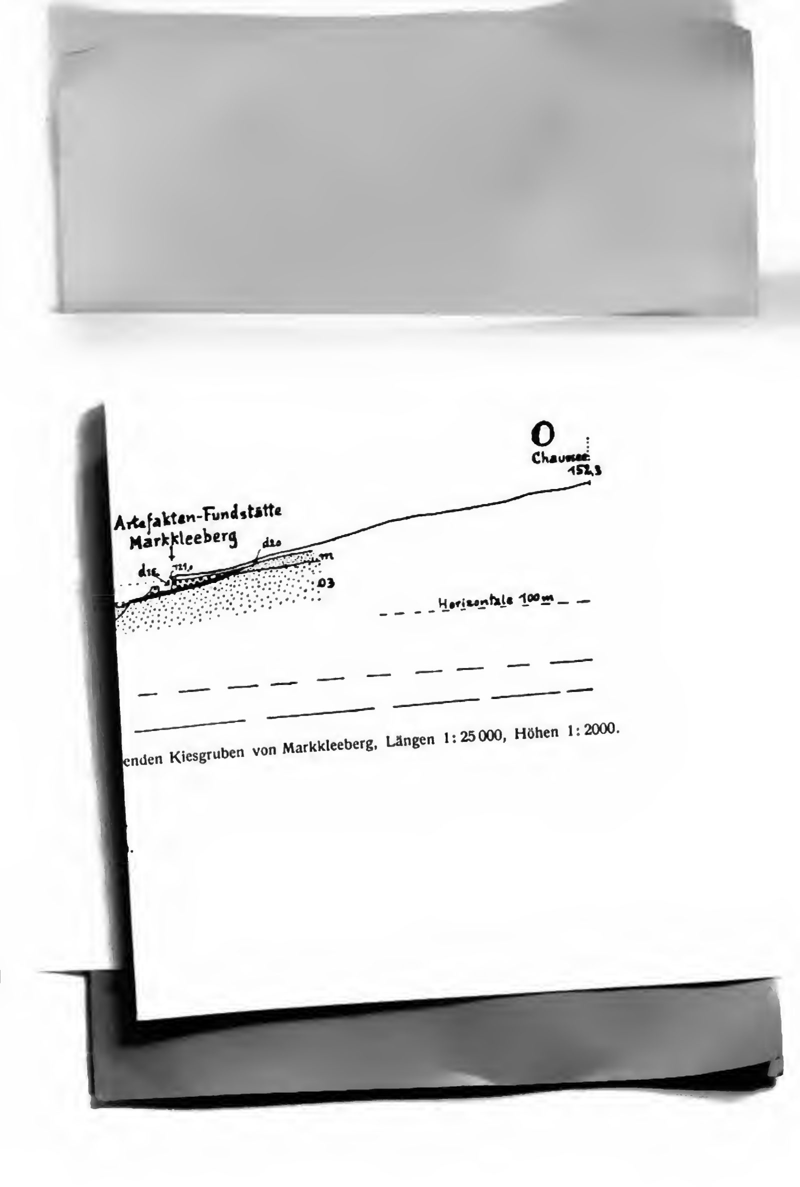
[2]) Vgl. Fußnote 1 auf S. 80.

In der etwas südlicher gelegenen Grube (d des Situationsplanes), aus welcher bei weitem die Hauptmenge der von K. Jacob beschriebenen Artefakte stammt, „zeigt sich der Kies nach oben zu mit einer Masse verknetet, welche dem anderwärts selbständig ausgebildeten, sandigen Geschiebelehm vollständig gleicht". Gegenwärtig ist in dieser Grube der Pleißeschotter auf 200 m Länge durch eine nordsüdliche, also in der Talrichtung verlaufende, 2 bis 4 m hohe Anschnittwand bloßgelegt. Die Überlagerung des Schotters bildet eine 0,70 bis 0,80 m mächtige Decke von sandigem Geschiebelehm, die meist nur bis faustgroße nordische Geschiebe verschiedenster Art, zuweilen aber auch solche bis 0,50 m Durchmesser (gewöhnlich direkt auf dem Schotter auflagernd) führt. Während die Grenzfläche zwischen Geschiebelehm und Schotter im allgemeinen horizontal verläuft und nur ganz lokal eine kaum merkliche Verquickung von Lehm und Schotter aufweist, treten innerhalb der 3 bis 4 m hohen Schotterwand, auf längere Erstreckung sich deutlich abhebend (siehe Photographie, Fig. 5), Verknetungen von ausgewaschenen, vielfältig gestauchten Geschiebelehmpartien mit Pleißeschotter auf, die wohl bei Oszillationen der Gletscher entstanden sind. Da gegenüber dem reinen Kies und Schotter solche lehmig verquickte Partien weniger wasserdurchlässig sind, ist ihre hangende Grenze, namentlich in muldenförmigen Eintiefungen, durch einen dunkelfarbigen, mangan- und eisenoxydhydrathaltigen Streifen gekennzeichnet, dessen Bildung durch angestautes Sickerwasser veranlaßt wird.

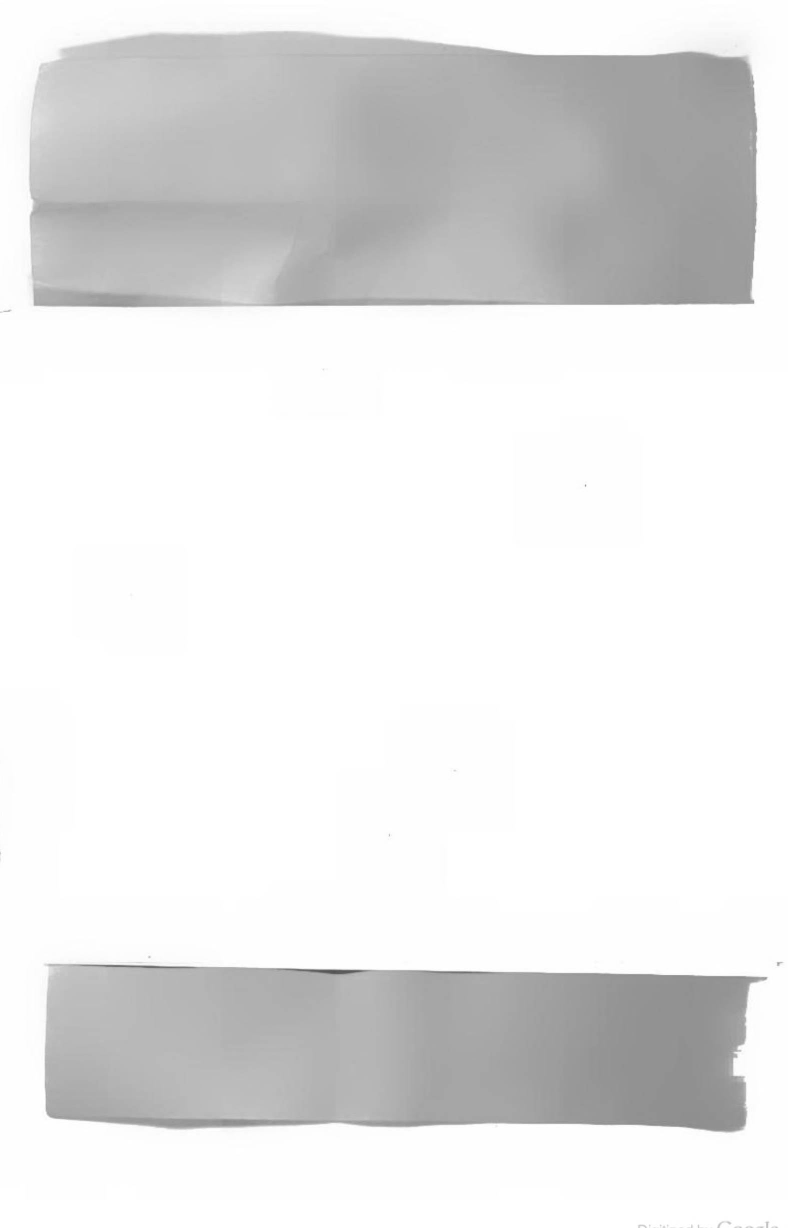
Die artefakteführenden Pleißeschotter von Markkleeberg.

Die, wie im vorstehenden dargelegt, zwischen der 1. und 2. Vereisung der Leipziger Bucht zum Absatz gelangten Pleißeschotter von Markkleeberg stimmen, abgesehen vielleicht von jeweiligen ganz geringen Unterschieden in der prozentualen Beimischung südlichen, nämlich vogtländischen und erzgebirgischen Materials, durchaus mit den in den mittleren sowie westlichen Teilen der altdiluvialen Pleiße-Elsterterrasse aufgeschlossenen Kiesen überein, was gar nicht anders erwartet werden kann, weil eben alle derartigen Aufschlüsse der gleichen, durch die Vereinigung von Elster und Pleiße geschaffenen Terrasse angehören (vgl. auch Profil, Fig. 6).

Den Pleiße-Elsterkiesen „ist ein schotterähnlicher Habitus eigen, der wesentlich durch eine lagenweise Sonderung des Materiales nach der Größe und eine oft ausgezeichnet horizontale Schichtung erzeugt wird. Ihre Zusammensetzung ergibt im Durchschnitt 3 bis 5% nordische Gesteine, 80 bis 85% weiße Quarze, 12 bis 15% Gerölle unzweifelhaft südlicher Herkunft" (Porphyre, Porphyrite, Kieselschiefer, Grauwacke, Buntsandstein und Phyllit), „welche sämtlich im oberen Stromgebiete der Elster und Pleiße anstehend vorkommen" (Erläuterungen zu Sektion Liebertwolkwitz, 2. Aufl., S. 16.) Lokal bemerkt man in dem Kies konkordant eingeschaltete, bis dezimeterstarke und mehrere Meter weit zu verfolgende, feinsandige Lagen, die die Absatzprodukte sehr ruhiger Strömung zu sein scheinen. Über die Verquickung des Schotters mit Geschiebelehm siehe oben.



enden Kiesgruben von Markkleeberg, Längen 1:25000, Höhen 1:2000.



Die Oberkante der Pleißeschotter in der mit d bezeichneten, sog. Berndtschen Kiesgrube von Markkleeberg, aus welcher die Jacobschen Artefakte stammen, liegt, wie durch besonderes Nivellement festgestellt wurde, gegenwärtig in 121 m Meereshöhe, die liegende Grenzfläche gegen den oberoligozänen Meeressand (ein äußerst feinkörniger Glimmersand), der in der Südostecke der Grube im Herbst 1913 durch ein Schurfloch 3 m tief bloßgelegt wurde und der unter der benachbarten alluvialen Pleißeaue in zahlreichen Bohrlöchern angetroffen worden ist, in 118,5 m Meereshöhe. Die altdiluviale Pleiße-Elsterterrasse, in deren Ostflanke diese Kiesgrube angesetzt ist, hat in der Breite von Markkleeberg eine Breitenausdehnung von 11 km bei fast vollkommen horizontaler Oberfläche. Denn legt man von Markkleeberg aus ein Profil westwärts durch diese Terrasse, in welche sich die alluviale Pleiße und Elster eingegraben haben, so schneidet dasselbe die Oberkante der Terrassenschotter in Gautzsch und Knauthain-Knautkleeberg (soweit hier nicht am Rande der alluvialen Aue Abschwemmungen stattgefunden haben) ebenfalls in 120 bis 121 m Höhe. Diese Verhältnisse werden durch das Profil, Fig. 6, veranschaulicht.

10 km talabwärts von Markkleeberg, in der Höhe von Böhlitz-Ehrenberg-Gundorf, liegt die Oberkante der altdiluvialen Elster-Pleißeschotter in 110 bis 111 m Höhe, was mithin für diesen Trakt des altdiluvialen Elster-Pleißetales ein Gefälle von 1 : 900 bis 1 : 1000 ergibt.

Was die Artefakte betrifft, so finden sich dieselben nach den Beobachtungen K. Jacobs regellos bald in den tieferen, bald in den höheren Horizonten des Schotters. Ihre meist nur schwach abgerundeten Ecken und Kanten deuten darauf hin, daß sie nur geringen Transport erlitten haben. Mir selbst ist es nicht gelungen, jemals ein Artefakt in der anstehenden Schotterwand, also unberührt in seiner Lagerstätte, zu beobachten, es besteht aber nicht der geringste Zweifel, daß die Artefakte aus den Schotter- und Kieslagen stammen und nicht etwa aus der lehmigen Deckschicht (Abraum) beim Abbau des Kieses in diesen hineingeraten oder durch irgendwelche andere Zufälligkeiten unter den Kies gekommen sein könnten. Hierfür bürgen außer den Beobachtungen F. Etzolds (vgl. S. 73, Fußnote) und K. Jacobs, die einige Artefakte im Anstehenden fanden, auch die Aussagen der seit Jahren in den Gruben beschäftigten und im Beobachten verdächtig erscheinender Stücke geschulten Arbeiter, ganz besonders spricht aber hierfür auch der Umstand, daß die Patina der Feuersteinartefakte vollkommen mit derjenigen der in den Kies eingebetteten Feuersteinfragmente wie auch mit dem Habitus des gesamten Kieses harmoniert. Bemerkenswert ist es, daß die Arbeiter auf gewisse Stücke, namentlich Scherben, Späne, Absplisse, Messer, Speerspitzen und dergleichen, welche etwa in dem frisch abgegrabenen Kies enthalten sind, in dem Moment aufmerksam werden, wo beim Durchwerfen des Kieses das gröbere Material auf den Eisenstäben des Durchwurfs herabrollt, weil das geübte Ohr sofort den hellen Klang solcher außergewöhnlicher Stücke heraushört.

Zeitweilig werden beim Abbau des Kieses, namentlich in dessen tieferen Schichten, auch fossile Wirbeltierreste gefunden, deren gemeinsames Auftreten mit den Artefakten selbstredend von großer Bedeutung ist. In den Markkleeberger Gruben, speziell in der mit d bezeichneten, aus welcher auch die weitaus meisten Artefakte stammen, sind in den letzten Jahren von K. Jacob folgende Reste, deren Bestimmung M. Schlosser - München zu verdanken ist, aufgefunden worden[1]):

Elephas primigenius (2 Molarfragmente, 4 Bruchstücke von Extremitätenknochen),

Rhinoceros antiquitatis = tichorhinus (Bruchstücke von mindestens 3 unteren und 4 oberen Backenzähnen),

Equus (1 unterer Molar, 1 Unterende der Tibia).

Der Erhaltungszustand der Fragmente und die Art der Fossilisation läßt den Schluß zu, daß dieselben sicher keinen weiten Transport erlitten haben, umso mehr als südlich von Halle die gleichen diluvialen Wirbeltierreste zusammen mit teilweise sehr zerbrechlichen Konchylien und ferner im Tagebau Körbisdorf südwestlich Merseburg eine zusammenhängende Wirbelreihe von Rhinoceros tichorhinus mit anhängenden Teilen der Extremitäten sowie ein zusammenhängender Vorderfuß von Equus caballus aufgefunden wurden (Siegert-Weissermel, l. c. S. 155).

Noch weit zahlreichere Reste von Wirbeltieren als in Markkleeberg liefert die gleiche altdiluviale Elster-Pleißeterrasse nur 6 km talabwärts von Markkleeberg, in der weitausgedehnten Kiesabdeckung der Hafenanlage des „Karl-Heine-Kanals", westlich von Leipzig, woselbst vor allem Molaren, aber auch Stoßzähne von Elephas primigenius, Elephas trogontherii, sowie Reste von Equus (Zähne) und Cervus auftreten und hier seit Jahren von F. Etzold gesammelt werden, vgl. hierzu Erläuterungen zu Sektion Leipzig-Markranstädt, 2. Aufl., S. 31.

Wenngleich zurzeit diese Wirbeltierfunde für die stratigraphische Eingliederung der Markkleeberger Artefakte wie für die Diluvialchronologie überhaupt nur sehr beschränkten Wert haben[2]), so seien zum Vergleich und zur Berücksichtigung bei späteren Forschungen die wichtigeren im Randdiluvium westlich von Leipzig (Gegend von Weißenfels-Merseburg-Halle) gemachten Funde von Wirbeltierresten aus dem wiederholt zitierten Werke von Siegert und Weissermel angeführt:

[1]) Dieselben befinden sich in der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Außerdem sind fossile Wirbeltierreste in den Markkleeberger Pleißeschottern ebenso wie in den gleichalterigen Elsterschottern von F. Etzold aufgesammelt worden, über die eine Publikation noch aussteht (vgl. hierzu S. 73).

[2]) Was z. B. Elephas anlangt, so gelten Elephas antiquus und Elephas trogontherii als älter und mehr Wärme liebend als Elephas primigenius, bei Rixdorf sind aber alle drei Elefantenarten im Interglazial II festgestellt (vgl. Siegert - Weissermel, l. c. S. 161, ferner C. Gagel, Beweise für eine mehrfache Vereisung Norddeutschlands, Geol. Rundsch. 1913, S. 458, O. v. Linstow, Kritik der außeralpinen Interstadiale, ebenda S. 524, ferner auch Frech, Über die Mächtigkeit des europäischen Inlandeises und das Klima der Interglazialzeiten, Compte Rendu du Congrès géol. intern., Stockholm 1910, I., S. 334).

I. Interglazial	Markwerben bei Weißenfels, Stadelmannsche Kiesgrube (l. c. S. 154): Elephas antiquus Weißenfels, Kiesgrube in der Nähe des Schlachthauses (l. c. S. 83 und 67): Rhinoceros tichorhinus Uichteritz, westlich Weißenfels, Ködelsche Kiesgrube (l. c. S. 154): Elephas trogontherii Elephas antiquus Rhinoceros Mercki	Tiefere Saaleterrasse (Hauptterrasse)
I. Interglazial	Körbisdorf, südwestlich Merseburg (l. c. S. 153): Elephas primigenius Rhinoceros tichorhinus Cervus tarandus Equus caballus	Unstrutterrasse, in gleicher stratigraphischer Stellung mit der Saalehauptterrasse (l. c. S. 135)
II. Interglazial	Beckenton von Rabutz, zwischen Schkeuditz und Halle (l. c. S. 272): Elephas antiquus Rhinoceros Mercki Bison priscus	Interglazialer Beckenton

Außerdem sind bei Leipzig bzw. in der Leipziger Bucht noch gefunden worden: Felis leo L. var. spelaea Goldf., in einer im Geschiebedecksand (Rückzugsgebilde der 2. Vereisung, siehe S. 90) angesetzten Sandgrube nördlich von Lindenthal bei Leipzig; ein vollständiges Exemplar von Elephas primigenius Blumenb., zusammen mit einem Geweihfragment von Rangifer cf. tarandus Frisch und zahlreichen Glazialpflanzen in einer Ziegeleigrube bei Borna (23 km südwestlich Leipzig); vgl. J. Felix: „Über einige bemerkenswerte Funde im Diluvium der Gegend von Leipzig", S.-A. aus dem Sitzungsbericht der Naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig, 36. Jahrgang 1909. Derselbe, Das Mammut von Borna, Veröffentlichung des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Leipzig 1912. C. A. Weber, Die Mammutflora von Borna, S.-A. aus Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins, Bremen 1914, Bd. XXIII, 1.

Für die Leipziger Bucht wird die stratigraphische Wertung der immerhin recht zahlreichen Wirbeltierreste noch dadurch erschwert, daß die Interglazialschotter bisher noch keine Vertreter der anderwärts in den gleichen Horizonten in zahlreichen Arten vertretenen Molluskenfauna geliefert haben und wohl auch für die Zukunft nicht liefern werden, was seinen Grund entweder darin haben dürfte, daß Elster, Pleiße und Mulde im Gegensatz z. B. zu Saale und Unstrut nicht durch Gegenden

mit ausgedehnteren kalkigen Ablagerungen fließen (deshalb auch keine kalkigen Gerölle) und mithin die für die Entwicklung einer Molluskenfauna erforderlichen Lebensbedingungen nur in beschränktem Maße bieten konnten oder, was wahrscheinlicher ist, daß infolge der Kalkarmut des Wassers der genannten Flüsse die Kalkschalen der etwa in den Sanden und Schottern vorhanden gewesenen Molluskenreste aufgelöst worden sind[1]).

Wir sind also bezüglich der Altersbestimmung der Markkleeberger Artefakte trotz der in den dortigen Kiesen wie in der altdiluvialen Elster-Pleißeterrasse überhaupt und wie auch in gleichalterigen Terrassen der weiteren Umgebung gemachten zahlreichen Funde einer diluvialen Fauna vorläufig lediglich auf geologisch-stratigraphische Momente angewiesen, nach denen die Markkleeberger Schotter in die zweite Periode des ersten Interglazials der Leipziger Bucht bzw. an das Ende desselben zu setzen sind.

Die gleiche stratigraphische Stellung räumt H. Reishauer (l. c. S. 47) den Markkleeberger Schottern ein, und ebenfalls als vorletztes Interglazial (bzw. als ein älteres Interstadial), also in die erste Interglazialperiode — im Sinne von drei norddeutschen Eiszeiten und zwei Zwischeneiszeiten — werden die Markkleeberger Paläolithe von C. Gagel eingeordnet[2]). Über die Stellung von R. R. Schmidt und Fr. Wiegers siehe S. 80, Fußnote.

Zusammenfassung.

Aus den vorstehenden Darlegungen ergibt sich über den Ablauf der Diluvialperiode innerhalb der Leipziger Bucht und über die Stellung der Markkleeberger Schotter bzw. der in denselben enthaltenen Paläolithe folgendes Bild:

---

[1]) A. Sauer hat im Jahre 1878 eine Anzahl wohlerhaltener Exemplare von Paludina diluviana Kunth in einem 4 bis 5 m tiefen, in typischem Geschiebelehm liegenden Eisenbahneinschnitte der Linie Leipzig—Halle bei der Infanteriekaserne in Möckern aufgefunden (vgl. N. Jahrb. 1878, S. 392 bis 394, Erläuterungen zu Sektion Leipzig, 1882, S. 25), und zwar in einer Tiefe von 2 bis 3 m unter der Erdoberfläche. Er bemerkt dazu, daß diese schon damals als Leitfossil des norddeutschen Unterdiluviums geltenden Molluskenreste hier entweder auch dem Oberdiluvium nicht fremd seien oder aber aus dem Unterdiluvium eingeschwemmt sein müßten. Da nun, wie bereits Sauer feststellte, der Geschiebelehm in Möckern von Diluvialschottern mit Granulitgeröllen, also von Muldeschotter, unterlagert wird und Paludina diluviana nach den zahlreichen in Norddeutschland gemachten Funden als Leitfossil des ersten Interglazials gilt, so ist kaum ein Zweifel, daß die Paludinen trotz ihres guten Erhaltungszustandes aus unterlagernden, der älteren Abteilung des ersten Interglazials zugehörenden Schottern stammen und im Geschiebelehm auf sekundärer Lagerstätte ruhen.

[2]) Vgl. hierzu das Referat Gagels über: R. R. Schmidt, „Die diluviale Vorzeit Deutschlands" in Geol. Zentralblatt, Bd. 20, 1914, S. 449. Gagel weist hier auch die unrichtige Einreihung von Markkleeberg in das letzte Interglazial seitens R. Schmidt zurück. (Vgl. auch die Diskussion Gagels in „Zeitschrift für Ethnologie", Heft 1, 1913, S. 154 bis 156.)

Erste Vereisungsperiode: Auf präglazialen Schottern der Pleiße-Elster setzt das zum erstenmal in die Leipziger Bucht vordringende Inlandeis Bänderton und auf demselben eine Grundmoräne ab (unterer Geschiebemergel) = 1. Eisvorstoß.

Erste Zwischeneiszeit: Nach Abschmelzen des Eises — und wohl schon während des Rückzuges des Eisrandes — Aufarbeitung dieser ältesten Grundmoräne in der Leipziger Bucht (hauptsächlich im Bereich der präglazialen Talungen) durch die aus der Gegend von Grimma kommenden, also in westnordwestlicher und nordwestlicher Richtung fließenden Muldeläufe bis auf geringe Reste. Der Muldestrom bewegt sich über die Leipziger Bucht hinaus höchstwahrscheinlich in nördlicher bis nordwestlicher Richtung. Elster und Pleiße münden während dieser 1. Periode, von Süden kommend, in den Muldestromlauf (bzw. in den Göseltalarm desselben) ein.

Während dieses Zeitraumes, in welchem das Muldesystem mehrere Terrassen herausbildete, wiederholte Oszillationen des Inlandeises, die lokal eine Wechsellagerung von Muldeschotter mit Geschiebelehm und schließlich eine Überlagerung des Muldeschotters mit Grundmoräne erzeugen, bei deren Absatz die Schotter lokal gestaucht werden.

Das nordwestliche Muldestromsystem versiegt (wohl infolge östlicher Ablenkung durch Gletschervorstöße), und Pleiße und Elster dominieren nunmehr (2. Periode) als vereinigter Pleiße-Elster-Urstrom in der Leipziger Bucht, über welche hinaus sie in nördlicher Richtung weiterfließen. Mammut, Rhinozeros, Equus u. a. ziehen in die Leipziger Bucht ein. Aufarbeitung des Muldeschotters und des mit demselben verknüpften Geschiebelehms sowie der etwa noch erhalten gebliebenen Reste der Basalmoräne (1. Vereisung) durch die Elster-Pleißeschotter, weitgehende Erosion der präglazialen Schotter und lokales Einschneiden bis in das unterlagernde Tertiär. Abschluß dieser Zwischeneiszeit durch allmähliche Auffüllung des Elster-Pleiße-Urstromtales mit mächtigen Schottermassen (altdiluviale Elster-Pleißeterrasse) infolge Nachlassens der Erosionskraft. In solchen Schottern bei **Markkleeberg paläolithische Kulturreste,** zusammen mit Resten von Elephas primigenius, Rhinoceros antiquitatis, Equus.

Zweite Vereisungsperiode: Zweiter großer Vorstoß des Inlandeises, verbunden mit Oszillationen des Eisrandes, lokale Stauchung der Elster-Pleißeschotter und Verquickung derselben mit Grundmoräne, Absatz einer weit verbreiteten, auch die altdiluviale Elster-Pleißeterrasse überziehenden Geschiebemergeldecke (oberer Geschiebemergel).

Zweite Zwischeneiszeit: Abschmelzen des Eises, zunächst bis in die Breite von Leipzig, hier Stillstandslagen verbunden mit Oszillationen des Eisrandes, Aufschüttung der Endmoränen und Decksande (Dehlitz, Rückmarsdorf, Taucha, Panitzsch). Gleichzeitig erneutes Vordringen der Pleiße-Elstergewässer in die Leipziger Bucht und Erosion der oberen Grundmoräne im Bereich des Strombettes, Beginn der ostwestlichen Talverlegung der Pleiße-Elsterabflüsse (wahr-

scheinlich längs der Eisrandlage) in der Richtung Leipzig-Schkeuditz-Merseburg-Halle.

Weiteres Abschmelzen des Eises, Glazialschotter- und Lößsandbildung, fortgesetzter Rückzug des Eises nach Norden.

Ein dritter Vorstoß des Eises erreicht die Leipziger Bucht nicht.

Fortgesetztes Einschneiden der Pleiße und Elster in die altdiluviale Terrasse und allmähliche Herausbildung des altalluvialen und schließlich alluvialen Elster- und Pleiße- sowie Elster-Luppetales.

III. DIE EINORDNUNG DER MARKKLEEBERGER ARTEFAKTE IN DIE PRÄHISTORISCHEN UND GEOLOGISCHEN STUFEN DES EISZEITALTERS

VON

DR. KARL HERMANN JACOB
DIREKTORIALASSISTENT AM PROVINZIAL-MUSEUM ZU HANNOVER

Nachdem schon 1864 Lartet den ersten Versuch einer Gliederung des Paläolithikums gemacht hatte und Gabriel de Mortillet 1869 die erste Grundlage zu seinem System gelegt hatte, das er später selbst weiter ausbaute, haben besonders die geologisch-stratigraphisch betriebenen Ausgrabungen westeuropäischer Prähistoriker uns die Grundlagen für eine Periodenfolge innerhalb des Paläolithikums geliefert. Wurde Mortillet wegen seiner Teilung, die vielleicht zu schematisch vorgenommen war, seinerzeit heftig angegriffen, so können wir feststellen, daß heute dem auf seiner Arbeit fußenden, aber natürlich bedeutend erweiterten Periodensystem, wie es Breuil, Bouyssonie, Cartailhac, Commont, Obermaier, Peyrony und Rutot ausgestaltet haben, allgemeine Anerkennung zuteil wird[1]). Der für einen Vergleich mit unseren Funden in Betracht kommende erste Abschnitt, das Altpaläolithikum, hat eine ausführliche Bearbeitung durch H. Obermaier erfahren[2]). War dies chronologische Schema zunächst nur für Frankreich aufgestellt worden, so haben die Ausgrabungen R. R. Schmidts in den schwäbischen Höhlen und seine große Zusammenfassung sämtlicher deutscher Paläolithfunde ergeben, daß die französische Gliederung der nahe kommt, die wir für Deutschland aufstellen müssen, besonders was die jungpaläolithischen Kulturen anlangt. Wie weit wir im Altpaläolithikum gehen dürfen, und wie weit bei Markkleeberg im besonderen, wird die spätere Betrachtung ergeben.

Das absolute Periodensystem des französischen Paläolithikums können wir somit als festgefügt und allgemein anerkannt hinnehmen. Es ergeben sich aber ziemlich weitgehende Meinungsverschiedenheiten bei dem Versuch, die paläolithischen Kulturstufen in die geologische Gliederung des Eiszeitalters einzufügen. Zugrunde gelegt wird immer die Teilung des Eiszeitalters, die Albrecht Penck bei seinen Studien über die Alpenvergletscherung gewonnen hat[3]). Nun ist zwar dieses Schema auch heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen, und besonders ist vor seiner Anwendung auf die norddeutsche Vergletscherung gewarnt worden, aber gerade jetzt mehren sich die Stimmen zahlreicher Geologen, die durch eigene Forschungen zu ähnlichen Resultaten in Norddeutschland wie Penck in den alpinen Gebieten gekommen sind[4]). Wie weit diese Untersuchungen für Norddeutschland schon

---

[1]) R. R. Schmidt, Die Grundlagen für die Diluvialchronologie und Paläethnologie Westeuropas. Zeitschr. f. Ethnologie, 1911, S. 945ff.

[2]) Hugo Obermaier, Die Steingeräte des französischen Altpaläolithikums. Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Kais. Akademie der Wissenschaften, Bd. II, Nr. 1. Wien 1908.

[3]) Penck-Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter. Leipzig 1909.

[4]) Ausführliche Literatur s. C. Gagel, Die Beweise für eine mehrfache Vereisung Norddeutschlands in diluvialer Zeit. Geologische Rundschau, Bd. IV, 1913, Heft 7, und: O. v. Linstow, Kritik der außeralpinen Interstadiale. Geologische Rundschau, Bd. IV, Heft 7, 1913.

gediehen sind, soll beifolgendes Schema v. Linstows erkennen lassen, das wir neben das Pencksche Alpenschema stellen, ohne damit unbedingt eine Parallelisierung herbeiführen zu wollen.

Gliederung der Eiszeit in alpinen Gebieten nach Penck	Gliederung der Eiszeit in Norddeutschland nach v. Linstow
Nacheiszeit	Warmes, Kaltes } Postglazial Poststadial
IV. Eiszeit (Würmeiszeit)	Glazial III (jüngste Vereisung; oberer Geschiebemergel usw.)
3. Zwischeneiszeit (Riß-Würm-Interglazial)	Jüngeres Interstadial 2 Interglazial 2 { oberes, jüngeres, kaltes; mittleres, warmes; unteres, älteres, kaltes Älteres Interstadial 2
III. Eiszeit (Rißeiszeit)	Glazial II (mittlere Eiszeit)
2. Zwischeneiszeit (Mindel-Riß-Interglazial)	Jüngeres Interstadial 1 Interglazial 1 { oberes, jüngeres, kaltes; mittleres, warmes; unteres, älteres, kaltes Älteres Interstadial 1
II. Eiszeit (Mindeleiszeit)	Glazial I (älteste Eiszeit)
1. Zwischeneiszeit (Günz-Mindel-Interglazial) I. Eiszeit	Prästadial Kaltes, Warmes } Präglazial
(Günzeiszeit)	
Pliocän	Pliocän

Die archäologische Untersuchung der Markkleeberger Funde hat ergeben, daß ihre Hauptmasse — betrachten wir sie im Vergleich mit westeuropäischen Fundverhältnissen — dem Moustérien zuzusprechen ist.

Vergegenwärtigen wir uns an der Hand der beigefügten Tabelle die wichtigsten der Auffassungen, die über die Einordnung des Moustériens in das Eiszeitschema bestehen[1]).

Penck unterscheidet ein älteres kaltes Moustérien, das er in die dritte, die Rißeiszeit, setzt, und ein jüngeres warmes Moustérien in der dritten Zwischeneiszeit.

Obermaier stellt ein Altmoustérien an das Ende der dritten Zwischeneiszeit, ein Jungmoustérien in die vierte Eiszeit.

[1]) Vgl. hierzu: H. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Berlin—München—Wien 1912. — F. Wiegers, Die geologischen Grundlagen für die Chronologie des Diluvialmenschen, Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellsch., Bd. 64, 1912. — R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Stuttgart 1912.

Geologische Gliederung nach Penck	Archäologische Einordnung nach:							
	Penck		Obermaier		Wiegers		R. R. Schmidt	
Nacheiszeit	Daunstadium	Azilien	Daunstadium	Protoneolithicum	Mya Zeit	Metallzeit	Daunstadium	Azilien
	Gschnitzstadium		Gschnitzstadium	Azilien	Litorina Zeit	Neolithicum	Gschnitzstadium	Spätmagdalénien
	Bühlstadium	Magdalénien	Bühlstadium	Magdalénien	Ancylus Zeit	Campignien Azilien	Bühlstadium	Früh-u. Hochmagdalénien
	Achenschwankung		Achenschwankung	Solutréen Aurignacien			Achenschwankung	Solutréen Aurignacien
IV. Würmeiszeit				Jungmoustérien	Spätglazial Yoldiazeit (Bühlstadium)	Magdalénien		Moustérien
					Hochglazial	Solutréen Aurignacien		
					Frühglazial	Moustérien II (kalt)		
3. Zwischeneiszeit	Steppenphase	Solutréen Aurignacien	Ende d. 3. Zw.-E.	Altmoustérien Hochacheuléen		Moustérien I (warm)		Acheuléen Chelléen Prächelléen
	Waldphase	Warmes Moustérien	Mitte d. 3. Zw.-E.	Altacheuléen Hoch-u. Spätchelléen				
			Anfang d. 3. Zw.-E.	Altchelléen				
III. Risseiszeit		Kaltes Moustérien		Protochelléen		Acheuléen II		
2. Zwischeneiszeit		Acheuléen Chelléen		Prächelléen		Acheuléen I Chelléen		
II. Mindeleiszeit						Prächelléen		
I. Zwischeneiszeit								
I. Günzeiszeit								

R. R. Schmidt geht noch weiter dem Schlusse des Diluviums zu, indem er das gesamte Moustérien der vierten Eiszeit zurechnet.

Wiegers teilt ein warmes Moustérien der dritten Zwischeneiszeit, ein kaltes Moustérien dem Frühglazial der vierten Eiszeit zu.

So verschieden diese vier Systeme im allgemeinen, wenn wir z. B. nur das Ansetzen des Chelléen betrachten, auch sind, so nahe kommen sie sich beim Einordnen des Moustérien, das sie (mit Ausnahme von R. R. Schmidt) alle wenigstens einem Teil der letzten Zwischeneiszeit zurechnen. Mit unseren Ergebnissen, die ein Moustérien mit kälteertragender Fauna brachten, stimmt am besten Obermaiers Schema überein, besonders dann, wenn wir das Ende der letzten Zwischeneiszeit als kalt annehmen, was wir um so eher können, als die vierte Eiszeit sich nähert. Diese Annahme wird gerechtfertigt durch das häufige Auftreten der langen schmalen Klingen in der Oberstufe unsres paläolithischen Inventars, die ein baldiges Einsetzen des Aurignacien voraussagen, des Aurignacien, das der letzten Eiszeit oder gar der Nacheiszeit angehört.

Legten wir dies archäologische Schema zugrunde und wollten von ihm ausgehend die geologische Schicht bestimmen, in der die Funde aufgetreten sind, so müßten wir eine Periode annehmen, die dem Ende des letzten Interglazial (Riß-Würm-Zwischeneiszeit alpiner Gebiete) entspräche.

Diese Annahme würde zunächst nicht mit den Ergebnissen Gäberts übereinstimmen, dessen Untersuchungen der Eiszeitverhältnisse in der Leipziger Bucht folgendes Schema ergeben:

III. Eisvorstoß	erreicht die Leipziger Bucht nicht
2. Zwischeneiszeit	Endmoränen. Decksande
II. Eisvorstoß	Oberer Geschiebemergel
1. Zwischeneiszeit	2. Abschnitt: Elster-Pleißeschotter mit Paläolithen
	1. Abschnitt: Muldeschotter
I. Eisvorstoß	Grundmoräne (unterer Geschiebemergel) Bänderton

Präglazial

Gäbert hat diese Aufeinanderfolge lediglich für die Leipziger Bucht aufgestellt und sie nicht ohne weiteres mit dem Schema für Norddeutschland gleichgestellt, auch spricht er vorsichtigerweise von Eisvorstößen und nicht von Eiszeiten.

Wiegers[1]) geht in seiner Bestimmung der Elsterschotter schon bedeutend weiter, indem er sie in das I. Interglazial der norddeutschen Vereisungen überhaupt einreiht. Wenn er nun daraus folgert: Da die Schotter 1. norddeutsches Interglazial sind, müssen die Paläolithen, die in ihnen vorkommen, dem Acheuléen angehören,

[1]) Wiegers, Über das Alter des diluvialen Menschen in Deutschland, Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellsch., Bd. 65, 1913.

denn in das erste Interglazial gehört das Acheuléen, er also das archäologische Material nur vom geologischen Standpunkt aus betrachtet, so ist dies mindestens ebenso gewagt, als wenn wir sagen wollten: Die Hauptmasse der Funde gehört dem Moustérien an, das Moustérien ist ins 2. norddeutsche Interglazial zu setzen, folglich müssen wir die Schichten, in denen wir unsere Funde antrafen, dem 2. Interglazial zurechnen.

Diese noch nicht gelöste Frage klarzustellen, wird in Zukunft weitergehenden prähistorischen wie geologischen Untersuchungen vorbehalten bleiben. Auf Grund dieser einen, wenn auch überaus reichhaltigen Fundstätte ein abschließendes Urteil zu fällen, dürfte verfrüht sein. Noch ein Moment ist hierbei zu beachten. Ergibt sich bei weiterem Fundmaterial, dessen Auffinden in Norddeutschland meines Erachtens nicht in Frage steht, wiederholt eine Kontroverse zwischen typologischen Fragen, die vorläufig noch unter westeuropäischen Gesichtspunkten betrachtet werden, und dem geologischen Schema, das auch für Norddeutschland immer mehr vertieft werden wird und wobei noch mehr als bisher die Eisvorstöße als wirkliche Eiszeiten oder nur als Oszillationserscheinungen werden erkannt werden, so wird man allmählich dazu übergehen müssen, für Deutschland ein gesondertes Typenschema aufzustellen.

Wir übergeben die Funde von Markkleeberg der Öffentlichkeit zunächst als Material, ohne weitergehende Hypothesen daran zu knüpfen. Als einen Baustein für das hoffentlich immer klarer und reichhaltiger in Erscheinung tretende deutsche Paläolithikum wollen wir diese bisher größte und ausgiebigste altpaläolithische Fundstätte Norddeutschlands betrachtet wissen.


375688
GN2
V1-5
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



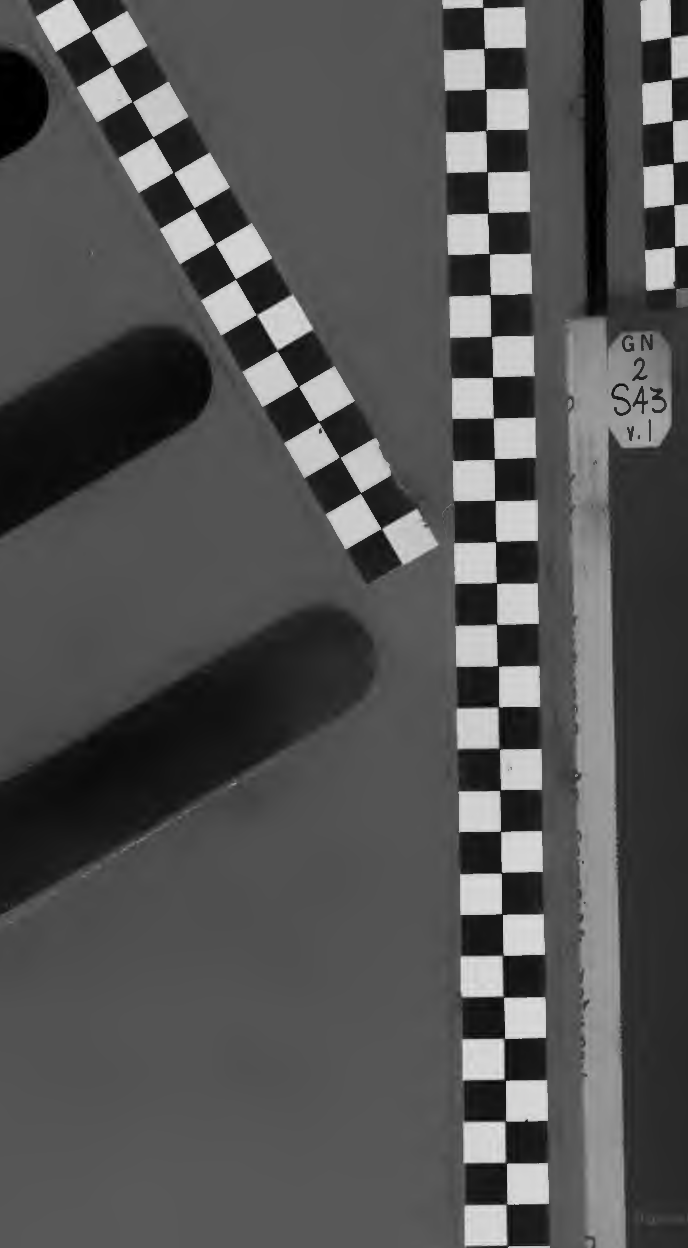



Sociedade portuguesa de

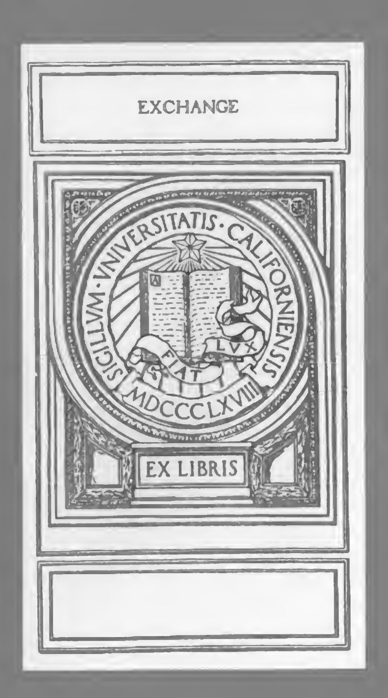











EXCHANGE
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Memorias publicadas pela Sociedade Portugueza de Sciências Naturais
II

ARTE RUPESTRE GALLEGO Y PORTUGUÉS

(Eira d'os Mouros y Cachão da Rapa)

POR

JUAN CABRÉ AGUILÓ

(Con cinco láminas y seis grabados)

LISBOA
[illegible]
[illegible]
[illegible]


ROPOLOGY L

Memórias publicadas pela Sociedade Portuguêsa de Sciências Naturais
II

ARTE RUPESTRE GALLEGO Y PORTUGUÉS

(Eira d'os Mouros y Cachão da Rapa)

POR

JUAN CABRÉ AGUILÓ

Con cinco láminas y seis grabados

LISBOA
IMPRENSA DA LIVRARIA FERIN
70, Rua Nova do Almada, 74
1916

Arte rupestre gallego y portugués

(Eira d'os Mouros y Cachão da Rapa)

Preámbulo

El arte rupestre de la Península ibérica se presenta con una série exuberante de matices, tanto de los tiempos paleolíticos, como de la edad de la piedra pulimentada y del principio de los metales, y en tal grado, que ninguna otra nación de Europa puede competir con la nuestra en dichas riquezas artísticas.

Por regla general, los estilos de ese arte, se agrupan por regiones, constituyendo verdaderos focos, en los que predominan las obras de un mismo caracter y época sobre las otras.

Así observamos, que en el Norte de España, el tipo de las pinturas y grabados de la caverna de Altamira es más o menos que el que existe en las restantes cuevas de las costas cantábricas y a la vez de los Pirineos franceses. En el Este, conocidas las características de los frescos roqueños, al aire libre, de Calapatá y Charco del Agua Amarga, no se hacen extraños, ni los de la provincia de Lérida, ni los de Albacete, Murcia etc., etc. Nada se diga de los esquemáticos de todo el Sur, que aunque variadísimos entre sí no pierden su sello, lo mismo como bajo otro aspecto, los grafitos de la meseta Central, y apesar de hallarse en todas estas diferentes partes de España, elementos decorativos rupestres, que difieren del conjunto particular, son ellos de escasa monta, esto es, sin duda fueron esporádicos o exóticos, que no arraigaron en la comarca.

Pero en Galicia y Portugal, según los conocimientos actuales, existen varias clases de manifestaciones rupestres bien distintas entre sí y en cierto modo, muy características de esas regiones.

Y deseando testimoniar mi leal reconocimiento y gratitud, ofreciendo esta breve Memoria a la Sociedad Portuguesa de Ciencias Naturales de Lisboa, por el inmerecido honor de haberme nombrado socio de ella, y por otra parte, queriendo hacer patente mi anhelo de vincular más y más nuestras relaciones científicas con los prehistoriadores portugueses, voy a ocuparme de manera concisa, de una de esas modalidades de arte rupestre, común a ambas naciones, representada expléndidamente en el pais hermano, en el sitio denominado *Cachão da Rapa* y en España, en *Eira d'os Mouros,* en la provincia de Pontevedra, cuyas estaciones arqueológicas son muy típicas en su índole.

Antecedentes históricos acerca de estas dos localidades

Como una y otra estación de arte rupestre de antíguo figuran en la bibliografía arqueológica, resumiremos brevemente las notas publicadas por los diferentes autores que han tratado de ellas y así podremos entonar un himno de admiración a todos aquellos, que aisladamente y anteponiéndose a su época, supieron dar su justo valor a cierta clase de estudios muy en boga ahora, merced a la eslabonada y metódica campaña científica internacional.

Con ello rendiremos un homenaje sincero al benemérito cronista portugués P. Jerónimo, Contador de Argote, a este porfiado narrador de las *letras* de *Cachão da Rapa,* la segunda figura de más relieve de la trinidad primitiva de investigadores de arte rupestre, de la Península ibérica: 1° Lope de Vega, en 1597 menciona las *cabras pintadas* de las Batuecas; 2° dicho erudito escritor lusitano, describe en 1734 y 1738; y dá ambas veces la reproducción de las pictografías contíguas al Duero, 3° D. Antonio Lopez de Cárdenas, o más bién su hermano el cura de Montoro, por su celo al copiar en 1783 los frescos murales de *Peña Escrita,* Fuencaliente, Ciudad-Real, y por su deseo vehemente de que fueran estudiados por personas peritas, según prueba el hecho u orden dada por él de desportillar parte del peñón y de remitir un fragmento del mismo, con cuatro figuras pintadas, al Gabinete de Historia Natural de Madrid.

La bibliografía sobre *Cachão da Rapa* nos la han dado a conocer, en primer lugar LEITE DE VASCONCELLOS [1] y últimamente VIRGILIO CORREIA [2].

Ciertas referencias del primero de los dos autores acerca de esta localidad se hizo eco en España el malogrado Presidente de la Real Academia de la Historia de Madrid, MENENDEZ-PELAYO [3] pero apesar que las cita en el mismo orden que el Director del Museo Etnológico de Lisboa, se deduce de su lectura que compulsó los textos originales o primitivos.

VIRGILIO CORREIA parece recabar en su artículo, para el VISCONDE DE VILA MAIOR, la primacía de las investigaciones que atañen a atribuir al *Contador de Argote* el descubrimiento de Cachão da Rapa realizado por este en la primera mitad del siglo XVIII. Véase en que se funda. Dicho ilustre procer escribió lo siguiente: «Entre as penedias do cachão da Valleira, do lado norte e proximo do rio, dizem existir um grande rochedo, no sitio que chaman *as letras* em cuja superficie se acham gravadas umas figuras enigmaticas, que ali existem desde tempos immemoriaes e cuja significação ainda ninguem revelou, e que não parecem pertencer a nenhum dos estilos graphicos conhecidos. No tomo II das *Memorias para a historia eclesiastica do arcebispado de Braga*, de Contador de Argote, pag. 486, se encontra uma gravura representando aquellas figuras, e nas paginas seguintes se narram curiosas tradições sobre o sitio; não as vimos, não examinamos o lugar, passaremos adiante; e eis-nos aqui entrados na região do Alto Douro» [4].

Diez y nueve años depués, LEITE DE VASCONCELLOS, en el primer tomo de su obra de las Religiones, págs. 360 a 362, aportaba otros nuevos datos de los expuestos en el libro del Contador de Argote; además describía un segundo trabajo del mismo historiador en el que este se ocupó otra vez del citado tema, copiando la descripción que hizo de aquel lugar

---

(1) Religiões da Lusitania. Lisboa, 1897, tomo I, págs. 360-362.

(2) Arte preistorica. Pinturas rupestres descobertas em Portugal no seculo XVIII. Artículo publicado en la Revista *Terra Portuguesa*, 1916, págs. 116-119.

(3) Historia de los Heterodoxos españoles. Segunda edición, 1911. Tomo I, pags. 97-99.

(4) VISCONDE DE VILA MAIOR, O Douro Ilustrado. Album do Rio Douro e Paiz Vinhateiro. Porto, 1876.

y el género de sus grabados, y en la figura 76 expuso un calco de la lámina del «penedo As Lettras» de la cual decía ser (a mesma nas duas) relaciones (fig. 1).

El facsimil del grabado mencionado, de Argote ha sido reproducido en el reciente artículo de Correia (fig. 2).

Veamos ahora en los términos en que describe el Contador de Argote, Cachão da Rapa. En cuanto al relato de su primer libro [1], opto por la traducción de Menendez Pelayo, por ser la más completa de todas

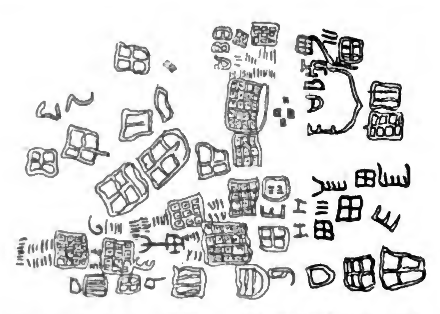


Fig. 1 — Composición de las pictografías de Cachão da Rapa, según Leite de Vasconcellos: Relig. da Lus. T. I, fig. 76.

las que se han publicado; literalmente dice así: «En el distrito de un lugar llamado Linhares, término de la villa de Anciaens, media legua del lugar, y a veinte pasos del rio Duero, está una gran roca que se despeña para el rio, y en la roca un peñasco de treinta palmos de alto, el cual de tal suerte se alarga y estrecha, que encima y debajo tiene ocho palmos de largo, y en medio doce. En la superficie y cara de este peñasco estan grabados de azul y rojo con colores muy vivos los caracteres siguientes. Estos caracteres dice las gentes de aquellas tierras, que se renuevan

(1) Memorias para a historia eclesiastica do Arcebispado de Braga Primaz das Hespanhas. Approvadas pela Academia Real, escritas pelo Padre P. Jeronimo, Contador de Argote. Tomo II. Lisboa Occidental, 1734, págs. 486-489.

todas las mañanas de San Juan, y ANTONIO DE SOUSA PINTO, en relación que mandó a la Academia afirma ser así, etc., etc.»

Respecto al de la obra que editó en 1738 (1) copiaré la referencia de LEITE DE VASCONCELLOS: «Cachão da Rapa, na margen direita do rio

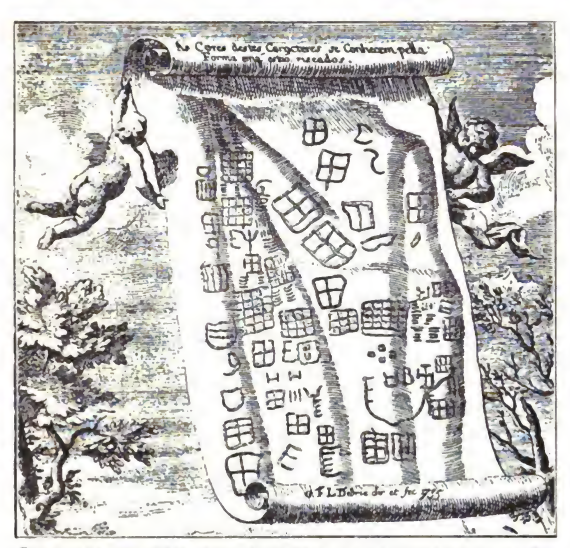


Fig. 2 — Las pictografías de Cachão da Rapa, según el *Contador de Argote*: Memorias para a historia eclesiastica do Arcebispado de Braga, etc.

Douro, que he precipitada em distancia de vinte passos do rio, está eminente hum penhasco todo cuberto de musgo, excepto em parte de huma face, que está muy lisa por espaço de dez covados em alto, e qua-

(1) De antiquitatibus conventus Bracaraugustani, libri quator, vernaculo latenoque sermone conscripti... a PETRE HIERONYMO Contador de Argote, Clerico Regulari... Ulyssipone occidentali, 1738, págs. 225-227.

tro em largo no meyo, nas estremidades tres; nesta tal face lisa se vem debuxadas diversas figuras com cores diversas a saber: huns quadrados, e outras que se não póde bem julgar se são jeroglificos, ou letras. Os quadrados em parte se parecem com os do jogo do xadres, em parte differem porque nem são tantos, nem de duas cores, nem brancos, e negros mas só de uma cor, que he hum vermelho escuro, a margen porém em huns he azul, outros a não tem. As de mais figuras se compoen das mesmas duas cores. O vulgo, e, o que he mais, alguns homens nobres, e eruditos, entendem que estas figuras se renovão todos os annos em dia de S. João Banptista pela manhãa, e que apparecem mais brilhantes: eu reputo isto por allucinação da vista».

A los pocos años después, que el Contador de Argote, según CORREIA, vuelve a tratarse del mismo asunto con ocasión de ciertas descripciones del término de Anciães, insertadas en el Diccionario Geographico [1] por P. LUIZ CARDOSO. Hízose el relato en esta forma «Neste mesmo sitio onde chaman *as Letras*, está huma grande lage, com certas pinturas de negro, e vermelho escuro quasi em forma de xadrez, em dous quadros com certos riscos, e sinaes mal formados, que de tempo immemorial se conservão neste penhasco. Dizem os naturaes, que estas pinturas se envelhecem humas, e se renovão outras, e que guarda esta pedra algun encantamento; porque, querendo por vezes algumas pessoas examinar a cova que se occulta debaixo, forão dentro mal tratadas, sem vêr de quem».

Luego, al parecer, el monumento pictórico de las orillas del Duero cae en el más profundo olvido de los eruditos portugueses. Pero viéndose que peligraba y probablemente iba a ser mutilado en la construcción de la línea férrea que trazose por dicho lugar, dice LEITE DE VASCONCELLOS, que el VIZCONDE DE SEABRA, llevado por su celo artístico, en la sesión del 5 de Mayo de 1853 de la *Camara dos Pares* pronunció un discurso patriótico, interesando al Ministro de Obras Públicas para que se respetara dicha estación de arte rupestre. Como resultado de dicho ruego se obtuvo otra copia de las pictografías, por JOSÉ FELIX ALVES «amarrado com uma corda,» cuya copia se reproduce en la obra de las Religiones de la Lusitania, en la figura 77 (fig. 3).

---

(1) Tomo I. Lisboa, 1747, pág. 469.

El último estudio sobre Cachão da Rapa llevose a cabo por POSSIDONIO DA SILVA en 1886 [1]. Publicó una nueva lámina que al juicio de LEITE DE VASCONCELLOS debe ser copia de la del Contador de Argote porque en una y otra existen los mismos signos, pero indicados por líneas punteadas los que apenas se veiau. Añade, que leyó inexactamente varias figuras incompletas de cuadros interpretandolas por E E y swásticas. Dicha lámina, POSSIDONIO mandola a la vez, a la Asociación francesa para el Progreso de las Ciencias de Grenoble de 1885.

Si desgraciadamente se confirma la sospecha de CORREIA, que ha



Fig. 3.—Las pictografías de Cachão da Rapa, según la copia obtenida en 1853. LEITE DE VASCONCELLOS: Relig. da Lusit. T. I, fig. 77.

desaparecido este monumento artístico [2] será una pérdida inmensa para la ciencia y el arte de la Península ibérica, pues desconozco pinturas análogas, y tan solo poseemos grabados paralelos a las mismas. Dicho monumento, por el colorido de sus signos era único, cuyo estudio, realizado en las circunstancias presentes de preparación especial, auguraría un éxito feliz para el conocimiento del pueblo que lo consagró. ¡ AMILCAR DE SOUSA también en la «Ilustração Portuguesa» lo dá como no existente ! [3]

No es tan extensa la literatura o bibliografía que poseemos los españoles acerca de la localidad de arte rupestre de Galicia, que voy a poner

(1) *Boletim da Real Associação dos Archeologos*, 1886, pág. 78 y siguientes.

(2) LEITE DE VASCONCELLOS me comunica, por carta, que cree que aún perdura.

(3) «S. Salvador do Mundo. Grande Romaria da Beira Alta», 26 de Agosto de 1907.

en parangón con Cachão da Rapa, debido más que a todo, por haber sido descubierta a mediados del siglo pasado, y ser sus manifestaciones grabadas, que por lo tanto, no atraen tanto la curiosidad de los campesinos y cronistas regionales como si estuvieran en color.

Creo fundadamente, que fué MANUEL MURGUÍA el primero de tratar de *Eira d'os Mouros* por los términos que hace su relato: En «San Jorge de Sacos y sitio denominado *A Cividade* (la ciudad) por ser tradición de que alli hubo una antiquísima, se halla una roca cuyos signos copiados por D. JOAQUIN CARBALLO, maestro de escuela de aquel partido, publicamos en la adjunta litografía. Como se vé los de dicha piedra, son más complicados y regulares que los que conocemos de la Bretaña aunque por desgracia igualmente ininteligibles (fig. 4).

No es la comarca denominada de Montes — en la cual la gran explotación del estaño desde los primeros tiempos del comercio semita en Galicia, puede ser un dato digno de estima para arriesgarse a señalar la época en que dichos signos debieron ser grabados — la única poseedora de esta clase de monumentos» [1].

Al finalizar el capítulo que expone el anterior relato, así como él de otras *insculturas* de Galicia, hace contar, que su propósito solo es reunir materiales para que otros investigadores depuren el asunto y si pasado algun tiempo nuevos especialistas no lo han llevado a cabo, se prometía seguir tratando del mismo tema.

Por lo visto, en la segunda edición que hizo de su obra en 1901 [2] no creía llegada la hora de complir su deuda, pues aunque aportó más datos sobre esta materia, no tantos como era de desear, dado el caudal inmenso que de estas riquezas arqueológicas existen en Galicia. Se limitó á decir que consideraba los grabados sobre rocas, que hay en el suelo en el monte Lobeira (Villagarcía), de las dos de San *Jorge de Sacos,* de Mogor y de Cachado do Bello (Salcedo), como de caracter religioso [3].

Después del anterior veterano arqueólogo nadie se ha ocupado con la

---

(1) Historia de Galicia. Lugo MDCCCLXVI. Tomo II, pág. 905. La lámina con los grabados de esta roca, véase al final del mismo tomo.

(2) Refundida en un solo tomo y editada en La Coruña.

(3) Pág. 595.

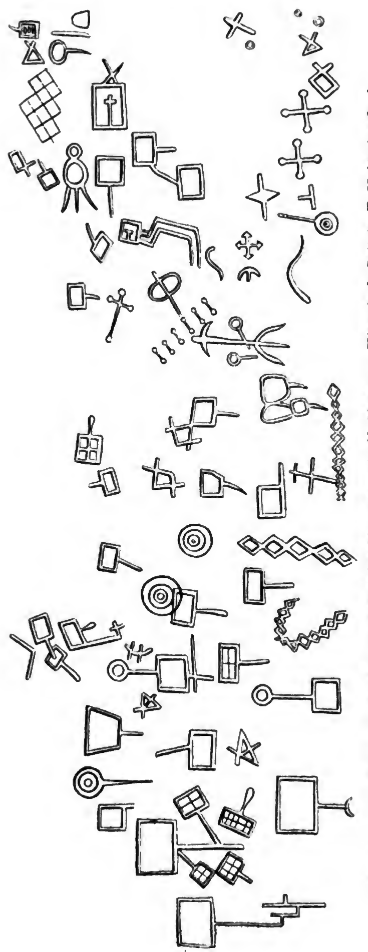


Fig. 4 — Composición de los grabados de Eira d'os Mouros, según M. Murguía: Historia de Galicia. T. II, lámina final.

atención que merecen de los grafitos de Eira d'os Mouros, hasta el presente Trabajo.

FERNANDEZ y GONZALEZ en su obra sin terminar (1) reproduce la lámina de MURGUÍA, y breves referencias de la laja de A Cividade, si mal no recuerdo, he leido en GARCIA DE LA RIEGA (2) y GOMEZ MORENO (3).

A quien modernamente llegó á interesar este monumento de arte prehistórico así como otros muchísimos de las rias del TAMBRE, AROSA Y MARIN ha sido al digno Presidente de la Sociedad Arqueológica de Pontevedra, D. CASTO SAMPEDRO, el cual poseía gracias al habilísimo lapiz del malogrado joven artista gallego Sr. CAMPOS, una lámina nueva del citado monumento, confeccionada con apuntes sacados de los grabados originales.

Dicho dibujo, así como sinnúmero de otras rocas de granito del Sur de la provincia de Pontevedra y Este de la de La Coruña, fueron expuestos por la anterior Sociedad en la Exposición regional de 1909 de Santiago de Compostela, y luego presentados por su autor, en 1910, a la Real Academia de la Historia de Madrid.

En mi «Arte rupestre en España», páginas 91 y 92, mi gratitud hice presente al Sr. SAMPEDRO por el benévolo recibimiento conque me acogió en el viaje que hice a Galicia en 1914, y por los datos facilitados por él referentes a estaciones de arte prehistórico. De algunas composiciones del Sr. CAMPOS saqué un calco, figurando entre ellos el de Eira d'os Mouros. Con tal documento me fuí a San Jorge de Sacos a confrontarlo con los grafitos auténticos.

Antes de todo, hago constar mi sincera admiración a las condiciones especiales del Sr. CAMPOS como dibujante arqueólogo. Sus dibujos recordaban al natural infinitamente mejor, que él del maestro Sr. CARBALLO, pero apesar de ello, a varios diseños faltábales algo esencial, carecian de ciertos matices que eran los que imprimían a la composición de A Cividade, entre otras, caracter y personalidad.

Por dichas circunstancias y además por haber visto que muchas fi-

---

(1) Primeros pobladores históricos de la Península ibérica.

(2) Galicia Antigua. Pontevedra, 1904, pág. 100.

(3) Pictografías de Andalucía. *Anuari d'Estudis Catalans,* Barcelona, MCMVIII, pág. 91.

guras no habian sido copiadas de Eira d'os Mouros, hice mi composición general, própia, cuya lámina reproduzco en esta Memoria (Lám. II).

Lugar en que se encuentran ambas localidades y otras circunstancias afines a ellas

El sitio de *Cachão da Rapa* queda bien precisado por los textos del Contador de Argote, o sea «en el distrito de un lugar llamado Linhares, término de la villa de Ancianes, a media legua del lugar y a veinte pasos del rio Duero».

LEITE DE VASCONCELLOS [1] aporta estos nuevos datos transcritos del historiador del Arzobispado de Braga: «No fundo d'esta pedra, em que estão os sobreditos caracteres, para a parte que olha para o rio Douro, está um portal, que parece obra da natureza, e, entrando por elle dentro, se acha em pedra firme huma grande sala com assentos á roda, e no meio uma grande mesa, tudo de pedra, segundo dizem pessoas que alli tem entrado e affirmão ver-se d'esta sala huma porta que vay para outras mais para dentro» [2] «Noutro ponto chama-se-lhe gruta» [3] «No principio do sec. XVIII houve quem fizesse excavações na *gruta*, descobrindo vasos de barro, de que ainda muitos annos depois d'isso existião fragmentos».

Eira d'os Mouros hállase como refiere MURGUÍA en San Jorge de Sacos, población situada en la carretera de Pontevedra-Cercedo-Carballino-Orense, al N. E., y a los 24 kilómetros poco más o menos de la capital de la provincia.

El caserio de San Jorge está dividido por la mencionada carretera en dos partes, levantándose las viviendas del lado derecho y oriental sobre las faldas de un monte en cuya pendiente y a la distancia menor de un kilómetro yérguese un picacho terminado en forma cónica, al cual, llaman en el pais *A Cividade* por existir restos arquitectónicos en su cima.

(1) Religiões da Lusitania, pág. 362.
(2) *Contador de Argote.* Memorias para a historia eclesiastica, etc., pág. 487.
(3) Obra cit., pág. 488.

Véase lámina I. Las escarpadas laderas de ese montículo hasta la cumbre están completamente llenas de inhiestos bloques de granito, más o menos redondeados por la erosión contínua de los siglos, salvo una gran laja situada al poinente y a diez metros de la coronilla del monte, que por la forma en que aparece estar, casi en sentido horizontal y por sus dimensiones, de unos diez metros de diámetro, los campesinos de la comarca bautizáronla con el nombre de Eira d'os Mouros. Su superficie aún no siendo de absoluta continuidad pues está resquebrajada toda ella, materialmente fué rellena de grabados bastante profundos y anchos, en parte desvanecidos por el desgaste del granito, (lámina II) los cuales para poderlos apreciar y obtener su copia, precisa ir allí, cuando la luz del sol esté en declive, ya en su faz saliente, ya en ocaso, nunca en pleno dia, ni mucho menos estando este nebuloso.

Examinando atentamente la parte superior de este promontorio, bien manifiesto se vé su forma artificial.

Un desmoronado círculo corona su cúspide, compuesto de bloques naturales de piedra, medio ocultos por el relleno humano de tierra.

Esa construcción ¿ pertenecerá al género de castros defensivos o al de las mámoas funerarias? ¿Estan en relaciones directas los grabados inmediatos de la laja con dichas ruinas?

Por otro lado ¿ los vestigios humanos de la cueva contigua de Cachão da Rapa, estarán intimamente ligados con las pictografías de tal peñasco? Respuestas estas a contestar luego. Sirvan los anteriores datos como precedentes para el estudio que a continuación expondré?

Lectura y significado de las manifestaciones en color, y de los grabados, de una y otra localidad

Que deben interpretarse casi todas las manifestaciones rupestres de ambos sitios como figuras humanas, no cabe dudarlo, y dados los conocimientos actuales puede exijirse, aunque parezca prematuro todavia :

1.° — El relacionar las obras de los dos lugares, objeto de este Trabajo, con las de otros sitios congéneres de la Península ibérica; ver su conexión con ellas y por consiguiente exponer el estilo a que pertenecen.

2.° — Fijar la época en que fueron hechas. 3.° — Deducir su significado o fin que persiguieron los artistas autores de las mismas.

Veamos en grandes rasgos si consiguimos dicho próposito, pero dejando sentado antes, que mi intento aunque osado, no lo es tanto, que crea hallar la solución, por lo que por ahora, me decido atrincherarme en el campo de las hipótesis.

1.° — En la bibliografía del arte rupestre de España y Portugal no existen trabajos a los que se pueda acudir como fuente verdad de consulta, para ver el paralelismo de las obras que nos embarga la atención, con las de otras localidades. ¿Donde estan pues los documentos comparativos? En varias rocas con grabados de Portugal y del Centro de España y en los ajuares funerarios de muchos dólmenes portugueses y españoles.

Pero antes de citarlos me parece lógico establecer el grado de estilización de las figuras humanas de Cachão da Rapa y de Eira d'os Mouros dentro del arte rupestre.

Parece admitirse, que el arte paleolítico se caracteriza por haber logrado representar la figura humana y animal en más o menos grado de perfección, en una palabra, por ser esencialmente naturalista.

Nos lo hallamos en el auriñaciense en su estado máximo se puede decir ya de adelanto, y en el continente europeo tal arte, no se aparta de los cánones del naturalismo hasta el magdaleniense final o superior. En esta época, tiende a geometrizarse, tanto la figura de los animales como la humana, o sea, se simplifican, estilizándose. Pero debe tenerse en cuenta, que en realidad no es una verdadera decadencia este nuevo aspecto, porque dichas estilizaciones solo se desarrollan en el arte que los franceses llaman *mobilier*, en los utensilios de hueso, marfil o asta, hallados en los hogares. En estos objetos casi siempre de forma redondeada, no existe campo propicio para desenvolver imágenes reales, por los espacios que se dejarían sin grabar, y como el objeto en ellos, es el decorarlo con más o menos simetría, con la estilización se suple el anterior inconveniente. Prueba de que en la misma fase se practican ambas modalidades se vé en muchísimas obras, y es el período á la vez de los soberbios policromados murales.

Existe la excepción de esa falta de naturalismo dentro del arte paleolítico, hasta ahora, en la parte Oriental de Europa. Es un arte aquel que procede de sus yacimientos (Mezine, Kieff y Predmost) distinto, muy geométrico, y pertenece a un auriñaciense avanzado o solutrense, y cuyos antecedentes y área de dispersión se desconocen.

A partir de la época de la piedra tallada, el arte bajo todos sus aspectos, en los tiempos prehistóricos, se ha metamorfoseado por completo, como si si hubieran perdido las facultades creadoras artísticas en dichas edades.

Aunque, por lo regular geométrico este nuevo arte en nada se relaciona a mi entender con aquellas formas estilizadas que se ven en las postrimerías del magdeleniense en las obras de los yacimientos cantábricos y de allende los Pirineos, como si se pretendiera afirmar, que los pueblos neolíticos e intermediarios, en España y Portugal no tuvieron por predecesores en sus escuelas pictóricas á los paleolíticos de las cavernas.

Si creo vislumbrar, en la penumbra de la estilización, el arbol genealógico de los artistas del neolítico, cuyas raices de su tronco parten del arte paleolítico, tipicamente del Oriente, de nuestra Península, de ese arte, que se halla al aire libre, que en sus composiciones interviene la figura humana, constituyendo elemento tan primordial como lo es la imagen de los animales y que quizás sea originario del Africa como lo deben ser todos estos pueblos posteriores que invadieron España primero, dejando múltiples y variadas manifestaciones artísticas.

Consúltese al efecto mi lámina III, donde aparece reflejado gráficamente mis teorías sobre el particular y al mismo tiempo según mi modesto criterio se verá en ella, la fase a que deben pertenecer las figuras humanas de Cachão da Rapa y de Eira d'os Mouros.

Con dicha lámina paréceme haber conseguido el fin que me proporía, osea el de determinar el estilo de las anteriores localidades.

Monumentos similares en un todo a los de Eira d'os Mouros desconozco en nuestra Península, pero figuras aisladas y otras que pertenecen a composiciones de la misma familia artística, en la región gallega existen: a un kilómetro de la localidad de A Cividade, en un peña del Outéiro d'a Portela d'a Cruz, término de St.ª Maria de Sacos; en el Penedo d'o Mato Fondo (Salcedo) y en Combarro (Juviño). También debe haberlas

en Asturias, pues en la piedra túmular de Corao, depositada en el Museo Arqueológico de Madrid, se pueden apreciar estilizaciones femeninas del expresado género. Figuras geométricas de cuerpo cuadrilátero son muy frecuentes en la meseta Central de España, pudiéndose citar los sitios de Retortillo y Manzanares (Soria); Miedes, Romanillos de Atienza, Alcolea de las Peñas, Tordelrábano, Aguilar de Anguita (Guadalajara); Corduente, Cheça (Cuenca); etc., etc. (1). En el Sur de España, la estación mas típica es la caverna de la Pileta (2), cuyas imágenes fueron pintadas en negro y por último en el extremo oriental se extienden esa índole de figuraciones, en su grado más estilizado hasta Campany (Gerona) (3).

LEITE DE VASCONCELLOS describe una nueva localidad de arte rupestre de Portugal la que con mucho acierto compara con las *As Lettras* de Cachão da Rapa. Consiste en una losa tosca de granito, hoy dia en el Museo Etnológico Português, la cual la halló él mismo a unos 600 metros de un dolmen llamado *Cova dos Mouros,* en el lugar de Pedraça, feligresía de Senhorim (Beira Alta) (4).

A la vez en el citado dolmen, una de sus lajas contiene varias cazaletas grabadas y dos figuras cuadriláteras, del tipo de las de Argote (5). Por último, dicho ilustre arqueólogo portugués cita otra tercera peña del concejo de Mangualde con grabados del consabido orden (6).

Sin duda alguna, las relaciones más íntimas del arte de Cachão da Rapa, como expuse antes, se encuentran en algunos objetos que forman parte de los ajuares funerarios de muchos dólmenes, cuyas obras nos fijarán por una parte, la época que pertenecen las pictografías del rio Duero y los grabados que he citado de Portugal, como al mismo tiempo, por deducción la de los de San Jorge de Sacos de Galicia. Esos objetos son las placas de pizarra.

---

(1) Todas ellas descubiertas por el Sr. MARQUÉS DE CERRALBO y el autor.

(2) L'abbé H. BREUIL, DR. OBERMAIER et le Colonel WILLOUGBY VERNER: La Pileta a Benaoján, (Málaga), Monaco, 1915.

(3) LUIS MARIANO VIDAL: Los grabados sobre el menhir y la piedra oscilante de Campany. Memorias de la Real Academia de Ciencias y Artes de Barcelona. Terc. ép., Vol. XI, N. 8, 1914.

(4) LEITE DE VASCONCELLOS: Rel. da Lusit. T. I, fig. 78, pág. 364.

(5) Obra cit., págs. 364-365, fig. 79.

(6) Obra cit. pág. 366, figs. 80 y 81.

Podríase relacionar al mismo tiempo, con las esculturas antropomorfas, y con los ídolos en falanges de animales, pero sería muy forzado este estudio. No tanto si se comparase con el decorado de los cilindros calcáreos de Portugal y de los huesos descriptos por SIRET ([1]). Pero teniendo a la vista que las pictografías del Contador de Argote declaran a voces su parentesco más aproximado con las placas de pizarra, para que complicar las investigaciones con ampliarlas.

En efecto, véase en la figura 5 como por la placa de Idanha a Nova (n. 1) y luego por el ídolo de tierra cocida del Museo del Louvre, procedente de Chipre (n. 2), pueden interpretarse muy bien las dos séries de trazos horizontales superpuestos al cuadrilátero ajedrezado de Cachão da Rapa (n. 3), como también por la líneas superiores, en sentido horizontal y de las pizarras del anta de Castello de Vide (n. 4), del concejo de Mertola (n. 5) y del dolmen de Herdade de Cavaleiros (n. 6), la indicación del tatuaje de la cara, y por los trazos verticales más superiores la iniciación del pelo de la cabeza, al ejemplo del barro cocido de Chipre.

Ahora bien, el ajedrezado, o departamentos interiores del cuadrilátero creo firmemente deben leerse como la representación no de plieges del manto exterior de las imágenes femeninas (así se había creido que lo eran los dibujos triangulares de la mayoría de las placas de pizarra), sino con mayor probabilidad, las labores del tejido de las telas que usaron las mujeres neolíticas. El ídolo de Vianna de Alemtejo (n. 7) parece demuestrarlo. Esa policromía que se infiere de los textos primitivos del Contador de Argote sería muy conveniente en caso que aún subsistiese el monumento rupestre de las orillas del Duero, examinarla de nuevo, pues su estudio quizás aportase datos importantísimos para el conocimiento de los trajes de aquellas edades. También podría presentarse la ocasión, en tal requisa de apreciar ciertos detalles que nada extraño es se pasaran desapercibidos a los varios copistas de Cachão da Rapa, porque para ello se requiere especial retina arqueológica. Esos detalles a que me

(1) SIRET: Religions néolithiques de l'Ibérie. Extrait *Revue Préhistorique*, 1908. Láminas IV, V y VI.—Orientaux et occidentaux en Espagne aux temps préhistoriques. Extrait *Revue des Questions Scientifiques*, 1906 y 1907. Lámina V, n. 4 y VI, n.os 2 y 3.

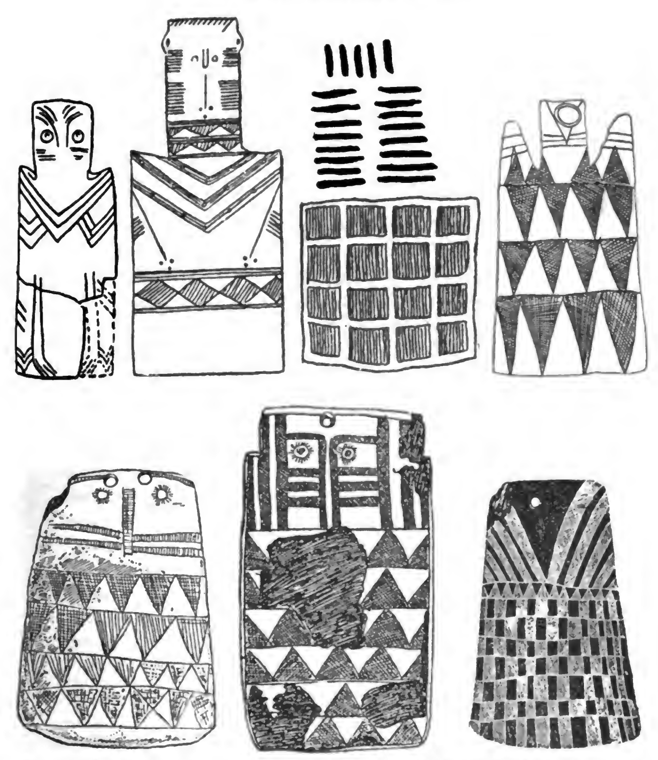


Fig. 5 — Paralelismo de las placas de pizarra con las pictografías de Cachão da Rapa. Línea superior, de izquerda a derecha: — 1 Idanha a Nova, según Leite de Vasconcellos: Rel. da Lusit., pág. 164. — 2 Placa de barro cocido, de Chipre, según Dussaud: *Revue de l'École d'Anthrop.*, t. XVII, fig. 74. — 3 *Pictografía de Cachão da Rapa.* — 4 Anta de Castello de Vide, según Estacio da Veiga: Antig. Mon. T. II, lám. VIII. Línea inferior: — 5 y 6 Concejo de Mertola y anta da herdade dos Cavaleiros respectivamente, según Leite de Vasconcellos: Hist. do Museu Etn. Port., nos 17 y 18, lám. II. — 7 Vianna do Alemtejo, según Estacio da Veiga: Antig. Mon., lám. X.

refiro, completarían de una vez las imágenes femeninas y servirían para indicar los ojos, nariz y extremidades, aunque estas de esperar es, fueron hechas muy esquemáticas, como en Eira d'os Mouros.

Asombra y admira contemplar la riqueza ornamental esquemática de todo el arte neolítico, reveladora de una teogonía muy arraigada en los pueblos de la piedra pulimentada.

2.—Del arte rupestre estilizado, de ese que se aparta de los linderos del naturalismo y ha penetrado por completo en el campo del emblema, no se ha podido fijar aún una sincera cronología.

El dato más cierto que se posee sobre ella es, que la mayoría de dicho arte pertenece a las épocas neolítica y principio de los metales. Ello no cabe dudarlo y se poseen datos concretos e irrefutables.

De las épocas intermediarias entre estas edades y la paleolítica, en la Península Ibérica faltan en absoluto documentos.

Nada existe comprobado del aziliense, capsiense final, tardenoisiense y campiniense. Cuantos ejemplos se expongan como coincidentes con los cantos pintados de Mas-d-Azil, y precursores a ellos, todos absolutamente, todos, se hallan en monumentos neolíticos.

En vista de lo que antecede, o debe esperarse al dia de mañana que posteriores descubrimientos llenen aquellas lagunas, o debe conjeturarse, que ese arte aziliense estampado en los cantos de rio, de allende los Pirineos, fué transmitido a los últimas generaciones azilienses de Francia y del resto de Europa por neolíticos iberizados los cuales penetraron a nuestra Península por el Norte de Africa, o sea por el estrecho de Gibraltar.

Como decía en mi Articulo sobre los grabados rupestres de la Torre de Hércules [1], parte de los modelos de las pictografías estilizadas hállanse en el interior de dólmenes: en los de Beira Alta, Monte de Barbanza (Coruña) y mámoa de Lijó; en la piedra túmular de Asturias del

---

(1) *Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos.* Madrid, Mayo 1915. Tirada aparte, págs. 10 y 11.

Museo Arqueológico y en el dolmen de Cangas de Onis [1]; en las grutas artificiales de Merendilla y Cihuela (Guadalajara y Sória) y en otro dolmen de Jerez de los Caballeros (Badajoz). Por lado distinto recuérdese, que idénticas a las estatuitas de alabastro y pizarra de SIRET, MOTOS y del dolmen de Tijola (Almeria) existen pinturas rupestres por todo el Sur de España por cuyas formas y tamaño nos demuestran ser unas y otras obras contemporáneas.

Y debe tenerse presente además, que aparte de la concordancia expuesta de formas, entre las pictografías estilizadas del aire líbre, con las del interior de los dólmenes y cuevas artificiales; entre las primeras y las estatuillas de las sepulturas, túmulos y dólmenes, poseemos otras pruebas también terminantes sobre la edad de esas pinturas geométricas: la similitud de la industria lítica hallada al pie o base de las rocas pintadas, en un todo igual á la de los dólmenes con arte mural. No es ocasión esta de hacer su estudio, pero sí el anunciarlo.

Faltaba por fin, buscar los paralelismos escultóricos, de edad fija, con las pictografías de Cachão da Rapa y por ende con los grabados de Eira d'os Mouros y estos los hemos descubierto como ya se ha demonstrado anteriormente en la figura 5.

Las placas de pizarra portuguesas y españolas de Extremadura [2],

---

(1) Por mi descubiertas en Septiembre de 1915. Parece extraño que tales pinturas y grabados apesar que este monumento se conocia de tiempo inmemoríal, no fueron advertidas por tantos y tantos especialistas españoles y extranjeros que lo visitaron. Ya en el seglo XVII, el P. CARVALHO se ocupó de él; lo mismo MORALES y cuando RADA y DELGADO en 1871 lo exploró, ya ASSAS y otros antes hicieron excavaciones en dicho sitio. Se describió y reprodujo una losa del dolmen con *supuestos* relieves que no eran otra cosa que protuberáncias naturales de la peña. Consúltese la Geología y Protohistória ibéricas de VILANOVA y RADA DELGADO, fig. 35.

(2) Véase un bello conjunto de esas placas y su bibliografía en LUIS SIRET: Religions néolithiques de l'Ibérie, láms. VI y VII; más los datos que aportan sobre otras españolas, de Valencia de Alcantára y de la dehesa de Mayorga y Garrovillas, JOSÉ DE VIU: Extremadura, Colección de sus inscripciones y monumentos, Madrid, 1852 y FELIPE L. GUERRA: Notas á los antiguidades de Extremadura de JOSÉ DE VIU. Coria, 1883, según MENENDEZ PELAYO: Historia de los Heterodoxos españoles. Madrid, 1911, T. I, pág. 112.

Y las modernas monografías: HERNANDEZ-PACHECO, CABRÉ y CONDE DE LA VEGA

representativas de la *diosa femenina funeraria,* como las de SIRET de forma distinta, acompañaban a los difuntos en su última morada y por ello siempre se las encuentra en los enterramientos. No fueron fabricadas, quizás, para otro fin, y por esto en su mayoria no presentan indicios de desgaste.

Comoquiera que LEITE DE VASCONCELLOS, ESTACIO DA VEIGA, CARTAILHAC, CORREIA, etc., etc., están todos conformes que fueron halladas aquellas divinidades (no *tutelares* del muerto, más bien *procreadoras,* estoy persuadido) en sepulturas de la época neolítica, y como a la vez los ídolos de SIRET se encontraron en ajuares del neolítico final (1), probablemente las pictografías de Cachão y de San Jorge de Sacos pertenecerán a la misma edad.

El dignísimo Director del Museo Etnológico Portugués en su obra Religiões da Lusitania (2) ya preveía la edad del arte de Cachão da Rapa por las siguientes observaciones «Temos pois *cantinhos* nas *Lettras* de Argote, no monumento da Pedraça e na arca dos Amiaes; pois que nesta última se achão associados a covinhas, que, como vimos, datárão dos

---

DEL SELLA: Las pinturas prehistóricas de Peña Tú. Com. de Invest. Paleont. y Preh. Mem. 2, Madrid, 1918.

LEITE DE VASCONCELLOS: Excursão arqueológica na Extremadura Transtagana. Lisboa, 1914.

JOAQUIM FONTES: Sobre a Tatuagen facial en idolos prehistoricos e gentilicos. *Archivo de Anat. e Anthrop.* Lisboa, 1915.

LEITE DE VASCONCELLOS: Historia do Museu Etnologico Português. Lisboa, 1915, lám. II.

VERGILIO CORREIA: Idolos prehistoricos tatuados de Portugal. Separata da Aguia. Lisboa, 1915.

HERNANDEZ-PACHECO: Pinturas prehistóricas y dólmenes de la región de Albuquerque (Extremadura) *Bol. de la R. Soc. esp. de Cienc. Nat.* Madrid, 1916.

(1) LEITE DE VASCONCELLOS en su Historia do Museu Etnologico Português, pág. 178 indica que esas «chapas ou medalhões amuletiformes de lousa, tão vulgares nas antas do Alentejo e Algarve, e que tambem aparecem, embora menos, na Extremadura e na Beira, julgo do mesmo modo serem proprias do começo dos metais; e como em algumas de fórma humana parece se figurou tatuagem, temos aqui mais um elemento etnografico de periodo calcolitico». Respetando su autorizada opinión, dichas placas aunque del final del neolítico, las juzgo de una fase en la que aún los metales no se fabricaban.

(2) T. I, pág. 365-366.

tempos neolithicos, e a arca, em cuja exploração só encontrei instrumentos de pedra, pertence tambem á epocha e civilizacão neolithicas, fica assim entendido que o célebre penedo do rio Douro se deve attribuir á mesma epocha e civilização. A *gruta* que Argote diz ficar perto, e d'onde se extrahirão vasos e uma «grande cruz de prata», era muito provavelmente um monumento prehistorico, talvez um tumulo, onde tão vulgarmente apparece ceramica; a *cruz de prata* não passará de alguma faca de alvo silex, que o povo facilmente elevaria á categoria de prata e de cruz, porque «quem conta um conto accrescenta um ponto» ».



Fig. 6—Detalle de la composición de Cachão da Rapa representando una danza ceremoniosa.

3.º — ¿ Que entendemos pueden significar las pictografías de Cachão da Rapa y los grabados de Eira d'os Mouros? ¿ Que fin tienen?

Indudablemente, la composición general de la localidad portuguesa representa una danza ceremoniosa, en la que interviene una sola figura de hombre desnudo, en torno del cual bailan muchas mujeres vestidas. Véase un detalle de esa danza en la figura 6, tomado del extremo superior izquierdo de la escena de la lámina de ARGOTE, cuya lámina, el artista DEBRIE la campuso invertida, siendo causa dicho defecto, que aparezca la imagen de varón, en la misma, cabeza abajo. LEITE DE VASCONCELLOS la publicó en sentido horizontal, debiendo a mi entender reproducirse tal como la presento en mi figura 6. Algunos de los signos de tal dibujo quizás fueron mal copiados, otros debian estar incompletos, por esto no dudo, que haya alguien, que varios de ellos, se resista admitirlos como imágenes humanas femeninas. Con todo, el conjunto debe responder más a la realidad, que la segunda copia que se obtuvo en 1853 (fig. 3).

Otra ceremonia parecida a la anterior (baile) tiende también a figurar el conjunto de grabados de la provincia de Pontevedra (lámina II). Pero en dicha composición, nada extraño sería que existieran dos o tres escenas del mismo género, pues entre tantas estilizaciones de mujer se distingen por lo menos dos siluetas de hombres. La una, se halla situada en el tercio superior derecho y la otra en la parte baja, casi en la mitad del desarrollo decorativo de la peña. Aunque no es frecuente ver en las pictografías, en las composiciones de arte rupestre estilizado, más de una figura de varón, sin embargo, de vez en cuando, aparecen, pero constituye este caso una rareza. En Punta Herminia de La Coruña, había varias danzas y hallábanse separadas las escenas por círculos que servian de marco a las mismas.

Examinando los grabados femeninos de Eira d'os Mouros se aprecian figuras de diferentes grados de estilización. ¿A que obedece esta coexistencia de estilos, o más bien expresado de tipos distintos de figuras humanas? En algunas localidades no cabe dudar, que tanto las más realistas como las esquemáticas son contemporáneas unas y otras : por el sistema de componer y más aún por presentar la misma intensidad de colorido, y en tales ocasiones lo atribuyo a un intento de perpectiva aérea por los artistas neolíticos. Los términos los traducian quizás simplificando más o menos los elementos que integraban el asunto, y no tuvieron en cuenta el otro factor mas importante todavía para solucionar este problema, que consiste en las dimensiones de los objetos, tanto mayores se representan cuanto más cerca esten del expectador. Esta última parte de dicho problema nunca lo comprendió la gente de aquellas épocas.

Dos palabras finales acerca del significado de esas ceremonias.

Todas estas representaciones rupestres, de danzas, con certeza plena tienen caracter funerario, relacionadas siempre con enterramientos que se hicieron en las cercanias del lugar de las pictografías o grafitos.

Concretandonos a nuestras dos localidades con arte, Leite de Vasconcellos, en el último párrafo que de él he copiado dá entender que muy cerca de Cachão da Rapa, en el sitio donde apareció la cerámica y la *cruz de prata* hubo «un monumento prehistórico, talvez un túmulo». Sea cueva o túmulo, existen indicios fundados para creer, que en las inmediaciones del risco con pinturas debió haber una sepultura y por

ella se decoró el *penedo*, estando las unas y otra intimamente ligadas.

Por noventa y nueve probabilidades contra una, la construcción que se vé en la cima de A Cividade de San Jorge de Sacos se relaciona a la vez, con la laja grabada de Eira d'os Mouros, y quizás tambien, sea un monumento funerario los tales restos arquitectónicos vecinos a ella.

Es bastante frecuente hallar enterramientos prehistóricos en las vecindades de los sitios con arte rupestre estilizado. Cerca de Pedraça hay la arca dos Mouros; de España, GÓNGORA relata (1), que encima de la cueva de los Letreros, en el Maimón Chico, aparecen muchíssimas sepulturas excavadas en las rocas. Las pictografías de la cueva del Gabal (Almeria) estan en una pequeña cueva situada sobre otra, que por la forma interior parece una cavidad adecueda para un sepelio. GOMEZ MORENO refiere (2), que cerca de la cueva de la Graja (Jaén) se hallaron utensilios neolíticos funerarios. Por donde hay grabados en las peñas, por la provincia de Soria y Guadalajara no lejos existen sepulturas de tipo *ilerdulitano,* excavadas en la roca, como igualmente por la comarca de la Laguna de la Janda a poco trecho de las cuevas pintadas: Tajo de lás figuras, Garganta del Cuerno, Dehesa del Carrizuelo, Garganta de Santa Victoria, Monte de Facinas, Cueva de las Brujas (cerca de la cuevas de los Arrieros y Piruétanos en los Barrios) y por último, estos mismos detalles y circunstancias pueden observarse por la region extremeña de Albuquerque (Badajoz), cerca de la frontera de Portugal (3).

En algunas de las cuevas antes mencionadas con sepulturas próximas, se ven en sus pictografías ciertos signos que pudieran interpretarse como cajas mortuórias: Cueva de Ranchiles (Bolonia), Cueva pequeña del Canuto de Ciaque, etc., etc. Donde no cabe duda alguna que así lo es y se vé paténtemente es en la Cueva Ahumada de la dehesa del Carrizuelo (Cadiz). De esta cueva y otras públiqué con el Sr. HERNANDEZ-PACHECO un avance, en el cual debido a una mala inteligencia con el

---

(1) GÓNGORA: Antiguedades prehistóricas de Andalucia. Madrid, 1868, pág. 72.

(2) Pictografías andaluzas. *Anuari d'Estudis Catalans.* Barcelona, 1908, páginas 100-101.

(3) EDUARDO HERNANDEZ-PACHECO. Pinturas prehistóricas y dólmenes de la región de Albuquerque (Extremadura). *Boletin de la Real Sociedad española de Historia Natural.* Febrero, 1916.

fotograbador se dió a la publicidad parte de la composición de dicha cueva pero sin incluir el dibujo que representaba la sepultura [1]. Ese detalle omitido lo subsanó luego mi coloborador, en su discurso inaugural del Congreso de la Asociación Española para el Progreso de las Ciencias de Valladolid [2]. Véase la escena que me refiero de la Cueva Ahumada en la lám. IV.

Teniendo presente las investigaciones modernas, creo ahora tambien, que representa una danza ritual funeraria la composición de Peña Tu [3]. La figura grabada, que en un principio creimos dada su forma indicaba un puñal [4], creo mas bien debe ser una sepultura, indicadora de un enterramiento en cuya memoria se hicieron dichas pictografías, simbolizando la imagén de la derecha la divinad generatriz a la que dirijeron sus invocaciones en el sepelio y confiaron el cadaver los deudos del enterrado, el signo-puñal el sepulcro, la escena humana la danza fúnebre y las puntuaciones lo ignoro pero quizás simbolizen, según algunos creen, el número de concurrentes a la ceremonia o a los varios actos que se hicieron en memoria del difunto. (Lám. V).

Debo hacer constar en honor a nuestro ilustre Presidente Sr. MARQUÉS DE CERRALBO, que esa misma interpretación que antes he indicado, desde el primer instante fué expuesta por él, la cual modestamente rehuyó imprimirla por no contraponerse a nuestros juicios. El origen de nuestro error se basaba en la forma estilizada de la sepultura, y mas aún por los cinco puntos que aparecen en el tercio superior, los cuales nos movieron a creer, que significaban los clavos de remache de la empuñadura con la hoja del supuesto puñal. Dichos puntos no deben relacionarse con el grafito y pueden pertenecer a las séries inmediatas de puntuaciones.

Invito al lector consulte mi artículo, que publiqué con el Sr. GONZALEZ DEL RIO, con el lema «Los grabados rupestres de la Torre de

---

(1) Avance al estudio de las pinturas prehistóricas del extremo Sur de España (Laguna de la Janda). Madrid, 1914, lámina XI.

(2) Estado actual de las investigaciones en España respecto a Paleontología y Prehistória, 1915, pág. 170 del tomo I.

(3) HERNANDEZ PACHECO, CABRÉ y CONDE DE LA VEGA DEL SELLA: Las pinturas prehistóricas de Peña Tu. Com. de Invest. Paleont. y Prehist. de Madrid. 1913. Lám. II.

(4) *Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos*, Mayo. Madrid, 1915.

Hércules» (La Coruña) (1) donde expuse hipoteticamente ciertas finalidades de tales ceremonias entre los neolíticos, y otras teorias relacionadas con el culto de los muertos en dichas edades prehistóricas.

Mi eminente maestro y sistemático censor Mr. l'abbé H. BREUIL en una nota bibliográfica que ha publicado sobre la anterior monografía en la *Revue Archéologique,* Marzo-Abril 1916, pág. 326, expone: «mais si beaucoup de ses reconstitutions nous paraissent audacieuses et même gratuites, il se peut cependant que quelques-unes, dépouillées de ce qu'elles présentent de fantaisiste, puissent ultérieurement résister à une sage critique». De agradecer habría sido que hubiera analizado tales doctrinas y expuesto esos puntos que pudieran considerarse más o menos fantásticos. Además no debía haberme atribuido en su nota descripciones inexistentes en mi Trabajo.

Por si acaso se refiere al caracter funerario de las danzas ceremoniosas rupestres no solamente he de manifestarle, que persisto suponendolas tal finalidad, sino, que también, que esos bailes rituales se celebrarian en determinadas horas del dia o fases del año, por la circunstancia de existir en muchos de dichas representaciones signos solares (uno solo en cada escena) acompañando a las figuras danzantes, con la particularidad, que en más de una composición solo se representó cierto número de mujeres, sin fijar cual, porque varian siempre, en actitud ritmica, en torno de una figura varonil y en un extremo de la escena un signo solar. Recuerdo con bastante fijeza además, que en determinada localidad de Sierra Morena en la que solo había la danza, a la figura solar substituíale una pintura que tal vez pueda interpretarse como una antorcha encendida.

Las estaciones de arte rupestre que hago últimamente alusión se denominan: El Piruetanal (Fuencaliente); La Golondrina (Fuencaliente); Cueva de los Murciélagos (Mestanza), los tres sitios de la provincia de

---

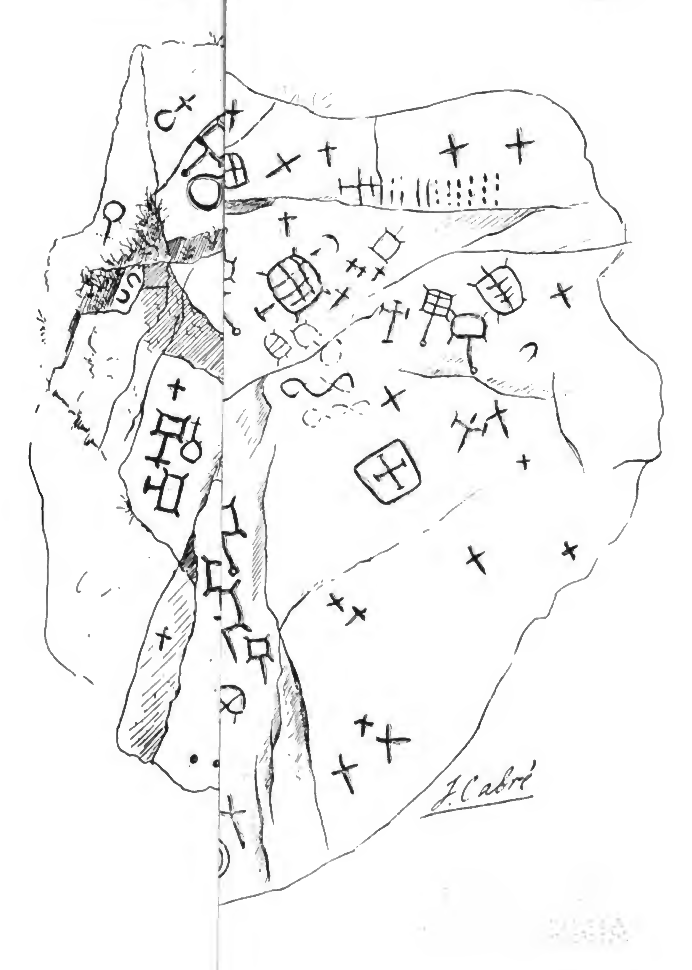
(1) Según consta en la página 8 de la anterior Memoria, fuí el «autor de la lectura y calco» de las manifestaciones artisticas de dicho monumento, por lo que recabo para mi solo la paternidad y responsabilidad, de la falsa interpretación que de al dibujo en forma de puñal, por lo tanto ahora me considero en el deber de hacer presente, que si en mi nueva teoria hubiera errar, no pretendo hacer solidarios a mis colaboradores de la Comisión.

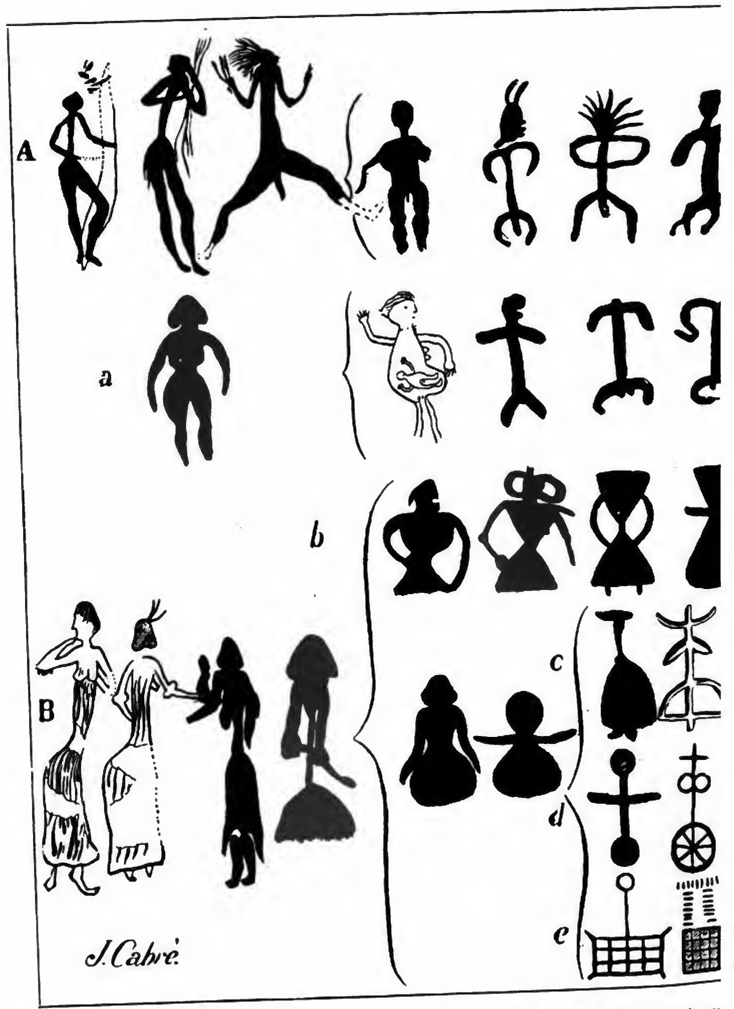
Ciudad Real; Canforros, Despeñaperros y Barranco de la Cueva (Jaen); Gabal (Almeria); Romanillos, El Hornillo y Cerrada de la Solana, (el 1.° prov. de Guadalajara y los dos últimos prov. de Sória); y además en dos abrigos del Zarzalón, de las Batuecas, y en otro de Garcibuey (Salamanca). La cueva con la antorcha se llama del Monge (Fuencaliente).

Madrid — Mayo 1916.

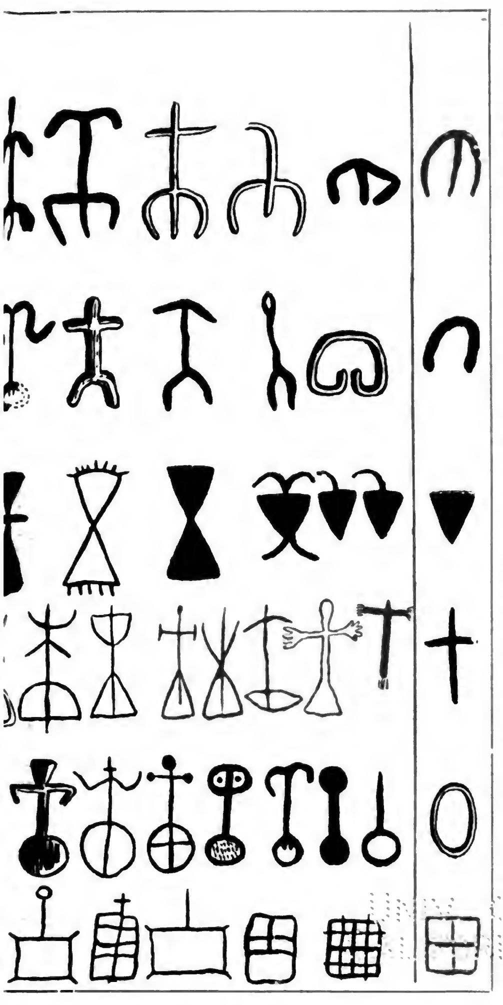
Cliché J. Cabré

A Cividade.
Eira d'os Mouros


J. Cabré



Croquis de la estilización humana, desde el paleolítico s[...]



A — Figura masculina. — B. Imagen femenina.

A — De izquierda a derecha. — 1 Calapatá (Teruel). — 2 Charco del Agua Amarga Teruel). — 3 Alpera (Albacete). Estas tres magdalenienses. — 4 Canforros (Ciudad Real). — 5 Golondrina, Fuencaliente (Ciudad Real).—6 Jimena (Jaén). — 7 Canforros. — 8 Aldeaquemada (Jaén). — 9 y 10 Retortillo (Soria). — 11 y 12 Aldeaquemada.

a — 1 Tajo de las Figuras (Cadiz), paleolítica.—2 Retortillo. — 3 y 4 Aldeaquemada. — 5 Golondrina.—6 Tordelrábano (Guadalajara). — 7 Torre de la Peña (Cadiz). — 8 Aldeaquemada. — 9 Retortillo. — 10 Aldeaquemada.

b — 1 y 2 Cueva Ahumada (Cadiz). — 3 Despeñaperros (Jaén). — 4 Los Gabilanes, Fuencaliente. — 5 Gabal, Velez Blanco (Almeria). — 6 Rabanero, Solana del Pino (Ciudad Real) — 7, 8, 9 y 10 Cueva de Los Letreros, Velez Blanco.

c — 1 Aldeaquemada.—2 y 3 Castro (Soria). — 4 y 5 Miedes (Guadalajara). — 6 Cerrada de la Solana, Carrascosa de Arriba (Soria).—7 Castro. — 8 Orrea (Cuenca). — 9 Aldeaquemada. — 10 Aldeaquemada

d — 1 Cueva de los Sauces (Laguna de la Janda).—2 Romanillos de Atienza (Guadalajara). — 3 Retortillo. — 4 Cerrada de la Solana.—5 Chequilla (Cuenca) — 6 Aldeaquemada. — 7 Golondrina. — 8 y 9 Aldeaquemada. — 10 Retortillo.

e — 1, 3 y 5 Eira d'os Mouros. — 2 y 6 Cachão da Rapa. — 4 Tordelrábano. —7 Caverna de la Pileta. — 8 Cova dos Mouros.

Linea B — 1 y 2 Alpera. — 3 Cogul.—4. Charco del Agua Amarga (las cuatro paleolíticas). — 5 Serrezuela, Fuencaliente (Ciudad Real). — 6 Aldeaquemada.

perior a la época de los metales



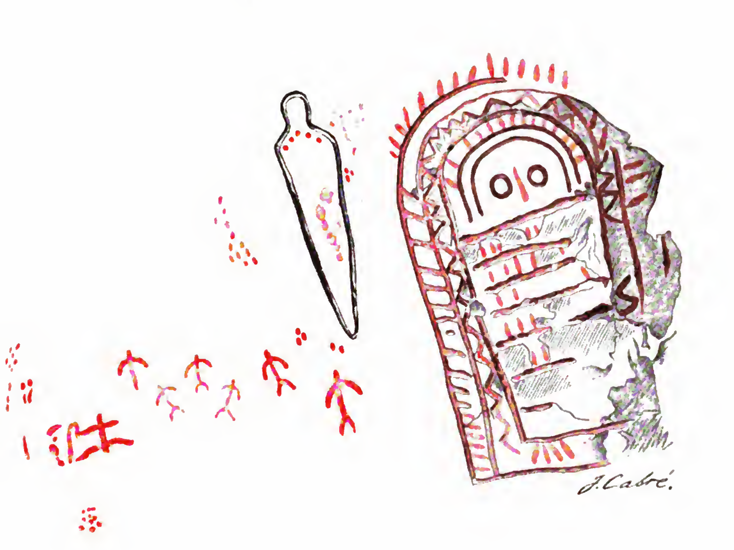
Danza ceremoniosa en torno de una sepultura. Cueva Ahumada, Medinasidonia (Cadiz)
Escala 1 : 6

Dibujo del autor, publicado por H. Pacheco: Conf. de la Sec. 4ª del Congr. V de la Ass. Esp. para el Prog. de las Cienc.



Composición general de Peña Tú (Asturias), que representa
Esc

Reproducción de la lám. II de la Mem. II de la Com. de Invest. Paleont. y Prehist. de Madrid.



ıa sepultura, la divinidad femenina funeraria y la danza ritual
:a 1:13

F ... esa

A — Bol

I —

II — ... to).

III — ... 0 estampas e 1

IV —

V —

VI — ... as).

... 1$50

B — Me

I ... páginas

... $85

C — Re

I ... inas com

... $25

II ... inas) . $10

III ... inas) . $10

IV ... nas) . . $10

